Das junge Deutschland

Johannes Moritz Proelss





Nach einem Oelgemälde von Lunteschütz a. d. J. 1845, im Besitze von Frau Justizrath Osius geb. Gutzkow, in Hanau.

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.

Motto: „Sprühender, blitzender, ins Jahrhundert
hinein wetterleuchtender Geist."
J. Scheffel über Hutten.

Stuttgart 1892.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Dieses Buch deutscher Geistesgeschichte, welches den Antheil der Literatur an dem Durchbruch der modernen Ideen des Liberalismus und Realismus im deutschen Bildungs- und Staatsleben schildert, kann ich nicht ohne Danksagung nach verschiedenen Seiten an die Oeffentlichkeit hinaustreten lassen.

Seit ich vor nun zwölf Jahren, bald nach Gutzkows Tode, für das Vorhaben, die Biographie dieses Dichters zu schreiben, bei seiner Wittwe, Frau Dr. Bertha Gutzkow in Frankfurt a. M., und seinen verstreut wohnenden ihn überlebenden Freunden, wie auch bei seinem einstigen Schicksalsgenossen Heinrich Laube in Wien freundliches Entgegenkommen und fördernde Theilnahme fand, bis zu dem Vertrage mit den neuen Besitzern der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, der mir die unentbehrliche Muße für die ruhige Gestaltung dieses Buches gewährte, habe ich von sehr Vielen Auskunft erbeten und Hülfe empfangen, ohne welche ich nie die meinem Plane entgegen stehenden Schwierigkeiten hätte überwinden können. Ursache und Charakter dieser Schwierigkeiten, die mich zwangen, mit der Wünschelruthe des literarischen Quellensuchers von Bibliothek zu Bibliothek zu wandern, durch mündliche und schriftliche Anfrage an hundert verschiedenen Stellen, durch Anknüpfung literarischer Beziehungen in Berlin, Leipzig, Breslau, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg, Kiel, Dresden, Wien, erst den geschichtlichen Rohstoff für meine Darstellung zusammen zu bringen, die mir ferner es nahe legten, statt einer Monographie über Gutzkow dieses weitergespannte Zeitbild zu schreiben, habe ich in meinem Eingangskapitel eingehend dargelegt. Aber wenn ich dort und im ferneren Laufe der Darstellung auch wiederholt Gelegenheit hatte, auf einzelne Persönlichkeiten hinzuweisen, die mir diese und jene wichtige Auskunft erschlossen, so bleibt mir doch noch übrig, den Dank an alle Uebrigen abzutragen, die mich in ähnlicher Weise mit Rath und That unterstützten. Als solche

möchte ich hier noch die Herren Oberbibliothekar Dr. Ebrard und Dr. Kelchner an der Frankfurter Stadtbibliothek und Herrn Dr. Berghöffer, den Vorsteher der „Freiherrl. Carl von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek" daselbst mit Hervorhebung namhaft machen. Die rühmenswerthe Anordnung der Stifterin dieser letztern, daß in Frankfurt a. M. entstehende literarische Arbeiten durch entsprechende Bücheranschaffungen besonders zu unterstützen seien, ist auch der meinigen wesentlich zu Gute gekommen.

Freilich war es während derselben Zeit auch mein Schicksal, all diesen außerordentlichen Aufwand von Mühe und Hingebung an eine Sache zu setzen, die von vielen Seiten und von tonangebenden Stimmführern weiter Bildungskreise als eine verlorene bezeichnet wurde. Der Verleger, der in mir zuerst den Gedanken einer Gutzkow-Biographie angeregt, trat unter dem Eindruck dieser Strömung von dem Unternehmen zurück und lange dauerte es, bis ein Anderer den Muth hatte, dasselbe — wenigstens in veränderter Gestalt — wieder aufzunehmen. Wie aber dieses Schicksal nunmehr der Arbeit die meiner persönlichen Geistesart besonders sympathische Form einer literarischen Rettung gegeben, so hat die längere Reifezeit gewiß auch sonst nur derselben zum Vortheil gereichen können. Das Bewußtsein, gegen mächtige Gegner für verdienstreiche, mit Unrecht verketzerte und verlästerte Geister und deren gute Sache ins Feld zu treten, konnte mich in dem freudigen Trotz, diese Arbeit doch durchzuführen, nur bestärken. Ihre Schmähungen wirkten als Ansporn, alles daran zu setzen, die geschichtliche Wahrheit an ihren Dokumenten zu erweisen und dem wiedererweckten lebendigen Geist jener folgenreichen Frühzeit auch lebensvoll darzustellen. Weit mehr aber als ich bei einer mit Polizeigewalt unterdrückten Literaturperiode erwarten durfte, sah ich mich bald von den Ergebnissen meiner Forschung in dem Streben nach solcher Gestaltung gefördert. Die zerstreuten Elemente fügten sich von selbst zu einem Aufbau von geradezu romanhafter Spannung und dramatischer Steigerung, dessen Abbild zu schaffen, nicht mehr eine Mühe, sondern ein hoher geistiger Genuß war und es blieb bis zum Schlusse. Von Fund zu Fund wuchs dabei in mir die Ueberzeugung, daß hier die Thatsachen selbst, wenn sie nur erst der Vergessenheit entrissen und in Zusammenhang gebracht sein würden, die Legende der Gegner für immer zerstören müßten. Denn wie sollte dieser Sieg schließlich ausbleiben, wo es sich um ritterliche Vertheidigung von kühnen Wegbahnern des Fortschritts und wagmuthigen Pionieren von Deutschlands Wiedergeburt gegen die Undankbarkeit einer Zeit handelt, die im Rausch des Erfolgs

der opferfreudigen Geister vergessen hat, auf deren schwer erkämpften Errungenschaften sich der stolze Bau ihrer Erfolge erhob.

Je mehr ich vordrang in der Erkenntniß aller Zusammenhänge, Ursachen und Folgen und des Charakteristischen dieser Bewegung, je mehr das Chaos der Meinungen sich lichtete und der geschlossene Entwicklungsgang eines bedeutsamen und ergreifenden Dramas der Geschichte an ihre Stelle trat, um so klarer wurde mir auch, warum die einseitig-ästhetische und die einseitig-politische Betrachtung hier zu unzureichenden Resultaten hatte gelangen müssen. Ich sah das Bild einer literarischen Sturm- und Drangzeit, in der auf allen Gebieten geistigen Strebens — wie auf den folgenden Seiten ausgeführt ist — der brausende Keimwind einer neuen Zeit für Deutschland diejenigen Ideen zu knospender Entfaltung brachte, deren Blüthen und Früchte dem nun zur Rüste sich neigenden Jahrhundert seinen Charakter verliehen, einer Sturm- und Drangzeit, in welcher trotz des hartnäckigsten Widerstands der bestehenden Mächte, trotz Acht und Bann gegen die jungen Sturmgeister, diese gerade denjenigen Idealen das Recht auf Verwirklichung erstritten, welche auf die ruhmreiche Gestaltung der folgenden Geschichtsperiode von bestimmendem Einfluß waren. Und je deutlicher und greifbarer mir der aus Schutt und Asche der Vergangenheit sich erhebende Geist dieses wahrhaft jungen Deutschlands wurde, um so mehr empfand ich auch, daß es eine Ehrensache der Nation sei, den Führern dieser Bewegung ein gemeinsames Denkmal zu errichten, und eine Ehre, mit der Ausführung desselben betraut zu sein. Das erhebende Bewußtsein erfüllte mich und begleitete mich bei der Arbeit, daß diesem Werke eine für unsere Zeit wichtige Mission zufalle, die Mission, unserer Gegenwart mit ihren geistigen Gährungen, in welcher die Pflichten des Bürgers und die Rechte des Menschen, die allgemeinen Interessen und das individuelle Bedürfen, das Prinzip der Gleichheit und das der Freiheit gegen einander im Kampfe stehen unter der Herrschaft s o z i a l e r Ideen, das Bild einer ähnlichen Uebergangszeit vorzuführen, in welcher unter der Herrschaft der l i b e r a l e n Ideen junge Geister im Kampfe standen, aber ohne die Freiheit, die wir besitzen, und von einem hoffnungsfreudigen Idealismus beseelt, der selbst ihre Irrthümer verklärt und in schroffem Gegensatz zu dem Materialismus steht, welcher heute auf fast allen rein idealen Bestrebungen mit drückender Schwere lastet . . .

Ein Verzeichniß der Quellen, die für das Buch benutzt wurden, diesem beizugeben, verbot sich schon durch den Umfang, den dasselbe in Anspruch genommen haben würde. Auch habe ich zu Gunsten eines un-

unterbrochen fortschreitenden Vortrags mich im Texte stets auf kurze Quellenverweisungen und zwar bei solchen Stellen beschränkt, wo ein vorhandener Widerspruch meiner Angaben zu der überlieferten Meinung dies nöthig erscheinen ließ oder wo es sich um direkte Entlehnungen handelte. Die Eigenart eines Geschichtswerks, das zu einem großen Theil aus Werken, Zeitschriften und Dokumenten schöpfte, die durch Bücherverbote und ähnliche Maßregeln schon vor einem Halbjahrhundert dem Publikum entzogen wurden, und das durch den Nachweis solcher Aktenstücke die Behauptungen anderer zu widerlegen hatte, machte es andrerseits zur Pflicht, in solchen Zitaten möglichst wörtlich und möglichst ausführlich zu sein. Hier war ein Prozeß zu führen, in welchem das Wort der Vertheidigung am wirksamsten den Beklagten selber zufiel. Der Wunsch nach Geschlossenheit der Wirkung ist auch zum Anlaß geworden, das Ganze in einem einzigen Band, statt in zwei kleineren zu bieten und den Verlockungen zu widerstehen, welche sich aus der Verflochtenheit unseres Gegenstands mit den politischen Ereignissen der Jahre 1813 bis 1848, mit der Entwickelung der deutschen Presse und der Geschichte der lebendigen Wirkung von Goethe's Geist im Kulturleben unserer Nation ergaben. Aus ähnlichem Grunde ist das polemische Element fast ganz in das orientirende erste Kapitel verwiesen, so daß was in diesem die Apologie behauptet, in den übrigen elf Kapiteln in objektiv historischer Darstellung bewiesen wird. Und so hoffe ich, was in meinen Kräften stand, geleistet zu haben, um ein klares und festumrissenes Bild von einer Bewegung zu geben, auf welche in ganz besonderem Maße das herrliche Apostelwort zutrifft, daß es der Geist ist, der da lebendig macht.

Stuttgart, den 10. November 1891.

Johannes Proelß.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die literarische Revolution in der Restaurationszeit.

I.

Junge Geister.

Als nach der Zeit von „Deutschlands tiefster Erniedrigung“ die deutschen Freiwilligen, voll patriotischer Begeisterung dem Heerruf der Fürsten folgend, in den Kampf gegen Napoleon zogen und in gewaltigem Ansturm den korsischen Bedrücker aus dem Lande jagten, walteten über den Heeren als siegspendende Walküren die Genien der nationalen Einheit und der politischen Freiheit. Im Tornister Arndts „Katechismen“, auf den Lippen begeisternde Lieder, die von dem Vaterland sangen, das, soweit die deutsche Zunge klingt, reiche, und von der Freiheit, die nun diesem gemeinsamen Vaterland tage, zogen die Kämpfer hochgemuth dem Schlachtentod fürs Vaterland entgegen.

Auch in den inneren Kämpfen, in welchen das im Wiener Frieden um die verheißenen Früchte des Siegs betrogene deutsche Volk dem Bund der Machthaber entgegentrat, um die Ideale der Patrioten zur Wirklichkeit zu machen, walteten als Lenkerinnen der Geister zugleich der Genius der nationalen Einheit und der Genius der politischen Freiheit. Und die Hoffnungen und Wünsche, die Befürchtungen und Drohungen der bangenden Volksseele fanden Wort und Leben auf den Lippen begeisterter Sänger und Redner, Bildner des Worts, die jenen Stimmungen Ausdruck liehen in Thaten des Geistes, die deutschen Fürsten an ihre vor dem Kriege gegebenen Versprechungen mahnend.

Während aber die politische Geschichtschreibung unsrer Tage das Werden und Wachsen Deutschlands zum Reich, soweit es sich um die Leistungen der Staatskunst und des Heerwesens handelt, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erforscht und dargestellt hat, ist der Einfluß der Literatur auf die Gestaltung unsres Vaterlands zum in Einheit gefesteten

Rechtsstaat noch keineswegs in gleicher Weise zu gerechter Würdigung gelangt. Wohl leugnet niemand, daß die Wandlung aus dem ob seiner politischen Schwäche und Kleinstaaterei im Ausland belächelten „Volke der Denker und Dichter“ zu einer machtvoll geeinten Nation zur Voraussetzung hatte das Lehren und Singen jener Denker und Dichter, die der Sehnsucht des Volkes Deutung und Worte gaben in den Jahren, da die Politik der deutschen Kabinette nichts leidenschaftlicher bekämpfte als die Einigung der deutschen Völker zum Reich. Aber nur in undeutlichen Zügen stehen der Nation heute die idealen Geisteskämpfe vor der Seele, welche mit Aufopferung des Lebensglücks von vielen tausend deutschen Märtyrern erst mußten ausgefochten werden, ehe auf Grund des von ihnen bewirkten Befreiungs- und Klärungsprozesses die Realpolitik der Bismarck'schen Staatskunst ihre Ideale in Thaten umsetzen und auf ihre Weise und nach ihrer Macht hinüberleiten konnte ins wirkliche Leben.

Der amtlich berufene Historiograph der „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“, Heinrich von Sybel, hat neuerdings diese letztere in einem lebensvollen Geschichtsgemälde dargestellt; — die Vorbereitung des Deutschen Reiches durch die Wortführer des deutschen Volkes harret dagegen noch ihres Darstellers, der mit gleicher Treue und Hingabe die Akten derselben zu studiren hätte, was freilich weit schwieriger ist, da diese nicht in den Staatsarchiven verwahrt und geordnet sind und Seelenschwingungen und Gedankenströme im großen Volksleben sich nicht in diplomatischen Noten ausprägen.

Als eine Vorarbeit zu solchem Werke will die folgende Geschichte des „Jungen Deutschlands“ betrachtet sein. Sie ist ein Versuch der Lösung jener Riesenaufgabe auf begrenztem Gebiet. Sie ist eine „Rettung“ im Sinne Lessings zu Gunsten einer vielverkannten, vielverlästerten und doch höchst interessanten, verdienstvollen und für alle Zeit bedeutsamen Epoche deutscher Geistesgeschichte, deren bisherige Darsteller auf die genaue Kenntnis der Quellen und Akten verzichten mußten.

Auch die neuesten Arbeiten, wie die so verschiedenwerthigen Bücher von Feodor von Wehl und Georg Brandes, die den gleichen Titel mit dem unsrigen führen, sind ohne solche Studien entstanden. Das lebhafte Eintreten des Dänen Brandes für die deutschen Dichter, welchen unter dem Druck der Metternichschen Reaktionspolitik die Freiheit zur Muse wurde, im jüngsten Bande seines die „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“ schildernden Gesammtwerks unterlag in seiner Ausführung dem Totalzweck des Ganzen. Sein Buch bietet geistvoll geschriebene Charakteranalysen des poetischen Schaffens derjenigen Dichter,

die er nach seiner Auffassung dem „Jungen Deutschland" zuzählt. Er faßt unter diesem Begriff mit Umgehung der geschichtlich gegebenen Grenzbestimmung die Freiheitsdichter, welche geistig die Revolution von 1848 vorbereiteten, zusammen. Seiner kosmopolitischen Betrachtungsweise gemäß ist ihm die freiheitliche Richtung jener Poeten interessanter als ihr deutschnationales Empfinden. Eine die Wurzeln der Bewegung und deren Verästelung wirklich bloßlegende Darstellung, welche die Thatsächlichkeit der sich bekämpfenden und verbündenden Bestrebungen in ihrem organischen Wachsthum und wirklichen Verlaufe zu lebendiger Anschauung brächte, lag nicht im Plan seines Werks. Auch nur als Vorläufer eines solchen Buchs hat der inzwischen verstorbene langjährige Leiter des Stuttgarter Hoftheaters, Feodor von Wehl, seine tagebuchartigen Aufzeichnungen über seinen Verkehr mit Gutzkow, Laube, Mundt und andern Schriftstellern der vormärzlichen Zeit erscheinen lassen, die er vornehmlich als Mahnung an jüngere Kräfte betrachtet wissen wollte, diese Lücke zu füllen. Treffend sagt derselbe von diesen Führern seines eigenen anempfindenden Strebens: „Alle diese Autoren des jungen Deutschlands sind mehr oder weniger Vorläufer der Geschichte, die wir heute erleben, sind deren Mitbegründer und Stifter. Jeder von ihnen hat als ritterlicher Marquis Posa vor dem Genius unseres Vaterlandes gestanden und für Schillers Gedankenfreiheit gesprochen. Der Zug für diese ist der geistigen Physiognomie eines jeden von ihnen aufgeprägt und leuchtet von ihrer Stirn ... Sie sind alle viel angegriffen, verkannt und mißhandelt worden, ja sie thaten sich zuzeiten untereinander selbst das schreiendste Unrecht. Es war eben eine zersetzende, in sich gespaltene und zerrissene Epoche, in der sie lebten und schrieben. Ein hamletischer Odem wehte über Deutschlands politischem Boden. Es ging ein strenger und schneidender Wind, die Morgenluft eines neuen deutschen Zeitalters, und diese Morgenluft mit ihren feuchten Nebeln, ihrer grauen Dämmerung und ihrer anfröstelnden Kühle verwirrte und verblendete die Geister, die als Schildwache auf der Terrasse des Jahrhunderts standen." Jetzt, da der damals anbrechende Tag hell und klar vor unsern Blicken liege, sei es auch Pflicht, sein Licht auf jene Zeit der Dämmerung und Morgenröthe zurückfallen zu lassen. Die Verdienste jener Männer seien gleichsam vom Flugsand der Geschichte bedeckt, derselben Geschichte, die sie mit vollem Herzen und dem ganzen Aufgebot ihrer Geisteskräfte heraufzubeschwören beflissen waren. Diesen Flugsand gelte es zu beseitigen.

Es war keine kleine Arbeit, diese Beseitigung des Flugsands der

Geschichte und der — Legende, soweit sie in so verspäteter Stunde überhaupt noch möglich war, zu vollziehen. Was ist heute der Mehrzahl der Zeitgenossen das „junge Deutschland", die deutsche Kampfliteratur des dritten und vierten Jahrzehnts von unserm Jahrhundert viel mehr als ein vager Begriff, ein Schemen von unerhörten literarischen Versündigungen und unerhörten Bestrafungen derselben durch die politische Macht? Für wie viele verbinden sich feste Vorstellungen mit jenem Worte? Weder die politische noch auch die Literaturgeschichte ist bisher dem Jugendwirken jener Schriftsteller hinreichend gerecht geworden, denen im Jahre 1835 ein übereilter Beschluß des deutschen Bundestags für alle Zukunft die Ausübung des literarischen Berufs in unerhörter Verblendung zu verbieten wagte. Gerade weil dieses jugendliche Sturmlaufen im Ideenkampfe der Zeit gleichzeitig dem politischen wie dem literarischen Gebiete angehört, was sie der Gegenwart so interessant und historisch merkwürdig machen muß, gerade darum, scheint es, hat die Staatshistorie es der Literaturgeschichte, diese es jener überlassen, an eine gründliche Darstellung der so keck aufstrebenden, so gewaltsam unterdrückten Geistesbewegung zu gehen. Diese Aufsätze, Reisebilder, Novellen, Romane, was haben sie für einen ästhetischen Werth, sagte bisher der Literarhistoriker, der unter „Literatur" nur Werke der „poetischen Kunst" versteht. In politischer Beziehung — meinetwegen — da mögen sie wichtig sein. Für mein Fach aber — nicht der Rede werth! Und auf der andern Seite der gelehrte Staatshistoriker: Vom literarischen Werthe dieser Schriften will ich nicht reden, das ist nicht meines Faches; in politischer Beziehung aber — blinder Lärm —, diese Schriftsteller hatten keinen nachweisbaren Einfluß auf die Geschichte ... Und doch gehören diese halbverschollenen Werke zu den wichtigsten literarischen Denkmälern der gährenden Frühzeit unsrer politischen Reife zum Reich, einer Frühzeit, in der auch auf dem Gebiete des sozialen Lebens, der Kunst, der Wissenschaft und des Verkehrswesens der brausende Keimwind einer neuen Zeit für Deutschland diejenigen Ideen zur knospenden Entfaltung brachte, deren Blüthen und Früchte dem nun zur Rüste sich neigenden Jahrhundert seinen Charakter verliehen.

Die Geschichte des jungen Deutschlands umfaßt nicht nur das Jugendleben und Streben hochbegabter Schriftsteller, deren späterem Schaffen der verdiente Ruhm auch nicht ausblieb, sie ist vor allem die Beantwortung der Frage: Wie spiegelte sich in der deutschen Literatur eine Zeit, die im Widerstreit mit einer gewaltsamen Unterdrückung alles öffentlichen Lebens, mit einer Reaktion, die den herrschsüchtigsten gewalt-

samsten Absolutismus im Bunde mit der weltflüchtig und mystisch gewordenen Romantik und dem die Welt in Abstraktionen auflösenden Hegelthum zeigte, trotz alledem die Anfänge einer realistischen Empfindung und Darstellung der politischen und sozialen Zustände, die Anfänge eines öffentlichen politischen Lebens, einer selbständigen Presse als Organ freimüthiger Zeitkritik, einer parlamentarischen Volksvertretung, einer realistischen Methode der Wissenschaft, die Anfänge der modernen Volksliteratur zu wissenschaftlicher Aufklärung der Menge, des Schnellpressendrucks, des Schnellpostverkehrs, der Dampfschifffahrt, der Eisenbahnen, der Verkehrsfreiheit und die Emanzipationsideen zu Gunsten des vierten Stands, der Frauen sowie unsrer jüdischen Mitbürger ins Leben treten sah. Sie hat die weitere Frage zu beantworten, welchen Antheil denn die deutsche Literatur an diesen kolossalen Umwälzungen des sozialen und politischen Lebens, an dem Durchbruch des Realismus und des Liberalismus im deutschen Geistesleben gehabt hat. Die Geschichte des jungen Deutschlands ist eine zweite Sturm- und Drangperiode, welche die Blüthezeit des poetischen, wissenschaftlichen und politischen Realismus in unserem Jahrhundert ebenso einleitete, wie die Sturm- und Drangperiode der Geniezeit die Blüthe unsrer klassischen Literaturperiode im Zeichen einer geistigen Renaissance der Antike eingeleitet hat. Es fiel ihr die Aufgabe zu, das poetische Können dem politischen Ideenstrom der Zeit, sowie den Anforderungen der gewaltigen neuen Großmacht des geistigen Lebens, der deutschen P r e s s e anzupassen, die, alle bisherigen literarischen Wirkungsmittel überschattend, unter den Wettern der Zeit mächtig emporwuchs. Von der Literatur, die vom Geiste einer solchen Uebergangsgährung erfüllt ist, darf man keine fertigen Systeme, keine Meisterwerke der Dichtkunst, überhaupt keine Reife verlangen. Wer hat von den „Briefen der Dunkelmänner“, den Streit- und Trutzschriften der Pioniere des Humanismus und der Reformation deshalb gering gesprochen, weil sie nicht schön und klar gestaltet sind wie Homers Heldenlieder? Auch der Frühling bietet nur Knospen und Blüthen, die noch dazu unter Sturm und Regen aus welkem Herbstlaub und winterlichem Rinnsal hervorbrechen. Aber Frische bietet er, Werden auf allen Feldern und die Literatur solcher Frühlingszeiten der Geschichte kann nur gewürdigt werden, wie ein neuerer Dichter von Huttens Wirken gesagt hat, als „sprühender, blitzender, ins Jahrhundert hinein wetterleuchtender Geist“.

In Scheffels erst nach seinem Tode herausgegebenen „Reisebildern“ findet sich eine dem Andenken Petrarca's gewidmete Skizze „Ein Tag am Quell von Vaucluse“, aus deren elegischer Grundstimmung der

Humor des Dichters in grimmig-witzigen Ausfällen gegen allerlei Uebelstände der literarhistorischen Kritik und ihrer Registratoren-Tabulatur hervorblitzt. Da wird die schulmeisterliche Literarhistorie, die unter anderm dem edlen Sänger der Laura wegen seiner „sinnlichen Troubadour-Tändelei“ die Censur Nr. 4 in der italienischen Poesie ertheilt hatte, als „eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit“ geschildert: „sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe.“ Ihr Thun aber wird der grausam mechanischen Art verglichen, mit der man Sardellen einmarinirt: die Köpfe werden abgeschnitten, das Herz ausgeweidet, ranziges Oel darüber gegossen und Leiche an Leiche gebettet in die Todtenschreine ihrer Geschichtskompendien ... An diese schreckliche Alte und den Vergleich mit den geköpften Sardellen habe ich bei Beginn dieser Arbeit gar lebhaft denken müssen, als ich eine stattliche Zahl älterer und neuerer „Geschichtskompendien“ auf ihre Aussagen über die Schriftsteller des „Jungen Deutschlands“ hin prüfte und bis in die neueste Zeit immer wieder der schier unzerstörbaren Legende begegnete von einer „Verbindung“ junger Schriftsteller zum Zweck „anarchistischer Umtriebe“ gegen „Staat und Kirche, Christenthum und Moral“. Da liegen sie zusammen die Leichen, des Kopfes beraubt, entherzt, entseelt, eine der andern gleich, und das vor fünfzig und etlichen Jahren dem Bundestag von überhitzter Demagogenfurcht eingegebene Schandsprüchel vom jungen Deutschland wird von literarhistorischen Merkbüchern und patriotischen Gedenkbüchern den Kindern einer neuen Generation, ein Gruselmärchen, überliefert.

Wohl nie hat sich mit gleicher Willkür ein literarhistorischer Schulbegriff gebildet, wohl nie hat sich mit gleicher Zähigkeit ein längst erwiesener Irrthum in den Lehrbüchern erhalten. Wohl nie auch sind so grundverschiedene Charaktere und Geister unter ein gemeinschaftliches Joch zusammengekoppelt worden, um mit denselben Geißelworten durch die Arena der Literaturgeschichte gehetzt zu werden. Wahrlich ein Schicksal, wie es Dante in seiner Hölle den eigenen literarischen Gegnern nicht ärger hätte andichten können! Vergeblich haben die Betroffenen sofort nach ihrer Verurtheilung gegen diese Zusammenkoppelung protestirt und die freie Selbständigkeit ihres literarischen Thuns, den Mangel jeder verpflichtenden Verabredung in ihren Beziehungen nachdrücklich versichert — die Legende einer „Verbindung“ blieb bestehen. Vergeblich erwies das Weiterwirken der Einzelnen, wie so verschieden an Geist und Begabung, an Herz und Empfindungsweise sie waren — was von Wien-

conspiracy

barg galt, blieb weiter von Laube und Gutzkow gelten, was Gutzkow gethan, wurde weiter auch Wienbarg und Mundt zugeschrieben. Mitgefangen, mitgehangen! Da galt keine Einrede. Auch die soweit von der des andern sich trennende Laufbahn eines jeden änderte nichts daran. Vergeblich haben die beiden damals „jungen" Schriftsteller, die ihre bedeutende eigenartige Begabung später in reifen, weithin wirkenden Schöpfungen entfaltet haben, am Ende ihrer Laufbahn in autobiographischen „Erinnerungen" und „Rückblicken" auseinandergesetzt, wie locker das geistige Band war, welches die Richtungs- und Schicksalsgenossen vom Jahre 1835 in Zusammenhang hielt, wie nur die einen sich Heine, die andern aber Börne zum Muster genommen, wie die ganze Bewegung, welche der Bundestagsbeschluß lahmlegte, in geistiger wie künstlerischer Beziehung den Charakter eines gährenden Uebergangs aus romantischen Stimmungen und Anschauungen zu einer realistischen auf Leben und Wirklichkeit in Staat und Gesellschaft gerichteten Denk- und Kunstweise trug, die von den Idealen des politischen Fortschritts befruchtet wurde. Die Vier blieben zusammengekoppelt und mit dem Fluch besonderer Anrüchigkeit beladen; nur Heine gelang es, sich loszulösen, und an seine Stelle trat Gustav Kühne, der sich in einer Stunde heroischen Ehrgeizes freiwillig für diesen Posten gemeldet hatte.

Und die literarhistorische Wissenschaft? Die nicht auf kompendiöses Zusammenfassen von Namen und Daten angewiesene Forschung? Warum ist es auch ihr bis heute nicht gelungen, zu einer vollständigen und völlig gerechten Würdigung jener geistigen Bewegung durchzudringen, deren Schwertführer, Schildknappen und Schleppenträger die Bezeichnung „Junges Deutschland" im weiteren zusammenfaßt? Heine und Börne haben freilich wiederholt liebevolle Biographen gefunden, aber ihre hier in Frage kommende Führerschaft ist dabei nicht zu zusammenfassender Würdigung gelangt. Nicht als ob es an Versuchen solcher Würdigung ganz gefehlt hätte. Aber der Geist der Tendenz, welcher diese Schriftsteller selbst beseelte, hat auch die Besprechung ihrer Wirksamkeit von Beginn an zum Tummelplatz subjektiver Tendenzen gemacht. Als ihr leidenschaftlicher Gegner hat Julian Schmidt, als ihr bedingter Parteigänger Rudolf Gottschall die betreffenden Abschnitte in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts geschrieben. Die Tendenz, wegen deren sie Metternich aus politischen Gründen verfolgte, wurde ihnen wieder aus ästhetischen Gründen zum Vorwurf gemacht, als später der erstarkte poetische Realismus eines Freytag, Hebbel, Otto Ludwig, Heyse, Gottfried Keller,

in dem rhetorischen Hervordrängen jeder Art von Tendenz einen Verstoß gegen die realistische Kunst erkannte. Zu Gunsten von Freytags „Soll und Haben“, von Hebbels „Maria Magdalena“ und Otto Ludwigs „Erbförster“ wurde in den fünfziger Jahren Gutzkow bekämpft, sein „Werner“, sein „Akosta“, seine „Ritter vom Geist“ für unkünstlerisch erklärt und über diesen Rivalitäten vergessen, daß er doch derjenige war, der jenen die Bahn geebnet, der dem modern-realistischen Drama die Pforten der Bühne gesprengt und dessen Führerschaft jene drei Autoren sich anfänglich unter huldigender Ehrbezeugung untergeordnet. Wie Uhland 1848 in der Frankfurter Paulskirche von dem erhofften neuen Kaiser des ersehnten neuen Reiches sagte, daß er mit demokratischem Oele gesalbt sein werde, so hat fast von allen deutschen Dichtern, die um die Mitte des Jahrhunderts zu Ruhme gelangten — so wenig sie meist selbst dessen gedachten — zu gelten, daß ihrer eigenen Jugend etwas vom Feuergeist jenes Sturmes und Dranges beigemischt war. Eine ganze Generation von Erzählern, Dramatikern und Lyrikern, hatte das bahnbrechende Beispiel Jener zur Voraussetzung. Nicht nur die revolutionäre Lyrik, welche dem Sturmjahr 1848 vorausging, nicht nur die auf Wiederspiegelung der Zeit gerichtete Roman- und Dramendichtung, auch die neuaufblühende Epik und die historische Dramatik und Erzählung zeigt in der Stoffwahl und im Streben nach Realismus bei aller Selbständigkeit die Wirkung der vorausgegangenen Prinzipienkämpfe. Ja selbst der Antagonismus der strengkünstlerischen Gegenbewegung, die in der Mitte der fünfziger Jahre Geibel und Heyse zu Führern erhielt, zog nicht nur aus dem Bewußtsein seines Gegensatzes kräftige Nahrung, sondern konnte sich der Geistesrichtung, die jene anbahnten, trotz aller Feindschaft gegen das Tendenziöse in der Kunst doch nicht entziehen, wie Geibels politische Zeitgedichte und Heyses spätere Zeitromane beweisen. Gottfried Keller, der markigste unter diesen Wahrern und Mehrern der poetischen Kunst, mit dem ich diese Zusammenhänge oft besprochen, war sich derselben und des ihm aus der jungdeutschen Geistesbewegung gewordenen Erbes in späteren Jahren dankbar bewußt. Aber auch er war aufgewachsen in den Kämpfen des erstarkenden Kunstrealismus gegen die realistische Tendenzpoesie des vorangegangenen Geschlechts und eine persönlich-freundliche Beziehung zu diesen Männern hat auch von seiner Seite nicht bestanden.

Die tragische Seite dieses Schicksals der Jungdeutschen ist, daß sie selbst den Geist des Kampfes in die Besprechung ihres Wirkens hineingetragen und ihn immer aufs neue geschürt haben. Aus den politischen Kämpfen, in denen sie zu Dichtern gereift, trugen sie die Lust am Kampf,

das Bedürfniß, Partei zu ergreifen, Bündnisse zu stiften, Führerschaft auszuüben, in das rein literarische Leben. Auch einander bekämpften sie. Die Wirkung des gegen sie gerichteten Bundestagsbeschlusses wurde dazu der Anlaß. Er wirkte wie der Zauberstein der Medea. Statt sich gemeinsam gegen den Feind zu wenden, begannen sie, einander zu bekämpfen. Die einen sagten sich von Heine, die anderen von Börne los. Erst gab jeder dem andern die Schuld, die strenge Maßregel hauptsächlich veranlaßt zu haben. Dann erkannten sie, daß die ihnen nachgesagte Gemeinsamkeit als Hauptursache der Heimsuchung zu betrachten sei. Jeder aber von ihnen sah das Thatsächliche dieser Gemeinsamkeit, das zwischen diesen in freundschaftlichen, zwischen jenen in einem rein geistigen Verkehr sehr lockerer Art bestanden hatte, in andrem Licht. Daß in der That ein engerer Anschluß im Werden war, als die Verfolgung sie traf, darüber gingen sie selbst in den Tagen der Acht aus berechtigter Vorsicht mit Schweigen hinweg. Einen vollen Einblick in den Gang der Ereignisse, die zwischen Menzels Angriff und dem Bundestagsbeschluß sich ketteten, hatte auch keiner von ihnen. Im Gefängniß, auf dem „Schub", unter polizeilicher Bewachung fanden sie, ihn zu gewinnen, keine Gelegenheit. Sie konnten nur vermuthen, nichts nachweisen. Diese subjektiven Darstellungen wurden die Grundlage für die bisher gültige Auffassung. Denn ihre Irrthümer gingen zum Theil auch über in die erwähnten Selbstbiographien von Gutzkow und Laube (1875 und 1884). Daher die Widersprüche zwischen beiden und in den Arbeiten, die sich mit Bevorzugung auf diese oder jene stützten. Auch Kühnes Essay „Das Junge Deutschland", den dieser bald nach Gutzkows Tode in Westermanns Monatsheften erscheinen ließ, und Piersons „Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel" hat diesen Uebelstand nicht gehoben.

So hat sich zwar das Urtheil über die Werke jener Dichter, über die Stellung derselben in den geistigen Strömungen des Jahrhunderts seit den erregten Kämpfen der vierziger und fünfziger Jahre in erfreulicher Weise klären können, und die von Adolf Stern in seiner Geschichte der „neueren Literatur" erreichte Sachlichkeit und Vertiefung der Kritik ist z. B. ein bewundernswerther Beweis des Strebens nach Gerechtigkeit bei innerer Abneigung gegen die von jener Bewegung bekundeten Einseitigkeiten. Dem gereifteren Schaffen von Gutzkow und Laube hat es weder an zeitgenössischen noch an posthumen Lobrednern gefehlt. Seit dem durchbrechenden Erfolg, den Gutzkow mit „Uriel Akosta" und „Zopf und Schwert", Laube mit seinen „Karlsschülern" auf allen deutschen Bühnen mit dauernder Nachwirkung errang, hatten beide Dichter ja auf

längere Zeit die Führung im Literatur- und Theaterleben der Nation. Was sie als gereifte Männer geleistet, ist außer von den Genannten von H. Kurz, Karl Frenzel, Rob. Proelß, Franz Hirsch, L. Salomon, F. Mielke, Bulthaupt und Anderen im Zusammenhange eingehend gewürdigt worden und ein Bild davon lebt im Bewußtsein jedes Deutschen von literarischer Bildung. Anders blieb es mit jener Zeit, da die beiden Dichter wirklich sich als „junge Deutsche“ und für ein „junges Deutschland“ zu Wortführern berufen fühlten. Daß die späteren allgemein bekannten Werke in jener Zeit ihren Keim- und Wurzelboden hatten, ist noch niemals genügend ausgeführt worden. Und die feineren Zusammenhänge zwischen dem Denken und Dichten dieser jungen Geister mit dem persönlichen Erleben derselben, das aus den Bedingungen ihres Seins und Werdens sich ergebende Recht, in ihrer zeitgemäßen Individualität erkannt und anerkannt zu werden, sie sind auch noch nicht annähernd mit ähnlicher Hingebung und Treue berücksichtigt worden, wie sie die neuere Literaturforschung weit unbedeutenderen und weit weniger interessanten, uns ferner stehenden Geistern hat angedeihen lassen. Noch ist an dieser literarischen Bewegung, die in der patriotischen Begeisterung für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes wurzelte und in den mächtigsten politischen Zeitromanen des Jahrhunderts gipfelte, noch ist an ihr die Aufgabe nicht erfüllt worden, welche der Geschichtschreiber der romantischen Schule, R. Haym, sich selbst und jedem seiner Nachfolger in folgenden geistvollen Sätzen gestellt hat: „Die Träger einer bedeutsamen Literaturrichtung sind zunächst Schüler und Lernende, ehe sie Lehrer und Führer werden. Das Neue, welches sie vertreten, wird, indem sie selbst werden, und man kann bei der Charakteristik desselben nicht verweilen, ehe man es nicht aus einer Reihe individueller Anstöße und Bewegungen hat entspringen sehen. Die reellsten und die geistigsten Momente wirken dabei zusammen: die biographischen Zufälligkeiten der Geburt, Zeit, Ort, Abstammung und Familiengeist, das Vaterhaus und die Schule, persönliche Begegnungen, Studien, vielleicht dieses und jenes einzelne Buch. Alle diese Einwirkungen aber nehmen ihren Weg durch die Seele und reflektiren sich je nach der Natur dieser Seele. Es ist unerläßlich, zugleich das Durchgehende und Allgemeine festen Blickes zu verfolgen und zugleich verstehend und mitfühlend sich in die Eigenart von Individuen, in die inneren Erlebnisse bedeutender Menschen zu versetzen. Nur einzelne Kreuzungs- und Knotenpunkte gleichsam der durcheinander schießenden Fäden sind die schriftstellerischen Werke. Nur scheinbar setzt sich in ihnen die zwiefache Bewegung des allgemeinen und indivi-

duellen Geistes zu einem festen Niederschlag ab. Diese Werke nach rückwärts und vorwärts, nach ihrer Entstehung und ihren Wirkungen flüssig zu machen, ist die eigentliche Aufgabe der Geschichtsforschung. Sie hat das, was geschieht, in das Wie des Geschehens aufzulösen, um nicht sowohl Thatsachen zu verzeichnen, als Thaten darzustellen." Und sollte die von Haym also umschriebene Aufgabe, die er selbst für die romantische Schule gelöst hat, nicht mindestens ebenso lockend und lohnend sein in Anwendung auf die realistische Gegenbewegung, die der romantischen folgte, auf literarische Thaten, die den Thaten der praktischen Politik vorausgingen, welche die heutige Generation mit Stolz erfüllen, auf geistige Kämpfer, die für das Ideal eines in freier Verfassung geeinten Deutschland mit kühnem Märtyrermuth die Bresche legten in das Zwing-Uri der Metternichschen vaterlandslosen Rückschrittsära?

Die Aufgabe wäre wohl auch gewiß in unsern Tagen schon längst zur Lösung gebracht worden, wenn die Natur gerade dieses geschichtlichen Stoffes dafür nicht außerordentliche Schwierigkeiten böte. Derselbe Ukas, der 1835 die Schriften des „Jungen Deutschlands" zur Unterdrückung verdammte, hat der Forschung den Zuzug zu den Quellen der Bewegung mit Schutt und Trümmern verlegt. Die vom Wehen des Freiheitslenzes und Völkerfrühlings geweckten ersten Keime hat der Mehlthau der Reaktion damals zu Tode getroffen. Man dachte bei der Konfiskation der Bücher und Zeitschriften wenig daran, daß dies auch werthvolle Aktenstücke für ein merkwürdiges Kapitel deutscher Kultur- und Geistesgeschichte seien. Um so ängstlicher war man bemüht, die geheimen Akten des Verfolgungsprozesses zu hüten. So manches werthvolle Zeugniß für die Thatsächlichkeit jener Kämpfe ist darüber verloren gegangen. Im Jahre 1848 sind nach dem Zeugniß noch lebender Beamten des damaligen Bundestags — im besonderen kann ich Herrn Aktuar Leutheußer in Frankfurt a. M. als Gewährsmann bezeichnen, — auf Anordnung des österreichischen Bundes-Präsidialgesandten von Schmerling die Akten der Centraluntersuchungs-Commission zur Ermittelung revolutionärer Umtriebe eingestampft worden. Vermuthlich ist die eigentliche geheime Registratur, das junge Deutschland betreffend, ebenso untergegangen, denn in den seither in der Frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Akten findet sich nichts davon vor, wohl aber eine Lücke, die auf das Fehlen hindeutet. Der Brand von Hamburg 1842 zerstörte unglücklicherweise auch das Archiv der Buchhandlung von Hoffmann und Campe, den Stapelplatz für den Verkehr der verfolgten Schriftsteller in den nächsten Jahren nach dem Bundestagsbeschluß gegen sie. Wie

damals auch ein großer Theil der Briefe an Gutzkow aus jener frühen Zeit zu Grunde ging — er war damals Redakteur des „Hamburger Telegraphen" — so hat später Laube ein gleiches Unglück in Bezug auf die Briefe an ihn aus derselben Periode erlitten. Dennoch ist es mir gelungen, im Laufe des letzten Jahrzehnts manch reichlich spendende Quelle zu entdecken und der Forschung zu gewinnen. Unversehrt steht das Archiv der Cotta'schen Buchhandlung, für deren Zeitschriften nach Heine und Börne auch Gutzkow, Laube, Dingelstedt gesuchte Mitarbeiter waren, und diese Quelle hat unerwartet reiche Ausbeute gewährt. Die Aktenstücke des sensationellen Wally-Prozesses, wie so manches andre verschollen geglaubte Material, haben sich gefunden; die persönliche Nachfrage bei überlebenden Zeitgenossen hat noch vieles feststellen können; eine ganze Bibliothek von Memoirenwerken und literarischen Nachlaßschriften hat unzählige Einzelheiten dem Gesammtbilde zugeführt; eine Unmenge wichtiger Briefe sind inzwischen zerstreut veröffentlicht oder für die Benutzung beigebracht worden. So stand der Lösung der Aufgabe, von dieser merkwürdigen literarischen Bewegung ein lebenstreues Bild zu entwerfen, wenigstens stofflich nichts mehr im Wege.

* * *

Daß die Geschichte des „jungen Deutschlands" zugleich ein wesentlicher Bestandtheil unserer politischen Nationalgeschichte ist, geht aus diesen Akten in einem Umfang hervor, der in schärfstem Widerspruch mit der Behandlung steht, welche die Bewegung bisher von den Darstellern unserer neueren Geschichte erfahren. Wohl sind die thatsächlichen Begebenheiten, die ihren historischen Hintergrund bilden, oft genug und gerade auch neuerdings dargestellt worden, um sie hier als bekannt voraussetzen zu dürfen. Aber bis in die jüngste Zeit hat, wie Eingangs schon angedeutet, auch die politische Geschichtsschreibung der Nation es versäumt, die Verdienste und Leistungen der Literatur um die Wiedergeburt des Deutschen Reichs in ihrer Bedeutung zu würdigen und auch ihr gegenüber erwächst uns die Pflicht, zu tief eingewurzelten Vorurtheilen und kaum noch empfundenen Versäumnissen in dieser Einleitung Stellung zu nehmen und anzudeuten, was unser Werk als Forschungsergebniß den herrschenden Ansichten entgegen zu stellen hat.

Auch in dieser Beziehung hat ein besonderer Unstern über dem Schicksal der bahnbrechenden Geister gewaltet. Der erste, welcher die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts im Ganzen darzustellen wagte, Gervinus, war zugleich Literarhistoriker und als solcher hatte er, vom

Glanz der goethischen Kunstperiode geblendet, früh schon den Standpunkt vertreten, daß in Goethe die deutsche Poesie sich auf lange hinaus erschöpft habe, daß die neue Zeit von politischen Interessen beherrscht sei, die politische Poesie aber weder einen poetischen noch einen politischen Werth habe. Als Literarhistoriker war der spätere „Göttinger" um dieselbe Zeit hervorgetreten, als die Jungdeutschen ihren entgegengesetzten Standpunkt mit jugendlichem Ungestüm vertraten. Ein Zusammenstoß war unvermeidlich gewesen und der Nachhall dieser Kämpfe hat nicht bloß auf seine eigene, sondern auch auf die Auffassung seiner Nachfolger verhängnißvoll eingewirkt. In der Sammlung seiner kleineren Aufsätze (1837) und in Gutzkows Börnebiographie (1840) findet sich der Gegensatz in aller Schärfe ausgeprägt. So ist es gekommen, daß derjenige, der nach Menzels keckem Vorstoß zuerst mit wissenschaftlicher Begründung der Literaturgeschichte die Aufgabe gewiesen, daß sie ihren Stoff im Zusammenhang mit dem nationalen und politischen Leben, sowie den gesammten Kulturzuständen behandeln müsse, die deutschen Dichter seiner eigenen Zeit, ja seiner eigenen politischen Gesinnungsrichtung, nur mit ästhetischem Maße gemessen und als mangelhafte Epigonen der Klassiker von oben herab verurtheilt hat. Und sein Beispiel machte Schule. Es wurde namentlich in „akademischen Kreisen" guter Ton, von den jungdeutschen Schriftstellern mit ablehnendem Achselzucken, wenn nicht gar im Tone des bundestägigen Ketzergerichts zu reden. Die politische Geschichtsschreibung des Jahrhunderts gewöhnte sich, die Namen ganz zu ignoriren.

Aber auch wo dieses Vorurtheil aus ästhetischen Gründen nicht getheilt ward, beschränkte sich in den Darstellungen unsrer politischen Geschichte das Interesse am jungen Deutschland auf einen gesinnungstüchtigen Protest gegen seine Vergewaltigung durch den Bundestag. So ist erst neuerdings ein Werk erschienen, das speziell den Zeitraum „1815—1840" behandelt — „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte" von Karl Biedermann. Hier sehen wir in volksthümlichem Vortrag die Verdienste des deutschen Volkes und seiner Wortführer um den politischen Aufschwung der Nation geschildert. Es wird weder versäumt, auf den unheilvollen Einfluß der Romantik und des Hegelthums, noch auf die belebende Wirkung hinzuweisen, die aus den Kreisen der deutschen Rechts- und Staatswissenschaft erfolgte, wo die Ideen der französischen Revolution, die Theorien der Menschenrechte und des contrat social ihre Gährung im deutschen Geistesleben vollzogen. Es fehlt nicht der Hinweis, wie aus dem theoretischen Widerstreit von historischem Recht und Vernunftrecht, der bald nach dem

Wiener Frieden zuerst in dem Broschürenstreit zwischen Thibaut und Savigny hervortrat, sich die politischen Parteiprinzipien der Epoche entwickelten, das des „historischen Feudalismus“ der Reaktionäre, welche in Ludwig von Hallers „Restauration der Staatswissenschaften“ (1816—26) auf lange hinaus ihren Kodex fanden, und andrerseits der konstitutionelle Liberalismus, welcher für deutsche Staatseinheit, Rechtsgleichheit, und für Rede- und Preßfreiheit eintrat, geführt von Männern wie Rotteck und K. Welcker, deren „Encyklopädie“ ihr „Staatslexikon“ (1834 u. f.) wie des ersteren „Lehrbuch des Vernunftsrechts“ (1829—35) wurde und als deren für diese Uebergangszeit reifste Frucht Dahlmanns „Politik“ (1835) zu gelten hat. Daß aber die liberalen Ideen viel wirksamer, als es in der Art der Professoren und Parlamentsredner lag, durch jene „Unterhaltungsschriftsteller“ verbreitet wurden, die sie unter dem Druck der Censur und der Zeitungsverbote zum Geistessalz von belletristischen und ästhetischen Schriften machten, deren Form und Ton dem Geschmack des größeren Publikums entgegenkam, ist in dem Buche unerwähnt geblieben.

Auch den Anfängen des preußisch-deutschen Zollvereins und des deutschen Eisenbahnwesens widmet Biedermann besondere Kapitel, erwähnt aber nicht, daß diese Anfänge vorbereitet und begleitet wurden von einer reichen, vielgestaltigen, vielgelesenen Literatur, an welcher die geistvollsten Schriftsteller der Zeit sich betheiligten, als Bahnbrecher derselben aber wiederum die Führer des jungen Deutschlands. Den Staatsmännern arbeitete die öffentliche Meinung, dieser die Literatur voraus. Während sich die Verkehrsminister der Einzelstaaten, die Ritter vom „patriarchalischen Frieden“ vor jeder Neuerung des Verkehrswesens furchtsam und egoistisch bekreuzten, lachte das deutsche Bürgerthum über Börne's Monographie der deutschen Postschnecke. Sein Spott erwies sich den Schlagbäumen und Hauderern gefährlicher als die ernsthaften Vorstellungen der Fachleute. Während Friedrich List und die Brüder Harkort sich vergeblich an die Regierungen mit scharfsinnigen Kalkulationen und technischen Abhandlungen wandten, um diese zum Ausbau von Eisenbahnen zu bereden, bereiteten die humoristischen Reisebilder und Reisenovellen eines Heine, Laube, Mundt, Wienbarg, die Prophetien einer neuen Zeit mit freien Verkehrsverhältnissen in den Briefen der Rahel Varnhagen, die mit freimüthiger Kritik durchsetzten Reiseschilderungen des Fürsten Pückler u. s. w. im Publikum die Ueberzeugung vor, daß die Zeit der Zollschranken und Postschnecken und damit auch so mancher andern Scheidewand des bürgerlichen Lebens thatsächlich dem Ende ent-

gegengehe. Es ist wahrlich kein Zufall, daß um dieselbe Zeit, da List und Harkort ihre Propagandaschriften für deutsche Staatsbahnen hinaussandten, da der Goethe- und Schillerverleger Joh. Friedr. Cotta seine Zeitschriften in den Dienst der Verkehrsreform stellte, während er selbst direkt für ihre Durchführung wirkte, das strategische Genie des Jahrhunderts, der Begründer der modernen, mit den neuen Verkehrsmitteln rechnenden Kriegswissenschaft, der Organisator der das Reich später begründenden Siege, Helmuth von Moltke, als schriftstellernder junger Offizier seine Bücher über die wechselseitigen Beziehungen Belgiens und Hollands, über die gesellschaftlichen Zustände in Polen schrieb, die so reich sind an geistvollen Bemerkungen über den Einfluß des Verkehrs auf Politik und Kultur. Diesen Schriften war Heine's „Memoire" über Polen, Wienbarg's Werk über Holland vorausgegangen. Wir finden in dem Kapitel Biedermanns keinen Hinweis, daß Heinrich Laube, als er in Leipzig an seinen Reisenovellen arbeitete, im Hotel de Bavière täglicher Tischgenosse war von Friedrich List, dem tragisch opfermuthigen Vorkämpfer des modernen Eisenbahnwesens, daß der erste, der über die Anfänge des norddeutschen Eisenbahnwesens nach Süddeutschland öffentlich schrieb, der junge Gutzkow war in seinen Briefen für das Cottasche „Morgenblatt", daß in dem Kreise von Gustav Harkort in Leipzig Mundt, Kühne und der aus Ungarn dem Druck der Zustände entflohene Lyriker Karl Beck Protektion genossen, derselbe Karl Beck, der die ideale Seite der Verkehrsneuerung hoffnungsfreudig besang und prophetisch verkündete, daß die Eisenbahnaktien Wechsel („Noten") „ausgestellt auf Deutschlands Einheit" seien.

„Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe, blank gegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen."

Ueberhaupt gedenkt Biedermann des jungen Deutschlands nur in dem Nachtragskapitel am Schluß der zwei Bände, „Wandlungen in Poesie und Philosophie". Und er erwähnt ihrer da als Vertreter eines „ausschreitenden Radikalismus im Sittlichen und Religiösen". „Ganz besonders," sagt er, „war es das Thema der freien Liebe oder der ‚Emanzipation der Sinne', was sie in immer neuen Wendungen variirten." Wir werden sehen, wie die jungen Schriftsteller erst auf das letztere Thema gelangten, als die Zensur und die Zwangsmaßregeln gegen die politische Zeitkritik ihrem reformatorischen Fortschrittstrieb ein direkteres

Einwirken auf die politischen Zustände verwehrten. Ihre Polemik gegen das Konventionelle, Unlebendige, Starre im Verhältniß der Geschlechter, gegen die Gewaltherrschaft von Kirche und Staat auch auf diesem sozialen Gebiet, war ein organischer Theil ihres Prinzipienkampfes gegen das Konventionelle und Unfreie überhaupt. Freilich bot gerade diese Seite ihres Wirkens dem Bundestag die Handhabe für sein Vorgehen und den Anklagen Menzels den moralischen Vorwand. Aber die „Lieder der niederen Minne“, wir adoptiren den Ausdruck Ernst Elsters, in denen sich Heine's zwiespältige Natur in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts gefiel, haben sogar von Laube nur reservierte Billigung, von seiten Gutzkows und Wienbargs dagegen sofort scharfe Ablehnung erfahren. Jene „Emanzipation der Sinne“, für welche die Jungdeutschen thatsächlich unter Führerschaft Heine's eintraten, stand vielmehr im engsten Zusammenhang mit dem Sieg des Sensualismus und Realismus auf allen Geistesgebieten, der sich damals im Widerstreit mit den spiritualistischen Ausschreitungen der Romantik und der Vergötterung des abstrahierenden Denkens durch die philosophische Spekulation vollzog, stand im Zusammenhang mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften, der die Untersuchung mit Fernrohr und Mikroskop wieder an die Stelle der mystischen „intellektuellen Anschauung“ eines Steffens und Schelling setzte, mit dem Durchbruch des realistischen Prinzips in den Geschichtswissenschaften, wo der Trieb nach Wahrheit neue Methoden schuf, im Zusammenhang mit der realistischen Wendung in den Wissenschaften vom Staat und vom Recht, der den hochgespannten Idealismus der Humanitätsapostel des 18. Jahrhunderts ablöste. Auch ist es keineswegs wahr, daß die jungen Schriftsteller nur einem Rausche erlegen seien, in welchen sie die Propaganda des Saint-Simonismus, die Romanpoesie der George Sand rc. versetzt habe. Auch ohne diesen Einfluß wäre die deutsche Geistesbewegung auf das Thema gerathen. Bereits in Heine's Jugendlyrik hatte sich die Richtung bekundet, wie schon vorher in der Dichtung des ersten Poetengenies der Epoche, Lord Byrons. Auch die Politiker in der Presse und im Parlament behandelten das Thema und ohne Saint-Simonistische Uebertreibungen. Man wollte das Glück der Ehe befreit sehen vom Einfluß der Kirche und der Standesvorurtheile, man wollte die Stellung der Frau selbständiger machen den überlieferten Privilegien des Mannes gegenüber. Auch diese Wünsche waren nur Akkorde in der großen Osterkantate der deutschen Freiheit. Eine Stelle aus der Rede, welche der rheinbairische Volksmann Siebenpfeiffer auf dem Nationalfest zu Hambach am 27. Mai 1832 gehalten, verdeutlicht uns

nach Sinn und Ton diesen Zusammenhang. „Es wird kommen der Tag, wo deutsche Knaben, statt durch todte Spielereien mit todten Sprachen sich abzustumpfen, und die Jünglinge, statt auf mittelalterlichen Hochschulen durch Gelage, schnöde Tändelei und Klopffechterei zu verkrüppeln, durch lebendigen Nationalunterricht und würdige Leibesübung sich zu deutschen Männern heranbilden und zu jenem Vaterlandssinn sich stählen, von dem alle politische Tugend, alle Großthat ausströmt; wo das deutsche Weib, nicht mehr die dienstpflichtige Magd des herrschenden Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers, unsern Söhnen und Töchtern schon als stammelnden Säuglingen die Freiheit einflößt, und im Samen des erziehenden Wortes den Sinn ächten Bürgerthums nährt; wo die deutsche Jungfrau den Jüngling als den würdigsten erkennt, der am reinsten für das Vaterland erglüht; wo, abschüttelnd das Joch des Gewissens, der Priester Trug und den eigenen Irrwahn, der Deutsche zu seinem Schöpfer die unverfälschte Sprache des Kindes zum Vater redet; wo der Bürger nicht in höriger Unterthänigkeit den Launen des Herrschers und seiner knechtischen Diener, sondern dem Gesetze gehorcht, und auf den Tafeln des Gesetzes den eigenen Willen liest, und im Richter den freierwählten Mann seines Vertrauens erblickt; wo die Wissenschaft das Nationalleben befruchtet und die würdige Kunst als dessen Blüte glänzt."

Dieselbe Zeit, die in Deutschland den Durchbruch des Realismus in der Politik erlebte, den Börne als Jüngling, allen weit voraus, schon 1808 geistig eingeleitet mit dem grundlegenden Aufsatz „Das Leben und die Wissenschaft" und seiner Forderung, daß alle Erkenntniß der Wahrheit bestimmt sei, auch Wirklichkeit im Leben zu werden, und alle Wirklichkeit des Lebens, von seiten der Wissenschaft Beachtung zu finden, in welchem er eintrat für eine lebendige Wechselwirkung zwischen Staatswissenschaft und Politik, wie er später eintrat für eine gleiche Wechselwirkung zwischen der Literatur und dem Leben, dieselbe Aera erlebte auf Grund eines tieferen Erfassens der Wirklichkeit die Wiedergeburt der Erdkunde durch Alexander von Humboldt und Karl Ritter, der Chemie durch Wöhler und Liebig, der Philosophie durch Herbart, Beneke und Schopenhauer, der Physiologie durch Johannes Müller und es war dieselbe, in welcher der Naturforscher Goethe dem Dichter Goethe die ursprünglich bethätigte Kraft entzog, dafür aber mit dem genialen Tastblick und Formensinn des Dichters dem Bau der Pflanzen und Thierknochen zuerst die Entwickelungsgesetze abschaute, welche nach ihm Darwins Lebenswerk in ein System gebracht hat. Es war dieselbe

Zeit, in welcher Böckh, Lachmann, die Brüder Grimm die klassische und die deutsche Alterthumswissenschaft gründeten auf das anempfindende Studium aller ihrer, auch der unbedeutendsten Dokumente, in der Wilhelm von Humboldt aller Geschichtschreibung die Aufgabe zuwies, das Streben der Zeitideen zu schildern, in der Wirklichkeit Dasein zu gewinnen, und ein junger Gelehrter in Frankfurt a. d. Oder mit dem noch unbekannten Namen Leopold Ranke durch den inneren Protest seiner Geistesart gegen die Geschichtsromantik Walter Scotts sich für das eigene Wirken als Geschichtschreiber das Gelöbniß gab: „Nur vom wahren Menschen, dem wahren Gott und von wirklich geschehenen Geschichten wahrhaften Bericht zu erstatten". Den Glauben mit dem Wissen zu versöhnen, war schon Schleiermachers höchstes Bestreben gewesen. Den wahren Thatbestand der biblischen Ueberlieferung festzustellen, war der innere Trieb, der David Friedrich Strauß und seine Mitstreiter zu der Kühnheit ihrer Bibelkritik spornte. Das „Wesen des Christenthums" auf unser Wissen von Gottes höchster Offenbarung, dem Menschen, zu gründen — homo homini Deus est. war der Kernpunkt von Feuerbachs Ketzerei. Um ihrer Natürlichkeit willen pries Jakob Grimm die Sammlung seiner Märchen dem Volke an: „Gedeihlich kann alles werden, was natürlich ist und danach sollen wir trachten"; dem Rechte zur Natürlichkeit im sinnlichgeistigen Leben war seine Gönnerin, Bettina von Arnim, eine gottbegeisterte Prophetin. „Seid gepriesen, liebe Sinne!" ist der Refrain von Rahel Varnhagens Briefen, die ein frohes Lebensgefühl athmen. Sie fühlt bei jedem Genuß den Vermittlerdienst der Sinne im Leben des Geistes und der Seele, ist durchdrungen davon, daß jede Erkenntnis, jedes Hochgefühl einen sinnlichen Akt zur Voraussetzung hat... Romantik und Hegelthum hatten ihren Höhepunkt überschritten; auf allen Gebieten des Geistes erfolgt die Reaktion des Wirklichkeitssinns und des Lebensgefühls auf die Vergötterung der Phantasie durch die eine, die Vergötterung des Verstandes durch das andre. Die „Emanzipation der Sinne" ist die große Leidenschaft des Zeitgeistes. Die Propaganda der Jungdeutschen ist nur das Spiegelbild davon in der poetischen Literatur der Zeit. Auch Tieck, Immermann wurden von ihr ergriffen. Das Hauptthema der Poesie bleibt eben allezeit die Liebe von Geschlecht zu Geschlecht. Daß die „Emanzipation der Sinne" auch in dieser Sphäre sich geltend machte, war geschichtliche Nothwendigkeit. Die neuen Ideen suchten Leben, zunächst das Scheinleben der Poesie. Die Form oder Unform wurde bedingt durch den unruhigen sozial-

reformatorischen Erlösungs- und Fortschrittsdrang, der die jungen Geister erfüllte.

Und Aehnliches zeigt die Geschichte des Geistes stets, wenn junge Geister zu Führern der Bewegung werden, junge Geister, denen das heiße Blut in den Adern zu schaffen macht und die Stagnation, der Druck der allgemeinen Verhältnisse naturgemäß gerade da auch fühlbar wird, wo Sinnlichkeit und Geistigkeit am unzertrennlichsten walten. In der Epoche, da Hutten und Luther im Kampfe standen, gewahren wir im Guten wie im Schlimmen auch das Walten dieses Zuges, von Luthers Emanzipation des Priesters vom Cölibat bis zu den Ausschreitungen der Wiedertäufer unter Jan von Leyden und Knipperdolling. Der Sturm- und Drangperiode giebt — von Rousseau bis Heinse — das heiße Eintreten für das Recht der Liebe auf freies Bekennen und freies Entfalten, das scharfe Anstürmen gegen den Zwang und Fluch der konventionellen Moral ihren leidenschaftlichen Charakter, Goethes ganze Jugendpoesie, Schillers „Kabale und Liebe" athmen den Gluthhauch dieses Kampfes. Und wie selbst ein so gesund und harmonisch veranlagter Mensch wie Goethe im Rausch der Maientriebe seines Blutes abirren konnte vom geraden Wege, beweist die Dialektik und der Schluß seiner „Stella", die hinter den Ausgeburten der jugendlichen Romantik in dieser Richtung kaum zurückstehen. Daß Goethe als Dichter des Werther ein aus dem vollen Erleben naiv schaffendes Genie war, während der junge Schlegel seine „Lucinde", der junge Gutzkow seine „Wally" — obgleich von Leidenschaft bewegt — mit philosophisch klügelndem Verstande und bei unzulänglicher künstlerischer Beherrschung des Stoffs schrieben, muß allerdings die ästhetische, darf aber kaum die ethisch kulturhistorische Beurtheilung der verwandten Erscheinungen stören. Gutzkows „Wally" hat den gleichen Anspruch wie „Werther", aus dem Geist ihrer Zeit und als ein charakteristisches Merkmal dieser Zeit gewürdigt zu werden. Dies ist aber bei Biedermann wie in allen andern Geschichtswerken unterblieben, die bei Besprechung des jungen Deutschlands nichts anders zu äußern hatten als die Klage, es hätte in „ausschreitender" Weise der „Emanzipation der Sinne" gehuldigt.

Das wirkliche Grundprinzip der Bewegung, wie es von Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen" ausgesprochen und von den übrigen „Jungdeutschen" anerkannt worden als das Prinzip ihres eigenen Wirkens, ist wahrlich ein höheres. Hier tritt unzweideutig der Zusammenhang desselben hervor mit den höchsten Idealen alles sittlichen Fortschritts, mit dem Aufklärungsprinzip eines Kant, mit dem Prinzip

Schillers, das seinen Briefen über die ästhetische Erziehung zur Freiheit zu Grunde liegt. Kant hatte der philosophischen Aufklärung die politische Freiheit als Endzweck vindiziert. „Aufklärung", hatte er gesagt, „ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne die Leitung eines andern zu bedienen, selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung zu bedienen. Sapere aude!" Ebenso hatte Schiller der Kunst den Zweck zuerkannt, die Menschen zur Freiheit zu erziehen. „Politische und bürgerliche Freiheit", schrieb er an den Herzog von Augustenburg, „bleibt immer und ewig das Herrlichste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum der Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grunde eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu schaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann." Das war jetzt schon alte Weisheit, aber trotz der Anerkennung und Wirkung, die Kant, die Schiller in diesem Zeitraum gefunden, befand sich die deutsche Nation von dem „herrlichsten aller Güter" weiter entfernt als je. Goethes Kunst hatte Deutschland nicht vor schmachvollster Knechtschaft geschützt. Die Machtstellung der Philosophie unter Hegel hatte Metternichs Gewaltpolitik — nicht die Freiheit gefördert. Auf Kant's Heilsverkündigung war Metternichs Antwort: die Mündigkeitserklärung der Unterthanen ist Rebellion, die Aufklärung derselben ein gemeinschädliches Verbrechen. Auf Schillers Prophetie entgegnete die Romantik: die Poesie ist nicht von dieser Welt; je mehr sie uns den Interessen des wirklichen Lebens entführt, um so besser. Da nun erklärte ein neues Geschlecht ideal bewegter Geister: die These Kants und Schillers ist falsch gesetzt; erst gebt uns die Freiheit und dann werden auch Weisheit und Schönheit zur Herrschaft im Leben gelangen. Erst gebt uns die Verfassung zu freiheitlichen Zuständen und dann möge die Kunst ihr Erziehungswerk vollenden! Darum, ihr Dichter, ihr Ritter vom Geist, gebraucht eure Waffen zum Kampf für diese Vorbedingung einer neuen Blüthe der Kunst und Poesie! Und Wienbarg verkündigte als Wortführer eines „jungen Deutschland" das neue Evangelium: weil der Absolutismus aus Furcht vor der Freiheit aus dem Leben die Schönheit gestrichen und ein Leben in Schönheit verhindert, brecht seine Schranken und Fesseln, damit die Schönheit ihre milde Herrschaft über die Völker beginne! Schillers Lehre von dem befreienden Charakter der ästhetischen

Wirkung wurde bei Wienbarg zum Feldzug für den ästhetischen Endzweck der Freiheit.

Vergegenwärtigen wir uns gleich hier die Wandlung. Der Sturm und Drang der Geniezeit galt der Freiheit des Individuums, der des jungen Deutschlands der allgemeinen Freiheit. Jene wie auch die Romantiker in ihrer Jugend forderten für das geniale Individuum Vorrechte, die Jungdeutschen forderten gemeinsame Rechte für alle, bei denen auch das geniale Individuum sich ausleben könne. Posa, Karl Moor, Götz, Ferdinand, Gretchen, Klärchen, Egmont, zeigen das genial, naiv, heldenhaft frei empfindende Individuum zu Grunde gehen an der Uebermacht der herrschenden Verhältnisse. Diese Tragik war der höchste Ausdruck des poetischen Ideals ihrer Dichter. Den Jungdeutschen erschien der persönliche Kampf gegen die herrschenden Mächte mit den Waffen des Geistes zur Verwirklichung der politischen Ideale poetischer als seine Widerspiegelung in formschönen Werken der Dichtkunst, für deren Gestaltung, ganz abgesehen vom Grad ihres Talents, ihr Inneres noch zu unruhig und drangvoll war. Den Zusammenbruch der allgemeinen Zustände als nothwendig darzustellen, nicht die Niederlage des Freiheitsgefühls, war ihr ursprünglicher Gegenstand. Die Klassiker und die Romantiker zogen sich aus eigenem Antrieb mit ihrem reformatorischen Wollen bald ganz vom Leben auf die Kunst zurück; die Jungdeutschen wollten anfangs eher die Kunst aufgeben, als die Sache des lebendigen Fortschritts im bürgerlichen Zustand; erst der Zwang von oben und die Resignation ließ sie sich besinnen auf die Grenzen und den eigentlichen Beruf der Poesie als einer bildenden Kunst. „Die Schriftstellerei", heißt es in Wienbargs „Aesthetischen Feldzügen", „ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte. Die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen; sie können nicht mehr so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem

Idealen feindlich entgegengesetzte ist." Ist der geistige Prozeß dieser Wandlung wirklich so unbedeutend, daß die Geschichte des 19. Jahrhunderts ihn ignorieren darf? Die „Aesthetischen Feldzüge" Wienbargs sind freilich damals sofort verboten und vernichtet worden. Aber der Geist, der in dem Buche steckte, war nicht zu tödten. Aus der Asche der gedruckten Blätter stieg er leuchtenden Fittigs empor. Das Wort vom jungen Deutschland, das die Aufgabe habe, das alte aus dem Winterschlaf der Reaktion, aus Stumpfsinn und Lethargie emporzureißen in die Bahnen des Fortschritts zu schöneren und edleren Zuständen, hatte gezündet und flammte fort in begeisterten Herzen.

* * *

Auch in dem so vielfach mustergültigen Werk Heinrich von Sybels „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." hat diese Geistesbewegung keine Beachtung gefunden, obgleich das erste Buch „Rückblicke" auf die Uebergangszeit von Begründung des Bundestags bis zum Ausbruch der Revolution darbietet. Der Rahmen, den der Haupttitel andeutet, war hierzu vielleicht zu eng. Dafür entschädigen diese Kapitel durch die, wenn auch allgemein gehaltene, doch rückhaltlose Anerkennung und verständnißvolle Würdigung all der liberalen Bestrebungen und patriotischen Handlungen, die den Kampf gegen das Metternichsche System zum Wesen hatten. Je schärfer er mit diesem, mit der heiligen Allianz, der reaktionären Kongreßpolitik und dem von dieser geleiteten Bundestag ins Gericht geht, je unumwundener er nachweist, wie Metternichs ganzes Streben darauf ausgegangen, die Erstarkung Deutschlands zu einem geeinten Staatswesen mit allen Mitteln der Intrigue und Gewalt zu verhindern, um so stärker fällt auch sein Urtheil zu Gunsten der naturgemäßen Gegenbewegung im Geistesleben des deutschen Volks ins Gewicht. Und wir können die historische Berechtigung und Bedeutung derselben kaum besser hervorheben, als durch Wiedergabe der Worte, mit denen der Generaldirektor der preußischen Staatsarchive einerseits die Schöpfung des Bundestags und weiterhin dessen Maßregeln zur Unterdrückung alles selbständigen politischen Lebens in seinem Werke gekennzeichnet hat.

Niemals, sagt er, sei einem großen mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unverfassung auferlegt worden, als es damals dem deutschen durch die Bundesakte geschah. „Die mächtigen Gedanken, welche Preußens Wiedergeburt und damit Deutschlands Befreiung vorbereitet hatten, waren hier in ihr Gegentheil ver-

wandelt. Es war kein Wunder, daß in weiten Kreisen ein erbitterter Widerspruch erscholl. Die zurückgekehrten jüngeren Kämpfer erfüllten die Universitäten mit ihrer patriotischen Entrüstung, und suchten durch die Gründung der allgemeinen Burschenschaft die gesammte gebildete Jugend mit ihrem Enthusiasmus für Einheit, Recht und Freiheit zu erfüllen. Die Bestrebungen, die in diesen Vereinen herrschten, waren bei der größten Mehrheit durchaus idealer Art. Sie sannen nicht auf Umsturz des Vorhandenen, sondern auf Erziehung des kommenden Geschlechts. Durch sittliche Hebung und patriotische Begeisterung hofften sie den Staat der Zukunft zu dem großen Ziele der nationalen Einheit hinzuführen. Allerdings hatten sie über die Formen dieses Staats sehr oft unklare und unpraktische Vorstellungen, und einzelne Gruppen unter ihnen steigerten die Begeisterung zu wildem Fanatismus und waren bereit, Schwert und Dolch zum Tyrannenmord zu ergreifen. Niemals aber gelang es ihnen, in dem großen Vereine für solche Entwürfe einen erheblichen Anhang zu gewinnen. Gleichzeitig erhielten Bayern und Baden ihre Verfassung, und in München, wie in Karlsruhe erhob die liberale Mehrheit der Abgeordneten den Ruf zur Erweiterung ihrer Rechte und entwickelte ein Programm, in welchem alle jene zu Wien abgewiesenen preußischen Forderungen nebst inhaltreichen Zusätzen wiederkehrten. Eine sehr lebhafte Bewegung der Presse in Süddeutschland, Thüringen und am Rhein unterstützte sie in Zeitungen, Zeitschriften und größeren Werken: noch heute sind die Namen von Rotteck, Oken, C. Welcker, Görres unvergessen. Man hat damals und später die unwissenschaftliche Flachheit und den halb revolutionären Charakter dieser Publizistik gerügt, und in der That ist es nicht zu bestreiten, daß die damalige liberale Schule sich oft nicht weniger ungeschult und unpraktisch gezeigt hat, als die Teutonen der Burschenschaft. Eine Mischung halbwahrer oder irriger Vorstellungen von altdeutscher Freiheit, englischem Parlamentsrecht, radikalen französischen Theorien ist in diesen Schriften nicht zu verkennen; auch sie verfielen dem Hauptfehler des damaligen europäischen Liberalismus, daß sie in ihrem Eifer um das individuelle Recht die Nothwendigkeit einer starken Staatsmacht, gerade zum Schutze jenes Rechtes gegen das Versinken in freiheitsmörderische Anarchie, verkannten, und deshalb auch, wo einmal die Probe gemacht wurde, sich ungeschickt zu gedeihlicher Lenkung der Regierung zeigten. Durch dies alles können aber ihre großen Verdienste in schwerer Zeit nicht verdunkelt werden. In ihren Staaten haben sie, um nur ein Moment anzuführen, mit saurer, un=

ermüdlicher Arbeit den durch lange Willkür und Vergeudung zerrütteten Staatshaushalt wieder zu fester Ordnung und Regelmäßigkeit zurückgeführt. Und, was die Hauptsache ist, wie die Burschenschaften den einen Grundgedanken der Befreiungszeit, die deutsche Einheit, so haben die süddeutschen Kammern den andern, Theilnahme des Volks an dem öffentlichen Wesen, trotz alles Druckes und aller Niederlagen im Bewußtsein der Nation, ein volles Menschenalter hindurch lebendig erhalten, und wir müssen ihnen ein ehrendes Andenken bewahren, wenn wir heute uns dieser hohen Güter in vollem Umfange erfreuen."

So Heinrich von Sybel. Uns bleibt nur als Lücke zu rügen, daß neben den Namen der von ihm genannten Koryphäen der politischen Zeitkritik in der Presse der Name Börnes fehlt, desjenigen der deutschen Publizisten jener Zeit, den Friedrich Gentz, Metternichs Generalstabschef im Federkrieg, als den bedeutendsten und gefährlichsten Gegner von ihnen allen bezeichnet hat. Es ist für die Beurtheilung der Zeit, in welcher nach Durchführung der Karlsbader Beschlüsse sich die „Ruhe eines Friedhofs" über Deutschland verbreitet hatte, gewiß von großer Bedeutung, daß, wie Sybel hervorhebt, Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser, bereits in einem Briefe vom 31. März 1824 es ausgesprochen: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber? Die Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volke von elf Millionen den Platz zu erhalten, welchen es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher gesehen worden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken." Nur hätte neben dem Hinweis auf dieses Prinzenwort, das im vertrauten Verkehr mit einem Freunde fiel und schwerlich zu den Ohren dessen gelangte, der nicht mehr an sein Königswort vom 22. Mai 1815, nicht mehr an die Proklamation von Kalisch mit ihren Verheißungen denken wollte, auch der Mann genannt werden sollen, der selbst nach den harten Zensuredikten und Zeitungsverboten den Muth und die literarische Kunst besaß, jene Frage und Erinnerung im Interesse des deutschen Volks immer wieder mit lauter Stimme öffentlich aufzufrischen, wenn auch oft nur in der Verhüllung geistreicher Ironie und Satire, in welcher Kunst Ludwig Börne in der Zeit der Restauration der Lehrmeister des liberalen jungen Deutschlands wurde. Wir meinen, gerade dieses Buch hätte Börne die Ehre geben müssen, die er als Erster verdient, der in der Zeit der Ent-

täuschung nach Begründung des deutschen Bunds — lange vor Friedr. von Gagern, Paul Pfizer und Karl Mathy — aus dem Volke heraus und im Namen des nichtpreußischen Deutschland auf Preußen als den einzigen Staat hingewiesen, von dem die Einigung Deutschlands zu erwarten sei. Erst als die Politik des Cabinets Wittgenstein diese Hoffnung völlig niederschlug, wurde seine Stellung eine verzweifelte.

Die besonderen Verdienste Börnes und der nach ihm sich bildenden jungdeutschen Schriftsteller hätten weiter auch darum ein besonderes Wort der Charakteristik hier verdient, als sie es waren, die stets der wachsenden revolutionären Bewegung im Volke eine Beziehung aufs Vaterländische zu wahren suchten, während die Liberalen der praktischen Politik, die Professoren und Kammerredner, zum großen Theile ihrem freiheitlichen Wirken theils eine partikularistische, theils eine kosmopolitische Richtung gaben, so daß sie eine Besserung der deutschen Zustände entweder von der Stärkung der „reindeutschen“ Mittelstaaten oder von der Hülfe Frankreichs erwarteten. Um so mehr auch, als Sybel von dieser Abwendung vom Einheitsideal spricht, als sei sie damals eine allgemeine gewesen. Dafür stellt er sie freilich auch als Produkt der allgemeinen Zustände dar und rechtfertigt sie aus diesem Grunde in ehrlichem Gerechtigkeitsdrange. „Wenn man einem emporstrebenden Geschlechte das Vaterland zerstört, so ist die Folge unausbleiblich, daß seine geistige Bewegung vaterlandslos wird,“ lautet seine unumwundene Erklärung. Und dann fährt er fort: „Alles, was in unseren Landen noch Herz und Sinn für politische Freiheit hatte, wandte sich damals von dem Bunde und dem Bundestage, dem einzigen Vertreter Gesammtdeutschlands, hinweg und der Verfassung des heimischen Einzelstaats als dem letzten Bollwerk der Volksrechte zu. Einst hatten die liberalen Parteien geklagt, daß die Hoffnung auf ein mächtiges Reichsregiment eine Täuschung gewesen: jetzt waren sie unermüdliche Verfechter jener Sätze der Wiener Schlußakte geworden, daß der Bund nur ein völkerrechtlicher Verein unabhängiger Staaten, und zur Einmischung in die inneren Landesverhältnisse gar nicht befugt sei . . . In der That, wer mochte damals noch singen und sagen von des deutschen Volkes Kraft und Heldenthum? Mit Bewunderung und Neid blickten jetzt die Sieger von 1815 auf das besiegte Frankreich, wo unter einer freien Verfassung glänzende parlamentarische Parteikämpfe die Aufmerksamkeit Europas fesselten und die Begeisterung der deutschen Jugend entzündeten. Man konnte bedauern, daß damit manche irrige und bedenkliche Anschauung auf den deutschen Boden verpflanzt wurde: aber was half es? Auch der wärmste deutsche Patriot konnte nicht in

Abrede stellen, daß die französische Charte eine bessere Verfassung als die deutsche Bundesakte war, und die Pariser Kammerdebatten eine anziehendere Lektüre als die der Bundestagsprotokolle darboten — deren Veröffentlichung Metternich übrigens 1824 wegen ihrer Inhaltlosigkeit einstellen ließ. Mit innerer Freude begrüßte man jede flammende Rede, welche Foy oder Manuel gegen die feudalen und klerikalen Ultras in Frankreich schleuderten; die schneidenden Worte trafen ja dieselbe Staatsweisheit, welcher Metternich und seine Berliner Verehrer mit prunkender Andacht huldigten. Vollends hingerissen aber nahm man für den großen George Canning Partei, als er den reaktionären Mächten das stolze Wort entgegenrief, daß England berufen sei, für die Freiheit der Völker einzutreten und über die Schläuche des Aeolus verfüge, um nach Gutdünken die Stürme der Revolution über die Gegner Englands loszulassen. Ein solches Entzücken über die Angriffe des Auslandes auf die leitenden Bundesstaaten setzte das Absterben des patriotischen Gefühls in trauriges Licht: wie hätte es aber anders sein können nach dem langen Vernichtungskrieg, den Metternich und seine Helfer über den deutschen Nationalgedanken verhängt hatten? Es war ihrer Staatskunst gelungen, das deutsche Publikum wieder einmal zugleich partikularistisch und kosmopolitisch zu machen."

Man wolle sich dieser Sybelschen Worte erinnern, wenn wir auf Heine als politischen Schriftsteller zu reden kommen, denn dieser bedarf im Gegensatz zu Börne allerdings solcher Rechtfertigung und ist im Glanz seiner genialen Oppositionsschriftstellerei der bedeutendste literarische Ausdruck jenes Stimmungsliberalismus, der, mehr kritisch als produktiv in seinem Streben, die Gegensätze des Partikularismus und Kosmopolitismus vereinte bei scharfer Polemik gegen die lächerlichen Eigenschaften der deutschen Kleinstaaterei und gelegentlichem Aufglühen einer romantischen Begeisterung für die Wiedergeburt des Deutschen Reichs in alter Macht und Herrlichkeit, wie sie die Sage vom im Kyffhäuser schlummernden Kaiser Rothbart verhieß. Aber auch in jener Zeit, welche die kurze deutsche Freiheitsbewegung nach der Julirevolution heraufbeschwor, da die Bundestagsdekrete den Patriotismus offen als Staatsverbrechen verfolgten, hat sich zwischen dem liberalen Partikularismus und dem radikalen Kosmopolitismus eine liberal-nationale Hauptströmung im Geistesleben erhalten, welche den Gedanken Arndts eines Nationalparlaments in Frankfurt neben der Fürstenvertretung im Bundestag aufrecht erhielt unter Ablehnung des dynastischen Scheinliberalismus der Einzelstaaten und der Scheinfreundschaft des liberalen Frank-

reichs. Und nirgends ist das schärfer zum Ausdruck gekommen als auf dem von G. Freytag so schön gerechtfertigten großen Maifest der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung zu Hambach am 27. Mai 1832. Nachdem der schon genannte erste Hauptredner, der Redakteur des pfälzischen „Westboten" Siebenpfeiffer, sein Hoch auf „das freie, das einige Deutschland" verknüpft hatte mit einem Hoch auf „den Bund der Völker zur Errichtung der Volkshoheit, auf die Franken, der Deutschen Brüder, die unsre Nationalität und Selbständigkeit achten": gipfelte die Rede des „Tribünen"-Redakteurs Johann Georg August Wirth, der bald darauf gerade so wie Siebenpfeiffer seinen patriotischen Freimuth in schwerer Gefängnißhaft büßen mußte, in dem Antrag: „Selbst die Freiheit darf auf Kosten der Integrität unsres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unser Vaterland und unsre Freiheit muß ohne fremde Einmischung durch unsre eigene Kraft von innen herausgeführt werden, und die Patrioten müßten in dem Augenblicke, wo fremde Einmischung stattfindet, die Opposition gegen die inneren Verräther suspendieren und das Gesammtvolk gegen den äußeren Feind zu den Waffen rufen." Und Wirth war es, dessen Rede zu Hambach den größten Beifall erhielt, seine Richtung war auch diejenige, welche für Gutzkow und seine Genossen bei ihrem Hervortreten maßgebend wurde. Wo in Zukunft „Der Briefwechsel zweier Deutschen" von Paul Pfizer und Gagern's Schrift „Vom Bundesstaat" gerühmt werden als die ersten Manifestationen des Vertrauens in Preußens Führung von Seiten süddeutscher liberaler Politiker, wird man nach der von mir nachzuweisenden politisch-publizistischen Thätigkeit Gutzkow's diesen rühmen müssen als den ersten Preußen, der in Süddeutschland in den angesehensten Organen mit derselben Tendenz für eine sachliche Aufklärung über die thatsächlichen politischen Verhältnisse in dem Preußen von 1830, auf Grund genauer Kenntnisse, wirkte.

Auch in dem Abschnitt von Sybels Werk, welcher die Wirkung der Pariser Julirevolution auf Deutschland schildert, findet die in weiten Kreisen des deutschen Volkes damals herrschende revolutionäre Stimmung unbedingte Rechtfertigung. Daß der Zorn über die Ausnahmegesetzgebung von 1833 sich durch alle Massen der Bevölkerung verbreitete, wird als das natürliche Ergebniß des Metternichschen Verfolgungssystems dargestellt. „Zwar die äußere Ordnung wurde an keiner Stelle mehr gestört; die Zeitungen lagen in den Fesseln der Zensur, und das neue badische Preßgesetz mußte nach Bundesbefehl durch den Großherzog zurückgenommen werden. In den Kammern verlor die liberale Partei wieder

die Majorität, und hielt sich in behutsamer Defensive, um nicht neue Gewaltschritte des Bundes hervorzurufen. Aber nur um so tiefer fraß sich der Groll in die Herzen ein. Viel Tausende, die 1830 bei den Aufläufen in Kassel und Dresden den Pöbelexzessen gewehrt oder 1832 auf dem Hambacher Fest harmlos gejubelt hatten, gelobten sich jetzt, wenn es wieder losginge, selbst mit kräftigen Händen dabei zu sein. Neun Zehntel der deutschen Bürger erfüllten sich im Angesichte der Reaktion mit demokratischen Gedanken, die Gemäßigten mit Begeisterung für den parlamentarischen Staat, wo ein Beschluß der Volksvertretung die Minister aus dem Amte entfernt oder in dasselbe einsetzt, die Heißblütigen mit dem Ideale der Republik, wo der Wille des gesammten Volkes über Gesetzgebung und Exekution in unbeschränkter Freiheit entscheidet . . . Nur wenige machten es sich deutlich, daß die Forderung gleichen Rechtes edel und sittlich ist, wenn sie gleichen Rechtsschutz und gleiche Rechtsfähigkeit, oder mit einem Worte Gleichheit vor dem Gesetz bedeutet, daß sie aber in ihr Gegenteil umschlägt, sobald sie zum Begehren gleichen Genusses und gleicher Macht ohne Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Einzelnen sich steigert und damit die schiefe Ebene zur kommunistischen Gewalt betritt. Ganz thöricht zeigte sich jetzt übrigens die Meinung, daß die Zensur der Zeitungen und kleinen Druckschriften der Verbreitung solcher Gedanken Einhalt thun könnte. Die Tirailleure waren abgefangen, die Wirkung der schweren Geschütze dauerte fort. Die zensurfreien Bücher über zwanzig Bogen gingen von Hand zu Hand." Von solchen schweren Geschützen nennt er das „Staatslexikon" von Rotteck und Welcker, Schlossers Weltgeschichte und in kirchlicher Hinsicht David Friedrich Strauß' „Leben Jesu" — der Schriftsteller des „Jungen Deutschland" aber, deren Wirkung viel unmittelbarer ins Volk drang, weswegen ja auch allein gegen sie dann mit jenem drakonischen Allgemeinverbot ihrer Schriften von seiten Metternichs, Wittgensteins und des Bundestags vorgegangen wurde, gedenkt er mit keiner Silbe. So hat es auch leider Gustav Freytag in seinem „Leben Karl Mathys" gehalten, der besten Arbeit, die wir bisher über die gleichzeitige Flüchtlingshetze in der Schweiz und jenen politischen Geheimbund „Das junge Deutschland" erhielten, der eine der nationalen Abtheilungen des am 15. April 1834 von Mazzini in der Schweiz gegründeten internationalen „Jungen Europa" war. Hat doch selbst Karl Fischer, dessen Werk „Die Nation und der Bundestag" (1880) die Unterdrückung des nationalen Gedankens durch Metternich zum besonderen Gegenstand hat, als er auf das Verfahren gegen das junge Deutschland zu sprechen kam, versäumt, auf den organischen

Zusammenhang dieser Literatur mit den politischen Zuständen hinzuweisen und die wahre Ursache des Verbots verkannt, die darin bestand, daß diese jungen Autoren die liberalen Forderungen und nationalen Fortschrittsgedanken in die Form von poetischen Unterhaltungsschriften kleideten, so den Gährungsstoff revolutionärer Ideen in das große Publikum bringend, wo man weder die Bände des Staatslexikons noch das erst viel später von Strauß populär bearbeitete „Leben Jesu“ las.

Die Wechselwirkung zwischen den Gewaltmaßregeln, der geheimen politischen Agitation, dem Wirken der Presse und der Kammerredner einer- und andrerseits der schönen Literatur hat eben überhaupt noch nicht den Gegenstand einer eingehenden Darstellung gebildet, obgleich schon der erste offizielle Bericht der Zentraluntersuchungskommission in Mainz an den Bundestag für das Entstehen politischer „Verschwörungen“ in Deutschland die Literatur aus der Zeit von 1806—1819, im besonderen Fichtes Reden an die deutsche Nation, Arndts „Katechismen“ und „Geist der Zeit“, Jahns „Deutsches Volksthum“ und „Runenblätter“, Schleiermachers „Gedanken“, A. Follens Grundzüge für eine künftige deutsche Reichsverfassung, die Darmstädter „Fantasien für ein künftiges Deutschland“ und die entsprechende Lyrik verantwortlich gemacht hat und obgleich nach den Bundeserlassen von 1832 die Politik der Patrioten an der patriotischen Literatur geahndet ward. Der wackere Marburger Professor L. Fr. Ilse hat dies wohl in seinem Buche „Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der ‚Bundesversammlung‘ errichteten Kommissionen, der Zentraluntersuchungskommission zu Mainz und der Bundeszentralbehörde zu Frankfurt in den Jahren 1819 bis 1827 und 1833 bis 1842 geführt sind“, getreulich berichtet, er hat mit ehrlicher Entrüstung den Versuch der Mainzer Kommission abgewiesen, die großen Befreier der Nation aus ihrer Erniedrigung von 1806, zu staatsgefährlichen Demagogen zu stempeln, aber er hat weder hier noch in seiner Geschichte des Bundestags den wirklich bestehenden organischen Zusammenhang zwischen der patriotischen Politik und der patriotischen Literatur vor den Befreiungskriegen und nach dem Wiener Frieden seinerseits beleuchtet. Ein solcher Zusammenhang läßt sich allerdings nachweisen von Fichtes Reden und Arndts Flugschriften und Liedern an bis in die von uns zu schildernde Zeit, in welcher nach völliger Knebelung der Presse die politische Opposition sich schließlich nur noch „ästhetische Feldzüge“ erlaubte und in Börnes Theaterkritiken und Humoresken, in Heines Reisebildern, in Gutzkows und Laubes ersten Romanen u. s. w. als Schmuggelwaare der schönen Literatur ins Volk

drang. Der tragische Irrthum im Berichte der Mainzer Commission war, daß die tausendfältigen Regungen des erstarkten Nationalbewußtseins als Momente einer systematischen Verschwörung von revolutionärem Charakter aufgefaßt und dargestellt wurden. Das Perfide im Verfahren der schmählichen Geheimjustiz war, daß sie die kühnen Pioniere von Deutschlands Befreiung und Wiedergeburt, selbst Stein und Scharnhorst, verantwortlich zu machen suchte für die Schwärmerthaten eines Sand und Löning. Ebenso hätte man Schiller anklagen können, daß er durch seinen Tell zum politischen Mord an Tyrannen verführe.

Was nach dem Hambacher Fest in der zeitgenössischen Presse und Literatur als Staatsverbrechen verfolgt wurde, war jedoch in der That nur das Aufsprießen der Ideensaat jener älteren Patrioten. Wenn jetzt Wirth und Siebenpfeiffer, Fr. W. Schulz und Weidig, Mathy und Strohmeyer, Rotteck und Welcker Revolutionäre waren, so waren es zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse auch Arndt und Jahn. Es läßt sich eine wohlgegliederte Entwickelungskette in der Bundespolitik nachweisen von den ersten Bundesbeschlüssen gegen die Presse bis zu der letzten drakonischen Maßregel gegen die „literarische Verbindung" des jungen Deutschland. Und in Wechselwirkung mit dieser Entwickelung vollzog sich der merkwürdige Prozeß, der seit jenen ersten Preßverfolgungen sich geltend machte, die Formen der ästhetischen Kritik und Literatur zum Gefäß der politischen Oppositionsgedanken zu machen. An dieser Spiralbewegung ist ferner betheiligt die Entwickelung der politischen Geheimbünde. Vom Tugendbund und der Burschenschaft bis zu den politischen Geheimbünden der dreißiger Jahre, dem „Bund der Männer" und „Bund der Jugend", die mit den Carbonari, dem „Bund der Geächteten", der mit Lafayette's „Verein für die Menschenrechte" Fühlung hatte, und jenem „Jungen Deutschland", das einen Theil der „Giovine Europa" Mazzinis bildete, lassen sich sehr wohl durchlaufende Fäden verfolgen. Immer tauchen in den Untersuchungsakten wieder dieselben Namen auf: man verfolge den Schicksalsgang der Brüder Snell, Follenius, Wesselhöft, der geistigen Häupter der unterdrückten Burschenschaft, in jenen Jahren. Es waren die Opfer der Karlsbader Beschlüsse, 1819 noch hoffnungsreiche Jünglinge, die für die Ideale ihrer Burschenschaft schwärmten, welche nun als Flüchtlinge und Verfolgte zu Verschwörern wurden, die den „Savoyer Zug" leiteten, die für das Fortbestehen geheimer Burschenschaften in Deutschland sorgten und im Verein mit polnischen Flüchtlingen Veranstalter waren der Beunruhigungsputsche, deren wichtigster das Frankfurter Attentat war. Aus diesen fast durchweg akademisch

gebildeten, hochbegabten geheimen Heerbann der deutschen Freiheit, welcher durch jede neue Verfolgungsmaßregel bedeutende Verstärkung fand, gewann die Propaganda des Fortschritts auch ihre literarischen Hilfstruppen. Als Verfasser von politischen Flugschriften, als Korrespondenten der noch bestehenden Journale, wirkten sie im Ausland auf die öffentliche Meinung im Vaterland. Andre, die der Verfolgung entgingen, saßen, solang es ging, selber in den Redaktionsstuben der liberalen Zeitungen, redeten für die große Sache auf den Tribünen der Parlamente. Studenten, Doktoren und Professoren aller Wissenschaften, denen durch die politische Verfolgung der Kampf für ihre politischen Ideale zum Beruf wurde, fanden in der Presse die ihnen gemäße Waffe.

Die jungdeutsche Literatur wächst aus diesen Zuständen hervor. Die Geistesbewegung, welche Gutzkow als reifer Mann nach 1848 in den „Rittern vom Geist" poetisch verklärt dargestellt hat, nahm ihren Ausgang mit Arndt's schon 1817 ausgesprochener Forderung: ein „Bund der Gleichgesinnten" müsse sich bilden zur Herbeiführung der Wiedergeburt des Reichs im Zeichen der Freiheit. Wie Heine unter Wolfgang Menzel's Präsidium zu Bonn, waren auch Laube, Gutzkow, Wienbarg als Studenten eingeschworen auf die burschenschaftlichen Grundsätze. Börne begeisterte sich in Halle für die gleichen Ideale und stand mit Görres, Welcker, Arndt, dem Grafen Bentzel-Sternau in Verkehr, als diese 1819 den ersten Aufruf für ein deutsches Volksparlament berathschlagten. Durch seine „Wage" und den in ihr entwickelten Freimuth wurde er zum Gegenstand der Verehrung in allen Kreisen, wo der demokratische Gedanke aus den Nothständen des Vaterlands Nahrung zog. Wer nicht wußte, daß der starke Geist, der hier sprach, in einem schwachen, kränklichen Körper wohnte, erwartete von diesem Kühnen auch erfolgreiche Führerschaft, wenn den Worten die That folgen würde. In den Politischen Annalen Cotta's verkündigte er in der Zeit des vollständigen Siegs der Reaktion den trotz alledem nahenden Völkerfrühling, der sich nicht abhalten lasse. Seine erste Reise nach Paris war eine Flucht, die er, Görres' Beispiel folgend, antrat, und nach seiner Rückkehr nach Frankfurt wurde er als politischer Verdächtiger für eine Weile auch wirklich verhaftet. In Stuttgart wurde neben den Führern der Linken der Buchhändler Liesching, einer der Hauptagitatoren der Propaganda, sein Freund. In Paris nach der Julirevolution trat er in intimsten Verkehr mit den Flüchtlingen, ja er wurde schließlich das geistige Haupt ihrer Bestrebungen. An Venedey's Zeitschrift „Der Geächtete" wurde er Mitarbeiter. Trotz der Gefahren, die ihm beim Ueberschreiten der Grenze drohten, ging er im

Mai 1832 nach Hambach zur Theilnahme an der großen Versammlung der Patrioten. Heine hatte in München, als er Redakteur der Politischen Annalen war, intimen Verkehr mit Witt von Törring, dem später als Spion entlarvten Scheinverschwörer, und wurde mit G. Kolb, dem neuen Redakteur der Allgemeinen Zeitung, der kurz vorher auf dem Hohenasperg gesessen, befreundet. So wenig ihm in Paris der Kraftteutonismus der „deutschen Jakobiner" behagte, so hielt er doch anfangs zu ihnen und seine leidenschaftliche Nachrede zu den „Französischen Zuständen" fand wie die Uebersetzung Börne's von Lamennais' Paroles d'un croyant geheime Verbreitung als Flugschrift der revolutionären Propaganda. Gutzkow und Laube beginnen ihre Laufbahn mit Aufsätzen, Journalartikeln und Büchern, die vom Geiste der Hoffnung eines baldigen Umsturzes der Metternichschen Gewaltherrschaft, einer Wiedergeburt Deutschlands im demokratischen Sinne, diktiert sind. Gutzkow zeigt sich dabei Börne geistesverwandt, während Laube sich zu Heine hingezogen fühlt und zu ihm persönliche Beziehung sucht. Ludwig Büchner, noch Student, der von Straßburg im Dienst der Propaganda nach seiner Vaterstadt Darmstadt gekommen, schreibt gleichzeitig mit der revolutionären Agitationsschrift „Der hessische Landbote" sein kühnes Erstlingsdrama „Dantons Tod", dessen Erscheinen im Frankfurter „Phönix" Gutzkow vermittelt. Laube hat in Leipzig Verkehr mit polnischen Flüchtlingen und verherrlicht in seinen ersten Schriften die polnische Revolution. „Das junge Europa" wird der Titel seines ersten Romans, während fast gleichzeitig, fern von ihm und unbekannt ihm, Mazzini einen politischen Geheimbund unter derselben Bezeichnung stiftet. Und so weiter, und so weiter! Nein, es war kein Irrtum, wenn Metternich, da er den patriotischen Reichsgedanken und die bösen Fortschrittsideen mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, schließlich auch die jungdeutschen Unterhaltungsschriften mit der schärfsten seiner Bannbullen traf. Aber Irrthum oder Schlimmeres war es, wie geschehen, diese Verfolgung auf die sittliche Entrüstung der Oberbehörden über die Bedrohung der Moral in diesen Schriften zurückzuführen. Das war von deren Seite nur eine Bemäntelung der reinpolitischen Beweggründe. Casanova, Clauren &c. waren weit unmoralischer in jedem Betracht, als selbst Heine in seinen unmoralischsten Leichtsinnsversen, und ihre Schlüpfrigkeiten blieben unbehelligt. Gentz und Metternich delektirten sich, wie wir aus ihren Briefen wissen, an Heine's Erotik, während sie sich mühten, ihm als politischen Schriftsteller das Handwerk zu legen. Gutzkow und Wienbarg aber hatten, wie gesagt, Heine bekämpft wegen seiner Boulevard-

Erotik. Irrthum ist es auch, wenn gesagt wird, erst ihre Ausfälle gegen Moral und Religion hätten die Strafverfolgung auf diese Schriftsteller gelenkt. Längst vorher befand sich Heines wie Börnes Namen in jenen Verzeichnissen der politisch Proskribirten, die im Betretungsfalle sofort zu verhaften seien, deren Austausch die Polizeiregierungen der Einzelstaaten mit Eifer betrieben. Es ist unrichtig, was von angesehenen Historikern, wie Treitschke, behauptet wird, Heine und Börne hätten sich in Paris nur als Verbannte gebärdet, um als Märtyrer zu gelten, nichts hätte ihrer Heimkehr im Wege gestanden. Schon vor 1834 standen ihre Namen in dem „Verzeichniß der im Auslande befindlichen Verdächtigen und solcher Individuen, welche als offenbare Feinde der in Deutschland bestehenden Ordnung erscheinen". Auf „Abfassung und Verbreitung revolutionärer Schriften" lautet darin die Anklage, welche im Betretungsfalle des Inkulpaten sofortige Verhaftung forbert. Ihr Thun in Paris war von politischen Geheimspitzeln umlauert. Nur durch glückliche Fügung entging Börne auf der kurzen Fahrt in die Rheinpfalz und von da zum Grafen Bentzel-Sternau in der Schweiz dem drohenden Schicksal. Als Heine in späterer Zeit nach Hamburg gehen mußte, hatte er Gelegenheit, den Ernst der Situation an der preußischen Grenze zu erproben. Und so auch wurden Laubes, Gutzkows, Wienbargs erste Bücher nicht infolge jenes Ausnahmegesetzes vom Dezember 1835, sondern schon vorher wegen ihrer allgemein politischen Staatsgefährlichkeit verboten. Die Protokolle des Bundestags der vorhergehenden Zeit verzeichnen ihre Konfiskation gleichzeitig mit der von reinpolitischen Flugschriften (von Siebenpfeiffer, Wirth, G. Fr. Kolb, Savoye, Garnier, Schüler u. a.), von Büchners „hessischem Volksboten", von einzelnen staatsgefährlichen Zeitungsnummern, zugleich mit den staatswissenschaftlichen Werken von Rotteck, Welcker, Weitzel. Und ein innerer Zusammenhang zwischen dieser politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Literatur hat natürlich erst recht bestanden, so schwer es ist, den Grad desselben zu bezeichnen. Denn unter dem Drucke der Spionage und Verfolgung, unter der Herrschaft des schwarzen Kabinetts im Taxis'schen Hauptpostamt zu Frankfurt a. M. und der Praktiken des preußischen Generalpostmeisters und Bundestagsgesandten von Nagler sind die Zeugnisse eines etwa direkten Verkehrs zwischen den Gruppen und Personen für immer verloren gegangen. Und so blieb es bisher auch ununtersucht, in welchem Zusammenhang die gleichzeitige Verfolgung des politischen Geheimbunds „Junges Deutschland" in der Schweiz und der jungen Schriftsteller, die sich 1835 in Frankfurt a. M. als „Junges Deutschland" und „Junge

Literatur" um die zu gründende „Deutsche Revue" zu schaaren im Begriff waren, etwa gestanden hat. Aber ist es nicht Sache unserer Nationalgeschichte, diesen Zusammenhang nach Thunlichkeit festzustellen? Dürfen die Namen der deutschen Schriftsteller, die um ihres patriotischen Strebens willen in mehr als einer Beziehung zu Märtyrern wurden, auf den Ehrentafeln der Geschichte von Deutschlands Einigung fehlen?

* * *

Diese Pflicht erfüllt zu finden, durfte man endlich bei einem Historiker erwarten, der im vorletzten Jahrzehnt des Jahrhunderts und in einer Stellung, die ihm alle Quellen zugänglich machte, es unternahm, die „Deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" zu schreiben unter Berücksichtigung der Literatur, Kunst und allgemeinen Kultur. Selten ist aber die Pflicht der Wahrheit und Gerechtigkeit von einem namhaften Historiker so versäumt worden, wie in dem Abschnitt, dem Heinrich von Treitschke im vierten Theile seines Werkes die Aufschrift „Das junge Deutschland" gegeben hat. Wir haben an anderer Stelle (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1890) dies an Einzelheiten ausführlich dargethan und von verschiedenen Seiten ist ähnliches geschehen. Paul Nerrlich, der Biograph Jean Pauls, hat dieser literarhistorischen Versündigung eine besondere Streitschrift gewidmet. Nirgends in dem fehlerreichen Werke trifft der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, der neuerdings durch die von Alfred Stern besorgte Ausgabe von Adolf Schmidts Geschichte der deutschen Verfassungsfrage so erdrückende Bekräftigung gefunden, in gleichem Grade zu wie in diesem Kapitel. Alles, was die Angriffe Menzels und die auf sie begründete Legende der Gegner in der Zeit des Kampfes an übler Deutung und falscher Nachrede hervorgebracht haben, ist hier, zu Schlagworten verdichtet, im Orakelton unfehlbaren Papsttums vorgetragen und dadurch ein Zerrbild geboten, wie es nur im Hohlspiegel fanatischen Parteihasses und verblendeten Nationaldünkels entstehen konnte. Jener rastlose Kampf der jungen Geister, sich vom lähmenden Einfluß der Hegelschen Schule durch energische Hingabe an die Wirklichkeit zu befreien, die von den Romantikern überkommene Lust am Phantasiespiel der „Ironie" im Element einer Höheres erstrebenden Kritik an den gegebenen Zuständen zu veredeln, findet nur Schmähworte von seiner Seite. Weil Börne und Heine als Juden geboren waren und sie als politische Schriftsteller die Deutschen für die Ideen der französischen Revolution begeistert haben, wird die von ihnen angeregte literarische Bewegung kurzer Hand als „jüdisch-französische Zwitter-

literatur" abgethan und weil Gutzkow ein Berliner Kind, Mundt in Potsdam, Wienbarg in Altona und Laube in dem schlesischen Landstädtchen Sprottau zur Welt kam, bezeichnet er ihre Gemeinschaft als ein „Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens", obgleich doch als ein Hauptzug an ihnen hervortritt, den Zuständen in diesen Städten zu entfliehen, und viele der wichtigsten Schriften der Bewegung im deutschen Süden hervorgetreten sind. Was er in demselben Kapitel von Schlosser sagt: „Ihm fehlte der historische Sinn, der die Wandelbarkeit der sittlichen Ideale der Menschheit bescheiden erkennt und darum, statt dem ewigen Richter vorzugreifen, jede Zeit nach ihren eigenen endlichen Zwecken beurtheilt", trifft ihn selbst mit der Verschärfung, die das biblische Gleichniß enthält vom Splitter im Auge des Nächsten. Denn hätte Treitschke hier selbst den „historischen Sinn" entfaltet, um die junge Schriftstellergeneration jener Zeit „nach ihren eigenen endlichen Zwecken" und im Bewußtsein „der Wandelbarkeit der sittlichen Ideale" zu würdigen, wie anders müßte das Bild ausgefallen sein, das er von ihr entworfen.

Aber wie in dieser Allgemeinheit hat er uns auch des Weiteren für seine Widerlegung die Waffen selber geschmiedet. Denn er flocht in seine Betrachtung auch das Lob der ihm sympathischen Dichter jener Zeit ein, und suchte durch den Kontrast mit ihrer Größe die Kleinheit der „Jungdeutschen" noch drastischer erscheinen zu lassen. Und beim Lobe dieser Dichter, die es in jener stürmischen Zeit verstanden, „den stillen Blumengarten der Dichtung vor der schneidenden Zugluft des Tages sorgsam einzuhegen", verirrt sich Treitschke zu Anerkenntnissen, die gerade das gut heißen, um dessentwillen er die Jungdeutschen verdammt oder gar zu Aeußerungen, die, zu Ungunsten der letzteren, die wahren Verdienste jener Dichter verdrehen.

Und so hat er an die Spitze des Abschnitts eine Verherrlichung des „alten Goethe" gestellt und daran die Behauptung geknüpft, für die Jungdeutschen sei dieser größte Dichter der Nation bereits völlig veraltet und abgethan gewesen. Er entwirft ein Bild der grandiosen Bedeutung des Faust, dieser ureinzigen Goetheschen Lebensdichtung, und fährt fort: „Das junge Geschlecht lebte am Tage den Tag; ihm fehlte die Sammlung des Geistes, um ein Werk zu würdigen, das über die gerühmte ‚Jetztzeit' der Zeitungsschreiber so weit hinausragte. Längst stand ihm fest, daß die burschikosen Witze von Heines Harzreise mehr bedeuteten als Goethes Italienische Reise, ein beliebiger Tendenzroman zur Verherrlichung des freien Weibes mehr als Wilhelm Meister." Wir werden zu zeigen haben, daß als das „Junge Deutschland" im Kampf gegen

den Goethehasser Menzel stand, nachdem dessen Teutomanie das anfangs bestehende Verhältniß zerstört hatte, auf der Fahne des reisigen Häufleins der Name Goethes als der ihres Führers prangte; daß Wienbarg und Laube gleich in ihren ersten Werken ihren Enthusiasmus für Goethe bekannten, gerade wie dies auch Heine gethan, während Gutzkow nur deshalb sich anfangs indifferent verhielt, weil er als Schüler schon durch Gedikes und Biesters „Berlinische Monatsschrift" dann durch Menzels Literaturgeschichte und Börnes Kritiken von Mißtrauen gegen den „Dichter im Ministerrock" erfüllt worden war. Dafür bedeutete dann sein „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte" (1836) den Beginn einer neuen Aera der Werthschätzung Goethes im öffentlichen Bewußtsein der Nation. So geht denn auch Treitschke von der vorgefaßten Meinung aus, daß es unsren Dichtern, wären sie nur die rechten gewesen, das Gemäße hätte sein müssen, in jener Zeit nach dem Muster Goethes und Schillers Werke von klassischem Stil zu erzeugen. Was sie aber als Muster an der Herrschaft fanden, war weit mehr als die Poesie Goethes und Schillers, die gedanken- und bilderreiche Prosa, die kleinbürgerliche Genremalerei und hochfliegende Spekulation Jean Pauls, aus deren Verschmelzung dessen die Zeitgenossen so tief ergreifender Humor erwuchs, aber auch ein Barockstil der Erzählungskunst, in welcher das bunte Rankenwerk der subjektiven Gedankenäußerung und die üppigen Blumenguirlanden einer in poetischen Bildern schwelgenden Schilderungssucht die Architektur der Handlung und die Plastik der Gestalten völlig überwucherten. Es waren die Dramen von Müllner und Raupach, das Lustspiel Kotzebues, die romantische Ironie Tiecks, die Nachahmer Walter Scotts, unter denen nur Wilibald Alexis und der zu früh verscheidende Wilhelm Hauff hervorragten, die genial-bizarre Gespensterromantik E. T. A. Hoffmanns, die schlüpfrigen Histörchen Claurens, das Fraubasengeklätsch einer kraft- und saftlosen Altweiberbelletristik. Die tonangebende Kritik, wie die Menzels, bekämpfte Goethe aus Gründen, die sie den Grundsätzen der politischen Ueberzeugung entnahm, und auch an Schiller störte sie die reservirte Haltung, die er als weimarischer Hofrath den politischen Zeiterscheinungen gegenüber eingenommen. Als Schillers Vermächtniß sah diese Jugend in der Literatur nicht wirken das Begeisterungsfeuer des Marquis Posa, nicht die unmittelbar lebendige Kunst, die sich in „Kabale und Liebe" bethätigt, sondern die äußerliche Nachahmung seiner Jambenrhetorik und vor allem der Schicksalstragödik der „Braut von Messina". Nicht den Dichter des Werther, der Gretchentragödie und des Clavigo sahen sie gefeiert, sondern den lehrsamen Autor der Wanderjahre, der marmorglatten, aber auch marmorkalten

„Natürlichen Tochter", der gekünstelten Spruchpoesie des Diwan und der allegorischen Mystik des zweiten Theiles von Faust. Die jungen Stürmer und Dränger knüpften dagegen dort wieder an, wo jene Klassiker selber einst Stürmer und Dränger gewesen und die Brüder des Hainbunds mit Klopstock für die Wiedergeburt des Vaterlandes und die „Freyheit" in Bardengesängen geschwärmt hatten. Ihre Bewegung war eine Wiedererweckung der politischen und sozialen Reformideen der Herder-, Goethe-, Lenzschen Geniezeit mit dem Trieb, den transzendenten Idealismus der aus jener erwachsenen Humanitätsprophetie in realistischer Weise mit den politischen Forderungen der Zeit zu verschmelzen. Und weil sie in Jean Paul's Humor den grellen Widerspruch zwischen jenen hohen Idealen und der kleinlichen Wirklichkeit aufgelöst fanden und die Begeisterung für ein freies Leben in Schönheit emporflammen aus der Gebundenheit der gegebenen deutschen Zustände, war er der Lieblingsdichter dieser Jugend, soweit die deutsche Dichtung auf sie wirkte, während von allen Poeten des Auslands aus ähnlichen Gründen Lord Byron's feuerathmendes Genie den größten Einfluß auf sie übte, Childe Harold mit seinem stolzen Selbstgefühl, seinem glühenden Freiheitsverlangen, seinem unruhigen Wandertrieb, seiner von Romantik bewegten Phantasie, seinem nach Realitäten schmachtenden Lebensdurst, seiner moralverhöhnenden Sinnlichkeit, seiner Sucht, in den Formen der Poesie Kritik zu üben an den Zuständen des von der heiligen Alliance in seinem Wachsthum aufgehaltenen Europa. Aber so verschieden wie die kometenhaft kühne, glänzende Lebensbahn des britischen Lords von den Lebensbedingungen des Wunsiedler Schulmeistersohns Jean Paul Richter und all den Widerwärtigkeiten, mit denen die deutschen Schriftsteller der Zeit, zumal wenn sie unbemittelt, in jener Zeit kämpfen mußten, so verschieden waren auch die Wirkungen, die Byron auf dieses Dichtergeschlecht ausgeübt, von dessen eigener frei entfalteter sinnlich-übersinnlichen Dichtung.

Doch so ungerecht es auch war, das Beginnen der jungen Schriftsteller an der Riesenerscheinung des Goetheschen Lebenswerkes zu messen, so hat doch Treitschke in seiner Verherrlichung des „Alten von Weimar" im blinden Eifer gerade Dinge zur Sprache gebracht, welche die Richtung, die um das Jahr 1830 die Literatur einschlug, mit Worten von Goethe selbst rechtfertigen. Denn um zu zeigen, wie fortschrittlich gesinnt seinerseits doch auch der greise Dichter kurz vor seinem Tode gewesen, kann er es nicht unterlassen, auf dessen Verkündigung einer Weltliteratur, auf dessen Vorliebe für ausländische Dichter hinzuweisen. Und schließlich

sagt er: „In seinem letzten Lebensjahre, bei der Eröffnung des weimarischen Lesemuseums, sprach er offen aus, wie die Welt sich zu verwandeln beginne, wie die gesellige Bildung universell werde", wie alle gebildeten Kreise, die sich sonst nur berührten, jetzt sich vereinigten und an jeden die Nothwendigkeit herantrete, „sich von dem Zustande des augenblicklichen Weltlaufes im realen und idealen Sinne zu unterrichten". — Was aber haben die Jungdeutschen thatsächlich gethan, um den Treitschkeschen Vorwurf ihrer „Fremdbrüderlichkeit," ihres „Buhlens mit dem Ausland" zu rechtfertigen? Sie haben unter ausdrücklicher Berufung auf Goethe eben sein Prinzip der Weltliteratur sich zu eigen gemacht, wie es übrigens unbewußt schon immer in der deutschen Literatur gewaltet hatte. Sie haben dies gethan unter starker Hervorkehrung ihrer nationalen Eigenart und nationalen Unabhängigkeit. Und was hat sie ferner eine Zeitlang zu Tagesschriftstellern werden lassen unter Hintanstellung ihres poetischen Talents und der inneren Glückseligkeit, die das weltabgewandte Kunstschaffen dem Dichter bereitet? Eben jener Drang der Zeit, dessen Wehen selbst der einsiedlerische Dichterfürst in Weimar verspürte, eben der Trieb, die „gesellige Bildung" „universell zu machen" und das Bedürfnis, am „Zustande des augenblicklichen Weltlaufs im realen und idealen Sinne" Antheil zu nehmen.

In dem vorhergehenden Bande seiner „Deutschen Geschichte" hat Treitschke von Rückert gerühmt, daß er nie die Fühlung verloren mit den Kämpfen des Tags und als die Schwäche Platens als Dichter mit vollem Recht die Unfähigkeit erklärt, sich hinzugeben, ganz hinauszugehen aus seinem anspruchsvollen Ich. Dort hat er hervorgehoben, daß selbst das Haupt der romantischen Schule sich dem realistischen Zug der Zeit nicht habe entziehen können und mit besonderer Sympathie diejenigen Novellen Ludwig Tiecks erwähnt, „welche alles Märchenhafte abweisend ihren Stoff dem wirklichen Leben, zumeist der Gegenwart entnahmen". In Durchführung dieser Betrachtung hätte er jetzt die Schriftsteller, welche den völligen Sieg dieses realistischen Prinzips über das romantische bewirkten, mit besonderer Anerkennung bedenken und an den früher Genannten die Weiterentwickelung des Prozesses verfolgen müssen. Jetzt aber sind ihm nur noch diejenigen Poeten anerkennenswerth, die — ich wiederhole die sinnige Floskel — „den stillen Blumengarten der Dichtung vor der schneidenden Zugluft des Tages sorgsam einhegten", und er preist um dieser Eigenschaft willen den vereinsamten Rückert und seine Weisheitsdichtung als Vorbild. In jenem früheren Bande störten ihn an

Chamisso die „französischen Ideen" nicht, und er rühmte, daß seine schönsten Gedichte dem modernen Leben angehörten, „das immer gebieterischer sein Recht von der Kunst verlangte". „Auch das Elend der Massen hörte er schon an das Thor der alten Gesellschaft klopfen . . ." Jetzt citiert er zum Lobe Chamissos die gelegentliche Wendung „Verklagt die Mitwelt bei der Nachwelt nicht", mit der er die poetischen Neuerer abgelehnt haben soll. Zur Ehre Chamissos sei gesagt, daß er trotz solch gelegentlicher Stimmung auch selbst die Mitwelt, soweit sie elend war, bei der Nachwelt verklagt hat. Man lese sein „Memento", an die „Mächtigen der Erde" und ähnliche Gedichte, die von edelstem Freiheitsgefühl und echtestem Männerstolz erfüllt sind — „Lord Byrons letzte Liebe" war auch die seine. Und als Chamisso 1831 in seinem Berliner Dichterverein einen Trinkspruch hielt, da wies er auf die Zeit hinaus, in welcher

Hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
Die starren langgehegten Eisesfesseln sprengt, —

in der ein neues Leben unter Trümmern sich Bahn breche und im Sturm die Welt sich umgestalte. In solcher Zeit verhalle das Lied ungehört, aber ihre Sache sei es, die Gottesgabe des Gesangs zu wahren, bis es ihnen, vielleicht erst als hochergrauten Barden, vergönnt sein werde, die Sonne mit Hochgesang zu grüßen, welche, das Gewölk zerteilend, die verjüngte Welt bescheinen werde. Prophetisch brachte er sein Glas der „fernen Zukunft einer neuen Liederzeit". Und in demselben Tone schloß sein Eröffnungsgedicht zum deutschen Musenalmanach von 1833 mit der Klage: der Ernst der Zeit habe die Lust am Saitenspiele verdrängt. Dennoch lernte auch er es, sein Saitenspiel zur Aeolsharfe für die Stürme der Zeit zu machen. Wer aber hat dies überhaupt in jener ganzen Reaktionsperiode energischer und machtvoller gethan als Ludwig Uhland, der hier ganz übergangen wird, der unbeugsame Schwabe, der — selbst ein Sänger und ein Held — auf dem Schlachtfeld von Leipzig einen der Gefallenen des Freiheitskampfes am Tage der Völkerschlacht herabbeschworen auf die Erde, damit er Umschau halte in der „Mitwelt" und Umfrage bei den Fürsten und Völkern, ob sie gehalten, was der ausgesetzte Preis jener furchtbaren Kämpfe gewesen.

„Ihr Fürsten, seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?

Wenn eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,
So iſt's an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte, was ihr erſtritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts gehellt,
Und Freie ſeid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht feſtgeſtellt."

Daß dieſe freiheitliche Tendenzpoeſie das heranwachſende Poetengeſchlecht mächtig beeinflußt, daß der untadelige Uhland als Tyrtäus der Freiheit dieſe böſe Tendenzpoeſie in Deutſchland eingeleitet hat, das paßt freilich nicht in die Beleuchtung, in welcher Treitſchke die neue Richtung hier zeigen wollte.

Wo es aber doch nicht angeht, die politiſche Tendenz eines jener Lyriker zu verſchweigen, und er dabei, wie im Falle Anaſtaſius Grüns, des Grafen Auersperg, nicht die ihm angeborene „hohe" Achtung vor dem „Sohn des hohen Adels" verleugnen mag, ſo thut er dies nicht ohne einen Hieb auf die politiſche Lyrik der andern, die, „ganz dem Auslande zugewendet, erſt die Spanier und die Griechen, dann die Franzoſen und die Polen verherrlichte." Er rühmt an ihm — und gewiß mit Recht —, daß ſeine politiſche Lyrik in der Heimat gewurzelt habe, ſetzt aber ſogleich hinzu: „Von tiefen politiſchen Ideen beſaß der Wiener Poet nichts." Doch an einem Grafen Auersperg, der übrigens im Gegentheil hohe Begabung für die praktiſche Politik bekundete und Miturheber des Verfaſſungsentwurfs für Steiermark war, iſt ihm dies kein Fehler; ihm geſteht er zu, daß gerade dieſe „unbeſtimmte Begeiſterung für die Freiheit" den Geſinnungen der Zeit entſprach. Gewiß — aber warum dann dieſe „unbeſtimmte Begeiſterung für die Freiheit" an Söhnen derſelben Zeit, an den zum rauhen Kampf ums Daſein gezwungenen, aus den Tiefen des Volks ſich zur Freiheit poetiſchen Wirkens emporringenden Dichtern, wie Gutzkow und Laube, ſo hart tadeln?

Einen umfaſſenden Freibrief aber hat Treitſchke den von ihm Verketzerten auf den Seiten ausgeſtellt, die vom Lobe Immermanns handeln. Hier iſt zu deſſen Rechtfertigung als Treitſchkeſche Weisheit ver-

kündet, was zu dem wesentlichen Kern des literarischen Reformprogramms von Laube, Wienbarg, Gutzkow und Genossen gehört hat. „Den prosaischen Lebensformen der modernen Welt," heißt es hier, „den Interessen und Gedanken der verwandelten Gesellschaft vermochte die lyrische Dichtung längst nicht mehr zu genügen. Was die neue Zeit an poetischem Gehalte besaß, konnte nur der Romandichter erschöpfend aussprechen, wenn er in ungebundener Rede den Kämpfen und Widersprüchen des wirklichen Lebens nachging. Mochten die Aesthetiker der Hegelschen Schule immerhin versichern, daß die Ideale der Gegenwart im Drama allein die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen müßten: die Erfahrung jedes Tages strafte sie Lügen. Die ästhetische Empfänglichkeit eines Volkes läßt sich durch die Machtsprüche der Theorie ebensowenig meistern, wie die Gestaltungskraft der Künstler. Der Roman wurde in Deutschland für lange Jahre die zeitgemäße Form der Dichtung wie ein Jahrhundert zuvor in England." Dies vorausgesehen und vorausgesagt zu haben, schon zu einer Zeit, wo die Epigonen Schillers und Goethes in flacher Nachahmung von deren Dramatik aufgingen, wo Raupach und Kotzebue die gefeiertsten Autoren des Tages waren, ist gerade das Verdienst der Jungdeutschen: damals aber war es Offenbarung einer vorausschauenden Zeitempfindung, heute ist es ein Gemeinplatz. In Laube's, Wienbargs und Gutzkows ästhetischen Feldzügen, in Mundts „Kunst der deutschen Prosa" ist diese Anschauung eine Gemeinsamkeit. Treitschke verschweigt diese Thatsache und macht Immermann als den Verfasser der „Epigonen" zum Bahnbrecher auf diesem Gebiete. Wir werden zu zeigen haben, daß dem letzteren auch in der Produktion die Jungdeutschen mit ihrem Beispiel vorangingen, und daß Immermann selbst nach Beendigung des „Münchhausen" die satirischen Ausfälle in diesem Roman auf Gutzkow und das „Junge Deutschland" bereut hat. Treitschke und so mancher andere Gegner Gutzkows hat mit besonderem Behagen Immermanns Verspottung der „Wally" u. s. w. im „Münchhausen" hervorgehoben. Immermann selbst aber sandte seinen „Münchhausen" im September 1838 direkt an Gutzkow und schrieb: „E. W. erlaube ich mir, den ersten Band einer vor einigen Tagen von mir herausgegebenen Arbeit zu übersenden. Der Inhalt des Buchs ist zum Teil satirisch-humoristischer Art und auch Ihrer ist in dieser Region gedacht worden. — Meine Zusendung kann Ihnen nach diesem Vorworte sonderbar erscheinen; dennoch zwang mich eine innere Nothwendigkeit zu diesem Schritte, den ich thue, ohne die Möglichkeiten eines vielleicht nicht nach meinem Sinne ausfallenden Erfolgs ängstlich abzu-

wägen. Wie nämlich der Spott, welchen der Held meiner Geschichte über Personen und Dinge ergießt, in mehreren Fällen nicht die ganze Meinung des Autors ausdrückt, so findet dies namentlich im besonderen Grade bei dem über Sie Beigebrachten statt. Neben dem, was in Ihrem bisherigen schriftstellerischen Wirken sich mit meinem Gefühle und meiner Ueberzeugung nicht vereinigen lassen will, steht mehreres, was ich höchlich achte; ja, ich kann sagen, daß die Anerkennung Ihres Gangs und Verdienstes in mir bedeutend die ablehnenden Empfindungen überwiegt." Im Schlußkapitel dieses Buches wird gezeigt werden, auf welch ritterlicher Gesinnung dieses offene Bekenntniß beruhte und zu welch innigem Anschluß an den jüngeren Genossen der ältere Dichter bereit war; hier wollen wir nur noch kurz erwähnen, daß auch von Rückert ein Begrüßungsgedicht an die Jungen von uns mitgeteilt werden wird, das von ganz anderen Gefühlen eingegeben war als dem der Ablehnung, die der Historiker Treitschke ihm nachsagt.

Der Antagonismus zwischen den Lyrikern und Prosaikern, den älteren und den jüngeren der deutschen Dichter jener Periode, ist überhaupt keineswegs von Anfang an der prinzipielle gewesen, wie er vielfach später, erst unter der Nachwirkung von persönlichen Verstimmungen, namentlich zwischen Heine und den „Schwaben", sich geltend gemacht hat, wie dies ja auch zwischen den Genossen der Bewegung leider geschehen. Zu Heines größten Verehrern gehörten Wilhelm Müller und Anastasius Grün; Börne erfreute sich aufrichtiger Sympathie von seiten Uhlands. Wie kräftig Chamisso und seine Berliner Freunde nach dem Bundeserlaß gegen Heine für diesen eingestanden, indem sie in Widerspruch zu Schwab, dem Mitherausgeber des Berliner Musenalmanachs, durchsetzten, daß dessen Bild an die Spitze des neuen Bandes gestellt werde, hat erst neuerdings Karl Emil Franzos eingehend erzählt. Thatsächlich konnte sich von allen Dichtern der Zeit kaum einer der Wirkung des politischen Ideenstromes entziehen, der erst Anfang des dritten und dann Anfang des vierten Jahrzehnts das deutsche Geistesleben durchfluthete. Keiner der deutschen Dichter, die als Männer, Jünglinge oder Knaben die Niederwerfung des korsischen Jochs in den Freiheitskriegen und dann die Knechtung der Freiheit und die Vernichtung der Einheit durch die Diplomatenkniffe der Wiener Friedensdeputirten mit stärkerem Antheil erlebt hatten, ist von den Ereignissen unberührt geblieben, welche als Morgenröthe einer Besserung der politischen Zustände begrüßt werden durften. Auch Eichendorff und Wilhelm Müller, die heiteren Verherrlicher einer romantischseligen Auffassung der Natur, auch Platen, der formal so hoch-

begabte irrende Ritter eines von Hölderlin bereits tragisch gebüßten weltabgewandten Poesie-Ideals, haben den Keimwind dieses Völkerfrühlings empfunden. Als Morgenroth einer neuen Zeit wurde der Befreiungskampf der Griechen Anfang der zwanziger Jahre nicht nur von Byron, sondern auch von deutschen Dichtern wie Wilhelm Müller begrüßt; und wie auf Laube machte die polnische Revolution von 1831 mit ihren anfänglichen Siegen den Eindruck eines poetischen Erlebnisses auf Platen, Lenau und Julius Mosen. Der erste, der ein „politisches" Nachtwächterlied sang in der später von Dingelstedt aufgenommenen Tonart, war Chamisso, und die politische Satire auf den deutschen Michel, der die Zeit zum Handeln verschläft, ist nicht erst entstanden in der Frühzeit des deutschen Parlamentarismus, sondern hat ihren Ursprung in der Frühzeit der deutschen Romantik, als Arnim und Brentano dem deutschen Volk „des Knaben Wunderhorn" kredenzten und in Heidelberg die Einsiedlerzeitung herausgaben. Daß die Auffassung der Griechen und Polen, sowie der Tiroler unter Hofer als Freiheitskämpfer zumeist eine romantische war, entsprach ebenso der Bildung der Zeit, wie das romantische Hinauspilgern deutscher Freiheitsschwärmer zur Theilnahme an den Kämpfen fremder Nationen für deren politische Freiheit, zu welchem Byron ein so glänzendes Beispiel gegeben, nachdem schon 1772 Lafayette und Kosciuszko ähnliches gethan, als die Wirkung der Unabhängigkeitserklärung von Amerika die Welt erfüllte und auch die deutschen Stürmer und Dränger Klinger, Wagner, Heinse den Vorsatz faßten, übers Meer zu gehen, „um für die Freiheit zu fechten". Die phantasievollsten unter den Flüchtlingen vor den Demagogenprozessen sehen wir demselben Drange folgen. Laubes „Junges Europa" war ein Versuch realistischer Abspiegelung dieses Dranges. Bis auf wenige Ausnahmen haben fast alle deutschen Dichter, die in jener Uebergangszeit wirkten, an sich die Wirkung der auswärtigen Revolutionen erfahren und durch dieselbe einen Umschwung von romantischer zu realistischer Stimmung und Darstellung erlebt. Der Vergleich, wie und was die genannten Lyriker vor und nach der Julirevolution gesungen haben, giebt dafür die interessantesten Belege. Sie alle spürten auch die Lust, ihre Gedichte hinauszugeben zur Zeit, da sie entstanden, und sie auf diese wirken zu lassen durch den Druck in Zeitschriften und Zeitungen.

Aber viel bedeutsamer für die Zeit als diese zeitgemäß gestimmte romantisch-politische Lyrik war der entschiedene Bruch mit aller Romantik und die entschlossene Hingabe einer neuen Dichtergeneration an die Wirklichkeit und ihre Forderungen unter Verzicht auf den Schmuck des Verses

und die rhythmische Gestaltung der Rede. So schattenhaft und rhetorisch noch vieles in Laubes genanntem Roman ist, so groß ist doch der Fortschritt in Bezug auf realistische Gestaltung der damaligen Hoffnungen und Zustände, wenn man sie in dieser Beziehung mit Platens oder Lenaus ergreifenden Polenliedern, mit A. Grüns empfindungsfrischen Spaziergängen eines Wiener Poeten vergleicht. Gutzkow und Laube haben auch mit Versen ihre Dichterlaufbahn begonnen, und daß in ihnen echte Dichterkraft reifte, welche die Kunst der gebundenen Rede beherrschen konnte, haben sie später in ihren besten Dramen, wie Uriel Akosta und Essex, bewiesen. Es war der Geist der Zeit, der ihre jungen Geister zwang, den Zuständen scharf ins Auge zu sehen, sie mit kritischer Schärfe und in geharnischter Prosa zu bekämpfen. Der Trieb zur geklärten Formenschönheit und die klangschöne Darstellung des persönlichsten intimsten Empfindens sahen sich für eine Weile genöthigt, vor den Stürmen dieser Zeit ihre Zuflucht in den bildenden Künsten und in der Musik zu nehmen, obgleich auch hier der moderne Geist in einer Zersetzung der Formenwelt, in einer auf Zeitideen anspielenden Symbolik und beziehungsreichen Stoffwahl, in einer realistischeren Erfassung des Zwecks und des Wesens der Kunstmittel sich vielfach offenbarte. Wo aber eine dichterische Natur in spröder Ablehnung dem allgemeinen Drange sich entgegenstellte und gemäß ihrem innersten Bedürfen nach formenschöner Gestaltung von rein dichterisch geschautem idealem Menschenthum ihr Talent auslebte, da verfiel sie der Vereinsamung. Das war vor allen auch Grillparzers Loos, nachdem die ihm günstige Zeit der „Restauration“ vorüber. Als die Jungdeutschen später die Versöhnung gefunden hatten ihrer Geistestendenz mit den Kunstgesetzen, wie sie die Meisterwerke aller Zeiten lehren, als sie ins Vordertreffen Derer traten, die Shakespeare, Schiller, Goethe im Bühnenleben der Nation die ihrer Kunst gebührende Stellung sicherten, da war es einer der Ihren, Heinrich Laube, welcher die ihm zugefallene Macht des artistischen Leiters der ersten deutschen Bühne vornehmlich auch der klassischen Dichtung Grillparzer's zu Gute kommen ließ, die in abgeschiedener Einsamkeit in dem „Capua der Geister“, dem Wien Metternich's, geblüht hatte, während Laube selber in Preußen für sein eigenes unklassisches Jugenddichten ein Flüchtling, ein Verbannter, ein Gefangener gewesen war.

* * *

Man hat die deutschen Schriftsteller, welche im vierten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts mit den Mitteln der Poesie und literarischen Kritik

politische Opposition machten, vielfach mit den französischen Encyklopädisten verglichen, deren literarisches Wirken der französischen Revolution vorausging. Auch die Anklageschrift des preußischen Gesandten am Bundestag, Generals von Schöler, die auf Unterdrückung der jungdeutschen Schriftsteller ausging, enthielt jenen Hinweis. Ohne den Vergleich direkt an den Personen durchführen zu können — hatte doch z. B. die Gruppe der letzteren kein kritisches Talent von so bahnbrechender Bedeutung wie das Diderots aufzuweisen, die Encyklopädisten kein so gestaltungskräftiges, ausgiebiges Dichtertalent wie das Gutzkows — so lassen sich an der allgemeinen Physiognomie beider Perioden wirklich viel ähnliche Züge entdecken. Hier wie dort der Kampf gegen das Konventionelle, gegen den in Formenkultus gerathenen Klassizismus; in Kunst, Kritik und Wissenschaft eine Hingebung an das Wirkliche, in Anknüpfung und Einwirkung ein Drang zu lebendiger Gegenwart. Hier wie dort Vorwehen der politischen Revolution im Leben der Geister. Sturm gegen die Privilegien der Aristokratie und die Machtbefugniß des Klerus. Ein Suchen und Tasten nach neuen Formen und neuen Gedanken und dabei doch ein Epigonenthum, das noch im Bann steht einer abblühenden reiferen Kunstperiode. Vor allem Aehnlichkeit im Charakter der Schriftstellerei! Dasselbe Ueberwiegen der Kritik und Spekulation im Wirken poetisch veranlagter Naturen, dasselbe Vertrauen in die Literatur als Bahnbrecherin des sozialen und politischen Umschwungs der Zustände, ein ähnliches Durchdringen des poetischen Stoffes mit einer aktuellen praktischen Tendenz und Durchsetzen der poetischen Formen mit Elementen der rein belehrenden Rede. Hier und dort die gleiche Freude an Witz und Satire als den wirksamsten Waffen gegen die Uebermacht privilegierter Gewalten. Und was von D. Fr. Strauß und Karl Rosenkranz in ihren Biographien von Voltaire und Diderot zur Erklärung der damaligen Erscheinungen geltend gemacht worden ist, muß ebenso von uns zu Gunsten der Jungdeutschen in Anspruch genommen werden.

Jedenfalls ist die Aehnlichkeit der jungdeutschen Bewegung mit der Encyklopädistenzeit eine viel größere als diejenige, die sich zwischen ihr und der gleichzeitigen Geistesbewegung des französischen Romantismus nachweisen läßt. Aber es ist völlig falsch, wie es auch durch Wehl geschehen, die Bestrebungen der Jungdeutschen als ein Produkt französischen Einflusses hinzustellen, als eine Verimpfung des Pariser Esprits auf die deutsche Literatur. Die ältere Geistesbewegung der Franzosen steht ihnen darum näher, weil beide auf politische Ergebnisse abzielten, während Victor Hugo und die Seinen in den dreißiger Jahren die Politik haßten und

flohen. Frankreich besaß ja längst ein Parlament, eine freie Presse, die Herrschaft des Bürgerthums — die jungen Genies waren übersättigt von der Prosa der politischen Debatten; die Thatsächlichkeit derselben hatte die Politik in ihren Augen des verklärenden Schimmers beraubt, mit welchen die Sehnsucht der deutschen Idealisten zur selben Zeit sie umkleidet sah. Wie sehr Deutschland in politischer Beziehung hinter Frankreich zurückgeblieben war, spiegelt sich in diesem Verhältniß. Anders verhielt es sich in Sachen der Kunst. Der Kampf, den Victor Hugo als Wortführer eines „jungen Frankreich" gegen den unnatürlichen Formalismus des klassischen Dramas seiner Nation aufnahm — die Vorrede zu „Cromwell" (1827) enthält das Programm — hatte in Deutschland bereits Lessing durchgeführt, was freilich nicht verhindert hatte, daß Goethe und Schiller nach der realistischen Lebenswärme ihrer Jugenddramen ihre Laufbahn als Dramatiker mit der „Natürlichen Tochter" und der „Braut von Messina" beschlossen. Was Hugo in seiner Kritik bot, besaßen wir geistvoller, vertiefter längst in Lessings Dramaturgie; was er in „Hernani" gestaltete, wirkte viel großartiger und genialer längst in Schillers Räubern. Was Mercier und Beyle zum Ruhme Shakespeares sagten, das war durch Goethe, A. W. Schlegel und andere in Deutschland längst Substanz der allgemeinen Bildung geworden. Das spezifisch Romantische in Hugos Jugendwerken, in den Orientales, dem Notre dame de Paris, in Nodiers und Gautiers Märchenpoesie, war angeregt durch die deutsche Romantik; das junge Deutschland suchte sich gerade von dieser zu emanzipieren. Der französische Romantismus hatte freilich zugleich auch ein starkes realistisches Element von moderner Tendenz und revolutionärer Grundstimmung. Und dieses hat allerdings seinen Einfluß auf die deutsche Literatur gleich damals geltend gemacht. Nicht nur auf Börne und Heine, denen dies Element als Pariser Fluidum gleichsam mit der Pariser Luft einging, sondern auch auf die jüngeren, namentlich auf Laube und Mundt. Gutzkow und Wienbarg waren selbständiger und spröder. Das Jenen Gemeinsame war der Kampf gegen das Herkömmliche und Korrekte, der Trieb zur Neuerung in der poetischen Formenwelt, das Verlangen nach realistischer Farbengebung in der Schilderung des Thatsächlichen, nach Stoffen voller Leidenschaft, nach Darstellung voll Blutwärme. Das war im Grunde allein doch auch, was die Bundesgenossen Hugos, die mit ihm in seiner Wohnung Rue Notre Dame des Champs oder in der Dachstube Petrus Borels für die neue Aera einer „freien" Kunst schwärmten, vereinigte, was die fremdstofflichen Dramen Hugos den Leidenschaftsromanen der Dudevant-Sand und den

Romanzen Alfred de Mussets verwandt machte, was die A. Dumas, St. Beuve, Merimée, Balzac, Gautier für eine Weile zum Zusammenschluß antrieb. Das Beispiel dieses Zusammenschlusses war ferner ein Moment, das mächtig auf die Jungdeutschen einwirkte und sie in dem Verlangen nach einem ähnlichen Zusammenschluß bestärkte. Als ihr eigener so schmählich unterdrückter Versuch im Werden war, fehlte es auch nicht an Hinweisen auf das Vorbild in ihren Organen. Eine Uebersetzung der bisherigen Werke von Victor Hugo befand sich unter den Unternehmungen, die gemeinsam in Frankfurt geplant wurden. Die einheimische Staatspolizei erkannte aber gar scharf den Unterschied und trat dem entstehenden Bund entgegen als einer politisch=revolutionären Bestrebung mit ästhetischen Mitteln. Und in dieser Kunst hatten sie allerdings von französischen Mustern profitirt; aber nicht nach den „Dichtern" der romantischen Schule, sondern nach den großen publizistischen Talenten des Volkes, das für ganz Europa die große Revolution von 1789 durchgeführt, haben sie sich gerichtet. Von den historischen Parallelen eines Camille Desmoulins bis zu den sozialkritisch angehauchten humoristischen Feuilletons ihres Zeitgenossen Jules Janin läßt sich die Einwirkung verfolgen, welche unsre Schriftsteller mitbefähigt hat, den Journalismus in Deutschland auszubilden zu einer literarischen Kunst. Thiers' Geschichte der französischen Revolution wurde ihnen allen dabei zum Leitfaden.

Was aber speziell ihren „Esprit" betrifft, so waren die Elemente der Ironie und Satire in ihrer Schreibweise keineswegs nur „französischen" Ursprungs. Der herbe Humor Börne's war ebenso eigenes und deutsches Gewächs wie die kecke Satire und die lächelnde Melancholie Heine's, was Niemand schärfer und feiner beurtheilt hat, als die französischen Schriftsteller, welche diese deutschen Schriftsteller zum Gegenstand ihrer Kritik machten. Daher der mächtige Einfluß beider auf die deutschen Zeitgenossen, die weder etwas französisch noch etwas jüdisch Fremdartiges in ihrer Schreibweise empfanden, bis ihre Gegner sie als Juden und Franzosen verschrieen. Wenn wir ein Recht hätten, wie es geschehen, unter dem „jüdischen Witz", der damals in die deutsche Literatur eingedrungen oder, nach Treitschke, „eingebrochen" sein soll, das pietätlose Witzeln über Profanes und Hohes ohne sachlichen Antheil zu verstehen, so träfen diese Merkmale allerdings auf einen Witzling zu, der damals im politisch indifferenten Publikum unendliche Beliebtheit genoß, auf Saphir, aber nicht auf Heine und Börne. Saphir hat den Kalauer literaturfähig gemacht: Saphir aber erfreute sich der Stellung eines Hofnarren Sr. Majestät König

Ludwig I. von Bayern mit dem Titel eines Hofdramaturgen! Man lese zum Vergleich die Stelle in Heine's Nachrede zu dem zweiten Bande der „Reisebilder", wo er seinen Humor und sich selbst als den Hofnarren des deutschen Volkes schildert, als den Kunz von der Rosen der deutschen Nation, der für seinen gefangenen Herrn nicht nur nach tröstendem Scherzwort, sondern vor allem nach dem befreienden Erlösungswort sucht. Jean Paul und die von Solger treffend definirte Ironie der deutschen Romantiker haben Börne weit mehr befruchtet als irgend ein Franzose. Heines Harzreise hatte kein Vorbild in Frankreich; Sterne's „empfindsame Reise", Seume's „Spaziergang" und Lord Byrons „Pilgerfahrt" sind die wichtigsten Ahnen des Stammbaums, an welchem die Harzreise einen der frischesten, vollsaftigsten, eigenwilligsten Triebe bildet. Seiner Frivolität mit ihrer geistesstolzen Selbstüberhebung und gemüthsweichen Selbstverspottung hatte das Gepräge die Zeit gegeben, der Zersetzungsprozeß zwischen Voltairianismus und Romantik, die aus den enttäuschten Hoffnungen sich ergebende Skepsis; das Häßliche an ihr theilte er mit vielen, die damals im Vordergrund der vornehmen Welt standen; aber nur er hatte die Gabe, ihre Aeußerung zur lustigfunkelnden Pfeilspitzvergoldung ernster Gedanken zu machen. Auch A. von Maltitz, Karl Julius Weber und viele andere Schriftsteller der Zeit übten sich in politischer Satire; Adolf Glaßbrenner führte den Berliner Volkswitz in die Literatur ein und erzielte mit dessen Verwendung zur Zeitsatire große Wirkungen; aber keiner hat Heine und Börne nur entfernt in der Kunst erreicht, im Witz tiefste Empfindung und hochstrebende Gedanken wie in elektrischem Funkensprüh'n zu entladen. Gleich in seinen ersten Feuilletons, 1821 in den „Berliner Briefen" für den „Rheinisch-westfälischen Anzeiger", saß Heine sogleich fest im Sattel, weil in seinem eigenen — als geborener „leichter Reiter"-General in den Geisteskämpfen der Zeit. Was aber an Heine's und Börne's Nachfolgern in diesem Dienst nicht aus Eigenem erwuchs, war weit mehr von ihrem Beispiel angeregt als von irgend einem anderen.

Auch der Vorwurf Treitschke's, die „Fremdbrüderlichkeit" unserer Schriftsteller (dieser gewiß klassische Ausdruck soll wohl ihre Bereitwilligkeit geißeln, auch Menschen fremder Nationalität als Menschenbrüder anzuerkennen), ihre „Fremdbrüderlichkeit" habe zu einer Verwelschung des deutschen Stils und der deutschen Sprache geführt, ist historisch betrachtet eine unhaltbare Behauptung, die eine grobe Undankbarkeit in sich schließt. Obgleich Börne und Heine bei ihrem Aufenthalt in Paris in den Geist der französischen Sprache wie wenige deutsche

Schriftsteller eindrangen und sie frei zu handhaben lernten, war doch die Wirkung davon auf ihre deutsche Schreibweise nur, daß sie an der verwelschten Heimathsprache zu Sprachreinigern wurden und ihre eigene Art zu fühlen und zu denken mit souveräner Sprachbeherrschung in einem ihnen ganz persönlich gehörenden Stil ausprägen lernten. Sie waren Veredler und Beleber der deutschen Sprache; an die Stelle der herrschenden, in Abstraktionen und Verallgemeinerungen sich ergehenden Ausdrucksweise setzten sie frische lebendige Anschaulichkeit, dem Schwulst traten sie mit sachlicher, auf das Wesen der Dinge gerichteter Kürze entgegen, in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen warfen sie den erdrückenden Ballast von Fremdworten, den so viele deutsche Gelehrte in ihren Schriften aufgespeichert, muthvoll über Bord, wußten das deutsch Gedachte auch deutsch zu sagen und schmeidigten den Stil zur Besprechung der schwierigsten Fragen in gefälliger gemeinverständlicher Form. Was Heine hierin auf philosophischem Gebiete geleistet, ist von den Kennern seiner Prosa stets bewundert worden, und wäre bewundernswürdig, auch wenn das abschreckende Beispiel von Hegels Terminologie nicht als Vergleichsobjekt daneben stände. Was aber Börne betrifft, so hat er auf die Sprache der Diplomaten, auf die politische Redeweise, einen ähnlich reinigenden Einfluß geübt, wie Luther auf die Sprache der Theologen, wie Lessing auf die Sprache der Kunstkritik, wie Humboldt auf die der Naturbeschreibung und Heine neben Schopenhauer auf die Sprache der Philosophen. Er hat eine ganze Reihe von Ausdrücken, die uns heute, als hätten sie immer bestanden, von Mund zu Munde gehen, aus deutschem Sprachgeist für Begriffe neu geprägt, welche die herrschende Sprache der deutschen Fürstenhöfe, der deutschen Staatsmänner in verdorbenem Französisch dem öffentlichen Sprachgebrauch überliefert hatte. Und Börne war sich dieser Thätigkeit wohl bewußt; diente er damit doch seinem Grundprinzip: die Wissenschaft dem Leben, die Wahrheit dem Volk zu vermitteln. Er konnte in seinem Eifer sogar zu weit gehen und als er einmal statt der Bezeichnung Rezensent das Wort „Buchrichter" anwandte, bemerkte er dazu: „Uns arme Sprachreiniger verlache man nicht — das ist unsere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutschen." Daß bei diesen kühnen Neuerungen auch mancher Fehlgriff unterlief, daß im Eifer des Bekennens und Bekämpfens auch manches unnöthige Fremdwort beibehalten wurde, daß Heine in seinem Streben nach Eleganz und Grazie gelegentlich der Unterhaltungssprache der damaligen eleganten Welt Zugeständnisse machte, die mit seinem Hauptbestreben nicht übereinstimmten, dies mindert sehr wenig

das große Verdienst. Und auch den jungen Schriftstellern, die ihrem Beispiele folgten, ist das gleiche Streben nachzurühmen, so verschieden auch in den einzelnen Stadien ihrer Entwickelung der Erfolg war und so schwer es in ihrer Sturm- und Drangzeit ihnen fiel, ihren gelehrten Bildungsgang durch Hegels Schule und ihr Studium französischer Schriftsteller ganz zu verleugnen. Diese Schwäche theilten sie mit vielen Zeitgenossen; jenes Streben mit nur wenigen Auserwählten. Auch in dieser Beziehung sind diese jungen Geister Bewegungskräfte einer gewaltige Befreiungen anbahnenden Uebergangszeit, auch in ihr spiegelt sich ihr Schicksal, gleichzeitig Epigonen einer großen, ins Transcendente und Transcendentale gerathenen Vergangenheit in Kunst und Philosophie und Pioniere einer neuen Zeit zu sein, in welcher die politischen Interessen alle anderen in Anspruch nahmen oder belebten.

Und hieraus ergiebt sich auch unsre Auffassung von der welthistorischen Bedeutung der von uns zu schildernden Erscheinungen.

Janus, der Gott alles Kulturanfangs, nach welchem die Römer den ersten Jahresmonat Januarius nannten und dessen Bildniß die Symbole des Sonnenjahrs zu Attributen hatte, wurde von ihnen mit einem Doppelantlitz dargestellt. Das eine, rückwärts blickend, hatte die Züge des Alters; das andre, vorwärts gerichtet, erstrahlte in der Frische der Jugend.

Die Zeit in ihrer Unendlichkeit, ob auch ein Jahr nach dem andern verrinnt, ob sie bisweilen auch die Spuren des Greisenalters trägt, verjüngt sich immer aufs neue; auch die Epochen der Geschichte tragen ein Doppelgesicht, und die eine Hälfte desselben schaut voll jugendlicher Hoffnung in die Zukunft. „Die Welt wird alt, sie wird wieder jung, und der Mensch hofft immer auf Besserung," singt Friedrich Schiller, der ewigjunge.

In einem seiner literarhistorischen Werke hat Wilhelm Scherer den Gedanken ausgeführt, daß in der Geschichte der Poesie frauenhafte und männische Zeitalter einander folgen. In frauenhaften Zeiten bestimme der Einfluß des weiblichen Geschlechts wie Sitte und Brauch so auch Denken und Dichten der Männer, die schöne Literatur werde in Rücksicht auf Frauen und Mädchen geschrieben, ein frauenhafter Zug der Nachgiebigkeit und Passivität hafte dann selbst der männlichen Jugend an. In männischen Geschichtsperioden bestimme der Mann, ohne zarte Rücksicht auf die Frauenwelt sein Schicksal, der Ton in Sprache und Benehmen sei rauher und derber, ernste Fragen des öffentlichen Interesses bewegen die Literatur, die Künste der Galanterie werden vernachlässigt und finden keine poetische Verherrlichung mehr. Mit ähnlichem Rechte lassen sich

in der Geschichte der Nationen, besonders in der des geistigen Lebens, jugendliche und greisenhafte Zeitperioden als die Pole größerer Entwickelungsläufe unterscheiden.

Wir gewahren, wie in gewissen Uebergangszeiten Alter und Jugend das Scepter tauschen, wie einer Epoche, deren Schicksal die Tugenden und Fehler des Alters bestimmen, eine andre folgt, in der eine Generation von Jünglingen die Entwickelung der allgemeinen Interessen beeinflußt: in dieser überschäumendes Wollen, thatenfröhliches Hoffen, selbstlose Hingabe an ideale Güter und der Trieb, für deren Verwirklichung zu kämpfen oder zu fallen; in der andern die ernste Sorge, geliebten Besitz festzuhalten, das Bestehende vor Erschütterung und Zerstörung zu schützen und Neuerungen, deren Wirkung bedenklich erscheint, nach Möglichkeit abzuwenden. Da mächtig treibende Reformideen und Fortschrittsgedanken, hier der Wunsch nach Ruhe und Reaktion gegen den Andrang eines neuen Geschlechts mit unklaren Forderungen. Alter und Jugend — sie haben widerstrebende Bedürfnisse und Kräfte; Jugend will blühen, das Alter ernten. Zeiten ruhigen Wachsthums der Kultur zeigen den Widerstreit dieser Interessen in fruchtbarer Wechselwirkung und harmonischem Gleichgewicht. Wenn aber das Alter in eigensinniger Selbstüberschätzung seine Macht mißbraucht und alles Werdende mit Unterdrückung empfängt, so ist Stagnation und greisenhafte Unfruchtbarkeit die traurige Folge. Reißt dann wieder die Jugend im Verzweiflungskampf oder Uebermuth alle Herrschaft an sich, ohne genügendes Gegengewicht von seiten gereifter Manneskraft, so tritt die Welt in das Zeichen der Revolution. Doch was so jung sich fühlte, wird wiederum alt, das Errungene wird fester Besitz, die in der Jugend Stürmer und Dränger waren, werden jetzt die Vertheidiger der neubestehenden Ordnung. So wechseln die Heerhaufen, wechseln Parole und Losung; der Kampf aber bleibt: alte Weltanschauung wird verdrängt von der neuen; altes historisches Recht vertheidigt gegen das lebendige von neuen Geschlechtern; bald siegt diese Seite, bald jauchzend die andre; die Siege der jungen Geister aber sind die Etappen des Fortschritts der Menschheit zur Freiheit.

Jedoch nur selten erringen die Begeisterten gleich beim ersten Anlauf den Sieg. Gar weit ist oft der Weg vom Durchbruch der neuen Idee im denkenden Menschengeist bis zur Verwirklichung derselben, sei's in der Kunst, sei's im Leben. Der klaren Gestaltung des in Gährung begriffenen Neuen geht die Kritik des Alten voraus. Oft wird dann für die Entscheidungsschlacht schon gehalten, was erst nur Tirailleurgefechte

sind im Vorpostendienste des Geistes, oft für die Hauptsache, was nur flüchtiger Schaum der Gährung. Oft brachte erst das Alter denen die Erfüllung ihrer Jugendideale, für die sie einst gegen unüberwindliche Mächte gestritten, die sie verfolgt, geknechtet, vervehmt. Gar viele mußten fallen, ehe ihre Sache von neuen Schlachtreihen zum Siege geführt ward. Die Straße des Fortschritts ist vom Blut der Märtyrer gedüngt. Das junge Christenthum, der junge Protestantismus — Opfertod und Martyrium leiteten ihre Triumphe ein. Die Geschichte der Renaissance, des Humanismus, der Aufklärung nennt an ihrer Spitze waghalsige Pioniere, die wie Dezius Mus in den Abgrund sprangen, in den Abgrund der vor ihnen aufgähnte zwischen ihrer Zeit und der Zukunft, welche reif sein würde für ihre Ideen, — die wie Winkelried sich die Speere ihrer Gegner in die Brust drückten, um im eigenen Fall der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Auch die Entdeckungen und Erfindungen der Kultur haben solch' tragisches Vorspiel; selbst die Bändigung der Dampfkraft in den Dienst der Menschheit, selbst das Eisenbahnwesen heischten ihre Märtyrer von Mons de Caux, der für wahnsinnig gehalten im Irrenhaus elend umkam, bis zu Friedrich List, der aus Verzweiflung über das Scheitern seiner Pläne sich selber das Leben nahm. Und auch die Siegreichen, denen es vergönnt war, mit ihrem eigenen Geist den Geist ihrer Zeit unmittelbar zu befruchten, ihre neuen Umschwungsideen zum Inhalt des Zeitgeists zu machen, waren Märtyrer in ihrer Jugend und entgingen meist nur durch Zufallsgunst frühem Untergang: der junge Luther, der in Wittenberg die Thesen gegen den Ablaßhandel an die Thüre der Schloßkirche heftete, der junge Hutten, der zuerst das Wort vom freien deutschen Reich auf seine Fahnen schrieb, der junge Lessing, der dem Perrückenthum der Buchstabengelehrten mit der Waffe freier Wahrheitsforschung zu Leib ging, der junge Schiller, der mit ungestümer Gluth dem eingeborenen Freiheitsgefühl flammende Worte lieh — in tyrannos ... sie alle befanden sich im Anfang einer schier allgewaltigen Uebermacht gegenüber. Auch der junge Goethe der Sturm- und Drangzeit rang in dunklen Nächten mit dem Verzweiflungswunsch, sich das Leben zu nehmen. Auch er fühlte sich einsam im heißen Drange seines Genius ... Nur dann vermag der reformatorische Geist des Einzelnen oder Weniger in der eigenen Zeit den Sieg gewinnen, wenn die neuen Ideen sich mit den Hoffnungen und Zweifeln einer großen Zahl von Zeitgenossen begegnen, wenn das neue Bekenntniß die Zauberformel liefert, welche dem Erlösungsbedürfniß weiter Kreise des Volkes entspricht. Und auch dann erst wird die so entstehende Bewegung zur Herrschaft gelangen, wenn die

Macht des Geistes sich der realen Mächte der staatlichen Ordnung bemächtigt oder diese zwingt, sich selbst an die Spitze der Bewegung zu stellen und ihre Interessen mit den Forderungen der Zeit zu vermählen.

Als eine solche Uebergangszeit hat sich uns bei eingehendem Studium auch die Geschichte des jungen Deutschlands enthüllt. Was in einer Reihe der wichtigsten Lebensinteressen heute Gemeingut der Nation, trat damals in einzelnen kühnen Köpfen als waghalsige Forderung ins Leben und suchte zunächst literarische Form. Daher auch die Verwandtschaft dieser Kapitel deutscher Geistesgeschichte mit ähnlichen Jugend-Epochen — mit dem Zeitalter der Encyklopädisten, der deutschen Sturm- und Drangperiode, der Reformationszeit. Damals wurde namentlich die letztere Beziehung allgemein empfunden. Auch Gentz, ihr schärfster Beobachter und Gegner, der Chef von Metternichs Geheimkanzlei und Preßbüreau, fand dies gar bald heraus. Schon im Jahre der Karlsbader Beschlüsse führte er die gährende Revolution im Geistesleben der Deutschen auf den Protestantismus als die „erste, wahre und einzige Quelle“ zurück. Daher empfahl er auch zu ihrer Bekämpfung die Mittel, die sich gegen diesen bewährt. Ein protestantischer Geist, protestirend gegen jede Abhängigkeit des Gottesdienstes von weltlichen Gewalten, gegen das Einspruchsrecht des römischen Papstes in die kirchlichen Angelegenheiten der Nation, fordernd die deutsche Einheit auch in kirchlichen Dingen, hatte bereits in der Burschenschaft, in der „Deutschen Gesellschaft“, dann in der hessischen Bewegung sich geltend gemacht, deren Führer der tapfere Pfarrer Weidig in Butzbach, dies bedauernswürdigste Opfer der Reaktion, war. Die Rückkehr zu dem Gemeindewesen des Urchristenthums schwebte diesen Männern, zu denen auch der Darmstädter Justizrath und Landwehrobrist C. H. Hofmann, die Brüder Follen und Snell gehörten, denen Arndt, Welcker, Görres nahe standen, als Ideal für eine Einigung aller Deutschen in kirchlicher Hinsicht vor. In dem vom jungen Laube redigirten Jahrgang 1833 der „Zeitung für die elegante Welt“ (Nr. 76) findet sich ein Artikel „Das Zeitalter der Reformation — die neuere Zeit“. Derselbe spinnt historische Parallelen zwischen den Geisteskämpfen der beiden Perioden. In jener Zeit habe man für die Freiheit des Glaubens gefochten wie jetzt für die politische Freiheit. Die Gewaltmittel der Machthaber seien dieselben. Wie man damals gegen die Verkünder der neuen Lehre mit Bücherverboten und Gefangennahme vorgegangen sei, so gehe man jetzt gegen die Presse und ihre Vertreter vor. Wie damals die Frage gestellt worden sei, ob die Sache des Glaubens höher stehe als die des Vaterlands und Luther sich gegen Bündnisse

mit dem Ausland entschieden habe, so habe die Sache der Freiheit jetzt ähnliche Gegensätze erregt.

Die jungdeutsche Bewegung hatte aber auch in ihrem Kern einen ausgesprochen protestantischen Charakter. Börne beruft sich in den Anfängen seiner Laufbahn auf Huttens Beispiel; Heine feiert Luthern als den gewaltigen Bahnbrecher der Geistesfreiheit. Beide wählen beim Uebertritt zum Christenthum das protestantische Bekenntniß und ihr politisches Protestiren bleibt stets verknüpft mit einem unentwegten Kampf für die Gewissensfreiheit. Dabei waltete dennoch ein großer Unterschied zwischen beiden, in welchem die allgemeine Grundverschiedenheit ihres Wesens scharf zu Tage trat. Börne hatte einen angeborenen Respekt vor jedem Glauben, wenn er nur echt war, den Geist des Christenthums hatte er in Halle mit offenem Gemüth in sich aufgenommen als Hörer von Vorträgen Schleiermachers, „wie sie Plato gehalten haben würde, wenn er Christ gewesen wäre." Er bekämpfte die „Apostaten des Wissens und Neophyten des Glaubens", die katholisch und reaktionär gewordenen Häupter der romantischen Schule mit vornehmer Ueberlegenheit, die ihren Halt in dem Grundsatz hatte, jedes Bekenntniß zu achten, wenn es nur auf innerer Ueberzeugung beruhte. Er feierte Luther als Befreier des Glaubens von fremder Autorität, fand in Rousseau's „Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vikars" seinen eigenen Glauben ausgesprochen und begeisterte sich in der letzten Zeit seines Lebens, wo er das Heil Deutschlands nur noch von der Revolution erwartete, für die Paroles d'un croyant von Lamennais wegen ihrer Tendenz, das Christenthum, im Sinne seines Urzustands, aus seiner Abhängigkeit von weltlicher und priesterlicher Gewalt zu befreien. Börne's von Heine bespöttelte „Nazarenernatur" hat nie ihren Spott auf religiöse Anschauungen, sondern nur auf klerikale Anmaßungen gerichtet, war aber auch hierin zurückhaltend. Heine, das Weltkind, das so gern auf Goethe's „hellenisches Heidenthum" als sein Vorbild zurückwies, war auch in Religionssachen ein lyrischer Stimmungsmensch, der sich bald an den Schönheitsmomenten irgend eines Cultus berauschen konnte, bald im polemischen Uebermuth selbst den urewigen Jehova mit keckem Vorwitz am Barte zauste. In ernster Stimmung bekannte auch er sich zu deistischen Anschauungen und folgte dann gern einem tiefinnerlichen Bedürfniß, über die großen Räthsel der Schöpfung, über die schon so viele Häupter gegrübelt,

„Häupter mit Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perrückenhäupter und tausend andre —"

auch seinerseits eifervoll nachzugrübeln. Die Toleranz, die er für sich, für alle seine Stammesgenossen heischte, war er im Grunde stets bereit, auch selbst zu bethätigen dem einzelnen Andersgläubigen gegenüber. Dagegen führte er prinzipiell leidenschaftlichen Krieg gegen das Wesen der Staatsreligion, gegen das Bündniß der weltlichen Macht mit der kirchlichen. Er bekämpfte im Judenthum wie im Christenthum das spiritualistisch-asketische Prinzip, das Weltverachtung lehre und den Menschen verführe, sein Glück im Jenseits, statt im Diesseits zu suchen. Da der Katholizismus dieses Prinzip auf die Spitze getrieben, gab er dem Protestantismus den Vorzug und bezeichnete das schließliche Bündniß der deutschen Demokratie mit der katholischen Partei für einen verhängnißvollen Irrthum. An der Reformation feierte er den Fortschritt der Vernunft und der natürlichen Lebensauffassung, den sie bewirkte, tadelte aber, daß sie auf halbem Wege stehen geblieben; jetzt sei der durch blutige Kriege erhärtete Zwiespalt in kirchlichen Dingen das Haupthinderniß der politischen Einigung Deutschlands und des Sieges der politischen Freiheit. Die Reformation habe ihr schwereres Amt noch zu erfüllen; sie habe den Bund von Thron und Altar, von „Junkerthum und Pfaffenthum“ zu sprengen, sie habe das Allgemeinwohl der Menschen von allen kirchlichen Machtfragen zu emanzipiren und die Vertreter der Kirche aller weltlichen Privilegien zu entkleiden. Wenn dies geschehen, werde die Menschheit ihr Heil hier schon auf Erden suchen und auch finden und nicht mit Anweisungen auf die himmlische Seligkeit mehr abgespeist werden. In diesen Sätzen gipfelte sein Frühlingsglaube, für den er in seinen Prosaschriften in allen Tonarten, bald mit aristophanischem Spott, bald mit prophetischem Pathos, bald in phantastischem Gedankenflug ins Reich sozialistischer Utopien, bald mit nüchterner Berücksichtigung der gegebenen Machtfaktoren immer und immer wieder eintrat. Und hierin wirkte er vorbildlich auf die „Jungen“.

Diese hatten als Studenten sämmtlich in theologischen Hörsälen gesessen und Schleiermachers Vermittlungslehre auf sich wirken lassen. Schon das Lutherfest von 1817, das Gutzkow und Laube noch als Knaben erlebt hatten, ward maßgebend für ihre Geistesrichtung. Diese beiden waren Kandidaten der Theologie, als sie den Konflikt zwischen ihrem eigenen Geistesleben und den ihnen abgeforderten Glauben dahin entschieden, daß sie dem „Glockenläuten“ der neuen Zeit — einer „neuen Kirche des freien Geistes“, folgten und die Verkündigung der neuen Ideen als Schriftsteller wie ein Weltpriesterthum auf sich nahmen. Die Helden von Laube's ersten ungedruckt gebliebenen Jugenddramen waren Gustav

Adolph und Moritz von Sachsen und Gutzkows Jugendwirken zeigt ihn in beständigem Geistesverkehr mit den Fortsetzern der Reformation, mit Lessing, Rousseau, Voltaire, Herder, Schleiermacher. Wienbargs Schriften und Mundts „Madonna“ sind von demselben Geiste durchweht, und das beste, was Kühne geschrieben, sind seine „Klosternovellen“ und der Roman „Wittenberg und Rom“. Von Anfang an waren die Jungdeutschen als Journalisten und Publizisten mannhafte Opponenten der überall in Deutschland anwachsenden kirchlichen Reaktion. Der erste Beitrag Gutzkows in die „Allgemeine Zeitung“ war ein Nekrolog auf Schleiermacher, der die liberalen Tendenzen dieses freisinnigen Theologen ins Gedächtniß der Nation zurückrief. Ueberall fand ja ein Zurückweichen des Geistes der Aufklärung, der Bildung, der Toleranz statt. Seit Friedrich dem Großen, Joseph II., Karl August hatte fast überall in Deutschland in kirchlichen Dingen ein freier duldsamer Geist geherrscht. An diesem Verhältniß hatte auch Napoleons Herrschaft in Deutschland nichts geändert. Jetzt benutzten die kirchlichen Gewalten die Besorgniß der Fürsten um ihre Herrschaft zur Wiederherstellung ihrer Macht. Und Metternich verbündete sich mit der katholischen Kirche zur Niederhaltung des aufstrebenden Volksgeistes. Es war vorbei mit dem ausgleichenden Einfluß so milder „aufgeklärter“ Priester wie Wessenberg in Baden und Erzbischof Spiegel in Köln. Die Jesuiten brachten — dort früher, hier später — Männer einer „schärferen Tonart“ ins Treffen. Es war die Zeit, wo Görres — einst als „rheinischer Merkur“ ein Führer der patriotisch-liberalen Bewegung — in München jene eigenthümliche Verschmelzung seiner alten demokratischen Anschauungen mit einer völligen Unterordnung der deutschen Katholiken unter den Willen des Vatikans vollzog, deren einflußreiches Organ die „Historisch-politischen Blätter“ wurden und aus welcher der linke Flügel der ultramontanen Partei später hervorgegangen. In Laube's „Böhmingern“, deren Held Saul ein Abbild seiner selbst ist, findet sich in der Figur des Raths Sörger und seines Münchener Konventikels eine Spiegelung dieser Bewegung mit dem Hinweis, daß an den Intriguen, dem Hambacher Fest einen revolutionären Charakter zu geben, ultramontane Agitation betheiligt war. Während diese Bewegung mehr im Stillen vor sich ging, hatte das Ministerium Schenk im Bunde mit der Feudalpartei und den Jesuiten den ursprünglich liberal und national gesinnten König Ludwig I. völlig in die Bahn einer reaktionären Politik gelenkt. Um dieselbe Zeit vollzog sich in Preußen die kirchliche Reaktion auf der Grundlage der evangelischen Union, die als eigenstes Werk des Königs bei ihrer Durchführung weltliche Gewaltmittel nicht gescheut hatte. Der

Gebrauch des Wortes „Protestantismus", „protestantisch" wurde wegen seines revolutionären Ursprungs verpönt und das Protestiren selber durch Strafversetzungen, Amtsentsetzungen geahndet. Das orthodoxe Lutherthum mit Hengstenberg, Heinrich Leo, Tholuck als Führern machte sein Bündniß mit dem preußischen Junkerthum und das Fundament der späteren Kreuzzeitungspartei gelangte zu fester Fügung. Auch Jarkes „Politische Wochenschrift", von Metternich subventionirt, diente der gleichen Richtung, gegen welche der freie Geist des greisen Humboldt und seiner Gesinnungsgenossen sich am Berliner Hofe auf die Dauer vergeblich auflehnte. Als Schleiermacher (1832) starb, wurde er als feste Stütze der Orthodoxie gefeiert, während er doch bis kurz von seinem Tod ein kühner Zweifler gewesen. Gutzkows Vorrede zu Schleiermachers Lucindebriefen war gegen diese Reaktion gerichtet und die „Evangelische Kirchenzeitung" erhob noch vor Menzel gegen ihn ihre Staatshülfe fordernde Stimme. Während David Friedrich Strauß im stillen Tübingen sein „Leben Jesu" vorbereitete, gelangte auch in Württemberg eine pietistische Strömung zum Siege und neben der Orthodoxie machte sich eine gefährliche Neigung für den Spiritismus und Swedenborgs Mystik geltend, die sich selbst im Lager der politisch Liberalen verbreitete. Auch Menzel ergab sich diesem Einfluß schon zu einer Zeit, als er sich von der schwäbischen Volkspartei zum Abgeordneten wählen ließ und das Geschlecht der Jüngeren, wie sein Redaktionsgehülfe Gutzkow, zu ihm als einen Freiheitsmann in jedem Sinne emporsah. Im Großherzogthum Baden fand, während auch hier der Ultramontanismus erstarkte, ebenfalls eine Hinneigung weiter Kreise zu Pietismus und Mystik statt unter wissenschaftlicher Führung von Daub und Creuzer, bekämpft vor allem, nach dem kühnen Vorgang des alten Johann Heinrich Voß, vom Kirchenrath Paulus in Heidelberg, dem streitgewandten Kämpen des Rationalismus der Aufklärungszeit, der sich auch Gutzkows, als dieser wegen „Wally" im Gefängniß saß, in einer besonderen Vertheidigungsschrift annahm. Derselbe Gang der Dinge in Hessen, Hannover, im katholischen Rheinland. Als dann später in Köln der Erzbischofstreit die freiheitsfeindlichen Machtansprüche der Ultramontanen klar enthüllte, weiter der Wunderspuck mit dem heiligen Rock von Trier die kirchlichen Gegensätze verschärfte, schrieben Gutzkow und Laube gleichzeitig gegen die Umtriebe der Görresschen Propaganda.

Dieser freie protestantische Geist hat beide nie verlassen. In Laube's ursprünglichstem Bühnenwerk, „Die Karlsschüler", spüren wir sein frisches Wehen und seine größte literarische Mannesthat, der Roman-

cyklus „Der deutsche Krieg“ ist ein lebensvolles Spiegelbild der deutschen Reformationszeit. In Gutzkows Dramen und Romanen bleiben der Kampf zwischen Wissen und Glauben, der Fluch und Segen des Zweifels und die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt des Christenthums im Geiste der modernen Bildung bevorzugte Gegenstände. Uriel Akosta ist ein Held protestantischen Zweifels, Wally und Lucinde (im „Zauberer von Rom“) werden zur Beute einer Zweifelsucht, welcher das Gegengewicht eines kräftigen Geistes fehlt. In dem geistvollen Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe“, in dem er die Hauptprinzipien seines dramatischen Schaffens: „Die Bühne soll das Leben mit der Kunst, die Kunst mit dem Leben vermitteln“ und „In der Poesie suche ich eine Waffe für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge“, von Molière als die seinen verkündigen läßt, tritt in der Charakteristik La Roquette's diese antiklerikale Tendenz am schärfsten hervor und das Schlußwort des entlarvten Frömmlers „Ich trete in den Orden der Jesuiten“ schlägt in epigrammatischer Kürze das Thema an, welches im „Zauberer von Rom“ epische Ausmalung auf dem lebendigen Hintergrunde der Zeitgeschichte gefunden hat. Demselben freiprotestantischen Zuge in Gutzkows Wesen entstammte seine Idee der Gemeindebildung aller freien Geister, die seine „Ritter vom Geist“ durchdringt, entstammte das Ideal der Wiedergeburt des Christenthums im Geiste der Freiheit, Aufklärung und der von keinem Vorurtheil befangenen Menschenliebe seines Fra Federigo im „Zauberer von Rom“, deren Erkennungswort das Motto Gutenbergs ist: „Fiat lux“ — „Es werde Licht!“

In diesen beiden Romanen des zum Künstler gereiften Führers fand in den fünfziger Jahren dichterische Gestaltung was Inhalt und Gegenstand seiner Sturm- und Drangperiode gewesen war und das Streben, den politischen Idealen Realität im Leben zu geben, lebendig wirkende Realität in der Dichtung. Hier waren Gegner und Genossen in scharfer Charakteristik mit der humanistischen Toleranz des echten Dichters dargestellt, und mit der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß es Licht werden müsse, daß die Sache der Freiheit siegen werde, stritten hier wie dort die Ritter vom Geiste gegen politische und kirchliche Reaktion. Alle die einzelnen Charakterzüge der Aufgangsbewegung, die wir in dieser Einleitung skizzirt, finden sich wiedergespiegelt in diesen großen Zeitromanen und ihr Ganzes ist durchdrungen von dem jugendfrischen Frühlingsglauben der jungen Geister an die Wiedergeburt des deutschen Reiches im Zeichen der Freiheit, dem — auch schon in einer gereifteren Zeit — Ferdinand **Freiligrath** wohl von

allen Freiheitssängern der Epoche den weihevollsten lyrischen Ausdruck gegeben hat:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen —
Und ihre Loose ruh'n in Gottes Hand! . . .

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sich's im Schoß! Dem Bersten scheint sie nah —
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther auf der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knospe Blume nicht einmal? . . .

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küß' sie auf zu Duft, und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!"

II.

Johann Friedrich Cotta und Börne.

„Die Bücher sind eine neue Art Waffen“, schrieb Ulrich von Huttens Freund, der Ritter Eitelwolf vom Stein, in der Frühzeit des Reformationszeitalters. Eine Druckerpresse als Waffenschmiede stellte Hutten selbst zwischen den Wällen seiner alten Steckelburg auf und ließ von ihrer Höhe seine Klag- und Mahnschriften „an alle freyen Deutschen“ wider die übermäßige Gewalt des Papstes und für die deutsche Freiheit in die Lande flattern mit der Flugkraft, die Gutenbergs Kunst ihnen verliehen. Und sie erreichten ihr Ziel und zündeten in den Herzen des Volks weit mächtiger, als die Zündgeschosse der Karthaunen in den Mauern seiner alten Ritterburg.

„Es ist die Zeit des Ideenkampfs und Journale sind unsere Festungen“, schrieb Heinrich Heine beim Beginn seiner Laufbahn als Publizist, und wie er nun selber, gleich Hutten, die Leier zur Seite stellte, um in dem Festungskriege der Geister die Explosionsgeschosse seines Witzes gegen die Bastionen der Feinde des politischen Fortschritts zu schleudern, so haben die jungen Schriftsteller, die seinem und Börne's noch mannhafterem Beispiele folgten, ihre frische Kraft in den Dienst gestellt der neuen Festungen des Ideenkampfs, der Journale. Die politische Tendenz des Zeitgeistes wies auch den heranwachsenden poetischen Talenten die Richtung an: sie beeinflußte Stil und Form, schuf neue Gattungen der poetischen Rede, gab den alten Formen neue Stoffe und neue Ideen. Das Gemeinwohl trat in den Vordergrund der Ideale, der Kampf für gemeinsame Interessen führte zu gemeinsamem Wirken; die Zeitungen und Zeitschriften, zu Organen der öffentlichen Meinung ausreifend, wurden auch Organe dieser Gemeinsamkeit.

Aber die Verfechter des Alten erkannten schnell die Gefahr des

Beginnens. Auch sie suchten die neuen Kampfmittel sich zu eigen zu machen, auch sie bauten sich „Festungen" und suchten sie mit schlagfertigen Kämpen zu bemannen. Eifriger aber noch waren sie darauf bedacht, die wachsende Macht der Empörer durch altbewährte Machtmittel zu vernichten. Man legte Beschlag auf die „neue Art Waffen" — wie es auch in den Zeiten der Reformation geschehen —, man verfolgte ihre Verfertiger und Verbreiter, man jagte die Kühnen, die sich ihrer im Kampf gegen die bestehenden Mächte bedienten, zum Lande hinaus oder warf sie ins Gefängniß; man suchte die „Festungen" zu schleifen und, waren sie zu fest gegründet, wenigstens ihre Batterien mundtodt zu machen. Gleichzeitig mit den Zeitungen trat die Zensur in eine neue Aera; jene im Zeichen neuzeitlicher Ideale, diese im Dienst eines mit Geheimagenten, Geheimverfahren und „Lockspitzeln" arbeitenden Polizeisystems. Wie in den Zeiten, da Ulrich von Hutten als verfolgter Flüchtling auf Ufenau im Züricher See seine Ruh' nur im Grabe fand, da Jakob Rosius und Nikodemus Frischlin ihr freiheitliches Mahnen hinter Kerkermauern büßen mußten, da man die Verbreiter von „gefährlichen" Schriften in den Bock spannen und stäuben ließ und die Verfolgungssucht der sich bedroht fühlenden Staatsgewalt in dem unglücklichen Nürnberger Johann Herrgott einen Blutzeugen forderte, so traf die Schriftsteller und Redakteure, Buchführer und Drucker, welche in der Märzenzeit eines öffentlichen Lebens in Deutschland für die Verbreitung politischer Aufklärung wirkten, ganz abgesehen von der Unterdrückung und Beschlagnahme ihrer Bücher und Blätter, schwere Strafe an Acht und Bann, wenn sie nicht ausgezeichnete Strategen oder äußerst gewandte Schmuggler waren.

Denn was offen nicht erlaubt war, wurde heimlich mit um so größerem Eifer betrieben. Und ähnlich, wie die Buchführer der Reformationszeit, von denen uns ein liebenswürdiges Beispiel die Meisterhand Gustav Freytags im „Ahnen"-Roman „Markus König" gezeichnet, mußten es die deutschen Sortimenter in den Zeiten halten, da die Hamburger Verlagshandlung Hoffmann und Campe z. B. Börne's „Briefe aus Paris" unter dem irreführenden Titel „Zur Länder und Völkerkunde" und unter der fingirten Firma „L. Brünet" versandte, während andere verbotene Bücher dieses verpöntesten Verlags über die vielen deutschen Grenzen in Ballen geschmuggelt wurden, welche zwischen Schichten harmloser Grammatiken und unschuldiger Novellen die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß deutschen Jammers verbargen. Und mit diesem Bücherschmuggel der Buchhändler ging der Ideen-

schmuggel der Schriftsteller Hand in Hand. Auch sie gaben ihren politischen Schriften harmlose irreführende Titel und versteckten ihre politischen Hintergedanken in poetische Darstellungen und ästhetische Erörterungen. Die Aufrechterhaltung der Zeitungen aber, die unter dem Druck der Metternich'schen Congreßpolitik, der Karlsbader Beschlüsse von 1819 und der drakonischen Erlasse des Bundestags gegen die Presse von 1830 und 1831 einen Verzweiflungskampf ums Dasein führen mußte, erforderte eine kunstreichere Strategie. Der Festungsdienst bedarf ohnehin nicht nur guter Batterien; er fordert heute kühne Ausfälle und dann wieder kaltblütige Zurückhaltung im Behaupten der Position, er heischt heimlichen Kundschafterdienst und kluges Parlamentiren. Hier nun waren oft nur ganz verdeckte Ausfälle bei scheinbarem Waffenstillstand geboten. Die Kriegslist des „Waldes von Dunsinan" mußte in mannichfacher Abänderung nachgeahmt werden. Aber die meisten der muthvollen Männer, die sich damals dem noch unentwickelten Zeitungsdienst gewidmet haben, waren alles eher — nur keine guten Strategen.

Wer heute gewohnt ist, dreimal täglich über die Vorgänge in der Welt mit einer Schnelligkeit unterrichtet zu werden, die dank der Ausbildung des telegraphischen Spezialdienstes oft an Gleichzeitigkeit grenzt, kann sich nur schwer von dem Zeitungswesen jener Tage einen Begriff bilden. Selbst der verbissenste Rückschrittsmann unserer Tage, der in seine Gebete alltäglich einen Fluch auf den „Giftbaum" der Presse einflicht, würde wohl — wenigstens für einen Moment — diesen Fluch in Segen verwandeln, wenn er sich zurückversetzt sähe in den Zustand von damals, als nicht nur die breite Masse des Volkes, sondern auch die durch Bildung und Besitz Bevorzugten selbst über die wichtigsten, folgenschwersten Ereignisse erst nach Verlauf von Tagen, ja Wochen nothdürftig unterrichtet wurden durch Zeitungen, deren Inhalt vor dem Druck noch einen zeitraubenden Umweg durch das Bureau des Zensors zu nehmen hatte. Noch gab es nur wenig Korrespondenten, welche die Kunst anschaulicher, schneller Berichterstattung auf Grund eigener Beobachtung als Beruf ausübten; meist war es nur ein durchgesickerter Niederschlag der Wahrheit, wie ihn dort ein auf Nebenverdienst bedachter Gesandtschaftssekretär, hier ein federkundiger Postbeamter, da ein auswärtiger Agent großer Geschäftshäuser der Schrift überantwortet hatte. Napoleon hatte den deutschen Fürsten ein übles Beispiel gegeben, wie man die öffentliche Meinung knebelt und durch den eignen Moniteur regiert. Wie hatten während der Befreiungskriege die deutschen Väter und Mütter in Bangen zu harren, bis sie nähere Berichte vom Kriegsschauplatze erhielten, um

wenigstens zu erkennen, ob das Regiment, in dem der ferne Sohn diente, wieder im Feuer gestanden habe. Auch der verbissenste Rückschrittsmann würde nach Durchführung dieses Vergleichs die kühnen Männer des Fortschritts segnen, welche all die gewaltigen Veränderungen auf dem Gebiete der öffentlichen, freien Nachrichtenvermittlung und Zeitbesprechung tapferen Muthes durchgesetzt haben; er würde sogar — wenigstens für einen Moment — Bedenken tragen, das Walten der damaligen Zensur weiterhin für einen Vorzug zu halten, jener Zensur, welche aus überängstlicher Besorgniß vor zu schnellem Wachsthum der Volksbildung, die geschichtliche Wahrheit zu Gunsten gefärbter und gekürzter Berichte, wie sie den Wünschen der Regierung entsprachen, berufsmäßig entstellen mußte, die, meist von beschränkten Beamten niederen Grades geübt, mit leichtfertiger Eile über das Wohl und Wehe der Bücher und Schriften begabter und gemeinnütziger Schriftsteller entschied und alle Druckerzeugnisse, die nicht 20 Bogen stark waren, vernichten, entstellen, alles logischen Zusammenhanges berauben konnte, so daß sich wiederholt Schriftsteller ersten Ranges gezwungen sahen, für ihr Werk, wie es verstümmelt aus den Händen des Zensors hervorgegangen, jede Verantwortlichkeit abzulehnen. Er würde vielleicht auch — wenigstens für einen Moment — die Zensur für einen „Giftbaum" erklären, durch welchen das Gift der Lüge und das Gift des Hasses unserm nationalen Geistesleben in einer Weise eingeflößt wurde, die demselben zu großem nachhaltigen Schaden gereicht hat. Die Zensur hat in jenen Zeiten die besten und aufrichtigsten Patrioten zur Heimlichkeit, zu jesuitischem Gedankenversteckspiel gezwungen, sie hat Bestrebungen, die vom Zeitgeist gefordert waren, aus reformatorischen in revolutionäre verwandelt.

Die Politik gab dem Geistesleben der Zeit ihren Charakter, die Zensur hat sein gesundes Wachsthum verdorben.

Wenn Börne in seinen Bemerkungen über Sprache und Stil in ironisch-witziger Weise der Zensur nachgerühmt hat, daß sie auf den Stil der deutschen Schriftsteller günstig eingewirkt habe, weil die Wahrheit, die nicht offen, sondern nur verdeckt gesagt werden könne, den Schriftsteller zwinge, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden, so ist dies aus tiefster Wehmuth über diesen Zustand geschehen. Wie Börne im Grunde seines Herzens von dem Einfluß der Zensur gedacht hat, das bezeugt uns schlagend der folgende Seufzer aus einem Briefe, der die Ausweisung Murhards, des Redakteurs der Cotta'schen „Annalen", aus Frankfurt a. M. besprach: „Bald, fürchte ich, werden wir Journalisten nach Botani-Bai transportirt, daß wir dort Spitzbubenzeitungen schreiben

lernen, und nachdem wir die gehörige Uebung darin erlangt, wird man uns dann zurückrufen.“ Niemand hat im Jahrzehnt der siegreichen Restauration so beharrlich die Zensur bekämpft, bald mit den Waffen ironischen Spottes, bald mit dem Ernst sittlicher Entrüstung wie gerade er. Seine Ironie in dem Aufsatz über Sprache und Stil, seine Schilderungen in den Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur, seine Beschwerden in den Vor- und Nachreden zu den Zeitschwingen, der Wage rc. geben zusammen ein anschauliches Bild von der entsetzlichen Geisteskncchtung, die damals von den Gewalthabern gewagt werden durfte. Die Beschränktheit der Polizei- und Kanzleibeamten, welchen die Ueberwachung der Presse meist zuertheilt war, entsprach dem Mißverhältniß zwischen der Bildung von in Devotion ersterbenden Subalternbeamten, pensionirten Wachtmeistern rc. und der ihnen hier zugemutheten Aufgabe, die feinsten Köpfe der Nation in Bezug auf Staatsgefährlichkeit zu überwachen. Oder, war der Zensor ein Vertreter höherer Bildung, so gab doch auch ihm der Respekt, der jedem Beamten vor dem höchsten Willen seiner Regierung anerzogen war, den Maßstab für die Striche des Rothstifts. Man begnügte sich auch nicht nur mit dem Streichen ganzer Sätze, man knüpfte die unangenehmen Nachsätze von mildernden Vordersätzen ab und ließ diese für sich bestehen. „Die Regierung ist gut, aber schwach“ hatte Börne einmal geschrieben; „die Regierung ist gut“, stand schlechthin nach der Arbeit des Zensors in dem Blatte zu lesen. Die Nennung von Namen der Fürsten, der Minister, ja sämmtlicher „Adligen“ war zu Zeiten da und dort verpönt, „weil,“ sagte der Zensor, „man doch nicht wissen könne, ob solcher Familie die bloße Nennung nicht mißfällig sei.“

Umsonst hatte auch Börne, als noch zu hoffen stand, der deutsche Bund könne eine zeitgemäße Reform der Preßgesetze im liberalen Sinne durchführen, im Jahre 1818 seine Stimme erhoben: „Es ist eine große Lehre der Regierungskunst: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus dem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen in volksvertretenden Versammlungen und der schriftlichen durch die Presse. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt und alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein unge-

hinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreitet, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan. Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubicon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten und das theure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsars Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.“ . . .

Die Herrschsucht aber spottete der Warnung und achtete des heraufbeschworenen Cäsarenschattens nicht. Denn als derselbe sich bald darauf in die Gestalt des ermordeten Kotzebue verdichtete, der die dem Zaren Alexander als russischer Gesandter in Weimar geleisteten Spionendienste mit einem Ende büßen mußte, das in düstergrellem Gegensatz zu den Spaßmacherdiensten stand, die er als Lustspieldichter dem deutschen Volke geleistet, wirkte die Schwärmerthat des unglückseligen Sand, statt als Einschüchterung nur als Ansporn und Beschleunigung auf Metternichs Vorhaben, den nationalen Geist und Freiheitssinn des deutschen Volkes durch Unterdrückung seiner Organe, der Parlamente und der Presse, womöglich ganz zu ertödten. Das Attentat Sands ward ihm zur hochwillkommenen Handhabe, den bisherigen Widerstand am Berliner Hof gegen seine Pläne endgültig zu brechen, die liberalen Minister wurden entlassen, Jahn, Arndt, Görres, Schleiermacher in Untersuchung gezogen; dem Karlsbader Kongreß folgten die Wiener Konferenzen, und am 20. September 1819 ergingen die Bundestagsbeschlüsse, welche nicht nur die Burschenschaft unterdrückten und die ihr Angehörigen zu Staatsverbrechern stempelten, sondern selbst in den Staaten, wo wie in Weimar und Württemberg die Zeitungszensur durch die Verfassung beseitigt war, sämmtliche Zeitungen unter die strenge Aufsicht der Regierungen stellte und diesen die Unterdrückung aller selbständigen Zeitkritik in den Blättern zur Pflicht machte. War der „Rheinische Merkur“ in Coblenz, der während des Befreiungskriegs unter Görres so mannhaft die Wacht am Rhein gehalten, schon Anfang 1816 einem besonderen Verbot erlegen,

so begann jetzt eine Razzia großen Stils: all den Blättern, welche die patriotische Begeisterung ins Leben gerufen und, solange Napoleon noch gefürchtet wurde, von den deutschen Regierungen Förderung erfahren hatten, wurde der Garaus gemacht: den Kieler Blättern, in denen Welcker, Dahlmann und Twesten ihr Organ gehabt, das Weimarische Oppositionsblatt, in welchem Froriep, Bertuch und der junge Wieland den Geist der Burschenschaft vertreten, den Rheinischen Blättern des Staatsphilosophen Weitzel in Mainz, dem Westphälischen Moniteur Murhards, den Leipziger Deutschen Blättern, dem Deutschen Beobachter in Stuttgart u. s. w. Nur wenigen Blättern gelang es, durch kluges Einlenken sich das Bestehen zu sichern: meist, indem sie zu belletristischen Unterhaltungsblättern und kritiklosen Neuigkeitsvermittlern herabsanken. In den einzelnen Hauptstädten entstanden dagegen jetzt offiziöse Regierungsorgane nach dem Muster des „Oesterreichischen Beobachters", den Metternich schon vor dem Krieg in Wien gegründet hatte und in welchem die „Neophyten" Pilat, Gentz, Adam Müller ihren glänzenden Stil und ihre reaktionäre Gesinnung entfalteten. Das Offiziösenthum ist zwar Napoleons I. Erfindung, aber Metternich hat es den deutschen Verhältnissen mit virtuosem Geschick angepaßt. In Leipzig, Frankfurt und Berlin rief er Blätter ins Leben, die scheinbar unabhängig waren, thatsächlich aber nur brachten, was Metternichs Agenten für gut fanden. Die Gewinnung bedeutender journalistischer Begabungen aus dem Lager der Gegner durch direkte und indirekte Bestechung, durch die Nothlage, in die seine Ausnahmegesetzgebung sie gebracht, gehörte zu den Hauptmitteln seines Systems. Daneben ging die heimliche Arbeit der von ihm und anderen Lenkern der Reaktion gedungenen agents provocateurs.

Daß Metternich in Vertheidigung seines Systems den Nachdruck auf ein gemeinsames Vorgehen der verbündeten Staaten gegen die Presse legte, zeugt von der Intelligenz, die der schlaue Diplomat in seiner Weise besaß; denn diese war in der That die wirksamste Waffe des aufstrebenden Volksgeistes. Daß er aber in Verfolgung dieses Zieles zu den brutalsten und feigsten Mitteln der Gewalt griff, daß er dabei jedes feinere Rechtsgefühl, jeden höheren Bildungsrespekt, jede Empfindung für die natürlichen Bedürfnisse der Völker verleugnete, zeugt noch stärker von der dunkelmännischen Verblendung, in welche er als rücksichtsloser Bekämpfer jedes geistigen, politischen und sozialen Fortschritts, als letzter siegreicher Vertreter des absterbenden Absolutismus — trotz all seiner diplomatischen Gescheutheit — befangen war. Es war auch kein Kleines, die widerstrebenden Interessen der Einzeldynasten, die

alle in deren eigener Selbstherrlichkeit gipfelten und daher heimlich oder offen einander bekämpften, zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bringen und Metternichs Mittel, daß er das Streben nach Einigung der Deutschen zu einem einigen Reich für ein Staatsverbrechen der Landesunterthanen von Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, Hessen 2c. erklärte, so empörend es uns erscheint, war wohl das einzige Mittel, die von ihm allein gewünschte deutsche Einheit, die der deutschen Höfe zum Zweck der Vernichtung jenes patriotischen Gemeingefühls, herzustellen. In jedem Staat, von den 38 Staaten Deutschlands, hatte bis dahin eine andere Zensur mit anderem Maßstab gewaltet. Was in dem einen erlaubt war, wurde in dem andern verboten. Die Verschiedenheit der Zensurgesetze in den Einzelstaaten, die Anläufe zu der Gewähr völliger Preßfreiheit in Württemberg, Sachsen und Baden, während die Mehrzahl der Fürsten auf völlige Unterdrückung sann, machte die Ungerechtigkeit erst recht auffällig und unerträglich. Sie enthüllte die Blöße jedes einzelnen Verfahrens, seine Schwäche und Prinzipienlosigkeit, was Metternich mit Erfolg als Argument bei seinen Bemühungen benützte, den „Bund" zu gemeinsamem Vorgehen zu bewegen. Da die Mehrheit der Gesandten am Bundestag für völlige Unterdrückung der selbständigen Presse war, bestand denn das gemeinsame Vorgehen aus entsprechenden Maßregeln. Wahrlich, wen der Geist in jenen Zeiten antrieb, sich dem neuartigen Ideenfestungsdienste zu widmen, ob ihn nun Haft und Verbannung traf oder nicht, zu einem geistigen Märtyrerthum war er unbedingt verurtheilt.

* * *

Ein Glück, daß wenigstens Einer lebte, der gleich groß im Anlegen wie im Behaupten der „Festungen" war, der dem Ideenkampfe der Zeit festgegründete Bollwerke zu geben wußte, die durch seine überlegene Strategie, durch seine Kunst im Beharren und Parlamentiren Zentren blühender Provinzen des deutschen Geisteslebens wurden. Dieser Mann, an den auch der oben citirte Brief Börne's gerichtet war und welcher das Heine'sche Wort vom Beruf der Zeitungen, Festungen zu sein im Ideenkampfe der Zeit, veranlaßt hatte, war derselbe, der als Verleger von Schiller und Goethe als Organisator des volksthümlichen Vertriebs unserer kostbarsten Literaturschätze seinem Namen Weltruhm erworben, war der Stuttgarter Buchhändler Johann Friedrich Cotta.

Daß Johann Friedrich Cotta, der erst nach einem buntbewegten Bildungsgange durch zwei Fakultäten, einem längeren Aufenthalt in

Paris und mannichfachen Reiseeindrücken die alte Tübinger Buchhandlung als Erbbesitz übernahm, welche er später nach Stuttgart verlegte, die beiden größten Dichter der Nation, nachdem sie bereits die Höhe ihrer Laufbahn erreicht, für seinen Verlag gewann, das hat ihn zum „Fürsten des deutschen Buchhandels" seiner Zeit gemacht, erschöpft aber seine geschichtliche Bedeutung keineswegs. Er hat nicht nur hervorragende literarische Werke Anderer verlegt und vertrieben; er hat selbst literarische Schöpfungen ins Leben gerufen von neuer Art und Form, die einem neuen werdenden Bedürfniß der Zeit entsprachen: als Bahnbrecher und schöpferisches Talent hat er gewirkt auf dem Gebiete des Zeitungswesens. Das nach dem Ausbruch der französischen Revolution auch in Deutschland erwachte politische Bewußtsein hatte ein entsprechendes Bildungsbedürfniß zur Folge, durch das dem Buchhandel und dem Unternehmungssinn der Drucker neue Aufgaben erwuchsen. Der Vertrieb des geistigen Schaffens mußte auf eine breitere, volksthümlichere Basis gestellt werden: Zeitungen und Zeitschriften waren dafür die entsprechenden Formen. Mit genialem Blick hat dies Cotta von allen Verlegern zuerst erkannt; fast allen Bildungsströmungen seiner Zeit hat er solche öffentliche Organe geschaffen. Auch seine Anknüpfung mit Schiller, die später erst diejenige mit Goethe zur Folge hatte, bezweckte zunächst, den Dichter des „Marquis Posa", den Geschichtschreiber des niederländischen Befreiungskampfes zum Redakteur solch einer großen politischen Zeitung zu machen.

Seine außerordentliche umfassende Bildung, der weltmännische große Zug seines Wesens, die ihn hierzu befähigten, waren die Blüthe eines Bildungslebens, das sich in seiner Familie schon im 17. Jahrhundert entwickelt hatte. Am 27. April 1746 in Schwabens Universitätsstadt geboren, war er der Sohn eines an der Spitze einer alten Hofbuchdruckerei und Buchhandlung stehenden Mannes, der in seiner Jugend als Reiteroffizier in Oesterreichs Heeren gedient hatte. Seine Mutter Rosalie, geborene Pyrker-Rivard, war eine Ungarin von hohen geistigen Gaben, im besonderen von großem Verständniß für ökonomische Fragen; sie ward Mitarbeiterin an dem von ihrem Manne herausgegebenen „Oekonomischen Wochenblatt". Sein Großoheim war aufgeklärter Theolog und Kanzler der Universität Tübingen. Sein ältester Bruder aber war jener wilde Christoph Friedrich Cotta, der den feurigen deutschen Geistern, die schon damals im alten Jahrhundert die Ideen der französischen Revolution verfochten, mit Georg Forster, Eulogius Schneider, zuzählt. Er war Lehrer des deutschen Staatsrechts an der Karls-

schule und nebenbei Redakteur der „Stuttgarter Zeitung" und der „Teutschen Staatsliteratur" gewesen, bis seine Begeisterung für die Vorgänge in Frankreich ihn 1790 veranlaßten, nach Straßburg überzusiedeln, wo er das „Straßburger politische Journal für Aufklärung und Freiheit" herausgab. Die Schicksale, Verirrungen und Verdienste dieses Bruders, den ein abenteuerliches Leben gar weit in der Welt herumtrieb, wirkten erzieherisch auf Johann Friedrich, dem es gelang, die gleichen Neigungen und Triebe, die dem Bruder verhängnißvoll geworden, mit Maß und Besonnenheit zu entfalten und nur im Interesse des deutschen Vaterlandes. So war er wie prädestinirt zum Zeitungsunternehmer und noch ehe er sich entschließen konnte, die eben angetretene Advokaten-Laufbahn aufzugeben und die alte Buchhandlung der Familie zu übernehmen, hat er sich schon, angeregt durch die in Paris empfangenen Eindrücke, mit dem Plane getragen, den Deutschen eine ähnliche Tageszeitung zu schaffen, wie sie Frankreich im Journal des débats, England in der Times längst besaß: ein Blatt der Weltkunde, mit deutschem Gerechtigkeitssinn geschrieben, „mit etwas britischer Freimüthigkeit tingirt." Schiller lehnte den ihn nicht wenig reizenden Antrag ab, im Hinblick auf seine Kränklichkeit und die Anforderungen einer solchen Stellung; machte ihm dagegen das Anerbieten einer schönwissenschaftlich-poetischen Monatsschrift, die auch in den „Horen" geschaffen ward. Mit der feinsten Witterung für die Wendungen und Bedürfnisse des Zeitgeistes begabt, die Wirkung der ersten großen Erfolge der französischen Revolution auf das deutsche Volksgemüth voll lebhafter Empfänglichkeit mitempfindend, stellte aber Cotta 1795 neben die „Horen" der Klassiker die „Europäischen Annalen" Posselts, ließ er das ästhetische Organ der Weimar'schen Dioskuren, dem die erwarteten Abonnenten ausblieben, eingehen, als er dann doch — 1798 — mit dem Unternehmen einer Tageszeitung großen Stiles hervortrat, die als ein Organ des politischen Fortschritts und der politischen Bildung geplant war und für deren Leitung und geistige Herstellung er neben dem badischen Historiker Posselt den Jugendfreund Schillers, Ludw. Ferd. Huber gewann, der gleich Jenem den liberalen Ideen bei kirchlichem Indifferentismus huldigte.

Und sehr bald hatte er Gelegenheit, seine Kunst als Stratege zu bewähren. Wohl hatten einzelne ältere Zeitungen Deutschlands beim Ausbruch der großen Revolution und schon vorher patriotisch-liberalen Grundsätzen und Stimmungen Ausdruck gegeben und gelegentlich für „Republick" und „Freyheit" geschwärmt, wie es unter „allerhöchstem Privilegio" der betreffenden Regierung erstaunlich genug war und nur durch deren Sicherheit in Bezug auf die eigene Herrschaft erklärlich ist. Hielt

man sich damals ja auch an deutschen Höfen Grimm's Correspondance littéraire, die von allen Freigeistereien und politischen Ketzereien der Encyclopädisten und ihrer Freunde freimüthig genauen Bericht gab. Aber während Friedrich der Große den Grundsatz aussprach: „Gazetten sollen nicht genirt werden", ließ Herzog Karl von Württemberg den Begründer der Deutschen Chronik, Christian Daniel Schubart, auf dem Hohenasperg einkerkern und die anderen deutschen Fürsten legten den Herausgebern der unter ihrem Schutz erscheinenden Zeitungen den Freimuth gar schnell, sobald sie merkten, daß er das eigene Land aufregte. In manchem Fall ward auch damals kurzer Prozeß gemacht und die Zeitung ganz unterdrückt. Vor solchem Schicksal konnte auch Cotta seine Zeitung nur dadurch retten, daß er wiederholt den Erscheinungsort verlegte und bald dieser und jener Regierung Zugeständnisse machte, damit sie ihm in Prinzipienfragen freieren Spielraum gewähre. Die „Neueste Weltkunde", die nach ihrer bald erfolgenden Unterdrückung in der „Allgemeinen Zeitung" auf- und weiterlebte, blühend und wachsend bis in unsere Tage, ist der erste große Festungsbau im Felde des deutschen Geisteslebens, und für seine Aufführung, für seine Fortführung, Bemannung und Leitung waren ihm, wie für seinen Buchverlag, das beste Material und die besten Kräfte gerade gut genug. Und wie er die „Allgemeine Zeitung" mit ihren „außerordentlichen Beilagen" zu einem universellen Organ des politischen, geistigen und kulturellen Fortschritts auszugestalten strebte, so hat er (1807) der jüngeren Schriftsteller- und Dichtergeneration und dem Unterhaltungsbedürfniß des gebildeten Deutschland im „Morgenblatt", später dem Kunstfortschreiten im „Kunstblatt", der literarischen Kritik im „Literaturblatt", der Philosophie in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", der Länder- und Völkerkunde im „Ausland", den Fortschritten der Technik im „Polytechnischen Journal" u. s. w. Organe von zeitgemäßer Richtung und weithinreichender Wirkung geboten, wie er ein solches der zeitgeschichtlichen Staatenkunde gleich im Beginn seiner buchhändlerischen Laufbahn in den „Europäischen Annalen" geschaffen hatte.

Den großartigen Zusammenhang der publizistischen Vielseitigkeit des Mannes hat Goethe schlecht gewürdigt, wenn er im Aerger über die ihm viel zu liberalen Grundsätze, welche Posselt in der ersten Nummer der „Weltkunde" entwickelt und im Hinblick auf die „Horen" verdrießlich an Schiller schrieb: „Cotta mag immer aus derselben Druckerpresse kalt und warm blasen." Besser schon, wenn er nach näherer Bekanntschaft mit ihm die Vereinigung bewundert, die in diesem Mann von strebender

Denkart und unternehmender Handlungsweise Klarheit und Beharrlichkeit mit sanfter Mäßigung und schneller Gefaßtheit gefunden. Cotta diente nicht einer vereinzelten Parteianschauung und Richtung; die „besten Köpfe der Nation" wollte er fruchtbar machen für seinen Verlag; er ließ Jeden denken und schreiben auf seine Weise, wenn sie nur im Geist des Fortschritts und der Aufklärung gehalten, tüchtig und klar war. Das Streben nach Wahrheit, dies hatte er früh erkannt, nimmt gar verschiedene Wege: war nur dieses im Spiel und dabei Wissen und Geist, so war ihm der Mitarbeiter willkommen. Er gab Jedem Raum zur Entfaltung seiner Individualität unter Wahrung der Grenzen, die ihm durch seinen protestantisch-liberalen Standpunkt, durch Zensur und Preßgesetze gezogen waren. So konnte er — der Verleger Goethe's — dem eifrigsten Gegner des Dichters, dem burschenschaftlichen Wolfgang Menzel, sein Literaturblatt anvertrauen, so konnte dieser unbeanstandet in diesem letztern gegen Goethe's Mangel an vaterländischer Gesinnung eifern. Cotta betrieb den Buchhandel und die Verwaltung seiner Zeitungsinstitute wie ein Staatsmann, der zum Vortheil seiner Absichten mit den verschiedenen Parteien verhandelt und paktirt. Gutzkow, der das Glück hatte, als kaum Zwanzigjähriger noch vom „alten, dem Klassiker-Cotta" Gunst und Förderung zu erfahren, hat in seinen „Rückblicken" diesen Vergleich zuerst angeregt. Der Begründer der „Allgemeinen Zeitung", die in Folge der Zensurmaßregelungen, welche sie in ihren Anfängen trafen, wiederholt den Erscheinungsort hatte wechseln müssen, ehe sie ihr dauerndes Domizil in Augsburg erlangte, rettete in den Zeiten schärfster Preßverfolgung seinem Blatte den Bestand dadurch, daß er dessen Spalten gelegentlich auch diplomatischen Ausführungen öffnete, deren Inhalt aus den Ministerbureaux der Regierungen stammte, damit diese wiederum es zuließen, daß an gleicher Stelle auch die begabtesten Stimmführer der politischen Aufklärung weiterhin zu Wort gelangten.

Vestigiae terrent! Wilhelm Vollmer hat in seiner Einleitung zu der Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta berichtet, daß bei Schillers Besuch in der Heimath im Frühjahr 1794 Cotta einen gemeinsamen Ausflug in die schöne Umgebung Stuttgarts benutzt habe, ihn zur Uebernahme der Redaktion der zu gründenden Zeitung zu überreden. Auf dem heute vom Schloß Rosenstein gekrönten Hügel bei Cannstatt, damals der Kahlenstein geheißen, von welchem man eine weite Aussicht in die schöne schwäbische Landschaft genießt, fand die Aussprache zwischen beiden Männern statt. Wenn der für seine Idee begeisterte Verleger von den Eindrücken sprach, die

er in Paris empfangen, von dem Wunsch, der deutschen Nation eine Zeitung zu schaffen, welche den positiven Errungenschaften der leider entarteten großen Revolution in Frankreich ein vermittelndes Organ sei, mußte sein Blick sich nach Westen wenden, von woher der Hauch der Freiheit über den Rhein gedrungen. Dort im Westen aber, unfern den Augen, erhob sich, ihre Blicke fesselnd, ein schroffer Berggipfel, der in solcher Stunde die Seele der Männer gar ernst stimmen mußte. Auf diesem hohen Asperg hatte vor wenigen Jahren Christian Daniel Schubart in strenger Haft gesessen, zehn lange Jahre, weil er den Zorn des stolzen Herzogs Karl herausgefordert als Zeitungsschreiber, als Herausgeber der Deutschen Chronik. Dort oben hatte ihn einst Schiller als gebeugten Mann gesehen, ihn, dessen „Fürstengruft", dessen kühne Artikel gegen das Tyrannenthum der Privilegirten nicht wenig dazu beigetragen hatten, ihn zum Dichter der „Räuber" zu machen. Nach diesem Wahrzeichen der Gefahren, die einem Unternehmen wie dem von ihm geplanten noch immer drohten, mag Cotta — wie schon oft vorher — mit Besorgniß geblickt haben, dieselben in der Seele wägend. Sie schreckten ihn nicht. Aber als er — darin auch äußerlich den Spuren Schubart's folgend — für das anfänglich in Tübingen „zensurfrei" erscheinende Blatt, um das ergangene Verbot zu pariren, in Ulm, dann in Augsburg eine Herberge für Druck und Redaktion des Blattes suchen mußte (in beiden Städten hatte es auch Schubart mit seiner Chronik versucht, bis er im Januar 1777 von einem Beauftragten des Herzogs über die Grenze gelockt worden war, damit er auf dem Hohenasperg seine „Unverschämtheiten" büße), da wurden die Erinnerungen doch zur Mahnung, vorsichtiger zu sein — diese Wegspuren schreckten!

Aber sie machten ihn auch gelehrig, im Kampf mit Diplomaten mit — Diplomatenkunst sich zu behaupten. Nach dem 1804 fast gleichzeitig erfolgten Tode von Posselt und Huber, die den Ideen der Demokratie in gefahrbringender Weise gehuldigt hatten, fand er in Carl Jos. Stegmann, einem juristisch gebildeten Schlesier, der in Italien und der Schweiz längere Zeit gelebt und von da aus schon für die „Allgemeine Zeitung" korrespondirt hatte, sowie in Friedr. Lebret, dem Sohn des Tübinger Historikers, gewandte junge Kräfte, denen es gelang, patriotisch-fortschrittliche Tendenz und geschichtliche Objektivität in den Dienst einer Vorsicht zu stellen, wie sie die Zeiten erheischten. Die bedeutendsten Köpfe unter den verfolgten Politikern machte er zu seinen Mitarbeitern; dem Geist, den Metternich verfolgte, gab er Stimme und Wiederhall in seiner Zeitung; selbst Flüchtlingen und Gemaßregelten, wie Lindner, Mathy, Wirth, Schulz,

Troxler, G. Kolb eine Unterkunft; die Mehrzahl seiner Redakteure waren „revolutionär" im Sinne Metternichs: und doch gelang es ihm, sein Hauptunternehmen wie sich selbst vor den ringsum drohenden Katastrophen nicht nur zu schützen, sondern sich den Fürsten, dem Bundestag und selbst Metternich gegenüber in Respekt zu setzen — Macht gegen Macht! So überlebte die „Allgemeine Zeitung" nicht nur die Patriotenblätter, welche, wie der auch Cotta gehörige, von Varnhagen beeinflußte „Deutsche Beobachter" in Hamburg, die durch die Befreiungskriege erregte Volksstimmung vertreten hatten, nicht nur die unvorsichtiger geleiteten Oppositionsblätter vom Schlage des „Weimar'schen", die dem verhängnißvollen Bundestagsbeschluß vom 20. September 1819 zum Opfer fielen, auch als die neugegründeten Organe des deutschen Wiederhalls der Julirevolution im Jahre 1830, die süddeutschen Blätter von Wirth, Siebenpfeiffer, Eisenmann, Coremans, Strohmeyer, F. Kolb, E. Hoffmann, Rotteck und Welcker — die „Deutsche Tribüne", der „Westbote", das „Bayrische Volksblatt", die „Freie Presse", der „Wächter am Rhein", die „Speierer Zeitung", das in der Pfalz gedruckte „Hessische Volksblatt", „Der Freisinnige" ꝛc. kraft neuer Bundestagserlasse unterdrückt und ihre Herausgeber in Kriminalprozesse verwickelt wurden, überlebte sie diesen Sturm und blieb doch ein Organ der liberalen Ideen. Heinrich Laube, der sich in seinen „Erinnerungen", Bd. 1, S. 149, sehr eingehend über die Bedeutung der „Allgemeinen Zeitung" als einziger literarisch-politischen Großmacht der Restaurationsperiode in Deutschland geäußert, hat im besondern für die bewunderungswürdige Strategie des alten Cotta sehr bezeichnende Worte der Anerkennung gefunden. „Dies System der Objektivität — der geschichtlichen Dialektik, möchte man sagen —, welches alle Stimmen vernehmen läßt, wird jetzt, da die Parteien scharf geschieden und gegliedert sind, tapfer verspottet. Es hatte aber doch einen großen Werth, als die Theile sich erst aus dem Chaos sonderten, und — hat ihn immer. Ueberheben wir uns nicht! Unsere Weisheit ist Stückwerk und stets der Ergänzung bedürftig. Eine Alles bringende, Alles prüfende Zeitung wird für gebildete Menschen stets ein Bedürfniß, stets eine Wohlthat sein, eine in diesem Sinne „allgemeine Zeitung" ist ein unschätzbarer Quell für Germanen, welche über die ganze Erde ziehen, welche auch in entferntester Einöde den Entwickelungsprozeß des Staatslebens in allen Stadien mit durchmachen wollen, welche zweifeln und prüfen bis zum letzten Zug. Der schneller fertige Romane mag solchen Quell leichter entbehren, der Germane bedarf dieses Quelles. Ohne dieses System der allgemeinen Vertretung war denn auch die „Allgemeine Zeitung"

damals in Oesterreich absolut nicht zulässig, und in welche kymmerische Nacht wäre der österreichische Kaiserstaat versunken ohne die „Allgemeine Zeitung“! Sie hat ihm den Eintritt in die heutige Welt ermöglicht; denn sie allein hat ihm moderne Bildung zugeführt, als dieser Bildung alle Thüren verschlossen waren in Oesterreich.“ Mit einem General, einem „alten braven Soldaten“ hat Heine denn auch Cotta in dem bekannten Brief vom 26. März 1852 an dessen Sohn Georg verglichen: „so brav und ehrenhaft, so höflich, so hofmännisch höflich, so vorurtheilsfrei, so weitsichtig“ und „bei seinen großen Verdiensten um die geistigen und materiellen Interessen des Vaterlands“ so bescheiden. Er rühmt „den in Deutschland so seltenen praktischen Sinn“, den Cotta mit „der vielseitigsten deutschen Ausbildung“ zu verbinden gewußt habe, und schließt mit dem Citat aus Goethe's Egmont: „Das war ein Mann, der hatte die Hand über der ganzen Welt!“ . . .

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Johann Friedrich Cotta nicht nur den Verfassungskämpfen in Deutschland in der „Allgemeinen Zeitung“ das einzige Organ schuf, das sich lange Zeit allein eines europäischen Einflusses — auch bei den Regierungen — erfreuen konnte, daß er als Landtagsabgeordneter den württembergischen Verfassungsvertrag von 1819 mit durchsetzte und mitunterzeichnete, daß er in ständischen Angelegenheiten als Gesandter in Paris, im Auftrag des deutschen Buchhandels als Anwalt gegen Nachdruck und Zensur auf dem Wiener Congreß gewirkt hat, daß seiner Initiative (1826) die schnelle Durchführung der Dampfschifffahrt auf dem gesammten Rhein zu danken war, wie er auch die Anfänge des Eisenbahnwesens mit höchstem Interesse gefördert und begleitet, daß er schließlich an der Einigung Deutschlands in Handelssachen erfolgreich mitgewirkt hat und, um den von ihm früher vermittelten Handelsverein zwischen Württemberg und Bayern auch auf Preußen auszudehnen, als Vertreter der beiden erstgenannten Staaten 1829 in Berlin war: erst wenn wir uns auch diese Seite seines Wirkens und deren Bedeutung für die Entwickelung Deutschlands zum Reich vergegenwärtigen, tritt das Treffende der rühmenden Worte Heine's voll in die Erscheinung. Cotta's Erhebung in den Adelsstand, welche in Erneuerung alter Familienrechte erfolgte, war nicht nur verdienter Dank für allgemeine Verdienste, sondern auch ein äußeres Zeichen inneren Verdienstadels.

Dieser schöpferische Unternehmungsgeist hat auch auf die Führer des „Jungen Deutschland“ richtunggebend gewirkt. Es ist bekannt, daß Johann Friedrich Cotta nach einander Börne und Heine zu Mitarbeitern

der „Politischen Annalen“ geworben, daß er sie dafür gewann, von Paris aus für seine Journale, jener für das „Morgenblatt“, dieser für die „Allgemeine Zeitung“, eine regelmäßige Thätigkeit zu entfalten, daß die „Schilderungen aus Paris“ des Einen, die „Französischen Zustände“ des Anderen zuerst in den Cotta'schen Blättern erschienen sind, ehe Julius Campe in Hamburg den Buchverlag antrat. Es ist auch aus den Abrissen von Gutzkows Leben bekannt, daß gleich seinen ersten größeren Arbeiten die Spalten dieser Zeitschriften sich öffneten, daß sein erster Roman und sein erstes Drama im Cotta'schen Verlage erschienen sind. Ungewürdigt geblieben ist dagegen bisher, daß Börne und Heine erst durch diesen Klassiker-Cotta, durch seine Anregung und Einwirkung zu Publizisten großen Stils, zu Feuilletonisten im deutschesten Sinne dieses Fremdworts geworden sind und daß er ihren Beruf dazu früher erkannt hat, als sie selbst. Bisher unbekannt geblieben ist auch der Umfang der Bemühungen Cotta's, die er darauf verwandt hat, diese stärksten Talente lebendiger Zeitkritik für den strafferen Dienst der Journalistik zu diszipliniren. Und noch weniger ist bekannt, daß sein Sohn Georg, der Ende 1832 sein Nachfolger wurde, die vorhandenen Beziehungen des Geschäftes zu dem jungen Gutzkow in den nächsten Jahren mit der ausgesprochenen Absicht gepflegt hat, seine frische Kraft ganz für den journalistischen Beruf, für eine leitende Stelle an der „Allgemeinen Zeitung“ zu gewinnen, wogegen dieser sich mit dem Plane trug, den Erben des Klassiker-Cotta zu bereden, als Zugeständniß an die werdende „junge Literatur“, dem „jungen Deutschland“ für seine Ideenkämpfe auch eine „Festung“ zu geben, ein eigenes Journal zu gründen. Aus den Briefen Gutzkows an den Frhrn. Georg v. Cotta, die sich im Archiv der J. G. Cotta'schen Buchhandlung befinden und deren Inhalt hier nun erstmalig zur Darstellung gelangen darf, sind uns höchst interessante Zeugnisse dieses Verkehrs bewahrt, die für die Geschichte dieser Literaturbewegung ganz neue Gesichtspunkte geben.

„Vielleicht,“ heißt es in einem dieser Briefe vom 2. November 1833, „vielleicht wäre der Zeitpunkt, um einige junge Köpfe zu concentriren, bald erschienen. Die kleinen, zarten, grünen Keime zu einer jeune Allemagne sind da; ich habe davon so viel Zeichen und ein so festes Vertrauen, daß sie mich nicht trügen; ich lebe in dieser sicheren Hoffnung und sie ist für mich eine Aufmunterung, der ich nicht widerstehen kann. . . . Wär' ich jetzt nicht so jung, könnt' ich die Schriften aufzeigen, welche ich in drei Jahren werde geschrieben haben, besäß' ich das Selbstvertrauen, welches ich durch günstige Stimmen, auf die ich rechne, in späterer Zeit

ohne Anmaßung vielleicht erworben habe, so würd' ich Ihnen jetzt Namen nennen und mit Plänen anrücken und Ihnen so viel Vorspiegelungen machen, daß Sie sich vor mir entsetzen und Ihr sonst geneigtes Ohr schließen sollten. Wie gut ist es also, daß ich noch kein berühmter Mann bin!"

Die Sehnsucht der „jungen Literatur", nach dem Beispiel der Politik auch die literarischen Bestrebungen der neuen Generation zu organisiren und disziplíniren, spricht sich hier weit früher und bestimmter aus, als bisher angenommen werden durfte. Aus diesem Bestreben entwickelten sich jene Kämpfe, welche die wohl dramatisch bewegteste Periode unsrer Literaturgeschichte ausfüllen, darum so bewegt, weil in ihnen mit Mitteln und mit einer Leidenschaft für literarische Prinzipienfragen gekämpft ward, die der politischen Kampfesweise entstammten, weil die betheiligten Schriftsteller selber in einem inneren Gährungsprozeß begriffen waren, den die Befruchtung ihrer poetischen Anlagen mit den politischen Zeitideen nothwendig zur Folge hatte. Auch in diesen Kämpfen wirkten Zeitungen — als Festungen. Einen wie mächtigen Antheil am Entstehen wie am Verfall der interessanten Bewegung die Institute und Leiter der Cotta'schen Buchhandlung gehabt haben, sind wir in der Lage an der Hand zahlreicher, bisher unbekannt gebliebener Aktenstücke darzustellen. Sie erst ermöglichen eine wirklich historische Würdigung der ganzen Bewegung, deren erste Periode von Börne Richtung und Charakter erhielt. War Cotta der beste Feldherr im Festungskriege der Geister, so war Börne der erfinderische Geniechef, der selbst in der Zeit erdrückender Belagerung neue Vertheidigungsmittel und neue Formen des Ausfalls ersann, durch die er den übermächtigen Gegnern schweren Schaden zufügte. Börne ward der Erfinder der Kunst, in den Formen der Unterhaltungsliteratur und der ästhetischen Kritik die Ideen des politischen Fortschritts gleichzeitig zu verhüllen und zu zündender Wirkung zu bringen. Dieselbe entsprang den innersten Impulsen seines Wesens und war die Reaktion auf die Unterdrückung des politischen Geistes in Deutschland, welche während der „Restauration" die politischen Blätter zwang, unbedeutende Theateraufführungen, aristokratischen Gesellschaftsklatsch, das Familienleben der geliebten Landesväter, Reibereien der Modebelletristen, Saphirs neueste Kalauer, alte Fabeln und Märchen, aufregende Gespenster- und Räubergeschichten, den Gesang der Henriette Sontag, die Fußspitzen und Tanzsprünge einer Taglioni und Fanny Elßler, die Intriguen Spontini's gegen Weber u. s. w. als die wichtigsten Angelegenheiten der deutschen Nation zu behandeln.

* * *

Die 54 Briefe, welche das Archiv der J. G. Cotta'schen Buchhandlung von der Feder Ludwig Börne's enthält, sind von den Biographen des letzteren noch in keiner Weise benutzt worden. Börne's Laufbahn als Journalist tritt durch dieses Material in eine vielfach neue, jetzt erst richtige Beleuchtung. Die Trefflichkeit seines Charakters und dessen Eigenthümlichkeit, wie seine öffentlichen Thaten, seine Werke, sie widerspiegeln, wird bestätigt durch die eigene Charakteristik, die er in diesen Briefen an sich in einer Weise geübt, wie sie in ihrer schlichten Bestimmtheit ebenso selten, wie anziehend ist. Da Börne außer an seine Freundin, die verständnißinnige Kameradin seines geistigen Lebens, Jeannette Wohl, sehr wenig Briefe geschrieben hat in den Jahren, die hier in Betracht kommen, er dieser aber lieber über seine Stimmungen als über seinen Charakter sich auszusprechen liebte, haben diese Bekenntnisse, welche so lange Zeit der öffentlichen Würdigung vorenthalten blieben, gleichfalls den Reiz der Neuheit.

Börne hat das Schicksal gehabt, daß seine ersten Biographen, Karl Gutzkow und Reinganum (1840 und 44), sein Leben und Wirken mit einer von den Interessen der Zeit diktirten Tendenz geschildert haben, wie sie im Guten oder Bösen ihn selber immer beherrscht hat, wenn er über Thaten und Schriften Anderer sich ausließ. Sie waren beide Apologeten gegenüber den von Gutzkow in der Absicht gekannten, von Reinganum in der Wirkung erlebten Angriffen Heine's auf den verstorbenen Schriftsteller, der in seiner Denkrede auf Jean Paul ein so schönes Vorbild für die Todtenfeier geliebter Helden gegeben. Auf Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben über Börne's Lebenslauf und seine Lebensbeziehungen kam es ihnen weniger an, als auf warme Würdigung seines Strebens und seiner Leistungen, sie boten Gelegenheitsschriften, ausführliche Nekrologe, in Gutzkows Fall durch die lebhafte zeitgeschichtliche Untermalung und glänzende Entfaltung des eigenen Geistes noch von besonderem Werth, aber nicht Werke streng wissenschaftlicher Forschung und geschichtlicher Darstellung. Auch Konrad Alberti's Biographie, die zum hundertjährigen Geburtstag Börne's erschien, trat nicht aus dem Rahmen einer Gelegenheitsschrift heraus. Dagegen gab sich Michael Holzmanns Werk (1888) ausdrücklich als Ergebniß historischer Quellenforschung: „Ludwig Börne ... — nach den Quellen dargestellt" lautet sein Titel.

Wie in Vielem, widersprechen sich diese zwei letztgenannten Biographen sehr wesentlich in ihren Angaben über die Anknüpfung der für ihr Thema doch so wichtigen Beziehungen zwischen Börne und Cotta.

Von dem ergebnißreichen, für Börne's Lebensgang so wichtigen Verlauf derselben haben beide kaum eine Ahnung. Ihre Andeutungen darüber sind von Irrthum durchsetzt. So schreibt Holzmann über die Anknüpfung: „Im Jahre 1815 hatte Börne auf einer Vergnügungsreise in Stuttgart Gelegenheit gehabt, den berühmten Buchhändler Cotta, der als Anhalt neuer Talente bekannt war, kennen zu lernen. Doch erfolgte damals keine nähere Verbindung. Umsonst bot ihm dieser allgewaltige Verleger die Spalten seiner Weltblätter, der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", sowie des „Morgenblattes für gebildete Stände" an. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil wohl auch durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ." Holzmann thut weiterhin des Verhältnisses zu Cotta erst wieder Erwähnung, als er S. 166 des Briefes vom 30. Oktober 1819, den Börne nach seiner Ankunft in Paris nach Frankfurt richtete, gedenkt, in welchem er mittheilt, er habe an Cotta geschrieben: da er ihn früher zur Theilnahme an seinen Werken habe einladen lassen, so biete er ihm jetzt seine Dienste an, um von Paris aus für ihn zu arbeiten. — In Conrad Alberti's Biographie, die sich nicht auf Quellen beruft, wird die Anknüpfung gar in das Jahr 1821 verlegt und dazu bemerkt: „Bei seinem Freunde, dem Dr. Stiebel, hatte er den damaligen Fürsten der deutschen Verleger, Cotta, kennen gelernt, der eifrig bemüht war, junge und kräftige Talente für seine journalistischen Unternehmungen heranzuziehen." Der in Frankfurt lebende Sohn jenes „Dr. Stiebel", der Börne's Freund war, ein Arzt wie sein Vater, hat mir auf die Anfrage, ob er von dieser Vermittlung etwas Näheres wisse, verneinend geantwortet mit dem Hinzufügen, er könne sich auch nicht denken, auf welche Weise seinem Vater die Gelegenheit dazu hätte werden können.

Mit so vagen Angaben sind zwei Biographen im Zeitalter der sonst leider auch in der Darstellung nur zu „aktenmäßig" gewordenen Geschichtsforschung über ein Ereigniß hinweggegangen, das für die Laufbahn ihres Helden wie kaum ein anderes von entscheidender, Richtung gebender Wirkung wurde.

Nicht durch Dr. Stiebel, den Arzt, in dessen Hause Börne ein werngesehener, stets anregender Gast war, sondern durch Dr. Stiefel, den Redakteur, mit dem ihn die gemeinsame Thätigkeit für das „Frankfurter Journal" befreundet hatte, weder schon im Jahre 1815 wie Holzmann, noch erst 1821, wie Alberti meint, sondern 1817 ist das Verhältniß Börne's zu Cotta angeknüpft worden. Und, wie schon Gutzkow

dies angedeutet, nicht auf Börne's erwünschte Mitarbeit an den bestehenden Cotta'schen Journalen, sondern auf die Gründung eines ganz neuen politischen Journals mit Börne als Redakteur bezog sich dieser erste Verkehr und auch der erste Brief, den er (damals noch Dr. Baruch) am „2. Merz“ 1817 an Johann Friedrich Cotta geschrieben hat. Noch weniger bekannt und für die Darstellung des wirklichen Entwickelungsganges so neu wie wichtig ist die Thatsache, daß es sich dabei um eine Zeitung handelte, die von der preußischen Regierung gewünscht wurde, der aber einen liberalen Charakter zu geben ebenso die Absicht Cotta's, wie die Sorge des zum Redakteur ersehenen Schriftstellers war. Die flüchtige Andeutung, welche Gutzkow hiervon gegeben, ist ungenau und mißverständlich.

Der Sohn des Frankfurter Finanzagenten Baruch war über den Zurücksetzungen, die er als Schüler, Student und dann als Frankfurter Polizeiaktuar wegen seiner jüdischen Abkunft zu erdulden gehabt, ein Schriftsteller geworden, der für die Emanzipation der Juden schrieb; über den Erlebnissen seiner Jugendzeit, die vom Geist der patriotischen Erhebung warmen Anhauch empfing, war er aber auch ein deutscher Patriot geworden, der denselben Idealen anhing, wie die Freiwilligen der „Freiheitskriege“, und als solcher ward er ein Journalist, der bis an sein Ende für die freiheitlichen Interessen der deutschen Nation gekämpft hat mit einer Leidenschaft, die von einem tiefwurzelnden Haß gegen jede Art von Tyrannei ihr Feuer erhielt. In dem von Napoleon gegründeten Großherzogthum Frankfurt unter Dalberg hatte er als Jude städtischer Beamter werden können; als die Reichsstadt wieder eine „freie“ wurde, kehrte für seine Glaubensgenossen die alte Unfreiheit zurück. Er verlor sein Amt und folgte dem lang unterdrückten Drange, an den Angelegenheiten des Vaterlandes als Schriftsteller Antheil zu nehmen. Daß der schriftstellerische Beruf der ihm natürlichste, hatte sein ganzer Bildungsgang vorher erwiesen. Sein Großvater, der als angesehener Finanzberather verschiedener Höfe in Bonn lebte, wie sein von diesem noch abhängiger Vater, hatten ihn, ohne seine Neigung zu befragen, für den Beruf des Arztes bestimmt. Es war dies auch das einzige Studium, das ihm als Juden mit Aussicht auf eine darauf sich gründende Stellung offen stand. Er wurde nach Berlin zu dem berühmten Arzte Marcus Herz geschickt, in dessen Hause er von 1800 bis 1804 lebte. Doch die Medizin stieß ihn ab; über der hoffnungslosen Liebe zu der jungen, auch von Schleiermacher verehrten Frau seines bejahrten Lehrers, der schönen Henriette Herz, wurde er in Briefen an sie und seinem Tage-

buch ein Schriftsteller, der seiner aufwallenden Wertherstimmung in überschwänglicher jeanpaulisirender Redeweise Ausdruck lieh. Nach dem Tode von Herz kam er nach Halle zu Reil. Hier begeisterte er sich für die patriotischen Ideale der Burschenschaft, hörte bei Schleiermacher über das Wesen des Christenthums und machte die Staatswissenschaft zu seinem Fachstudium, von fieberhaftem Interesse für Politik angetrieben. Mit einer staatsökonomischen Abhandlung erwarb er sich dann in Gießen den Rang eines Doktors. Noch ehe er im Jahre 1811 die Polizeiaktuarstelle erhielt, um die er sich auf Betreiben seines Vaters beworben, schrieb er verschiedene Abhandlungen volkswirthschaftlicher Art, „über das Geld“, über Steuerfragen und, innerstem Drange folgend, jenen ersten grundlegenden Aufsatz „Das Leben und die Wissenschaft“, in welchem sich sein starker und freier Geist damals schon in seiner ganzen Eigenart nach Stil und Gedankengehalt voll reformatorischen Feuers offenbarte. Er erschien im Jahrgang 1808 von Archenholtz' „Minerva“. Seine Forderung, daß Leben und Wissenschaft einander durchdringen müßten, in ihrer Anwendung auf die Politik, war in der damaligen Zeit ein völlig neuer, revolutionärer Gedanke; er wurde Richtung gebend für all sein weiteres literarisches Wirken. Als dann die Lage der Juden in Frankfurt nach dem Wiener Kongreß wieder die frühere zu werden drohte, veranlaßte ihn sein Vater, für die Sache der Glaubensgenossen einzutreten; er that dies nach einander in drei Schriften, von denen jedoch die eine mit den herkömmlichen Schwächen der Ghettobewohner so scharf ins Gericht ging, daß sich der entsetzte Vater sofort beeilte, sie im vollen Umfang der Auflage zu vernichten.

Nicht der Zorn also über seine eigene persönliche Zurücksetzung, sondern innerstes Bedürfen und sein leidenschaftlicher Antheil für die allgemeinen Interessen machten ihn dann zum Journalisten. Seine Aktuarthätigkeit an der Frankfurter Stadtpolizei wäre sicher auch ohne diesen Zwischenfall nur eine Episode geblieben. Der damals gelesensten Zeitung der Stadt bot er seine Dienste an, dem alten „Frankfurter Journal“. Dies Blatt war jetzt noch ein Organ der patriotischen Begeisterung für den politischen Aufschwung der Gesammtnation. Ergriffen von derselben Bewegung, mit der so zukunftssichere Hoffnungen auf freie politische Zustände verknüpft waren, schrieb Börne in den Jahren 1814 bis 1816 gegen Napoleon Artikel voll Vaterlandsliebe und Vertrauen in die Zukunft, in denen die Liebe zur Freiheit sich in die sanften Farben der Hoffnung kleidete. Maßvoll und nüchtern schrieb er z. B. in „Was wir wollen“: „Wir wollen Deutsche sein, ernsten, ruhigen Sinnes, nicht in

dumpfer Gefühllosigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächsernen Flügeln in das Reich der Sonne steigen. Wir wollen stark sein, der Gebieter in seiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich; so daß Jedem gleich geschützt, was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am leichtesten verloren . . ." Als aber nach dem Frieden die Fürsten die Versprechungen nicht hielten, durch die sie ihre Völker zu den größten Opfern im Kampfe gegen den Korsen begeistert hatten, brach das Vertrauen, das ihm diese Worte eingegeben, zusammen. Er ward, wie er selbst sagt, „ein kleiner Hutten", dem als höchste Patriotenpflicht der Kampf für die Freiheit erschien, zunächst für die Redefreiheit, die mündliche in volksvertretenden Versammlungen und die schriftliche durch die Presse. Doch die Zensur war über ihm, und das „Frankfurter Journal" entledigte sich des allzu stürmischen Mitarbeiters, als die Mahnungen dazu von Seiten der hochmächtigen österreichischen Bundestags-Gesandtschaft immer dringlicher wurden.

Die Biographen schlossen bisher an die Erwähnung jener patriotischen Journalartikel und den Umschwung in Börne's politischen Ansichten meist die Besprechung der „Wage", dieser Herberge der Gerechtigkeit, die er 1818 als Organ seiner persönlichsten Ansichten in Politik, Literatur und Kritik ins Leben rief. Vor diesem Versuch, auf eigene Faust als Journalist zu wirken, trat jedoch die Versuchung an ihn heran, einem großen Organ der öffentlichen Meinung als Redakteur und Publizist seine Kräfte zu weihen. Und er folgte bedingungsweise der Einladung, obgleich sie ihm keineswegs völlige Unabhängigkeit garantirte. Die Einladung erging an ihn und seinen Kollegen vom „Frankfurter Journal", Dr. Stiefel; sie ging von Cotta aus und der preußische Gesandte am Bundestag, damals noch Baron von Otterstedt, war ihr Vermittler. Dieser Situation läßt sich nur durch Erkenntniß des historischen Zusammenhangs gerecht werden. Am Anfang des Jahres 1817 galt die preußische Regierung mit Hardenberg an der Spitze noch als der Hort des deutschen Liberalismus. Noch hatten die Machinationen der Reaktionäre, der Einfluß Rußlands, die Politik Metternichs des preußischen Staatskanzlers Absicht und Hoffnung nicht gebrochen, noch waren liberale Minister, wie Humboldt und Boyen, aufgewachsen im Geiste der Stein-Hardenberg'schen Reformen, vorberathend dabei, dem Lande die von seinem König verheißene Verfassung zu geben. Noch hatte das erst am 18. Oktober 1817 stattfindende Wartburg-Fest und seine Folgen der Diplomatie Metternichs nicht den Vorwand für die Karlsbader Beschlüsse gegeben. Aber wohl war es dem Einfluß Oesterreichs und Rußlands

bereits gelungen, den Deutschen Bundestag zu einem Organ der Verfolgung und Unterdrückung aller Volksfreiheiten, aller Anfänge eines Verfassungslebens zu machen und die in Frankfurt bestehenden Zeitungen waren auch diesem Einfluß anheimgefallen. Die Regierung Hardenbergs bedurfte eines Organs, um dem drohenden Verhängniß Widerpart zu halten. Ihr Vertreter am Bundestag gewann den Meister im Zeitungsgründen, gewann J. Fr. Cotta für die Idee. Er trat andrerseits mit den durch die neue Aera vom „Journal“ verdrängten Schriftstellern Dr. Baruch und Dr. Stiefel in Verkehr, um sie für die Redaktion zu gewinnen. Ersterem fiel es zu, den Standpunkt, den er unter den gegebenen Bedingungen einzuhalten bereit sei, in einem Brief an den Frhrn. v. Cotta näher darzulegen. Dieser Brief, vom „2. Merz 1817“, hat folgenden Wortlaut:

„Ew. Wohlgebohren

„Sind mit dem Hrn. v. Otterstedt und meinem Freunde dem Dr. Stiefel, in Unterhandlung wegen der Herausgabe und des Verlags einer neuen politischen Zeitschrift getreten. Dieses ist der Gegenstand, welcher mir Veranlassung giebt, mich im Einverständniß mit den Genannten, an Ew. Wohlgeb. zu wenden.

„Hr. Dr. Stiefel und ich, wir hatten uns schon früher wegen der gemeinschaftlichen Bearbeitung eines Tagblattes besprochen, und als durch Hrn. v. Otterstedt eine Gelegenheit zur Ausführung unseres Vorhabens herbeigebracht worden, hatte derselbe unsre Verbindung in der bezeichneten Absicht gebilligt und zweckmäßig gefunden. Wir werden daher diese Woche nach Stuttgart reisen, um die Ehre zu haben mit Ew. Wohlgebohren diese Angelegenheit in Bedacht zu nehmen. Ich nehme mir die Freiheit Ew. Wohlgebohren hier beifolgend einige meiner gedruckten Auffätze mitzutheilen, um Sie einstweilen in den Stand zu setzen, über das was ich meinen Kräften nach etwa möchte leisten können, mit einer von mir in Anspruch genommenen Billigkeit, gütigst ein Urtheil zu bilden.

„Die Zeitung soll, nach einem vorausgegangenen allseitigen Einverständniß eine ministerielle seyn. Ew. Wohlgeb. haben hierüber in einem Schreiben an Hrn. Dr. Stiefel, die nicht zu widerlegende Ansicht ausgesprochen, daß um dem Lobe des Löblichen einer Regierung Eingang zu verschaffen, auch der Tadel des Tadelswerthen nicht unterdrückt werden dürfe. Daß im letzteren Falle die Ausdrücke der Mißbilligung mäßig und anständig sein müßten, ist eine um so unerläßlichere Forderung, als selbst die zu gebende Lehre hierdurch an Kraft gewinnt.

Wie viel leichter ist es nicht oft, beredt durch Schweigen zu seyn, als durch Reden, und selbst von harthörigen Gemüthern erhält man leichter Verzeihung für zu leises als für zu überlautes Reden, das sie unbequem an ihre Taubheit erinnert! Ein ministerielles politisches Blatt soll nicht blos ein solches seyn, welches die Worte und Handlungen der Regierungen gegen die ungerechten Einreden und Widerstrebungen der Regierten in Schutz nimmt, sondern soll auch zeigen, wie selbst die zweckmäßigen und billigen Forderungen der Volksvertreter, nicht alle zugleich erfüllt werden können, weil die Verbindung gewisser verschiedenartiger Dinge, selbst wenn jedes Einzelne für sich gut wäre, dennoch unmöglich bleibt. Es soll darthun, daß eine Polykratie auch der herrlichsten politischen Maximen, zu einem blinden anarchistischen Verfahren führe, und daß eine monarchische Regierung sich nur einer monarchischen Idee unterwerfen könne. Wie erschreckend ist nicht der zur Sitte gewordene Gebrauch, das Volk nicht der Regierung gegenüber, sondern entgegenzustellen, und ihm einzureden, es könne nur in einer solchen politischen Temperatur sich wohl befinden, in welcher der Thermometer seiner Unterthanenpflichten auf dem Gefrierpunkte steht. Man sollte dem Volke vielmehr zeigen, wie nicht blos das Maximum, sondern auch das Minimum der Unterwürfigkeit zum Despotismus führe.

„Auf welche Weise wir nun auch über den unserem Blatte einzuflößenden Geist uns verständigen dürften, so sind wir doch gewiß schon darüber einverstanden: daß die zu beachtende Einheit des Zweckes eine Einseitigkeit der Mittel weder erfordere noch zulasse. Weder antiministerielle Thatsachen dürfen verschwiegen, noch antiministeriellen Ansichten der Eintritt in unser Blatt verwehrt werden. Mir hat immer geschienen, daß die Ansichten und Meinungen über die Geschichten der Menschen die eigentliche Geschichte der Menschheit bildeten. Selten ist eine Begebenheit merkwürdiger, als die Verschiedenheit der Art, wie sie betrachtet wird. Darum soll eine Zeitung nicht allein die denkwürdigen Ereignisse, sondern auch die unter einander abweichenden denkwürdigen Darstellungen der Ereignisse sammeln. Nur der Gewöhnlichkeit bleibe unser Blatt verschlossen, weil es sonst an Raum gebräche; aber es giebt eine Virtuosität der Schlechtigkeit, der eine ehrenvolle Aufnahme gebührt, weil sie als eine negative Tugend- und Weisheitslehre von der größten Wirksamkeit ist.

„Ich liebe die Vorstellung, daß unser Blatt sich auch zuweilen der Kunst und Wissenschaft öffnen, und dem gemüthlichen Leser vergönnen möge, sich an dem Menschen von dem Bürger zu erhohlen. Der deutsche

Staatskörper leidet an Hypochondrie. Die einzelnen Glieder desselben sind überreizt und dadurch zu einem widernatürlichen Selbstbewußtseyn gekommen. Das Gemeingefühl ist zu erhöht. Zerstreuung möchte dem Kranken, der nur ein solcher ist, weil er sich dafür hält, besonders wohl thun. Wollen wir nicht darum unsre Zeitungsleser von der bestäubten Heerstraße der Politik in die freundlichen Gärten der Kunstblüthen und der Früchte des Wissens hinüberlocken?

„Ich werde in wenigen Tagen mit meinem Freunde dem Hrn. Dr. St. Ew. Wohlgeb. persönlich aufwarten und bitte Sie indessen, die Ausdrücke meiner Ergebenheit zu genehmigen.

Dr. Baruch.“

Am 6. März waren die beiden Frankfurter Journalisten denn auch in Stuttgart und in lebhaftem persönlichen Verkehr mit Cotta über das geplante Unternehmen. Es kam zur Berechnung der Kosten für ein wöchentlich viermaliges oder tägliches Erscheinen des Blattes, Börne und Stiefel entwarfen eine Anzeige, die ihre Hauptideen zum Ausdruck brachte, aber das Unternehmen selbst zerschlug sich, es kam nicht zu Stande. Das geistige Ergebniß der Verhandlungen wird der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zugute gekommen sein.

Die Art, wie Börne in dem Briefe, der ein Programm war, dem Freisinn und der freien Diskussion Brücken baute in ein zu gründendes „ministerielles“ Organ, entspricht in vielem dem Geiste, in dem er ein Jahr später die „Wage“ gehandhabt hat. Man findet gleiche Redewendungen auch in den Ankündigungen des Unternehmens. Die Erzader der politischen Opposition verbirgt er auch hier gern unter Veilchen und Rosen. Stil und Gedankengang sind von staatsmännischer Ruhe und Reife. Die Zensur hatte ihn geschult. Dabei zeugen die Ausführungen über die Nothwendigkeit, daß die Zeitungen eine Uebersicht der sich bekämpfenden Meinungen geben müssen, von einem Tiefblick in den Beruf der Zeitungen großen Stils, der damals noch ungemein selten war und vielleicht nur von Cotta getheilt ward. In der Vorrede der „Wage“ wiederholte er diesen Grundsatz; sie sollte jeder Ansicht willige Aufnahme gewähren, aber sie sollte auch auf Bekämpfung gefaßt sein: die Gegensätze sollten „gewogen“ werden. Dagegen will er nichts mehr wissen von den „Schwächlingen, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner erschreckt.“ Er wahrt sich das Recht einer lauten kräftigen Sprache. So befremdlich es auf den ersten Blick erscheint, daß Börne ein Jahr vor Begründung der „Wage“ sich um die Redaktion eines „ministeriellen“ Blattes *beworben* hat, so organisch fügt sich

diese neue Entdeckung der Entwickelung doch ein, die diesen kernfesten Charakter aus dem Patrioten vom Jahre 1814 zu dem demokratischen Stimmungspolitiker der „Wage“ hat werden lassen. Es ging ihm ähnlich wie Görres, bis sich die gemeinsamen Wege trennten und dieser unter dem Einfluß Roms die rothe Jakobinermütze mit der „schwarzen Capuze“ des Ultramontanen vertauschte, während Börne unter dem Einfluß der Pariser Juli-Revolution zum Republikaner wurde, der nur noch von einer Revolution das Heil des Vaterlandes erhoffte. Damals aber vertraute er noch dem Segen der angestrebten konstitutionellen Reformen und auch in der „Wage“ äußert sich kein revolutionärer, sondern ein reformatorischer Geist, der das Volk anstachelt, die ihm gewährten oder gewährleisteten Rechte energisch zu handhaben und unermüdlich zu fordern. Noch in dem Aufsatz „Schüchterne Bemerkungen über Oesterreich und Preußen“ spricht er sich hoffnungsvoll über die Erwartungen aus, deren Erfüllung Deutschland nur von Preußen erhalten werde. Börne war der erste nichtpreußische deutsche Publizist, der in der Bundestagszeit Preußen die Führung in Deutschland zuwies. „Deutschlands Geist,“ heißt es in obigem Aufsatz, der 1827 dann auch in den „Gesammelten Schriften“ erschien, „ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert.“ Um so bitterer war die Enttäuschung, als Börne entdeckte, daß es vielmehr der Geist des russischen Czaren und der Metternichs waren, die in Preußen jetzt zur Regierung gelangten. Aber seine historische Ueberzeugung ward dadurch nicht erschüttert. Im ersten Bande der „Wage“ trat er ebenso bestimmt und offen für Deutschlands Einigung zu einem starken Staatswesen unter preußischer Führung ein. Dabei trieb es ihn, die nationalpolitische Forderung anzuknüpfen an die allgemeinen Rechte und Bedürfnisse der Menschen und sich, wie er es im Programm von 1817 ausgedrückt, „an dem Menschen von dem Bürger zu erholen.“ Auch erfüllte er die an Cotta gestellte Forderung, die Zeitungsleser von der bestäubten Heerstraße der Politik „in die freundlichen Gärten der Kunstblüthen und der Früchte des Wissens zu locken.“ Er folgte damit einem allgemeinen Zuge, der sowohl vom Ruhebedürfniß im Publikum wie vom Kampf der Zensur gegen die politische Journalistik beeinflußt war. Das Bildungsinteresse wandte sich wieder den belletristischen Zeitschriften zu, die wie das Stuttgarter Morgenblatt, der Berliner „Gesellschafter“, die Dresdner Abendzeitung, die Leipziger Zeitung für die elegante Welt, die Mitternachtszeitung in Braunschweig, die Bäuerle'sche Allgemeine Theater-Zeitung und die Saphir'schen Blätter, jetzt bedeutenden Aufschwung erlebten. Dem politischen Interesse wurde durch Aufsätze der Länder-

und Völkerkunde Rechnung getragen. Umgekehrt mußte die politische Presse sich zu Kompromissen mit den ästhetischen Interessen der Leser verstehen. Dies hatte Börne am frühesten erkannt. Jetzt erkannte er weiter, daß die Herabminderung des Gemeingefühles nicht Zweck solcher Zerstreuung sein dürfe. Unter den Nachwirkungen des Krieges, den Enttäuschungen, welche die innere Politik brachte, erlahmte dasselbe von selbst, nur zu schnell, nur zu sehr! Und für Börne's Unterhaltungen über Kunst und Wissenschaft ward jetzt das Gegentheil zum eigentlichen Zweck, die Hebung und Anregung des Gemeingefühls. Die Kunstkritik machte er nun — unter Anwendung der Mittel geistvoller Ironie — zum Organe der Zeitkritik, der verdeckten politischen Opposition. Darin besteht der eigenthümlichste Zug der von Börne in der „Wage" verfolgten individualistischen Journalistik.

Auf Cotta hatte gewiß der Dr. Baruch, sein Brief wie sein Wort, einen tiefen Eindruck gemacht. Die Art, wie sich dessen geistiges Wesen nun so keck und selbständig in der „Wage" — das 1. Heft dieser „Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst" erschien im Juli 1818 — entfaltete, mußte sein lebhaftes Interesse erregen. Sein Grundsatz war immer, das Zerstreute zu vereinigen, dem Bedeutenden eine Wirkung ins Große zu gewinnen. So ließ er denn, nachdem die „Wage" ein Jahr lang erschienen war, durch einen seiner Redakteure, den Dr. Lindner, an Börne schreiben und ihn zur Mitarbeit einladen an der „Allgemeinen Zeitung", den „Annalen", dem „Morgenblatt". Börne, der damals noch neben der „Wage" auch die „Zeitschwingen" redigirte, mußte wegen Zeitmangels ablehnen. Doch wenige Monate später hatte er Zeit die Fülle und durfte auch aus finanziellen Gründen des Anerbietens froh sein. Im März des Jahres war Kotzebue, entlarvt als russischer Spion, von Sand ermordet worden. Die Karlsbader Beschlüsse ergingen und gelangten zur Ausführung. Wie fast alle Organe der politischen Opposition wurden auch Börne's Blätter, die „Wage" und die „Zeitschwingen", verboten. Die bewährtesten Führer des geistigen Lebens, die einst die Begeisterung für den Befreiungskrieg geschürt, wurden für Feinde des Vaterlandes erklärt und als solche behandelt. Die Mainzer Untersuchungskommission begann ihre geheime Thätigkeit gegen die früheren Burschenschafter und alle patriotischen Schriftsteller, die sie jetzt für Demagogen erklärte. Der Boden in Frankfurt a. M. ward Börne zu heiß. Gegen seinen Freund Görres hatte man auf Grund seiner Schrift „Deutschland und die Revolution" einen Verhaftsbefehl erlassen. Wie dieser nach Straßburg, ging er nach Paris. Der Gedanke an

Cotta, der seine Mitarbeit gesucht, begleitete ihn. Bald nach seiner Ankunft am 26. Oktober 1819 schrieb er an diesen und stellte ihm seine Zeit und Kraft im ganzen Umfang zur Verfügung, zu freier Mitarbeit an seinen Journalen. Auch machte er ihm den Antrag, den Verlag der sistirten „Wage“ zu übernehmen.

„Ew. Hochwohlgebohren

hatten mir vor einigen Monaten, da ich noch in Frankfurt war, durch Herrn Lindner die Einladung zukommen lassen, an Ihren verschiedenen literarischen Instituten mitzuarbeiten. So angenehm mir eine Verbindung mit ihnen gewesen wäre, mußte ich sie damals dennoch ablehnen, da ich durch die Herausgabe zweier Zeitschriften der Wage und der Zeitschwingen, gefeßelt war. Durch die politischen Verhältniße namentlich durch die Unterdrückung meiner Blätter von Seiten der Regierung habe ich jene Beschäftigungen aufgeben müßen, und ich ging nach Paris um andere literarische Unternehmungen zu versuchen. Wenn Ew. Hochwohlgeb. noch die früheren Absichten hegen, so bitte ich Sie mich zu unterrichten, auf welche Weise ich von hier aus für Sie thätig seyn kann. Die Art und den Grad meiner Brauchbarkeit, können Sie aus meinen angeführten Journalen beurtheilen. Da ich mich nicht gern zerstreue, so wünschte ich sehr, daß Sie mich so viel verwenden möchten, daß ich nicht nöthig hätte, zu meinem Unterhalt noch andere literarische Beschäftigungen zu übernehmen. Ich brauche hier jährlich 3000 Gulden, wenn Sie nun geneigt sind, mit mir in Verbindung zu treten, dann bestimmen Sie gefälligst, ob Sie mir für den Betrag dieser ganzen Summe, oder für welch einen Theil derselben, Arbeiten übertragen können. Ich würde mir in eintretendem Falle eine monatliche Bezahlung ausbitten.

„Wäre es möglich, daß man in den jetzigen Verhältnissen die Wage fortsetzen könnte? In Ihrem Verlage würde das Journal gewiß in die Höhe kommen. Ich habe sie bisher auf meine eigenen Kosten herausgegeben, und ohngeachtet des schleichenden Betriebes derselben und ihrer seltenen Erscheinung ohngefähr 600 Abonnenten gehabt.

„In der Folge, wenn die deutschen Verhältnisse sich gebessert haben werden, wie es gewiß, wenigstens in Württemberg zu erwarten ist, könnte ich vielleicht in Stuttgart selbst, Ihre liter. Arbeiten besorgen. Nach Frankfurt werde ich auf keine Weise zurückkehren. Bis zu jener Zeit aber, ließe sich von hier aus thätig seyn.

„Wollten Ew. Hochwohlgeb. mich mit einer baldigen Antwort beehren, damit ich, in dem Falle Sie nicht geneigt wären, die bezeichnete

Verbindung mit mir anzuknüpfen, ich auf eine andere Weise etwas versuchen könnte.

„Vielleicht darf ich hoffen, daß wenn Ihnen meine Anträge willkommen sind, Sie Zutrauen genug zu mir hätten, mir eine gewisse Summe, etwa ein Quartal, des von Ihnen zu bestimmenden jährlichen Honorars voraus anzuweisen, weil ich, da mein literarischer Erwerb in Deutschland plötzlich unterbrochen worden, und ich großen Verlust erlitten habe, der oekonomischen Mittel zu meiner hiesigen Einrichtung sehr bedarf.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Hochwohlgeb.
Ergebenster
Dr. Börne.

Paris, 26. Okt. 1819.
Rue du Nazard, Hôtel des Etrangers, Nr. 5.“

Aus Börne's Briefen an seine Freundin Jeannette Wohl, die in der Sammlung „Nachgelassene Schriften“ (Mannheim 1844) erschienen, ist bekannt, daß Cotta dem Anerbieten sofort das weiteste Entgegenkommen zeigte. Am 9. November schrieb Ersterer vergnügt aus seinem freiwilligen Exil an die Freundin in Frankfurt: „Cotta hat mir geantwortet, und erwünscht, wie Sie sehen. Da das Literarische Wochenblatt (es ist das Weimarsche, von Kotzebue gegründete, nun von Müllner geleitete, gemeint) wahrscheinlich auch mit mir eingehen wird und Theilnahme an hiesigen Blättern mir früher oder später zufallen muß, so denke ich es bald auf 12000 Franken jährlich zu bringen. Das wäre nun hinreichend für ein Stückchen Brod, für ein Stückchen Fleisch und ein Gläschen Wein.“ Ueber den Umfang dessen, was ihm Cotta an seinem Talent entsprechender Gelegenheit zu literarischer Arbeit bot, klärt uns die Antwort auf, die er, Paris, 9. Nov., nach Stuttgart richtete. Zugleich ersehen wir aus ihr den Eifer des leicht in unproduktives „Sinniren“ gerathenden Mannes, sein Wort wahr zu machen, das er kurz vorher an Frau Wohl geschrieben: „Daß es nur des Gegengewichts einer Verpflichtung bedarf, um meine Trägheit zu überwiegen, das habe ich doch bei den Zeitschwingen gezeigt. Wenn ich hier eine solche Verpflichtung finde, was schon eingeleitet ist, so werde ich ihr ohne Anstrengung und Unterbrechung treu bleiben.“

Der Brief an Cotta lautet: „Zur Erwiderung auf Ihre Zuschrift vom 2. Nov. bemerke ich folgendes. So viel die allgemeine Zeitung betrifft, so sehe ich zwar ein, daß meine Theilnahme daran wenigstens

kein Bedürfniß ist, da schon 3 Correspondenten dabei arbeiten, und ich, wenigstens für jetzt nicht in der Lage bin neue Quellen zu benutzen. Da es indessen in der hiesigen politischen Welt selten Cabinetsgeheimnisse gibt, und das Factische gewöhnlich Jedem zugänglich ist, der sich darum bemüht, so käme es meistentheils darauf an, die Thatsachen und herrschenden Meinungen aufzufassen, und ihnen die erforderliche Darstellung zu geben. In diesem Sinn könnte ich nun zuweilen (nicht regelmäßig, da ich nur gesonnen bin das Frappanteste zu besprechen) auch Artikel für die A. Z. mittheilen. Für die Beilagen wären kurze Uebersichten der politischen vorzüglich journalistischen Literatur zu gebrauchen, wenn Sie nicht dafür schon regelmäßige Mittheilungen erhalten, in welchem Falle ich mich davon zu unterrichten bitte.

„An Stoff für das Morgenblatt wird es in dem von Ihnen beschriebenen Umkreise nicht fehlen, und ich denke in diesen Tagen damit den Anfang zu machen.

„Die Europ. Annalen sind mir seit einigen Jahren aus dem Gesichte gekommen. Ich werde sie lesen und mich mit Form und Geist derselben bekannt machen. Wenn ich Aufsätze über politische Angelegenheiten des Tages verfertigen sollte, können Sie darauf rechnen, daß ich den erforderlichen Takt dabei nicht verletzen werde.

„Wegen Uebersetzung neuer interessanter Schriften werde ich in eintretendem Falle bei Ihnen erst anfragen. So wird jetzt wahrscheinlich bald die Fortsetzung von Pradt's Congrès de Carlsbade erscheinen. Da er sich natürlich gegen die bekannten Beschlüsse äußern wird, könnte dennoch eine Uebersetzung des Werks, bei den jetzigen Verhältnissen in Umlauf gebracht werden? Etwa mit einigen besänftigenden Anmerkungen? Da das Werk wahrscheinlich von keinem großen Umfange sein wird, wäre es vielleicht für die Europäischen Annalen passend. Wollen Sie sich gef. hierüber schon vorläufig äußern.

„Ihnen für den mir zugesicherten Vorschuß dankend, verharre ich

hochachtungsvoll

Dr. Börne."

Auf diese Abmachungen, welche das Maß an Arbeit in Börne's freies Belieben stellten, wogegen ihm Cotta ein festes Einkommen von 500 Frcs. monatlich zusicherte, gründete sich die Zeit der frischesten und mannichfaltigsten Fruchtbarkeit seines poetisch-kritischen, humoristisch-satirischen Talents. Von Paris aus entfaltete er es jetzt freilich nur eine kurze Zeit, denn bei diesem ersten Aufenthalt in der Seinestadt fühlte sich der kränkliche Mann so wenig behaglich, daß er von Heimweh getrieben im

folgenden Frühjahr schon wieder heimkehrte. Aber die Abmachung verwies ihn auch nicht auf Paris. Und ohne die verpflichtende Wirkung dieses Vertrags, der erst auf ein Jahr, dann auf zwei geschlossen, dann für weitere drei — etwas modifizirt — verlängert ward, ohne die Mahnungen und Anregungen, an denen es Cotta nie fehlen ließ, würde ein Guttheil des Inhalts seiner „Gesammelten Schriften" — dies läßt sich mit Sicherheit sagen — nicht geschrieben sein. So verdanken die für das „Morgenblatt" im Sommer 1820 begonnenen Monatsbriefe aus Frankfurt — gleich den Schilderungen aus Paris tausendfach nachgeahmte Musterstücke zeitgemäßer „Feuilletonistik", deren Typen hier Börne schuf — namentlich ihre Entstehung dem Bedürfniß, seiner moralischen Verpflichtung, Cotta gegenüber, gerecht zu werden. „Ich habe Verbindlichkeiten gegen die Cottaische Buchhandlung", schrieb er am 5. Oktober 1820 an die Redaktion des „Morgenblatts" zur Begründung des Angebots, „die ich, nicht aus Ueberschäzung, aber aus Mißdeutung meines Talents zu voreilig übernommen hatte. Daß ich noch nicht Gelegenheit finden konnte, diese Schuld abzutragen, ist mir unaussprechlich zur Pein." Gerade im Anfang des Verhältnisses ist er sehr fleißig: wie die Monatsübersichten aus Frankfurt, so regt er auch die Einrichtung einer Theaterrevue aus den bedeutenderen Städten Deutschlands an. Er nimmt daneben die „Wage" wieder auf und fährt fort, Cotta zu überreden, dieses, sein eigenes Organ, zu dem seinigen zu machen. Dagegen zeigt er sich jetzt weit zurückhaltender denn im Jahre 1817, als Cotta seinerseits Miene macht, mit ihm wegen der Redaktion eines von ihm neugeplanten „politischen Journals" zu verhandeln. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, ist kaum zweifelhaft, daß es sich um den Plan der Reorganisation der „Annalen", die im nächsten Jahre ausgeführt wurde, handelte. Auf die erste allgemein gefaßte Anfrage antwortet auch er nur allgemein, aber doch sogleich sehr bestimmt, soweit es die Wahrung seiner Selbständigkeit betrifft.

„Ich erwarte" — schreibt er, 16. Oktober 1820 — „wegen Inhalt und Form, und ob es von hier aus geleitet werden könne, Ihre weiteren Erklärungen. Wahrscheinlich wird eine Monatsschrift darunter verstanden. Nur eins muß ich dabei voraussetzen: daß ich, ausgenommen die etwa unvermeidliche Zensur, sonst keine Rücksicht zu nehmen, keine Convenienz zu beachten habe. Ich habe gar nicht das Talent, gegen meine Ansicht zu schreiben, nicht einmal das, meine Gesinnung nur halb mitzutheilen. Ich beziehe dieses aber nur auf solche Abhandlungen, die ich selbst verfasse; denn was die Aufsätze der übrigen Mitarbeiter betrifft, so werde ich als Redakteur nie fordern, daß sie meine Livrée tragen

sollen — das ist der bezeichnende Ausdruck, denn ich habe die Forderung, daß denkende Leute Ihrer Ansicht entsagen sollen, um der Farbe eines Redakteurs zu huldigen, stets erniedrigend gefunden. Es muß Jeder seiner Gesinnung treu bleiben dürfen. — Uebrigens werden Ew. Hochwohlgeb. schon von selbst in Berechnung gebracht haben, wie schwierig jetzt der Gang eines politischen Journals ist. Der Ausweg, den man noch vor einigen Jahren hatte, ungestört zu politisiren, wenn man, bald die inneren Angelegenheiten des Staates, worin man schrieb, bald (wie es gefordert ward) die fremden Staaten schonte, ist jetzt versperrt. Ganz Europa ist solidarisch, Neapel liegt in Würtemberg und Berlin in Portugall. Ich begreife nicht, wie man fertig werden könne." Die Antwort Cotta's muß nicht sehr hoffnungerweckend gelautet haben, denn am 25. Oktober schon bringt Börne die Verhandlung durch eine bündige Ablehnung zum Abschluß. „Ew. Hochwohlgebohren müßte ich schon wegen Ihres eigenem Besten abrathen, mir das politische Journal nach dem aufgestellten Plane zur Redaction zu überlassen. Ich hätte keine Freude an der Arbeit, also auch keine Tauglichkeit dazu. Ich lasse lieber andere Leute für mich sammeln, als daß ich diese Mühe für andere übernehme. Ich bin ein sehr schlechter Scribent, sobald ich nicht aus dem Herzen schreibe. Es müßte mir frei stehen, den Stoff zu bearbeiten, nichts als meine Meinung, und diese ganz auszusprechen. Die Freiheit, welche mir die Stuttgarter Zensur gewährte (und man kann sich in dieser Zeit der Noth damit begnügen), würde ich erschöpfen." Doch will er als Mitarbeiter gern theil am Journal nehmen und zwar regelmäßig durch Lieferung von 1) Uebersetzung und Bearbeitung der Verhandlungen der französischen Kammern, 2) monatliche raisonnirende Uebersicht der politischen Ereignisse, 3) kurze Uebersichten der deutschen politischen Literatur. Außerdem hält er Umschau unter seinen Bekannten und er trifft auch den rechten Mann. Fr. Murhard, der dann von 1821 an Cotta's „Allgemeine Politische Annalen" redigirt, ward am 3. November 1820 von Börne dem Verleger nachdrücklich und in fein charakterisirenden Wendungen empfohlen. „Ew. Hochwohlgebohren theile ich ein Schreiben des Hrn. Murhard mit, das sich über seinen Zweck, deutlich genug ausspricht. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß nicht allein der Briefsteller, sondern der mit ihm zusammenlebende Dr. Murhard, sein Bruder, gleiche Befähigung zum betreffenden Journale besitzt. Derselbe ist durch nationalökonomische Werke (die Artikel im Convers. Lexikon, und ein gutes Werk „über das Geld" bei Brockhaus) vortheilhaft bekannt. Ich kann Ihnen beide Brüder mit dem besten Gewissen zur Redaktion empfehlen.

Da sie gemeinschaftlich arbeiten und sonst unbeschäftigt sind, würden sie den Vortheil gewähren, das ganze Journal wenigstens quantitativ allein besorgen zu können, und die übrigen Mitarbeiter entbehrlich zu machen. Sie haben vorzüglich ein jetzt kostbares Talent, über bedenkliche politische Dinge mit Manier zu reden, so daß sie ohne Störung über alle Tagesgeschichten sich zu verbreiten verstehen. Dann besitzen sie einen gewissen Kundschaftssinn, sie erhorchen alles, was in der politischen Welt gesagt oder gelogen wird, um so eher was geschieht."

Die „Annalen", die einst Schillers „Horen" so siegreich verdrängt, waren jetzt Cotta's Schmerzenskind. Das älteste seiner Unternehmungen, hatte diese Vierteljahrsschrift für Staatswissenschaft und Politik ihm die meisten Sorgen bereitet. Hier, wo nur größere Abhandlungen von angesehenen Schriftstellern des Faches zu bringen waren, war ein geschicktes Laviren und Ausgleichen der Redaktion erschwert. Die Zensur war ihr immer auf den Hacken. Nach Posselts Tode hatte Cotta den Titel geändert und die Nennung eines Redakteurs war ganz unterblieben — „von verschiedenen Verfassern" sagte der Zusatz im Titel. Er hat in dieser Zeit die Leitung vermuthlich selber geübt; jetzt, nachdem die Unruhen in Italien u. s. w. die ängstliche Strenge der Zensur wieder verschärften, sah er sich um nach einer geschickten Hand, welche im Stande wäre, das gefährdete Unternehmen durch die drohenden Klippen hindurchzusteuern. Der Titel sollte in „Allgemeine politische Annalen" geändert werden. Börne erschien ihm vor allen anderen Schriftstellern der Zeit als der geeignete Mann. Dieser scheute sich aber vor der Abhängigkeit; er kannte auch seine kränkliche Natur zu gut, um an seiner Befähigung für eine regelmäßig geforderte Redaktionsthätigkeit zu zweifeln. In freigewählten Terminen, frei und selbstherrlich, wie er die „Wage" herausgegeben — das war die ihm gemäße Art, ein Blatt zu „schreiben". Darum lehnte er ab und schlug seine Frankfurter Freunde, die Hessen Murhard, vor. Aber Cotta ließ nicht locker und lud ihn dringend ein, nach Stuttgart zu kommen. Um die Verhandlung wegen Uebernahme der „Wage" durch Cotta zum Abschluß zu bringen, reiste er denn auch dorthin, wo er bei diesem, Tafel, Uhland, Schott, überhaupt in den Kreisen der liberalen Verfassungspartei, eine sehr freundliche Aufnahme fand. Die Eindrücke, die er auf der Hinfahrt empfing, sind es gewesen, die in seiner berühmten Monographie der „deutschen Postschnecke" humoristische Gestaltung fanden. Der außerordentliche Erfolg dieser geistvollen Satire, durch welche der frische Morgenwind einer tagenden neuen Zeit, des Eisenbahn-Zeitalters, weht, trug nicht wenig zu seiner schnellwachsenden

Popularität bei. Seinen Zweck mit der „Wage“ erreichte er aber nur halb. Er hat darüber eingehend an Frau Wohl nach Frankfurt berichtet: „Was ich vermuthet, war wirklich so. Er will seinen Namen nicht als Verleger herausstellen und sich darum der „Tübinger Handlung“ (Laupp) bedienen. In Wien hätten sie im vorigen Jahre sogleich erfahren, daß er mir nach Paris geschrieben.“ Ueber seinen Verkehr mit Cotta enthalten die Briefe anschauliche Angaben. Gleich beim ersten Besuch hält ihn der alte Herr zwei Stunden lang in politischen Gesprächen fest und findet keine Zeit „für Geschäfte“. Sonst war es die Art des Vielbeschäftigten nicht, einen Besuch freiwillig auszudehnen. Interessant ist die Erwähnung eines „herrlichen Oelgemäldes von Sand“, das in Cotta's Arbeitszimmer hing. Es war im Gefängniß gemalt. „Er hat ein herrliches anziehendes Gesicht, noch knabenhaft, die Kupferstiche, die wir von ihm kennen, stellen keinen Zug von ihm dar.“ Später heißt es „Cotta scheint große Centnerstücke auf mich zu halten. Wir haben viel und oft mit einander gesprochen, er wollte mich nie fortlassen. Ich gab ihm die vollständige Wage. Er hat jetzt erst viel darin gelesen und großen Beifall gezeigt.“ Dennoch erschienen in Tübingen von der „Wage“ nur noch vier Hefte. Die Zeitlage war zu ungünstig, um Börne das Schreiben unter Zensur auf die Dauer erträglich zu machen. Und Cotta lag natürlich mehr daran, Börne's Kraft für seine eigenen großen Journale zu verwerthen. Bot er doch diesem damit auch ein weit größeres Publikum, als die „Wage“ hatte finden können. Börne aber bekam durch die Chikanen der Zensur die Lust an der reinpolitischen „Zeitschriftstellerei“ überhaupt mehr und mehr verleidet. Trotz des Drängens von Cotta und Murhard lieferte er nur wenig in die „Annalen“, aber was er lieferte, wie seine „Anmerkungen zu der Schrift über Herrn von Villèle“, die „Politischen Kleinigkeiten“, die „Betrachtungen über den Sinn der Zeitkämpfe“ geschah in originellen Formen, die von anderen Mitarbeitern wie Gagern, Troxler, Weitzel, Graf Benzel-Sternau nachgeahmt wurden. Dagegen wuchs sein Bedürfniß, am literarischen Leben der Nation auf seine Weise produktiv und kritisch theilzunehmen. Hierfür bot ihm Cotta seit Anfang des Jahres auch sein neugegründetes Literaturblatt dar.

* * *

Das Cotta'sche „Literaturblatt“, das zu einer so verhängnißvollen Rolle in der Geschichte des „Jungen Deutschlands“ berufen war, als Beiblatt zum „Morgenblatt“ gegründet, erhielt in Adolf Müllner, dem Neffen Gottfr. Aug. Bürgers, dem Dichter der „Schuld“, seinen

ersten Redakteur. Das Eingehen des „Weimarischen Literarischen Wochenblattes“, das Müllner nach Kotzebue's Tod redigirt und an welchem von da ab Börne im Verkehr mit dem Verleger Hoffmann mitgearbeitet, war wohl die äußere Veranlassung zur Ausführung eines älteren Planes. Die in Leipzig mächtig aufstrebende Verlagshandlung von F. A. Brockhaus, die der Idee der Real-Enzyklopädie in ihrem Konversations-Lexikon eine so glückliche volksthümliche Form gegeben, hatte das „Literarische Wochenblatt“ angekauft und es in ihrem Literarischen Conversationsblatt aufgehen lassen. Cotta nahm dagegen den freigewordenen Redakteur in seine Dienste und empfahl diesem Börne zum Mitarbeiter seines neuen Organs. So hatte Müllner sich an diesen gewandt. Börne richtete seine Antwort an Cotta. Er verband mit derselben einen Vorschlag, dem dieser später auch näher trat: er solle ein größeres literarisches Tageblatt in Konkurrenz zu dem Brockhaus'schen Conversationsblatte gründen.

„Frankfurt, den 10. Februar 1820.

„Ew. Hochwohlgebohren

„Wissen, daß ich außer der „Wage“, die mich beschäftigt, auch noch meine Thätigkeit für die allgem. polit. Annalen zugesagt habe, ich also nicht Zeit genug habe, mich zu einer regelmäßigen Theilnahme am Liter. Blatt zu verbinden. Doch bin ich, so oft ich Muße habe, zu einzelnen Artikeln gern bereit. Ew. Hochwohlg. werden Gelegenheit finden, dieses dem Hrn. Hofrath Müllner mit meinem Danke für seine ehrenvolle Einladung zu erkennen zu geben.

„Die gute Idee des „Kotzebue'schen lit. Wochenbl.“ geht in dem „Brockhaus. Convers. Bl.“ ganz unter. Sollte man ihr nicht die Hand reichen, um sie aus dem Wasser zu ziehen? Ich glaube von Ihnen unternommen, müßte ein ähnliches Blatt großen Erfolg haben. Das Leipziger wird täglich langweiliger, ich kann es gar nicht mehr lesen.

Ergebenster

Dr. Börne.“

Die Persönlichkeit Müllners mochte dem scharfen Kenner der Schwächen seiner Dramen nicht behagen. Wiederholt geht er dem Anlaß aus dem Weg, zu ihm in direkte Beziehung zu treten, nachdem bisher seine Briefe für das Weimarsche Literaturblatt an den Verleger desselben, Hoffmann in Weimar, gerichtet gewesen. Auch die Art seiner Redaktion gefiel ihm nicht, wie aus einem späteren Lobe hervorgeht, das er Menzel spendet, als dieser Müllners Nachfolger geworden ist. Da Cotta gleichfalls durch des letzteren Leistungen nicht befriedigt wurde,

nahm er daraus Veranlassung, den Andeutungen in Börne's Brief vom 10. Februar nach Verlauf eines Probejahres näher zu treten. Die betreffende Anfrage beantwortete Börne mit einer Entwickelung seiner Ideen vom Beruf der Kritik, „die Literatur mit dem Leben zu vermitteln“, der so klar und bestimmt die Grundprinzipien seines ganzen literarischen Wirkens zur Darstellung bringt, daß der Brief wie ein scharf umrissenes Portrait seiner geistigen Persönlichkeit wirkt. Er erledigt ein für allemal jede Streitigkeit über Werth und Wesen, Tendenz und Charakter aller Kritik, die Börne in außerpolitischen künstlerischen Dingen geübt hat.

„Frankfurt, den 10. März 1821.

... Ich will Ihnen Ihrem Wunsche gemäß meine Ideen über ein zu unternehmendes literarisches Tagblatt kurz vorlegen. Da es hierbei aber wie überall nicht bloß auf die Entwürfe, sondern auf die Ausführung dieser Entwürfe ankömmt, diese Ausführung aber von Persönlichkeiten abhängt, so bin ich genöthigt von mir zu sprechen, zu sagen wie ich es machen würde und anzunehmen, daß Sie bei einem solchen liter. Blatte an mich als Redakteur gedacht haben. Meine Absicht wäre eigentlich nicht, die erscheinenden Schriften ihrem Werthe oder Unwerthe nach zu beurtheilen, und daraus das Belehrende oder Unterhaltende mitzutheilen; dieses würde zwar geschehen, aber nur zufällig und der Form wegen, es wäre aber nicht der Zweck. Der Zweck des Blattes aber müßte sein, die Literatur mit dem Leben, d. h. die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden. Diese Verbindung geschieht auf zweierlei Art, indem man entweder, vom Buche zum Leben herab- oder vom Leben zum Buche hinaufsteigt. Erscheint ein Werk, es sei nun gut oder schlecht, so würde es der Form nach rezensirt werden, dem Wesen nach würde gezeigt werden, wie die darin ausgesprochenen Ideen mit der wirklichen Welt in Verbindung stehen, oder in Verbindung gesetzt werden können, oder wie die Ausführung solcher Ideen schädlich wäre. Jede Wissenschaft wie jede Kunst, hat eine Seite, wo sie alle Menschen anspricht, und diese müßte berührt werden. Das hieße nicht oberflächlich und im Conversationstone davon sprechen wie es Kotzebue gethan, sondern den Punkt der Wissenschaft oder der Kunst berühren, wo sie an das Leben sich knüpft. Geschieht aber etwas, das allgemeine Theilnahme erregt, so würde man von dem Ereignisse zu ihrer Idee hinaufsteigen. Erschiene z. B. eine neue Uebersetzung des Calderon, so würde man auf die politischen Verhältnisse Spaniens auf dem Wege übergehen, indem man bespräche, wie die romantische Poesie mit abso-

luter Monarchie in Verbindung steht, und wie heut zu Tage kein Calderon in Spanien entstehen könnte. Ereignet sich eine Revolution in Neapel, so würde man von aller eifernden Parteilichkeit, von den wechselnden Tagesbegebenheiten, von Wünschen oder Verwünschungen abstehen, und von der Sache sprechen, als wäre sie ein Buch. Auf diese Weise die Literatur und die Tagesgeschichte zu behandeln, heißt: zugleich einer Schwäche und einer Tugend des deutschen Volkes schmeicheln. Unsere Schwäche ist Pedanterie, und daß wir über die Grundsätze die lebendigen Folgen vergessen. Unsere Tugend ist, daß wir nicht, gleich den Franzosen, uns von Leidenschaften verblenden lassen, und im wärmsten Kampfe an Recht und Wahrheit denken. Also meine Absicht würde sein, der Metaphysik, die in allen deutschen Büchern sich findet, selbst wenn sie nur vom Kartoffelbau handeln, einen lebendigen Körper zu geben, die lebende Geschichte der Zeit aber metaphysisch zu besprechen.

„Was die Literatur im eigentlichen Sinne betrifft, so würde ich noch etwas in das Blatt hineinziehen, was Kotzebue und Brockhaus vernachlässigt haben, nämlich die ältere und die ganz alte Literatur. Man hat in Deutschland zwar eine gewisse Ansicht von Rousseau, Voltaire, Lessing, Goethe, Jean Paul und Anderen, aber von jedem ihrer einzelnen Werke herrscht kein allgemein geltendes Urtheil. Ich glaube, es müßte sehr interessant sein, den Maßstab der neueren Zeit an die Werke der älteren zu legen. Wie wäre jetzt Wilhelm Meister, Titan, la pucelle, die Heloise, Lessings Dramaturgie zu beurtheilen? Man müßte diese Werke besprechen, als wären sie erst erschienen, sich um die geschlossene Meinung über jene klassischen Schriftsteller gar nicht bekümmern, und erst dann, wenn die Meisterwerke eines Schriftstellers nach und nach behandelt worden, ein allgemeines Urtheil über ihren Werth fällen und es darauf ankommen lassen, ob dieses Urtheil einer neuen Instanz, mit dem früheren übereinstimme, oder davon abweiche. Die Literatur der Griechen und Römer ist in Deutschland bloß Zunftsache. Die Menge kennt sie nicht. Warum sollte man die Gelegenheit neuer Uebersetzungen nicht benutzen, um diese Literatur in unser Leben einzuführen? Es erscheint jetzt eine Uebersetzung des Aristofanes von Voß. Wenn eine solche besprochen und angepriesen würde, nicht blos wegen ihres philologischen Werthes, sondern wegen ihrer unterhaltenden Art, so kann man sicher die Leute dahin bringen, daß sie in Lesebibliotheken so eifrig nach diesen Lustspielen als nach Kotzebue fragen. So auch mit Virgil, Terenz, Sophokles, Horaz. Das wäre ohngefähr meine Ansicht vom Liter. Blatt. Hochachtungsvoll Dr. Börne.“

„Die Literatur mit dem Leben, die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden," auch in Sachen der Kunst die Frage des Fortschritts der Menschheit zum Werthmesser zu erheben: diese Grundidee des vorstehenden Programms ist dann zum Grundprinzip der ganzen Bewegung geworden, welche den Namen „Junges Deutschland" erhielt. Die junge Schriftstellerwelt, die von Börne beeinflußt ward, fühlte sich gedrängt, das eigene literarische Schaffen diesem einen Prinzip unterzuordnen. Und sie that es zum Theil mit derselben Einseitigkeit wie Börne selbst, welcher mehr und mehr alle anderen Interessen des Lebens vor den politischen aus den Augen verlor. Dieser politische Maßstab in Anwendung auf die Literatur hat im geistigen und politischen Leben starke Belebungen ausgeübt, der Entwickelung unsrer poetischen Literatur jedoch auch manche Irrung und Wirrung bereitet, unter deren Folgen persönlich Niemand mehr zu leiden gehabt hat, als die Dichter der „zeitgemäßen Tendenz" selber. Börne hatte das für Cotta in so festen Linien entwickelte Prinzip bereits in allen seinen kritischen wie erzählenden Arbeiten bethätigt, in den „dramaturgischen Blättern" ebenso wie in den Buchbesprechungen der „Wage". Er blieb ihm treu bis ans Ende und kehrte es immer schärfer hervor in seinen Beiträgen für das Cotta'sche „Literatur-Blatt", für das er von Cotta und Müllner immer aufs neue zu fleißiger Mitarbeit gedrängt wurde, die er aber erst dann entfaltete, als 1825 die Redaktion an Wolfgang Menzel überging und dieser sich sichtlich bestrebt zeigte, dem Blatte im Geiste der Börne'schen Ideen eine charaktervolle Haltung zu geben. Er selbst aber wurde nicht zur Durchführung derselben an die Spitze des Blattes berufen; er hätte mit seiner subjektiven Art und sensitiven Natur, die ihm das Schreiben nur unter starken Impulsen leicht machten, gewiß auch nicht zum Redakteur eines regelmäßig erscheinenden, viele Mitarbeiter zählenden Blattes gepaßt.

Die Leser werden beachtet haben, wie das obige Programm nur die Ausführung des Grundsatzes war, den Börne schon 1808 in dem Aufsatz „Die Wissenschaft und das Leben" entwickelt hatte. In der Praxis erhob sich ihm das Interesse für das „Leben" aber weit über die Höhe seines literarisch-künstlerischen Interesses. „Um des Himmels willen," rief er einmal aus, als ein begeisterter Theaterfreund in München ihn als Verfasser der „Wage" mit allerhand Betrachtungen über die zeitgenössische Bühne gelangweilt hatte, „schreibe ich denn in einer Art, daß man glaubt, ich mache mir viel aus dem Theater und solchen Lumpereien? Sieht man mir denn nicht an, wie gleichgültig mir alle diese

Sachen sind? . . . Die wahre Geschichte jedes Tages ist witziger als Molière und erhabener als Shakspeare. Ein paar Lampen angezündet und die Zeitung vorgelesen — was könnte Eßlair Besseres geben!" Und in der Vorrede zu der Sammlung seiner Theaterkritiken finden sich folgende Sätze: „Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geschäfte, und das Völkchen in den höheren Räumen handelte mit Luft und Wind und anderen imponderablen Stoffen. Ich war in sehr großer Verlegenheit: da rieth mir ein freiwilliger Jäger, der sein Leben lieb gewonnen, und, um es fortzusetzen, Komödiant geworden war, ich solle über das Theater schreiben. Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich setzte die wohlweise Perrücke auf und sprach Recht in den wichtigsten und hitzigsten Streithändeln der deutschen Bürger, in Komödiensachen. Wie ein Geschworner urtheilte ich nach Gefühl und Gewissen; um die Gesetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte sie gar nicht. Was Aristoteles, Lessing, Schlegel, Tieck, Müllner und Andere der dramatischen Kunst befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Naturkritiker, in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren, der Gedichte machte, einen Naturdichter genannt hatte. . . Ich sah im Schauspiele das Spiegelbild des Lebens und wenn mir das Bild nicht gefiel, schlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerschlug ich den Spiegel. Kindischer Zorn! In den Scherben sah ich das Bild hundertmal. . . . Es war oft komisch, wenn junge Leute, die Respekt vor mir hatten, im Theater oder nach demselben auf meine Worte horchten, was ich urtheilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder schlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akte den ersten, wenn der Vorhang fiel, alles vergessen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder schlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte, das Stück mußte schlecht gewesen sein, und da setzte ich mich hin und beurtheilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Komödienzettel des Abends, die Natur in der Kunst. Ich schlug den Sack und meinte den Esel."

Gutzkow hat diese Art der Ironie mit einem Gazeüberwurf verglichen, der das seidne Unterkleid in wechselnden Nüancen hervorschimmern lasse. Nicht immer trat die politische Anspielung so offen zu Tage, wie in jener oft citirten Bemerkung über das Gastspiel einer Schauspielerin aus Gratz, deren Vortrag sich matt erwies: „Wenn die Stände in Gratz so leise sprechen, wie diese Dame, dann muß

es um die Freiheit Stiermarks schlimm stehen." Oefter kleidete sich die Ironie in die gesteigerte Vertretung der dem Sinne nach von ihm bekämpften Meinung. Wenn er in dem berühmten Capriccio „Henriette Sontag in Frankfurt" von der Begeisterung der Bevölkerung spricht und dabei erzählt, wie Einer sich schon gesonnt habe in dem künftigen Augenblick, da er mit Stolz zu seinen Enkeln sagen werde: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter" — so steht zwischen den Zeilen zu lesen: welch kleines Zeitalter, dem ein solches Gastspiel als weltbewegendes Ereigniß erscheint! So täuscht er die Zensur in dem Novellenfragment „Der Narr im weißen Schwan", indem er in den Anfang einen Dithyrambus auf das deutsche Sauerkraut setzt, um am Schluß, wenn der Zensor, längst davon befriedigt, den Probeabzug weg gelegt haben wird, von der deutschen Freiheit zu reden. So lobt er die Zensur in ironischen Wendungen, die ihren ganzen Jammer für den Wissenden nur um so greller beleuchten, so giebt er seiner Polemik gegen die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens die Form einer Vertheidigung, deren ironische Spitze die Z. Werner, Pilat, Adam Müller, Friedrich Schlegel ins Herz treffen mußte, und seiner Parodie auf die Langsamkeit des Verkehrs die Form einer scheinbar ernsten Rechtfertigung. Börne hat aber die Theaterkritik nicht nur zum Vorwand gemacht, um in ihre ästhetischen Erörterungen politische Urtheile und Anspielungen hineinzuweben; seine Theaterkritiken enthalten fast stets auch positive Urtheile über die zu besprechenden Dramen, die den Anspruch auf ästhetischen Werth erheben. Und gerade sie bringen die elementare Einseitigkeit seines Denkens zum Ausdruck, das alle Erscheinungen, auch die der Kunst, nur in Beziehung auf die politischen Zustände der Gegenwart, das Besondere in Bezug auf die allgemeinen Interessen der Zeit, das Kunstschöne nur auf seinen ethischen Werth zu beurtheilen vermochte. Daß Kotzebue und Iffland dabei gelegentlich besser fahren als Schiller und Goethe, beweist zur Genüge, wie wenig der Kunstwerth bei dieser Methode in die „Wage" fiel, und daß der absolute Mangel einer Haupteigenschaft des berufenen Kunstkritikers, der Fähigkeit sich auf den Boden des Autors zu stellen und aus dessen Beweggründen und Absichten heraus sein Werk zu besprechen, bei diesem kritischen Verfahren verhängnißvoll ins Spiel trat, dafür sind die berühmten Abhandlungen über Schillers Wilhelm Tell und Shakespeares Hamlet die merkwürdigsten Beweise. Börne bespricht diese Meisterwerke der Weltliteratur aus dem Gesichtspunkt der Frage, wie sehr oder wie wenig ihre Wirkung auf die Zeitgenossen der Sache der Freiheit nützt. Er rechtet mit Tell und

Hamlet wegen ihrer Unentschlossenheit; weil er dem deutschen Volk eine größere Energie des Handels wünscht, tadelt er den Mangel der letztern an ihren Lieblingsdramen. So fühlt sich sein Geist gedrungen, Shakespeare's Hamlet als eine dichterische Ironie aufzufassen, eine Ironie, wie er sie selbst schreiben möchte auf die in Phantasien ihr Genüge findende Thatenunlust der Deutschen. Die wenigsten seiner Zeitgenossen haben das System politischer Polemik erkannt, das seiner ästhetischen Theaterkritik zu Grunde lag, und so hat z. B. auch seine Verehrerin Rahel Varnhagen sich genöthigt gefühlt, in einem ihrer Briefe gegen Börne's Hamletkritik zu polemisiren, als sei diese von rein ästhetischem Standpunkt verfaßt. Wie er aber andrerseits seinen Zweck auch erreichte, wie er vom „jungen" Deutschland ganz in seinem Sinne verstanden wurde, davon ist Freiligraths späteres Gedicht „Deutschland ist Hamlet" ein berühmtes Beispiel aus der Menge von hundert längst vergessenen.

Er war ein ästhetischer Kritiker mit idealpolitischen Maßstäben. Als politischer Schriftsteller wurde er aber gelenkt von dem Temperament eines empfindsamen Lyrikers. Die Eindrücke des politischen Lebens wirkten auf ihn wie auf andere Poeten ergreifende Herzenserlebnisse erotischer Art. Vaterland und Freiheit — sie liebte er glühender als je ein Weib, und wenn er dem von ihm am meisten geliebten Weibe, mit dem er aber doch das Eingehen einer Ehe mied, im Tone hinreißender Leidenschaft schrieb, dann schwärmte er von seiner Liebe — für Freiheit und Vaterland.

Nichts charakteristischer für seine Art als der Brief, den wir zehn Tage, nachdem er sich in den Plan eines literarischen Tageblattes so eingelebt, wie das obige Schriftstück bezeugt, und sechs Tage nach dem Empfang der gewiß mehr zustimmenden als ablehnenden Antwort Cotta's an diesen schreiben sehen. Da steht er plötzlich ganz unter dem Eindruck von politischen Nachrichten, von Ereignissen, die sein „Herz" in Wallungen gebracht, seinen Freiheitssinn zur Kampfeslust begeistert. Die Politik nimmt auf einmal wiederum sein ganzes Interesse gefangen, als über die Alpen herüber die Kunde bringt, daß die verhaltene Gluth der Patrioten Italiens im offenen Kampfe auflodre. Nun kennt er nur noch den einen Wunsch, sein Verhältniß zu Cotta als politischer Schriftsteller zu fixiren. Wie später die Nachrichten vom Ausbruch der Juli-Revolution 1830 den Sodener Kurgast aus der Stille des Bades nach Paris trieben, so will er jetzt nach Italien, um an dem Kampf für die Freiheit — wenn auch nur als Beobachter und Berichterstatter für Deutschland — theilzunehmen. „Ich habe die unwiderstehliche Lust, die

Begebenheiten unserer Tage, deren Schauplatz sich täglich mehr erweitert, mit meinen eigenen Augen zu sehen, und nach dem nördlichen Italien zu reisen. Da stellen sich mir ökonomische Verhältnisse in den Weg. Ich habe gedacht, Sie könnten mich in dieser Lage der Dinge als politischen Correspondenten der Allgemeinen Zeitung benutzen, und mich mit Geld unterstützen. Meine Meinung wäre, daß der Aufenthalt in Turin oder Genua, rücksichtlich der Correspondenz der gelegenste wäre. Der Weg nach Deutschland für Briefe ist dort offen. In der Mitte zwischen der Schweiz, Deutschland, Frankreich und Neapel könnte man sich nach allen Seiten umsehen. Ich bin fest überzeugt, daß Frankreich und die Schweiz in den Krieg werden hineingezogen werden. Die neuen Nachrichten von Turin sind Ihnen wohl schon bekannt. Außer der politischen Correspondenz würde ich eine fortlaufende Reisebeschreibung (den Weg über Genf) für das Morgenblatt ausarbeiten und ich verspreche eine wöchentliche Sendung. Wenn Ew. Hochwohlgeboren geneigt sind in die Sache einzugehen, so schlage ich Ihnen vor, mir monatlich 300 fl. zu bestimmen und mir für so viele Monate das Geld zu geben, als Sie vor jetzt geneigt sind. Nach Verlauf dieser Zeit könnten Sie nach Ihrer Convenienz den Vertrag fortführen. Wollen Sie den Vorschlag annehmen und mir Geld schicken, so will ich mich sogleich auf den Weg machen."

Cotta hat am 22. März dieses Anerbieten umgehend beantwortet und am 23. einen zweiten Brief folgen lassen — (die Copirbücher aus diesen Jahren fehlen leider) —, ein Beweis, daß er die Anregung Börne's keineswegs kurzerhand ablehnte. War sie doch auch eine neue Bestätigung, welcher ausgezeichnete journalistische Instinkt denselben beseelte. Und doch wird er nicht ohne Lächeln zugleich den jähen Entschlußwechsel wahrgenommen haben, der das Literaturblatt-Anerbieten vom 10. und das politische Korrespondenz-Anerbieten vom 20. trennte. Nach Allem, was er in dem 1½jährigen intimeren Verkehr mit dem Herausgeber der „Wage" erlebt, konnte er ihn nicht für einen geeigneten Vertreter der „Allgemeinen Zeitung" auf dem heißen Boden des sich in Italien eröffnenden revolutionären Kriegsschauplatzes halten. Schon hatte derselbe wiederholt Monate verstreichen lassen, ohne eine Gegenleistung für das Monatsgehalt. Eine empfindsame und auch im physischen Sinne empfindliche Natur, deren geistiges Blühen von Wind und Wetter, von Stimmung und Laune abhing, ein Mann, dessen Gesinnungen und Grundsätze fest wie Eisen, dessen Verstimmbarkeit aber weich wie Quecksilber war; ein Meister der Zeitschriftstellerei, den die Zeit selber

erzogen und der mit weitem Blick die Zeit, d. h. die zeitgenössische Geschichte beherrschte, aber kein Zeitungsschriftsteller, kein Journalist, weil er in keiner Weise Herr war der eigenen Zeit, um Tag und Stunde je nach Bedarf dem Dienst der Zeitgeschichte, dem Ruf seiner Zeitung zur Verfügung zu stellen, so eignete er sich ebensowenig wie zum Redakteur zum regelmäßigen Berichterstatter. Er hatte den Geist eines guten Redakteurs und guten Journalisten, aber nicht das Temperament dazu. Er konnte nur schreiben, „wenn ihn das Herz drängte" und sein Herz drängte ihn nur unter ganz bestimmten Bedingungen körperlichen Befindens und geistiger Disposition. Sein Unabhängigkeitsbedürfniß war zu stark, als daß er die schweren Pflichten des Berufs andauernd hätte auf sich nehmen können, für den er als erstes großes Talent unter den Deutschen gereift war. Er erfand und schmiedete die Waffen, deren die junge, noch verzweifelt um ihr Dasein ringende Journalistik im Kampfe gegen die Zensur bedurfte, wußte sie auch in erregter Stimmung zu handhaben wie kaum ein Anderer, aber unter dem andauernden Druck der übermächtigen Zensur zu schreiben, wurde ihm schnell zuwider. „Schon eine Staatszensur ist mir unerträglich, die Zensur einer Redaktion ist es mir noch mehr," hatte er im Jahre vorher an Cotta geschrieben, als die Wittwe L. F. Hubers, die Redakteurin des „Morgenblatts", einige Aenderungen in seinen Artikeln vorgenommen hatte. Ein Korrespondent über Ereignisse wie diejenigen, deren Märtyrer Sylvio Pellico damals auf dem Spielberg wurde, für ein Blatt, dessen Fortexistenz unter der Herrschaft der Karlsbader Beschlüsse schließlich doch nur von Metternichs Gnade abhing, mußte für Zensurstriche und redaktionelle Bevormundung minder empfindlich sein. Die Zensur, die unwürdige Knechtschaft, in die Metternichs Politik die öffentliche Meinung geschlagen, trägt die Hauptschuld, daß Börne's publizistisches Talent nicht zu freierer, größerer Entfaltung gelangte. Ihr Druck, die Verfolgungen, die sie geübt, hatten ihn erst so empfindlich gemacht und die Vergeblichkeit jenes Antrages mußte ihm erst recht die politische Schriftstellerei verleiden. Er hat denn auch erst wieder unter den Eindrücken der Pariser Juli-Revolution im Jahre 1830 sich dieser zu widmen vermocht; die leidenschaftlich-subjektiven „Briefe aus Paris" hat er aber gar nicht erst versucht für ein Journal zu schreiben, er wußte im voraus: diese glühende Sprache eines entschlossenen Freiheitsapostels wäre sofort der Zensur erlegen. Er schrieb sie — unmittelbare Ergüsse seiner Stimmung und seiner Gesinnung — an die Freundin in Frankfurt, aber freilich im Gedenken an das ganze deutsche Volk als Publikum,

und überließ es später der Schlauheit des auf dem Gebiete kecker Umgehung der Zensur und der Bücherverbote zum Virtuosen gereiften Verlegers seiner „Gesammelten Schriften", Julius Campe in Hamburg, sie in Buchform unter die Leute zu bringen.

Zwischen seine Verhandlungen mit Cotta wegen Uebernahme der „Wage" und der zweiten Reise nach Paris fiel noch ein wichtiges Erlebniß, die Versuchung zum Abfall. Daß das Instrument, dessen sich Metternich bei dem Versuch, den von ihm und Gentz ob seiner schlagfertigen Schreibweise bewunderten Publizisten für den Uebertritt in seine Dienste zu gewinnen, Börne's eigener Vater war, verschärfte nicht wenig die für ihn sich daraus ergebende Lage. Die Entwickelung dieser Angelegenheit hat in den Briefen Börne's vom Jahre 1821 aus München an Jeanette Wohl ein getreues Abbild gefunden. Nicht ohne inneren Kampf entging er der Versuchung, denn sie trat an ihn nicht unmittelbar in frecher Blöße, sondern im Gewand harmloser Einladung heran. In Börne's Seele wirkte damals noch die Sehnsucht nach allen höheren Genüssen des Daseins, das Verlangen nach Glück, das ihm als jungen Studenten die glühenden Leidenschaftsergüsse an die Gattin seines Lehrers Markus Herz diktirt, das Verlangen nach Schönheitsverklärung des Daseins, wie es auch in seiner Zimmereinrichtung zum Ausdruck gelangte. So sehnte er sich auch nach den Eindrücken des großen Lebens und als er von seinem Vater bei dessen Durchreise in München eingeladen ward, ihn nach Wien zu begleiten, regte sich anfangs nicht wenig die Lust dazu. Aber ein Gelehrter erhielt damals ohne Weiterungen keinen Paß nach Oesterreich, noch weniger ein Publizist vom Rufe Börne's. Das Versprechen des Vaters, ihm in Wien einen Paß zu erwirken, verwandelte sich bald in diesem zu der Absicht, den ungerathenen Sohn wieder in eine „korrekte" Lebensbahn zurückzubringen, indem er es unternahm, ihm in Wien heimlich eine Staatsanstellung zu besorgen. Zu Metternich hatte er seit langem persönliche und geschäftliche Beziehungen. Ebenso zu Gentz. Wie willkommen beiden die Aussicht war, die gefährliche Feder Börne's zum Schweigen oder gar in ihre Dienste zu bringen, konnte der alte Geschäftsmann schwerlich ermessen. Aber um so lebhafter drängte sich nach seiner Abreise dem „Doktor" diese Vorstellung auf. „Was Sie mir von Wien reden," schrieb er am 18. Oktober an die Freundin. „Nicht vor den Uebelthaten dieser Herren, vor ihren Schmeicheleien wäre mir bange. Sie würden suchen, mich in ihr Netz zu ziehen, sie haben schon andere Vögel, die gepfiffen haben, wie ich, kirre gemacht. Sie beobachten Einen, sie erforschen jede zugängige

Seite, sie erfahren jede Sekunde der Schwachheit ... Uebrigens was mich hinzöge, wäre nur der Forschungstrieb. Oesterreich ist ein merkwürdiges Land, das europäische China. Ich habe das Meer noch nie vom Ufer aus gesehen — ich meine das politische, und das sieht man nur in Wien." Nach weiterer Ueberlegung aber meint er, 2. Dezember, daß er für diese Art Studium doch nicht geeignet sei. „Sie wissen, ich bin nicht fanatisch und meine Neigungen, besonders aber meine Abneigungen sind immer ruhig und halten sich an den Verstand. Nur gegen die österreichische Regierung habe ich einen wahren fanatischen Haß ... Es ist dort ein solches tiefes dichtverwachsenes Wurzelwerk von aristokratischer Tyrannei, daß es mich zur Verzweiflung bringt, weil ich gar keine Möglichkeit sehe, es auszurotten. So haben jetzt erst alle Privaterzieher, alle Lehrer, die keine Oesterreicher sind, das Land verlassen müssen und nicht allein die öffentliche Erziehung in Schulen, sondern auch die häusliche Erziehung wird den Händen der niederträchtigen Jesuiten anvertraut. Wenn nicht dort ein Erdbeben alles übereinander wirft: Tugend, Klugheit, Tapferkeit der Freigesinnten wird nie etwas ändern. Man fühlt dort seine Ohnmacht, aber die Ohnmacht schimpft und darum werde ich auch schimpfen ..." Und einige Tage danach: „Ich sollte freiwillig meinen Geist in einen Kerker bringen, wo ihm Licht, Nahrung und Bewegung fehlt? ... Meine Reden, meine Mienen, mein Sprechen im Schlafe, mein Schweigen wird beobachtet. Es ist nicht möglich, sich der Auflauerei zu entziehen. Die neuesten Ereignisse in Spanien und Italien haben die Strenge der Regierung aufs Aeußerste getrieben. Sie zittert, und nichts ist gefährlicher als eine mächtige Regierung, die sich fürchtet. Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, welche neue Anordnungen dort getroffen werden, um schon das Kind im Leibe der Mutter zum Sklaven zu erniedrigen. Und ich sollte in einem solchen Lande wohnen? Ich glaube zwar nicht, daß man in Wien meine Dienste sucht, aber gewiß wird sich mein Vater darum bemühen, und dann giebt es Verdruß zwischen uns beiden."

Dieser Verdruß blieb nicht aus. Der Vater, im Grund seines Herzens stolz auf die Gescheutheit seines Sohnes, deren falsche Anwendung allein ihn hart und geizig gegen ihn gemacht hatte, war bereits an der Arbeit und erfolgreich gewesen. Jetzt schrieb er seiner Frau, die damals auch in München — im Hause der dort verheiratheten Tochter — weilte, sie solle für den Sohn einen feinen Anzug, wie ihn die Etikette für Staatsvisiten vorschrieb, machen und ihn wissen lassen, der österreichische Gesandte in München sei angewiesen, ihm

einen Paß auszustellen. Diese Nachricht versetzte Börne in die größte Aufregung. „Wie ich die Dinge klar erkenne," schrieb er am 24. Dezember des genannten Jahres, „wäre mich zu gewinnen, für die Oesterreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht zu gedenken, daß sie außer Gentz (der jetzt todtkrank, vielleicht schon gestorben ist) keinen haben, der so gut schriebe als ich" [— Gentz selbst hatte dies wiederholt gegen Rahel Varnhagen, Lindner u. a. geäußert —], „ja daß ich in mancher Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge wirkt, besitze, und ich besser als selbst die Ultras die schwache und lächerliche Seite der deutschen Liberalen kenne — so wäre in mir die ganze liberale Partei geschlagen. Es war eine solche Redlichkeit, eine solche Unbefangenheit in meinen öffentlichen politischen Aeußerungen, daß ich, wie ich von mehreren Seiten erfahren, selbst den Wiener Ultras Achtung eingeflößt habe, ob zwar keiner sich so feindlich als ich gezeigt hat. Sie mußten gestehen, daß ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem soll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache verrathen? Wollte auch ich mit meinem Gewissen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in österreichischen Diensten bevorstünde. Man würde mir dort nie trauen, und ich lebte in ewiger Gefangenschaft. Gentz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Gentz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande, er läßt sich jeden Vormittag eine Bouillon von 15 Pfund Fleisch kochen. Ich bin nicht der Art; wenn ich in Wien nichts zu Nacht esse, werde ich schon für einen Carbonaro gehalten. Liebe Freundin, was soll ich machen? ... Mein Vater will mein Glück begründen, er ist auch ehrgeizig, und es liegt so viel Rührendes darin, wenn ein Vater sich in seinem Sohne geehrt fühlt, daß ich ohne Schmerz nicht daran denken kann, ihm diesen Genuß versagen zu müssen. Ich habe meinem Vater schon so viel Verdruß gemacht, nicht durch Bösartigkeit, aber durch meine eigenthümliche Weise zu denken und zu handeln, daß ich mich glücklich schätzen würde, ihm etwas zu Wunsche zu thun. Aber hierin könnte ich ihm nicht nachgeben. Vergebens aber wären alle meine Vorstellungen, er verstünde mich so wenig als er das Bellen eines Hundes versteht. Eine vortheilhafte Anstellung auszuschlagen! — er würde mich für wahnsinnig, oder für einen schlechten leichtsinnigen Menschen halten. Mein Vater ist ein Hofmann, hat von seiner Kindheit an unter Hofleuten gelebt, mit Fürsten verkehrt. Er ist

so verstockt wie ein Minister. Wenn ich mich auch aller ihm schwärmerisch dünkenden Aeußerungen von Freiheit, Redlichkeit, Unabhängigkeit gegen ihn enthalten wollte, wenn ich auch, um in seiner Art zu reden, ihm sagte: es sei nicht klug es jetzt mit den Höfen zu halten, man müsse mit den Wölfen heulen und die Wölfe wären heute die Liberalen, er würde lachen, aber mit Ingrimm lachen. Er glaubt so fest an die Fortdauer der jetzt bestehenden Dinge, wie er an Gott glaubt." Und später: „Ich will Ihnen jetzt sagen, was ich zu thun beschlossen habe. Nach Wien gehe ich auf keine Weise. Hier bleiben kann ich aber auch nicht, ich muß aus der Nähe meines Vaters und meiner Mutter weg. Von meinem festen Entschlusse nicht nach Wien zu gehen, habe ich meiner Muter zwar nichts gesagt, aber so viel, daß ich erst nach einigen Wochen abreisen könne. Und da schon war sie verblüfft und verdrießlich. Ich fürchte mich vor mir selber, ich fürchte dem Verlangen meines Vaters, dem Einreden meiner Mutter und Schwester und meines Schwagers nachzugeben. Ich werde an die Redaktoren der Neckarzeitung schreiben, ob sie mir Geld vorschießen wollen, nach Paris zu reisen, um dort ihre Korrespondenz zu führen. Thun sie es, so reise ich nach Paris. Von meinen Beiträgen in die Neckarzeitung ist ein Brief von München gedruckt. Die Zensur hat alles gestrichen, was ich von Bemerkungen angebracht, so daß nichts als ein trockner langweiliger Bericht übrig geblieben. So wird es mir wohl mit allem gehen. Wie ich mich ärgere über die verdammte Zensur! Und doch werde ich fortfahren, um des Geldes willen. Nie aber soll mich Geld verleiten, etwas zu thun, was mich Ihrer unwürdig machte." —

So wurden die Versuche, Börne zum Wiener Offiziosus zu machen, der Anlaß, daß er nach Paris ging, um sich hier frei als Bekenner seiner Gesinnungen zu bewähren.

Zwischen Cotta und Börne war es nach dem vergeblichen Vorschlag des letzteren, als Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" nach Norditalien zu gehen, zu der sehr ersprießlichen Einigung gekommen, welcher wir die „Schilderungen aus Paris" verdanken. In diesen Aufsätzen konnten sich die Vorzüge seiner Betrachtungsweise, die Schärfe seiner Beobachtung, sein Wahrheitsdrang und sein polemisches Wesen am ungezwungensten und behaglichsten ausleben. Wenn er das Treiben in den Straßen und Kaffeehäusern der französischen Hauptstadt, ihre öffentlichen Zustände und öffentlichen Charaktere schilderte, so stellten sich ganz von selbst Reminiscenzen an den großen Befreiungskampf der Franzosen, ganz von selbst auch Seitenblicke auf die Zustände ein, die er in

Deutschland zurückgelassen. Die Gegenstände selber, von den Denkmalen der älteren Zeit, in welcher die Encyklopädisten im Salon Holbachs und der Epiney verkehrt, dann Camille Desmoulins das Volk gegen die Bastille geführt, bis zu der wichtigsten Errungenschaft der eigenen Zeit, der ersten großen Industrieausstellung im Louvre, fesselten ihn aber auch an sich, und seine Subjektivität fand darum mit einer objektiven Darstellungsweise eine besonders angenehme Mischung. Wie wenig er sich selbst in Paris als Franzose fühlte, wie wenig er andrerseits bei diesem zweiten Pariser Aufenthalt unter jener fieberhaften politischen Erregung litt, die ihn dann bei seinem dritten nach der Julirevolution bis zu seinem Tode bewegte und in seinen Pariser „Briefen“ glüht und zittert und schwellt, wie bescheiden er andrerseits von seiner Begabung dachte, davon ist die folgende Stelle aus einem Brief an Frau Wohl ein interessanter Beweis. „Paris,“ schrieb er unter den ersten Eindrücken, „scheint für meine Schriftstellerart und Geistesbeschaffenheit geeignet zu sein. Die schöpferische Kraft, die sich den Stoff selbst bildet, fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Oder um nicht ungerecht gegen mich zu sein, ich könnte wohl auch etwas, was noch nicht da ist, aus mir hervorrufen, ich habe aber keine Theilnahme für Geschöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was schon lebendig außer mir besteht. Ich bin zu deutsch, zu philosophisch, zu empfindungsvoll, und so gäbe mir Paris außer dem Stoff, auch die erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben. Zum Beispiel ich schreibe mit Ernst und Fleiß auch nur die Wage; ich wüßte wahrhaftig nicht, mit den besten Vorsätzen zur Ausdauer, wie ich sie in Deutschland im Gange erhalten könnte. Theater? Literatur? Sitten? Alles Karrikatur, nichts Großes, nichts Mannigfaltiges, selbst im Schlechten und Lächerlichen. Und soll man immer tadeln, immer spotten? Das ermüdet den Schriftsteller wie den Leser. Und gar die Politik! Man gewinnt in Deutschland keine richtige und klare Ansicht. Selbst ich, der ich doch besser bin wie viele Andere, bin doch nur ein Metaphysiker in der Politik, den ein Franzose auslachen würde.“

Für Cotta schrieb er dann auch nach der Rückkehr von diesem zweiten Pariser Aufenthalt fast ausschließlich feuilletonistische Studien und Skizzen ins Morgenblatt und Bücherbesprechungen größeren Umfangs ins Literaturblatt. „Blättchen für Blättchen“ sind meine Schriften entstanden, sagt er in der Einleitung zu ihrer Sammlung; „Blättchen“ — das ist die wörtliche Uebersetzung des französischen „feuilleton“. Aber als dann aus Blättchen für Blättchen die Bände

der „Gesammelten Schriften“ sich zusammenfügten und diese ein Gesammtbild seines im harten Kampfe mit der Zensur entfalteten Schaffens der Nation darboten, da wurden sie von der maßgebenden Kritik, der gelehrten und ungelehrten, als die Werke eines Schriftstellers ersten Ranges begrüßt: von ureigenem Denken, ureigener Schreibart und doch erfüllt und bewegt vom Geiste der Zeit. In Holzmanns Biographie findet sich eine Zusammenstellung der Besprechungen, die in Stuttgart, Berlin, Hamburg, Leipzig u. s. w. gleich günstig lauteten. Wie wenig dabei eine Agitation politischer Art oder irgend welche Reklame im Spiele war, geht daraus hervor, daß die glänzendste Besprechung gerade in der konservativen Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung erschien und diese mit dem Lobe begann: „Daß Ludwig Börne ein eminenter Geist und ein höchst origineller Schriftsteller sei, ist jetzt Niemand unter uns mehr unbekannt, wiewohl sich kaum jemals ein Autor so geringe Mühe gegeben hat, bekannt und anerkannt zu werden wie er.“ ... Weiter heißt es: „Seine Liebenswürdigkeit besteht in zwei bei uns Deutschen seltenen Eigenschaften, in Witz und in der Energie der Empfindungen, in dem Vermögen, lebhaft zu hassen und zu lieben. In der ersten dieser Eigenschaften besiegt er ohne Zweifel die meisten der jetzt lebenden Autoren Deutschlands; in der zweiten hat er beinahe nur an Steffens einen Nebenbuhler. Der Charakter des Witzigen und des Energischen der Empfindung ist in Börne's Schriften durchgehend; er ist es, dem er den Glanz der Ursprünglichkeit verdankt, der seine Arbeiten auszeichnet.“ Dies mache ihn zu einem Geistesverwandten Jean Pauls, aber in der Tendenz und im Kolorit gingen beide auseinander. Jean Paul mildere seinen Witz durch seinen Humor, Börne gebe dem seinen die möglichste Schärfe und richte ihn meist gegen die äußeren Lebensverhältnisse der Gesellschaft, gegen Staat, Kirche, Verwaltung und Sitte, während Jean Paul sich gegen die inneren Verhältnisse des Menschenlebens richte. Börne habe vor diesem den Vorzug, daß er mit klarem Ausdruck des Gedachten den Gedanken in seiner nackten Wahrheit hervortreten lasse. Das feine Spiel der Ironie verstehe Niemand gleich ihm, wenn es sich um publizistische Dinge handele; als Kunstkritiker sei er zwar immer geistreich und witzig, doch oft einseitig und in Vorurtheilen befangen. „An Sprachvermögen kommt ihm nicht leicht einer der jetzt lebenden Deutschen, Tieck selbst nicht ausgenommen, gleich, und es ist gewiß, daß Börne dereinst für einen der ersten Prosaisten des Zeitalters gelten werde.“ Daß Cotta sich nur ungern den Buchverlag der Schriften Börne's entgehen ließ, erfahren wir aus unseren Briefen.

Der persönliche Verkehr mit dem Verleger, der sich auch ihm gegenüber als ein „königlicher Kaufmann“ — welches Wort Shakespeare's einmal Menzel auf Cotta anwandte — bewährte, hat bis zum Sommer 1829 angedauert. Fast immer sind die Briefe Antworten auf Mahnungen, doch mehr zu liefern, — Mahnungen, die nicht bloß im Hinblick auf den wachsenden Vorschuß, sondern auch unter Betonung des Werths erfolgen, den Cotta Börne's Beiträgen beimißt. Die Briefe bestätigen die gute Stimmung, die in diesem während seines zweiten Pariser Aufenthalts (1822—1824) vorherrschte, und von welcher die „Schilderungen aus Paris“ so farbenfrische Abbilder wurden. Sie bestätigen, daß er seit der Rückkehr nach Heidelberg dann zu kränkeln begann und oft durch anhaltendes Unwohlsein seinen Studien und Arbeiten ganz entrückt wurde. Interessant ist auch, daß sein letztes Anerbieten an Cotta, von Rüdesheim datirt, der Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Rheine galt; er wollte über die Feier des epochemachenden Ereignisses, dessen Bedeutung er wie wenige Zeitgenossen empfand, einen „feierlichen“ Bericht schreiben. Es geht aus den letzten Briefen hervor, daß Börne bis zum Tod seines Vaters, 18. April 1827, durch den er Herr über eigenes Vermögen wurde, fast ausschließlich von den Einkünften gelebt hat, die ihm die Cotta'sche Verlagshandlung gewährte. Er gerieth darüber in eine starke Verschuldung zu dieser, denn nach den ersten drei Jahren hatte Cotta die Monatszahlungen als Vorschüsse bezeichnet, gegen welche das Honorar für gelieferte Beiträge verrechnet werden sollte. Der Beiträge waren es immer weniger geworden. Cotta hatte seine daraus sich ergebenden Forderungen nie geltend gemacht, bis eine Reihe von Handlungen Börne's ihm vermeintlichen Grund gaben, sich über ihn zu beklagen. So hatte er wahrgenommen, daß Sachen von Börne anderwärts gedruckt erschienen, während er nichts erhielt; er hatte übelgenommen, daß die in seinem Verlage neu erscheinenden „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ gleich bei ihrem Entstehen von Börne in einer besonderen Flugschrift angegriffen wurden, und schließlich war ihm fast um dieselbe Zeit hinterbracht worden, Börne bereite eine Sammlung seiner bisher zerstreut erschienenen Schriften vor, wobei er es als gerechten Anspruch empfand, daß dieser ihm den ersten Verlagsantrag hätte machen müssen. Was Cotta ihm daraufhin schrieb, geht aus der Antwort Börne's vom 2. Mai 1827 klar hervor.

„Ew. Hochwohlgebohren

„Haben sich meiner erinnert, und wenn dieses auch wie in Ihrem letzten Schreiben auf keine erfreuliche Art geschehen, so bleibt dabei doch

noch immer etwas erfreuliches übrig, wofür ich Ihnen danke. Ich würde mich vergebens bemühen, die Vorwürfe, die Sie mir machen, abzuwenden, ich will nur suchen, meine Schuld kleiner zu machen, sowohl meine moralische Schuld als meine Geldschuld.

„Ich habe Ihr freundliches Verfahren mit mir, immer dankbar anerkannt, ich habe aber nicht die Summe des Geldes, das ich von Ihnen erhalten, zum Maasstabe meiner Erkenntlichkeit genommen, sondern die Art und die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie immer meinen Bedürfnissen und Wünschen entgegen gekommen sind. So oft mich noch Buchhändler durch große Anerbietungen zu gewinnen suchten, habe ich ihnen geantwortet, sie könnten nie thun, was Cotta für mich thut, auch wenn sie mir noch so viel bezahlten; meine Lust und Fähigkeit zum Arbeiten, hielten nicht immer mit meinen Geldbedürfnissen gleichen Schritt; Cotta aber hätte mir auch ohne Arbeiten ausgeholfen. Diesen Ihren guten Willen hätte ich freilich thätiger vergelten sollen, und hierin ist meine Schuld, aber Sie haben eine zu schlimme und eine zu gute Meinung von mir, wenn Sie glauben, ich brauchte nur zu wollen. Der Kreis meiner Fähigkeiten ist sehr klein, und mein Talent braucht eine starke Anregung um in Bewegung zu kommen. Bald fehlt es mir an Stoff, bald an Freiheit. Ueber Politik darf ich nicht schreiben wie ich möchte, bei der Kritik wird man ganz sauer, da man selten etwas zu loben findet; übrigens ist Ihr Literaturblatt jetzt so gut redigirt, daß ich kaum etwas zu seinem Werthe hinzufügen könnte. Das Morgenblatt bliebe noch übrig, aber in Deutschland, besonders hier in Frankfurt, geht alles so schläfrig her, daß ich bei Mangel an Stoffen aus dem Leben, Stoffe aus dem Traumreiche behandeln müßte und darauf verstehe ich mich nicht. In Paris war ich fleißiger, nicht blos weil ich dort mehr Gegenstände zur Bearbeitung, sondern weil ich mehr Anregung gefunden. Trotz dem allen hätte ich Ihnen mehr Arbeiten liefern können als ich gethan, wäre ich nicht durch eine andere Beschäftigung, von der ich später reden werde, diesen Winter abgehalten worden.

„Aber wie konnten Sie nur denken, daß ich bei allen Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe, mich wegen Bekanntmachung literarischer Arbeiten, an andere Verleger gewendet haben sollte? Diese Unschicklichkeit hätten Sie mir nicht zutrauen sollen. Die zwei Fälle, die zu diesem Mißverständniße Anlaß gegeben haben könnten, will ich zu meiner Rechtfertigung besprechen. Vor einem Jahre hielt ich im hiesigen Musäum, einer Art literarisch-artistischen Gesellschaft, eine Denkrede auf Jean Paul. Nun erscheint hier ein armes und armseliges belletristisches Blatt, das

im herkömmlichen Recht ist, alle Vorträge, die im Musäum gehalten werden, drucken zu lassen. Ich konnte den Artikel nicht verweigern, aber ich forderte und erhielt kein Honorar dafür und ich schickte Ihnen den Aufsatz für das Morgenblatt. Es war so gut als Manuskript, denn das fragliche Blatt wird außer Frankfurt gar nicht gelesen. Der Aufsatz wurde an drei verschiedenen Orten als besondere Brochüre abgedruckt, und kam in den Buchhandel ohne mein Wissen, ohne meinen Willen, und ohne den geringsten Vortheil für mich. Der zweite Fall, daß ich etwas bei einem andern Verleger habe drucken laßen, fand kürzlich statt. Ich gab eine kleine Schrift über die Berliner Literaturzeitung heraus, und da Sie diese Zeitung selbst verlegen, mußte ich es natürlich für unpassend halten, meine polemische Schrift in Ihrem Verlage erscheinen zu laßen. Ich habe auch für dieses letzte Produkt keine Bezahlung erhalten. . . ."

Er knüpfte an diese Erklärungen Vorschläge für eine billigere Verrechnungsweise seiner Schuld und verband dieselben mit dem Angebot des Verlags der von ihm geplanten Sammlung seiner Schriften, die er eigentlich im Selbstverlag habe wollen erscheinen lassen. Es war für die Weiterentwickelung des Verhältnisses schade, daß die letztere Frage gerade mit jener anderen in Zusammenhang gerieth. In der beiderseits vorherrschenden Stimmung vermochten sich Autor und Verleger nicht über das Honorar zu einigen, sonst würden nach den vorliegenden Aktenstücken im Verlag der deutschen Klassiker auch Börne's Gesammelte Schriften erschienen sein, für welche durch Heine's Vermittelung Börne nun Hoffmann u. Campe in Hamburg zu Verlegern gewann. Auf der Reise Heine's von Hamburg nach München, wo dieser mit Cotta über die Uebernahme der „Annalen"-Redaktion unterhandeln sollte, besuchte dieser den von ihm verehrten Gesinnungsverwandten in Frankfurt und bei dieser Gelegenheit wurde er zum Anbahner der Verhandlungen, die Börne nun mit dem Verleger des „Buchs der Lieder" anknüpfte. Von Cotta's Morgenblatt und Literaturblatt blieb aber Börne auch weiterhin Mitarbeiter: der letzte Beitrag war sein Aufsatz über „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" im Jahre 1835, der das Schärfste enthielt, was über Goethe je mit echtem Pathos aus dem einseitigen Gesichtspunkt geschrieben worden ist, den Börne in dem mitgetheilten Programm für eine neue „zeitgemäße" Kritik aufgestellt hatte.

* * *

Börne's Denkrede auf Jean Paul und seine Bettina-Kritik sind die Grundpfeiler des lapidaren Gedankenbaues, den er als Kritiker in

den „freundlichen Gärten der Kunstblüthen" errichtet. Sie sind nach Stil und Gesinnung typisch für die Stärke und die Schwäche seines Standpunkts als literarischer Kritiker. Er feierte Jean Paul mit priesterlicher Begeisterung, weil er der Dichter der Armen und Bedrängten gewesen, und war blind darüber für dessen künstlerische Schwächen; er eiferte gegen Goethe mit sittlicher Entrüstung, weil er bei herrlichsten Dichtergaben in Zeiten schwerer Völkerbedrückung der Dichter des selbstgenügsamen Behagens geworden sei. Er sprach Goethe Herz ab und nannte seine Poesie kalt, weil sie sein Herz kalt ließ, das nur warm wurde bei solcher Poesie, die im Kampf stand gegen Unterdrücker, für Bedrückte. An „dem Menschen vom Bürger sich zu erholen" hatte er im ernsten Gange seines Lebens verlernt, darum hatte er kein Verständniß mehr für Goethe, dem die Poesie als berufenstes Mittel solcher Erholung erschien. Er wollte eine Poesie, die dem Allgemeinen diente, Goethe's Poesie wurzelte in der Persönlichkeit. Auch diese Unterscheidung hat im „Jungen Deutschland" nachgewirkt, bis eine Läuterung der ästhetischen Ansichten eintrat. Bezeichnend wünscht Wienbarg Goethen mehr von Jean Pauls überfließender Liebe, Jean Paul aber mehr von Goethe's Kunst, „dann" — ruft er — „besäße Deutschland einen Titan, der meisterhaft und einen ‚Meister', der titanisch."

Wie sehr diese Unterscheidung der Stimmung entsprach, die damals in den liberalen Kreisen Deutschlands herrschte, läßt sich heute nur schwer noch vorstellen. Stärkere Beweise des außerordentlichen Ansehens, das Börne damals genoß, als die Ovationen, die ihm auf dem Hambacher Fest zu Theil wurden, zu welchem er heimlich über die Grenze gekommen war, und gleich darauf die Gastfreundschaft, die ihm der Graf Benzel-Sternau auf seinem Gute Marienhalden in der Schweiz zu Theil werden ließ, als die günstigen Kritiken seiner Schriften, erbrachte der Haß seiner Gegner. Daß aber sein literarisches wie sein politisches Wirken sich unter den gegebenen Bedingungen nicht über den Charakter der Negation erheben konnte, ist am schlagendsten zum Ausdruck gelangt in seiner Schrift gegen „Menzel, den Franzosenfresser", denselben Menzel, der bis ins Jahr 1835 sein Freund und Parteigänger gewesen war, bis er in seiner leidenschaftlichen Polemik gegen Gutzkow und das „junge Deutschland" auch ihn plötzlich zur Zielscheibe gehässiger Angriffe machte. „Was in allen meinen Negationen das Positive sei, was ich gründen wolle, wenn ich Alles zerstört haben werde, was für eine Freiheit ich denn wolle?" Auf diese Fragen Menzel's erklärte er: „Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives:

die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt, sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet, die Freiheit ist Nichts und dennoch Alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menschen machen? ... Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kauet, glücklicher ist als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es im eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken ... Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauerungswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, bei jeder Trunkenheit ihrer Gebieter, sie sind keine Menschen, sie sind

nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbstständigen Wesen."

Aber wenn Börne's literarisches Wirken auch ganz in dem Kampf für dieses Freiheitsideal aufgegangen ist, dessen Wesen nach seiner eigenen Definition von negativer Natur war, er hat dennoch seiner Zeit und der Nachwelt sehr Positives geboten. Seine Negation der Unfreiheit im deutschen Wesen der Metternich'schen Epoche hat gar mächtig zum Sturze des herrschenden Absolutismus und Philisterthums beigetragen, hat viel positive Erkenntniß des Besseren verbreitet und tausendfältiges positives Leben gefördert in dem späteren Aufschwunge der Nation zu freieren Zuständen und zur politischen Einigung. Und noch heute wirkt gar positiv das Beispiel seiner Ueberzeugungstreue, die Fülle praktischer, aus idealster Seelenstimmung geschöpfter Lebensweisheit, seine elementare Wahrheitsliebe, ausgeprägt in seinem festen, klaren, tapferen Stil. Seine Negation war nie frivol und nie cynisch, sie war selbst im Scherz eine Aeußerung ernster Ergriffenheit, sie entstammte nicht nur einem scharfen Verstand, sondern auch einem tiefen Gemüth, das erfüllt war von Menschenliebe.

Und alles dies bot und entfaltete ein Mann jüdischen Stammes? Diese Frage ist das nothwendige Ergebniß von all den Anklagen, die der moderne Antisemitismus auch auf ihn gehäuft. Sie heischt von uns am Schluß des Kapitels Beantwortung.

Börne's Größe und Schwäche, sein ganzes Wesen wurzelt, bei aller reinmenschlichen Bildung seines Geistes, allerdings in seinem jüdischen Ursprung. Der Zorn über die Unterdrückung seiner Stammesgenossen machte ihn zum Freiheitsapostel, seine energische Selbstbefreiung von aller ihm selbst widerwärtigen Ghettositte, seine innere Abneigung gegen den Geldwucher wie gegen jede Preisgabe des Selbstgefühls und der Manneseehre machten ihn zu einem strengen Richter: über die Juden, wie über die Deutschen, wie über sich selbst. Das Antisemitische in dem Frankfurter Patriziersohn Goethe hatte in ihm, dem Sohn der Frankfurter Judengasse, jene bedauerliche tiefwurzelnde Antipathie herangebildet, die so scharfen Ausdruck in seinen Werken gefunden; das eingeborne Wehgefühl über das große Unrecht, das dem Volke, dem doch Christus selber entwachsen, von den Christen geworden, ließ ihn jede Art anderen Unrechts so tief empfinden und so scharf zum Ausdruck bringen wie keiner seiner Zeitgenossen. Er verleugnete nie — wie das Heine oft gethan — seine Abstammung, auf welche er vielmehr stolz war. Es wäre auch aus diesen Gründen falsch, in unserem Geschichtsbild über diese Thatsache flüchtig hinweg zu gehen.

Daß der energievollste, rücksichtsloseste und geistreichste Verfechter der Freiheit unter den liberalen Patrioten jener Uebergangszeit, die den Bann des Absolutismus, der Bedientenseligkeit, des Höflingswesens in unserem Vaterland brachen, jüdischen Ursprungs war, ist für diese ganze Bewegung und ihre Zeit ebenso charakterisch, wie der Umstand, daß diese Kämpfe gleichzeitig mit der Emanzipation des „deutschen Bürgerthums" diejenige der deutschen Juden erstritten. Den Antisemiten damaliger wie heutiger Zeit ist beides gleich fatal. Schon damals fielen manche Liberale von der Sache der Freiheit ab, weil sie auch Sache der Juden war. Und von den Lohnschreibern Metternichs wurde die ungeheure Wirkung von Börne's und Heine's Schriften durch die Verleumdung zu lähmen gesucht, daß sie mit der Aussaat revolutionärer Ideen „aus kluger Berechnung das Werk der Verführung trieben, um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem sie ihren Ursprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen geduldet." Als nach Unterdrückung des liberalen Aufschwungs vom Jahre 1831 in dem mit Geldern der Wiener Staatskanzlei gegründeten Berliner Politischen Wochenblatt der Hofrath Jarcke — auch einer der „Apostaten und Neophyten" — obige schlaue Imputation den Feinden der Freiheit zum Besten gegeben, antwortete Börne in seinen „Pariser Briefen" mit direkter Wendung: „Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollten das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Kriminalisten und seiner schönen Imputationstheorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dach fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarcke. Wie! wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarcke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat Etwas, das entheiligt werden kann."

In der That haben zur Zeit dieser Kämpfe nur gedungene Soldschreiber der Reaktion solche Verleumdung gewagt und nicht ein Volksmann, nicht einer der vielen Deutschen arischen Bluts, die Börne persönlich kannten, die mit ihm die Gefahren des Freiheitskampfes theilten, hat je an der Reinheit seiner Absichten gezweifelt. Daß aber gerade in jener Zeit, da von den Juden allmählich das uralte Verhängniß genommen ward, welches sie zur Knechtschaft und in dieser vielerorts zu den niedrigsten Formen von Handelsgeschäften gezwungen, sich die lange zurückgestaute Geisteskraft der Begabtesten gerade in die Bahnen des öffentlichen Lebens warf, daß sich der Kampf gegen die am eigenen Leibe und der eigenen Seele erlebte Unterdrückung ihnen zum Kampfe für die Volks- und Menschenrechte erweiterte, ist so naturgemäß wie das Anschwellen eines Quellbaches, der die Felsenklüfte des Gebirges verläßt, zum breiten Strome. Was Gutzkow seinen Uriel Akosta sagen läßt, als dieser, der Getaufte, sich zum Stamm seiner Väter bekennt:

„Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!"

von dieser Sehnsucht war auch Börne erfüllt und all die vielen seiner Stammesgenossen, die einem freien deutschen Reich und der Gleichheit vorm Recht in demselben erfolgreiche Vorkämpfer wurden. Sehr treffend schrieb Gutzkow im Jahre nach Börne's Tod in seiner Biographie: „Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die Vereinsamung mit seinem Schmerz angewiesen. . . . Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen vielleicht fremd geblieben wäre. . . . Börne wollte eine aufrichtige Germanisirung des Judenthums, . . . vor allen Dingen war ihm diese Frage keine Frage für sich, sondern sie hing ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der Menschheit zusammen."

Und Niemand hat das unwürdige Heppheppgeschrei gegen die deutschen Bildungsgenossen jüdischer Abkunft schärfer gekennzeichnet als — Wolfgang Menzel, da er noch mit Börne befreundet war und im Jahre 1834 zwei Nummern des Cotta'schen Literaturblattes mit einem

Aufsatz zu Gunsten der bürgerlichen Gleichstellung der Juden füllte, derselbe Wolfgang Menzel, der zwei Jahre später freilich, über seinen persönlichen Verfeindungen mit Börne, Heine und Gutzkow, der Vater des sogenannten „aufgeklärten Antisemitismus“ Treitschke'scher Observanz und der Erfinder des Witzwortes wurde: das junge Deutschland heiße besser das „junge Palästina“. Im November 1833, kurz nachdem in dem badischen Landtag auch viele Liberale Bedenken gegen die „Emanzipation“ geäußert hatten, besprach Wolfgang Menzel eine Anzahl Schriften für und gegen die Juden. Er erinnerte die Gegner an den Spruch von Sieyès: „Ihr wollt frei sein und ihr seid nicht einmal gerecht.“ Er rühmte und pries Gabriel Rießers Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden und dessen übrige Schriften als würdevoll, „rein von jeder Anmaßung und jedem Sophisma“, und rühmte das Beispiel der Franzosen, dessen Erfolg den Beweis erbracht habe, daß die Emanzipation der Juden das Mittel sei, die Uebel zu beseitigen, die man ihnen aufbürdet, die Einseitigkeiten, Gewohnheiten ihnen abzugewöhnen, die uns mißfallen. „Die Abgeschlossenheit ist eine künstliche, durch unsere eigene Grausamkeit und unverantwortliches Festhalten an verschimmelten Unterdrückungsgesetzen fortgeflanzt, keineswegs eine natürliche. Man hat lange genug Glaubensfreiheit gepredigt, man gesteht sie allen christlichen Konfessionen, selbst den Heiden umsonst zu, nur den Juden verkauft man sie und haßt sie noch darum. Denke sich doch jeder Christ in die Lage eines vernünftigen Juden, dessen Urahnen schon in Deutschland lebten, der in Deutschland geboren und erzogen ist, der deutsch spricht, der nur durch eine seltsame Tradition noch mit einem fernen asiatischen Heimathlande zusammenhängt, wohin ihm nicht einmal ein Rückweg geöffnet ist. Als was soll ein solcher vernünftiger Jude sich denn betrachten, wenn nicht als Deutscher, als Bürger der freien Erde, auf der er geboren war, auf der schon seines Ureltervaters Hütte stand? Und wenn er dem Staat steuert, den Gesetzen des Staats gemäß lebt, dem Staat durch seine Talente dient, ja sogar sein Leben im Kampf für das gemeinsame Vaterland läßt, wie dies nicht nur in Frankreich, sondern auch schon in Deutschland geschah, warum sollte dieser Vernünftige, dieser edle Jude von uns verstoßen sein, warum sollte er schmerzlich ausrufen: ich bin um meine angeborenen Menschenrechte betrogen, weil ich ein Deutscher bin!“

Menzels Abfall von diesen Ansichten erfolgte erst nach dem Tode Johann Friedrich Cotta's, dessen Erkenntniß des Börne'schen Charakters nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß er im Jahre 1828, als der

württembergische Landtag den Gesetzentwurf des liberalen Ministers von Schmidlin für die Emanzipation der Juden berieth, mannhaft und unbedingt deren Anwaltschaft übernahm. Der alterfahrene Freiherr von Cotta war es damals, dessen beredtes Eintreten für den Entwurf seine Annahme wesentlich durchsetzte, nachdem die Bedenken des Oberjustizraths Hofacker dieselbe bereits zweifelhaft gemacht hatten. Ein Gegner hatte behauptet, daß der Talmud christenfeindliche Vorschriften enthalte. Cotta, der hochgeachtete Vicepräsident der Kammer, wies diese Meinung als irrig zurück und sprach weiter: „Der Gesetzgeber darf nie auf Meinungen sich einlassen, sonst greift er in ein Gebiet ein, das außer der Erforschung des menschlichen Geistes liegt, — nur mit Handlungen hat er es zu thun, und diese zu beachten und den gesellschaftlichen Verband durch weise Gesetze gegen deren nachtheilige Einwirkungen zu schützen. So lang die Meinung nicht in öffentliche Lehre und That übergeht, geht sie den Gesetzgeber nichts an, und wir haben also im vorliegenden Fall nur zu prüfen: ob dasjenige, was als die wahre jüdische Religion anerkannt und als solche gelehrt wird, irgend etwas den geselligen Verband Störendes enthalte? Dies ist aber nicht der Fall, denn ihre Hauptlehren: daß Ein Gott sei, daß die Seele unsterblich und den Lohn und Strafe ihrer Handlungen mit sich in die andere Welt übertrage — sind auch bei der christlichen Religion. Was aber jüdisches Pfaffenthum hier und da Falsches, Abergläubisches, Irriges ꝛc. aufgestellt haben mag, geht uns so wenig an, wie die gleichen Ausgeburten jeder Religion, die keiner fehlen, wo nicht das Wahre derselben von den ächten Religionslehrern, sondern die Wahngespinnste von falschen Propheten gepredigt werden ..." Er bezeichnet den Staat für den dauerhaftesten, in welchem sich die Regierung um die religiöse Ansicht der Einzelnen gar nicht bekümmere und den Juden als solchen jeden Rechtes würdig, das auch die Christen genießen. Er sähe gar keinen Grund ein, warum ein Jude nicht Professor an einem Gymnasium oder an einer Universität werden könne. In wiefern ihn denn seine Religion hindere, auf einem Observatorium astronomische Betrachtungen und Entdeckungen zu machen oder in irgend einem Amt seinen Posten tüchtig auszufüllen. „Soll der Jude, weil er vom Saamen Abrahams ist, ausgeschlossen werden, so muß er es auch, wenn er Christ wird, denn die Abkunft kann man nicht ablegen; soll der Jude aber nicht seiner Abkunft, sondern seines Glaubens wegen ausgeschlossen sein, so streitet dieses gegen die so gepriesene Glaubensfreiheit und führt uns in die barbarischen Zeiten zurück." Er erklärte sich schließlich für die Vorlage:

„aus Menschenliebe, aus Christenpflicht und in unserem wohlverstandenen Interesse, das zu wahren allerdings jederzeit unsre Pflicht gebietet." So trat noch in einer seiner letzten größeren Reden als Volksvertreter der geniale Stratege des Ideenkampfs für Freiheit und Recht, — der kluge Freund Schillers und Börne's, für das Recht auf Gedankenfreiheit und Glaubensfreiheit ein, aber besonnen unter Hinweis auf das wohlverstandene Interesse des öffentlichen Wohles. Und dies ist nicht das geringste der Ruhmesblätter im Kranze dieses mächtigen Patrones vom „jungen Deutschland". Wie er ist auch dieses mit warmherziger Antheilnahme für die Gleichstellung der jüdischen Mitbürger ins Feld gezogen, vor allem Gutzkow, der nicht nur nach Börne's Tode mit liebevollem Eingehen diesem ein biographisches Denkmal setzte, sondern auch seinem „Uriel Akosta" den Zug heldenhaften Bekennermuths nach Börne's Vorbild lieh und in diesem Drama der Sehnsucht Börne's, mit freien Deutschen ein freier Deutscher zu sein, poetisch verklärt und erfüllt wiedergespiegelt hat in den Worten Akosta's:

„Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt' ich
Wie alle Menschen in mir selber wieder.
Ein Portugiese war ich, hatte Heimath,
Ein Recht des Daseins, hatt' ein Vaterland!"

Der Versuch Menzels und Jarcke's aber, die freiheitliche Bewegung im geistigen Leben der Zeit dadurch zu diskreditiren, daß sie das Judenthum für ihren revolutionären Charakter verantwortlich machten, wird in seiner ganzen Haltlosigkeit enthüllt, wenn man auf den Antheil der vielen anderen Denker, Dichter und Künstler jüdischen Ursprungs hinweist, die damals einen solchen am geistigen und politischen Leben in hervorragender Weise geübt. Mit wie großem Recht der junge Berthold Auerbach, welcher in dieser Zeit aus einem schwäbischen Rabbinatskandidaten der Biograph Spinoza's wurde, der Menzel'schen Lüge in seiner Streitschrift „Das Judenthum und die neueste Literatur" entgegentrat, beweist nicht nur die Stellung, welche Rahel Varnhagen an der Spitze der Berliner

Goethegemeinde im geistigen Leben der Zeit einnahm, sondern noch mehr die Thatsache, daß gerade die von Börne und Heine bekämpften Richtungen in bedeutenden Stammesgenossen von ihnen hervorragende Führer besessen. Der einflußreiche Kriminalrath Hitzig, welcher der Biograph seiner Freunde Zacharias Werner, E. T. A. Hoffmann und Adalbert von Chamisso wurde, neigte wahrlich ebenso wenig zum Radikalismus wie die humanistischen Aufklärer, zu denen neben Zunz, M. Moser, Gabriel Rießer auch Berthold Auerbach, der liebenswürdige Schwarzwaldssohn, zählte. Und so liberal auch der Naturrechtslehrer Professor Ed. Gans in Berlin dachte, schrieb und lehrte, so war er doch nichts weniger als ein Revolutionär. Mit Hegel innigst befreundet, war er der eigentliche Redakteur der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", des Organs der Hegelianer, gegen welche Börne einen der schärfsten seiner Feldzüge geliefert. Liberal dachten auch Felix Mendelsohn, der edle charakterreine Komponist deutscher Volkslieder, der „Walpurgisnacht" und des „Paulus", Jakob Meyerbeer, der stärkste Dramatiker unter den Opernkomponisten der Zeit, Michael Beer, der liebenswürdige Dichter des „Paria" und des „Struensee", Heinrich Stieglitz, der Autor der „Bilder des Orients", Bendemann, der Maler der „trauernden Juden", Ludwig Robert, der in der „Macht der Verhältnisse" eines der ersten modern-realistischen Sittenstücke der deutschen Bühne bot. Aber sie alle hatten nichts Revolutionäres in ihrem Wesen. Die romantische Schule der deutschen Malerei hatte in dem Legationsrath Bartholdi den eifrigsten Förderer und in dem Sohne jener Dorothea Veit, welche Friedrich Schlegels Frau und das Urbild seiner Lucinde ward, Philipp Veit, den farbenmächtigsten Führer. Die Haller'sche Restaurationstheorie hatte in dem Prof. Stahl, einem getauften Juden, ihren eifrigsten Anwalt; im protestantischen und katholischen Priesterrock wirkten getaufte Juden für die kirchliche Reaktion und der erste Direktor eines geheimen preußischen Preßbureaus war der Hofrath Joel Jakoby, ein Renegat, dem in der Geschichte des Jungen Deutschland die Rolle des „Judas" zufiel. So fanden sich in allen Lagern der damaligen Geschmacks- und Ideenkämpfe rechts und links hervorragende Vertreter jüdischer Abkunft und gerade die eifrigsten Anhänger des alten Glaubens wollten nichts gemein haben mit einem Börne und Heine, die da lehrten, daß die Emanzipation der Juden sich vor allem auch vollziehen müsse als eine Emanzipation derselben vom — Judenthum.

Was der rheinische Dichter Theodor Creizenach, der Fortsetzer von Schlossers Weltgeschichte, einige Zeit nach Börne's Tod in seinen

schönen Gedichten „Moses und Christus“ und „Der deutsche Jude“ als sittliche Aufgabe des befreiten Judenthums aufgestellt: inniges Aufgehen in die Nation und freudige Aufnahme des echten christlichen Geistes, hat Börne von allen deutschen Juden zuerst als die natürliche Gegenleistung für die Gewähr der Freiheit empfunden und verheißen.

Börne's Wirkung auf seine deutschen Zeitgenossen war eine gewaltige. Er hat die Geister mächtig aufgerüttelt, herausgefordert, belebt. Seinen am 12. Februar erfolgten Tod betrauerten tausende von deutschen Patrioten, deren Begeisterung für die Freiheit er entzündet hatte. Ihr Empfinden hat der eben genannte Dichter, seines geistigen Ursprungs auch ein „Jungdeutscher“, in einem Lied festgehalten, mit dessen Strophen dieses kampferfüllte Kapitel friedlich ausklingen möge:

. . . „Und hier gedacht' ich auch der letzten Stunde
Von einem Mann, der starb in fremden Landen,
Und dennoch stets im heimathlichen Grunde
Mit seiner ganzen Seelenkraft gestanden.

Von Herzen weih' ich meinen besten Segen
Dem Ernsten, der in Traurigkeit geschieden,
Der, bis sie mußten in das Grab ihn legen,
Nicht finden konnte seiner Hoffnung Frieden.

Doch wollen wir nicht senken unsre Fahnen,
Sie sollen höher ragen in die Lüfte,
Denn aus der Tiefe dringt ein lautes Mahnen
In's Reich des Lebens aus der Nacht der Grüfte.

Wir haben All' vom Quell des Lichts getrunken
Und uns're Hoffnung ist noch nicht begraben,
Ob auch der Fackeln eine sei gesunken,
Womit wir unser Licht entzündet haben.

Nur ihn beklag' ich, der sich in dem Golde
Der heimathlichen Felder nicht mehr sonnte;
Der jenes Land, das er erobern wollte,
Kaum von den höchsten Gipfeln schauen konnte . . .“

III.

Heine als Zeitschriftsteller.

Der alte Goethe, dessen „Sachdenklichkeit" in politischen Dingen dem Kritiker Börne so großes Aergerniß gab, während der junge Heine dem großen „Zeitablehnungsgenie" — weil es Genie — die Reverenz nie versagte, ist nicht taub für die Angriffe geblieben, welche gegen ihn um seiner politischen Indifferenz willen von Seiten einer jüngeren Generation gerichtet wurden. „Um diesen Leuten recht zu sein," sagte er kurz vor seinem Tode zu Eckermann, „hätte ich müssen Mitglied eines Jakobiner-Clubs werden." Wohl habe Napoleon Recht gehabt, der Politik die Bedeutung des Schicksals für die moderne Welt zuzuweisen, aber für den Poeten sei die Politik dennoch kein passender Gegenstand. „Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren." Als Mensch und Bürger werde der Dichter sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens sei das Gute, Edle und Schöne, und dieses nicht an eine besondere Provinz, an ein besonderes Land gebunden. „Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln", so habe er der Vaterlandsliebe seinem Berufe gemäß in bester Weise genügt. Und im weiteren Verlauf dieses Gesprächs — es war das letzte der langen Reihe — tadelte er darum auch die politische Richtung, die Uhland genommen: „Geben Sie Acht," sagte er, „Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters."

Aber es finden sich in Goethe's Gesprächen mit Eckermann aus

früherer Zeit auch Stellen, die beweisen, daß auch er begriffen, wie die politischen Zustände einer Zeit den Charakter eines Dichters in so hohem Grade bedingen und beeinflussen können, daß sein mächtigstes Erleben, sein leidenschaftlichstes Empfinden ihn zur Darstellung von politischen Zuständen, zur Aussprache von politischen Gedanken und Gefühlen drängen muß. So war es ja bereits den „Stürmern und Drängern" gegangen, denen er selbst in begeisterter Jugendzeit angehört, als Rousseau's Flammengeist sich in seinem „Werther" reflektirte. Die Eindrücke der französischen Revolution und ihrer Folgen hatte auch er nicht ganz „ablehnen" können. Er ist Bérangers herzentquollener politischer Lyrik mit Worten der Erkenntniß gerecht geworden, daß auch das „Allgemeine" als „besonderes" Erlebniß wirken und poetische Bedeutung erlangen kann; er hat über Lessing geäußert: „Daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit"; er sagte von Byron, dem größten schöpferischen Phantasiegenie der Epoche, das auf die revolutionären Dichter Europas mächtiger eingewirkt hat als irgend ein anderer: „Hätte Byron Gelegenheit gehabt, sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen ist, hat er Alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen."

Dieses Goethe'sche Wort kommt aber nicht nur Byron zu gut. In noch viel höherem Grade gereicht es den deutschen Dichtern zur Rechtfertigung, die für die Aussprache ihrer Unzufriedenheit mit den allgemeinen Zuständen, ihres leidenschaftlichen Antheils an den Forderungen einer neuen werdenden Zeit nicht einmal das Parlament zur Verfügung hatten, das dem britischen Lord offen stand, sondern die vielmehr gerade ein solches erst zu erkämpfen als nächsten Zweck ihres literarischen Wirkens empfanden. Wenn Byron, abgestoßen von der starren Gemessenheit und innerlichen Verlogenheit der heimischen Gesellschaftszustände, grollend sein Vaterland verließ, so trat er seine „Pilgerfahrt" nach dem freieren Süden doch nicht an, weil er für freies Wort und freie Rede seine persönliche Freiheit gefährdet sah. Anders die deutschen Freiheitsdichter, die — wollten sie solche Gefahr vermeiden — für ihre „verhaltenen Parlamentsreden" Formen und Wendungen zu wählen hatten, die vor

dem Richterstuhl ängstlicher Zensoren bestehen konnten. Und, fürwahr, diejenigen Talente, welche in dieser Uebergangsepoche von romantischen Phantasiespielen und lyrischer Selbstbespiegelung sich abwandten und, bei klarer Erkenntniß der Gefahren, die sie sich zuzogen, der Opfer, die sie brachten, den zeitbewegenden Ideen nach ihrer subjektiven Auffassung lebendigen Ausdruck gaben — sei's im Zeitgedicht oder in poetisch gestimmter Prosa, sei's in erzählender oder erörternder Form — auch sie haben ein Recht, daß man ihr oppositionelles, polemisches Wirken an der „Schlechtigkeit ihrer Zeit" bemesse. Ihre politische Negation, ihre zersetzende Zeitkritik war fruchtbar in politischer Beziehung, wie es die Kritik Lessings auf dem Gebiet von Kunst und Wissenschaft gewesen. Die Ideale ihrer Generation brachten sie gerade mit ihrer verneinenden Tendenz zu positiver Gestaltung.

Von allen diesen Talenten aber das größte war der Dichter, der von seinem ersten Auftreten an von Vielen mit Byron verglichen worden ist und den auch neuerdings wieder Professor Jakob Mähly, sein Biograph in der „Deutschen Biographie", den deutschen Byron genannt hat. Heinrich Heine, der als Ersatz für seine „verhaltenen Parlamentsreden" sich und der Literatur die lyrische Prosa seiner „Reisebilder" schuf, die Hunderten späterer Schriftsteller zum Vorbild geworden, jene Mischung von Schilderung und Poesie, Spott und Schwärmerei, deren Ironie sich kritisch gegen die Zustände der Gegenwart wendet, er hat sich direkt unter dem Einfluß von Byron entwickelt. Gleichzeitig mit seinen ersten Gedichten entstand seine Uebertragung von Byrons „Fare well", an die Seite von „Childe Harolds Pilgrimage" stellte er seine „Harzreise", dem literarischen Streitgedicht „English bards and skotch reviewers" ließ er seine literarischen Streitschriften gegen Platen, die „Romantiker", die „schwäbische Dichterschule" folgen. Aber nach Form und Inhalt waren seine Dichtungen und Streitschriften durchaus originell, entstammten sie wie seine Ueberzeugungen dem eigenen persönlichsten Erleben. Mit Byron theilte er die „Zerrissenheit" des Gemüths, das Vulkanische seiner Entschlüsse, die Ungebundenheit und Unbändigkeit seines Geistes und seiner Begierden: den starken Trieb der Sinne zum Genuß, die nie befriedigte Unrast im Genießen, den Zug des Geistes, sich aus innerer Erschlaffung durch kühnen Aufschwung in die höchsten Sphären des Idealen zu erheben, den Trieb des Blutes, nach Enttäuschungen des Herzens im Strudel wilden Genußlebens unterzutauchen. Er theilte mit ihm den „Weltschmerz", eine reizbare Feinfühligkeit für den Zusammenhang der eigenen Schmerzen mit den Schmerzen einer ganzen Welt, das Bewußtsein, daß

die allgemeinen Zustände die Quelle des persönlichen Leids, das Bedürfniß, im Kampf gegen jene sich von diesem zu befreien, den unruhvollen Wandertrieb, das Fliehen aus beengender Umgebung nach erfreulicheren Zuständen. Aber so ähnlich die poetische Natur Beider, so sehr verschieden war doch ihr Wirken und also auch der Prozeß, in dem sich Beide von ererbten und anerzogenen romantischen Vorstellungen zu emanzipiren und für ihre neuen eigenen Gedanken und Gefühle neue und eigene Formen zu schaffen suchten. Bei Byron die bei weitem größere Gestaltungskraft, ein heroisch-epischer Zug, ein langaushaltendes Pathos, ein titanischeres Wesen, ein stolzeres Selbstbewußtsein, ein freierer Humor; bei Heine eine süßere Innigkeit des Naturlauts im Lied, eine größere Gedrungenheit des Stils, ein stärkerer Wirklichkeitssinn mit den schärfsten Augen für das Komische, ein jähes Ablösen jedes Gefühlsstromes der Begeisterung durch grelle Gedankenblitze eines skeptischen, schlagfertigen, von Witz sprühenden Verstandes, der das Träumen und Schwärmen, Glauben und Hoffen verlacht und vom Ernst des Empfindens überspringt zu hohnlächelnder Selbstverspottung.

Und so verschieden ihre den doch verwandten Naturen entströmende Poesie — verschieden wie die Schicksalsbahnen des Erben von Newstead-Abbey und des Neffen von Salomon Heine, des seiner Privilegien spottenden englischen Peers und des durch die neue preußische Herrschaft um die von Napoleon den Juden bereits gewährten Rechte gebrachten Rheinländers, verschieden wie Byrons Liebe zum leuchtenden Südmeer und Heine's Liebe zur wolkenbeschatteten Nordsee, wie dessen glorreicher Tod mitten im Heldenkampf für Griechenlands Freiheit und das trübselige Hinsiechen des deutschen Dichters in der Pariser Matratzengruft — so verschieden war auch ihre Theilnahme an der Thatsächlichkeit der politischen Kämpfe der Zeit. Byron wurde fern der Heimath ein Verbündeter der Carbonari, ein Führer des Griechenvolkes in seinem Verzweiflungskampf gegen fremdherrliche Tyrannei, die Pistole im Gürtel, die Damaszenerklinge an der Seite; Heine wurde fern der Heimath ein Parteigänger des französischen Liberalismus zu Gunsten des deutschen, ein Vermittler der Bildung der zwei Völker, denen er durch seine Kindheit im napoleonischen Rheinland gewissermaßen gleichzeitig angehörte, und seine Waffe blieb die des Dichters, die Feder, die er in Paris als Journalist für das bedeutendste deutsche Journal zu führen lernte.

Es gehört zu den bisher fast unbekannt gebliebenen Merkwürdigkeiten der Epoche, die wir hier schildern, daß der geistige Urheber der nationalen Einigung Italiens, der große Organisator der nationalen

Conspirationen, Giuseppe Mazzini, als politischer Flüchtling im Jahre der Begründung des jungen Europa über Byrons Verhältniß zu der von ihm selbst vertretenen Freiheitsbewegung Worte tiefster Erkenntniß geschrieben hat. In einem Aufsatz „Byron und Goethe", der erst 1837 in einer englischen Revue erschien, aber schon im Jahre nach Goethe's Tod entstand, schilderte er beide Dichter als den höchsten Ausdruck des aristokratischen Individualismus nach den entgegengesetzten Seiten der Subjektivität und Objektivität, als die Höhepunkte dieses Lebensprinzips vor seinem Absterben. „In Byron wird das Ich in allem Stolz seiner Macht, seiner Freiheit und seines Verlangens, in der unermeßlichen Fülle aller seiner Fähigkeiten enthüllt, die Existenz mit allen Poren einathmend, begierig, „das Leben des Lebens" zu ergreifen. Die Welt um ihn her beherrscht ihn weder, noch mäßigt sie ihn. Das Byron'sche Ich strebt darnach, sie zu beherrschen, aber einzig der Herrschaft wegen, um über sie die titanische Kraft seines Willens zu üben." Aber die Freiheit, die er für sich in Anspruch nehme und, wo er sie nicht findet, mit Titanentrotz heische, sei die Freiheit einer überlebten Weltanschauung, die auf dem Prinzip der Aristokratie begründet sei; seine Poesie wird die „Todtenhymne der aristokratischen Idee", die sich jedoch in ihrer höchsten Entfaltung bereits zur Verkündigung einer neuen Zeit, des Zeitalters der Demokratie, der auf Association begründeten Freiheit aufschwingt. „Er wählt seine Typen aus der Mitte derer, welche durch Kraft, Schönheit und individuelle Macht bevorzugt sind. Sie sind groß, poetisch, heroisch, aber vereinsamt; sie haben keine Gemeinschaft mit der Welt um sich her, anders als um über dieselbe zu herrschen ... Jeder von ihnen ist eine nur wenig modifizirte Personifikation eines einzigen Typus, einer einzigen Idee — des Individuums, frei, aber nichts weiter als frei ... Sie haben keine Verwandten, sie leben nur von ihrem eigenen Leben: sie stoßen die Menschheit zurück und betrachten die Menge mit Verachtung ... Sie alle trachten nach Macht und Glück. Beides entgeht ihnen gleichmäßig; denn sie tragen in sich, unausgesprochen, sogar ihnen selbst unbekannt, das Vorgefühl eines Lebens, welches bloße Freiheit ihnen niemals gewähren kann ... Was können sie mit der so mühsam gewonnenen Freiheit machen? An wen sollen sie die überschwängliche Lebenskraft, die in ihnen wohnt, auslassen? Sie sind allein, dies ist das Geheimniß ihres Elends und ihrer Ohnmacht ... Byron zertrümmert sie einen nach dem andern, als wäre er der Vollstrecker eines im Himmel beschlossenen Richterspruchs." Nur er selbst rafft sich auf; auf seinen Streifereien durch die Welt, auf seiner Jagd nach dem Glück,

lernt er das allgemeine Unglück, lernt er die Unfreiheit der Schwachen, das Elend der Unterdrückten kennen. Und den verklärenden Abschluß seines an der Idee der Aristokratie verzweifelnden Dichterkampfes wird die befreiende That, die ihn selbst für das Wohl Anderer einsetzt, wird der Kampf für die Freiheit eines ganzen Volkes, für die Idee der politischen Freiheit: er bricht auf und eilt nach Griechenland, „um sein Vermögen, seinen Genius und sein Leben dem ersten Volke als Opfer darzubringen, das sich im Namen der Freiheit und Nationalität erhoben.“ Dieser Tod sei das Symbol der hehren Mission, welche in der neuen Zeit der Poesie zufalle, das Symbol für die heilige Allianz der Poesie mit der Sache der Völker, für die Vereinigung der Kunst mit der Aktion, welche die „große Solidarität aller Nationen in der Eroberung der Rechte, welche Gott für alle seine Kinder gewährt hat“, bethätigen soll.

Der erste moderne Dichter, der bei gleicher Hinneigung zur subjektiven Aussprache eines aristokratisch-individualistischen Lebensdranges, schon vor Mazzini der begeisterte Verkündiger dieser heiligen Allianz der Poesie mit der Sache der Völker wurde, ist Heinrich Heine. Bei ihm treibt der Kontrast zwischen seinem persönlichen Glücksverlangen und einer schalen nüchternen Gegenwart, zwischen poetischen Idealen, welche der schwärmerische Wahn der Romantik in der Vergangenheit sucht, anfangs zur ironischen Schilderung der Gegenwart in ihrer Wirklichkeit, dann aber auch zur Verkündigung der neuen Ideale dieser Gegenwart, deren Erfüllung ein neues Geschlecht von der Zukunft erwartet. Aber er gelangt dazu nur durch einen gewaltigen Zersetzungsprozeß des ihm eingeborenen ungebändigten Selbstgefühls und es erscheint als seine historische Mission, die Poesie, welche die subjektive Willkür zum Prinzip erhoben, die romantische, in seiner eigenen Dichtung gleichzeitig zur glänzendsten Entfaltung zu bringen und wegen ihrer Unzulänglichkeit zu entthronen. In diesem Sinne ist in Robert Proelß' Heinebiographie der Satz aufzufassen: der Dichter sei immer ein Romantiker geblieben, jedoch einer, der sich von der Vergangenheit ab und der Gegenwart und Zukunft zugewandt habe. Und in ähnlichem Sinne ist Ernst Elsters Bemerkung über Heine's Verhältniß zur Hegel'schen Philosophie aufzufassen, jener die Welt als Denkprozeß begreifenden, das Selbstbewußtsein des denkenden Einzelgeistes auf's Höchste steigernden Philosophie; Heine habe aus Hegels Vorträgen die philosophische Berechtigung entnommen, seine eigene Persönlichkeit der Welt gegenüber mit rücksichtsloser Selbstgewißheit geltend zu machen. Gewiß, er that dies als Dichter

wie als Denker; aber zugleich war es sein Schicksal, das Unzulängliche dieser Selbstgewißheit an sich zu erweisen und ihre Niederlage im Kampf gegen die Gemeinsamkeitsideale der Menschheit vorauszusagen und wiederzuspiegeln in ergreifender Rede und bezaubernden Lied. Die vier großen geistigen Mächte, die er im deutschen Geistesleben an der Herrschaft vorfindet, die Romantik, das Hegelthum, der Goethekultus und der Teutonismus, beherrschen und befruchten im Anfang auch seinen Geist; er wird ein bevorzugter Schüler von A. W. Schlegel wie von Hegel, ein Burschenschafter unter Arndt, ein Goetheaner unter Rahel Varnhagen, aber die Freiheitsideale der Zeit ergreifen ihn und bewirken ini hm erschütternde Umwälzungen; er erkennt die großartige Einseitigkeit der Romantik wie des Goethe'schen Kunstprinzips, des Hegel'schen Systems und des sich abschließenden Nationalitätsprinzips der Burschenschaft; aus ihrem Anhänger wird er ihr Kritiker, und weil er damit zugleich der Kritiker seiner eigenen Jugend wird, weil er bekämpft, wozu er selbst sich als glänzend begabt erwiesen, darum wirkt diese Kritik auf die Zeitgenossen so mächtig.

Seine Polemik gegen die Idealmächte, welche dem absolutistischen System und der Reaktion Metternichs nach irgend einer Seite Vorschub leisteten, wirkte darum so überzeugend, weil sie als Selbsterlebniß und Selbstbekämpfung in Erscheinung trat, weil man ihn vorher selbst befangen gesehen von dem Zauber romantischer Naturbelebung und Phantasieberauschtheit, durchdrungen von Bewunderung für die plastische Schönheit und natürliche Wahrheit der Goethe'schen Dichtung, geschult in Hegels dialektischer Methode, die durch das Spiel der Gegensätze zur Wahrheit vordringt, und voll Sympathie für die Märtyrer des nationalen Aufschwungs in Deutschland, welche die Wiedergeburt des deutschen Reichs nach einem in die Vergangenheit gedichteten idealen Vorbild erträumten. So ward auch ihm, wie Byron, zur Mission, dem Geiste einer neuen Zeit, dem Fortschrittsglauben einer neuen Jugend, seinen Genius darzubringen; er aber that es bereits als Dichter und zum Schwert wurde ihm die Feder des Zeitschriftstellers. Als Mazzini noch im Kerker von Savona saß, fünf Jahre bevor es dieser unternahm, das Reich der Freiheit und das Glück der Nationen auf den Prinzipien der Solidarität und Assoziation aufzubauen, schuf Heine's prophetischer Genius die Formeln für dies Beginnen, gab er das Signal für die „heilige Allianz der Poesie mit der Sache der Völker". Und indem er die unvergänglichen Elemente der romantischen Bildersprache und Ironie, eines plastischen Kunstgefühls, einer in scharfen Gegensätzen vorwärts schreitenden Dialektik, und die

Grundstimmung patriotischer Begeisterung den von ihm bekämpften Systemen und Prinzipien entlehnte und zu Elementen seiner Kampfprosa machte, erhielt dieselbe jenen Zauber, der selbst für seine Gegner etwas Bestrickendes hatte. Aber seine poetische Natur verläugnete sich auch hier nicht: Unterordnung, Kämpfen in Reih und Glied war ihrer Subjektivität zuwider. Auch im Kampf der politischen Parteien war Heine nur sich selber treu, seiner Natur, dieser aber auch ganz. Darum ist er in der Auffassung der politischen Prinzipien wandelbar, und die allgemeine Freiheit, der er dient, ist untrennbar von der persönlichen; aber sein Leben lang bleibt er auch, was er in der Morgenröthe seiner Laufbahn auf der Harzreise der kleinen Bergmannstochter versichert: ein Ritter vom Geist, von dem heiligen Geiste, dessen Ruf er aus den Gewittern der Zeit vernommen:

„Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht;
Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht. . . .

Tausend Ritter, wohl gewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat sie muthbeseelt.

Ihre theuren Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolzen Ritter seh'n?

Nun so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist."

Ein Ritter vom Geist, ja, aber — wie Hutten — einer vom Stegreif, der auf eigenem Roß und mit eigenem Gewaffen seine Straße zieht, bis er, mächtigem Heerruf folgend, gelegentlich aus eigenem Entschluß zu den regulären Truppen stößt, kampfesfroh, todesmuthig . . ., der nach der Schlacht aber sein Roß wieder aus den Reihen lenkt, den eigenen Pfad verfolgend; oft in wildem Galopp der Erholung bei den Freudenmahlen der Lust entgegen; matt und müd bisweilen, nach Pflege der erhaltenen Wunden verlangend; dann auch wieder in Hinterhalt sich legend, um einem persönlichen Gegner aufzulauern und ihn zum Kampfe zu fordern. Dann trägt sein Dichterroß die eigenen Dichterfarben, dann gilt es Rache für seine beleidigte Dichterehre, dann sprüht sein Schwert die blitzendsten Funken — in solchem Kampfe Mann gegen Mann!

Nur von diesem Gesichtspunkt läßt sich der politischen Laufbahn des Dichters gerecht werden, von ihm aus ist gerechterweise auch nur das Bild seiner Entwicklung zu dem Zeitschriftsteller zu zeichnen, der für das „junge Deutschland" ebenso bahnbrechend wie verhängnißvoll wurde. Mit Byron muß man ihn vergleichen, nicht mit Börne, mit dessen Namen die Geschichte und das Schicksal den seinen so unzertrennlich verwoben hat, und dessen Nachfolger er wurde in den Versuchen, die Poesie und Politik in zeitgemäßer Weise zu versöhnen. Als Dichter ein weit stärkeres Talent, fühlte er auch die Disharmonie der beiden geistigen Mächte, die Verschiedenheit derselben nach Mitteln und Zwecken, viel stärker als Börne. Darum sehnte er sich immer aufs neue aus dem „Guerrilla-Krieg" für die politische Freiheit heraus nach einem Zustand, „wo er sich seinen natürlichen Neigungen, seiner träumerischen Art und Weise, seinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fessellos hingeben könne." „Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bette," schrieb er im Jahr 1830 auf Helgoland unter dem Eindruck der „großen Woche" — „daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken — ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache!"

* * *

Heine war achtundzwanzig Jahre alt, als um dieselbe Zeit, da sich Börne's Verhältniß zu Cotta löste, an Heine dasselbe Anerbieten erging, das sechs Jahre vorher von Cotta an Börne gerichtet worden: „die ‚Politischen Annalen‘ herauszugeben."

„. . . Meine Adresse ist hier: H. H., Dr. jur., abzugeben in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München. Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb todt. Ich bin langsam gereist, überall, in Kassel, Frankfurt a. M., Heidelberg und Stuttgart mich aufhaltend. Ich bin so krank, daß ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete und gleich nach Stuttgart abreiste, sowie der Dr. Lindner und Andere, womit ich hier zusammenstehe, haben mir sehr gut gefallen. Alle Verhältnisse zu meiner Zufriedenheit regulirt. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfniß ist gesorgt. Ich brauch nicht mal zu schreiben, wo ich nicht will. Die ‚Annalen‘ redigire ich mit Dr. Lindner, sowie ich auch einige Hauptartikel des ‚Auslandes‘ redigire. Sein Sie ohne Sorge, Campe, der dritte ‚Reisebilder‘-Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gewidmet sein. Wären nicht dergleichen Rücksichten gewesen, so hätte ich mich vielleicht beschwätzen lassen, das ‚Morgenblatt‘, dessen Redakteur eben gestorben" [Wilhelm Hauff] „oder die Hauptredaktion des ‚Auslandes‘ zu übernehmen und dabei sehr, sehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frei sein, und wenn das Clima wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt sein; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeugungen ꝛc. liegt mir wenig, und ich will am Leben bleiben. Ueberall auf meiner Reise fand ich die Reisebilder en vogue, überall Enthusiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein. . . ."

Mit diesen Worten theilte am 1. Dezember 1827 Heinrich Heine dem Verleger seiner „Reisebilder" und des eben erst erschienenen „Buchs der Lieder", Julius Campe in Hamburg, das Ergebniß der Verhandlungen mit, zu denen ihn schon im Sommer der Chef der Cotta'schen Verlagsinstitute nach München eingeladen hatte. Der Brief ist ungemein bezeichnend für die chevalereske Auffassung, mit welcher er das ihm angebotene Amt übernahm: so spricht kein ernsthafter Politiker in dem Augenblicke, da eins der wichtigsten Organe öffentlicher Stimmführung seiner Leitung anvertraut wird, so spricht ein Dichter, dem die persönliche Freiheit über Alles geht, dessen Ehrgeiz auf literarischen

Ruhm erpicht ist und der aufs Gerathewohl einen Streifzug ins Gebiet der Journalistik unternimmt, wie ein Abenteuer, an dessen Erfolg er selbst nicht recht glaubt und aus dem er sich den Rückzug von vornherein sichert. Wohl hatte er sich selber dem Baron Cotta als Mitarbeiter angeboten, aber nicht für die „Annalen“, sondern für das „Morgenblatt“, nicht als politischer Journalist, sondern als Dichter; der dritte Theil der „Reisebilder“ hatte ihm auch hierbei als eigentliche Aufgabe vorgeschwebt, als er am 1. Mai von London aus an seinen in der Berliner Kandidatenzeit gewonnenen einflußreichsten Freund, den Gatten „Rahels“, den als Historiker in Berlin privatisirenden Geh. Legationsrath Varnhagen von Ense, die Anfrage gerichtet: „Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein ‚Morgenblatt‘ hier oder in Paris beschäftigen will.“ Er dachte dabei gewiß an Arbeiten sitten- und kunstschildernder Art, wie er sie 1821 schon von Berlin aus, als Student, in den „Berliner Briefen“ für den Rheinisch-westfälischen Anzeiger oder Börne in den „Schilderungen aus Paris“ für das „Morgenblatt“ von Paris aus geschrieben; Aehnliches, aber im Stil seiner Harzreise, seines Buches „Le Grand“, der Prosadichtung „Norderney“, von denen er erstere ja auch in einer Zeitschrift, dem Berliner „Gesellschafter“ seines Freundes Gubitz, hatte erscheinen lassen. Jene Verschmelzung von realistischer Lebens- und Naturschilderung mit politischer Satire, burschikosem Humor und poetischer Stimmungsmalerei, die so beifällige Aufnahme fand, hatte er aufs neue ins Spiel setzen wollen zunächst zur Darstellung der Eindrücke, die er in England empfing. „Ich sehe hier viel und lerne viel,“ schrieb er einen Monat später — noch in London — über den Werth dieser Ernte an einen Freund. Aber da er inzwischen Cotta's Antwort erhalten, einen „offenen süddeutschen Brief“, der ihm Aussicht eröffnet, „Liberalenhäuptling in Bayern zu werden“, giebt er den Plan auf, fürs „Morgenblatt“ seine Londoner Eindrücke zu schildern: „Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das beste ist, ich gebe gar nichts. Was ich seitdem aufgefaßt, kommt desto schöner in späteren Produkten. . . . Cotta werde ich seiner Zeit zu benutzen wissen.“ Und auch zum „Liberalenhäuptling in Bayern“ fühlte er sich in jenen Tagen des Schauens und Genießens, im Besitze des schönen Wechsels, den ihm sein reicher Onkel aus Respekt vor dem Londoner Hause Rothschild sehr hoch bemessen, unter dem Eindruck der Ehrenmale der Westminster-Abtei, der Redefreiheit des englischen Parlaments und der liebeheischenden Schönheit der Engländerinnen keineswegs berufen.

Aber Johann Friedrich Cotta war nicht der Mann, einen einmal gefaßten Plan vorschnell fallen zu lassen. Das Anerbieten war gerade zu einem Zeitpunkt erfolgt, da der bei seinen 64 Jahren noch immer jugendlich unternehmende, rüstige Großbuchhändler unruhig ausschaute, nicht nur nach einem Ersatz für den so saumselig gewordenen Börne, sondern auch nach geeigneten Kräften zur Leitung und Ausgestaltung der „Politischen Annalen“, die eine zeitgemäße Auffrischung erfahren sollten, und einer neuen Zeitschrift „Das Ausland“. Angezogen von den umfassenden Kunstbestrebungen und anfänglich liberalen Regierungsmaßnahmen des neuen bayerischen Königs, Ludwig I., hatte er soeben den alten Instituten der Cotta'schen Handlung in Stuttgart, Tübingen und Augsburg ein neues, die Literarisch-Artistische Anstalt in München, an die Seite gestellt. Von dem Wunsche beseelt, dem aufblühenden Kulturleben in dem zu einem Isar-Athen sich wandelnden Monachum monachorum, der neuen Universität mit ihren bedeutenden Kräften, dem frischen Schaffen der Cornelius-Schwanthaler-Klenze'schen Künstlergemeinde, wie dem hoffnungsvoll sich entfaltenden bayerischen Verfassungsleben neben der „Allgemeinen Zeitung“ noch besondere publizistische Organe zu geben, stellte er seine Pressen für Kupfer- und Steindruck, wie für den Buch- und Zeitungsdruck in München auf. Das „Ausland“ gehörte zu diesen Unternehmungen. Die damals in Bayern vollzogene Aufhebung der Zensur für alle nicht politischen Journale weckte — wie auch anderwärts — die Lust, belehrende Unterhaltungsblätter zu gründen, die auch den politischen Reformgedanken eine Freistatt boten. Die älteste Zeitschrift des Cotta'schen Verlags, die „Politischen Annalen“, sollten in diesem Sinne eine Umwandlung erfahren. Seit Murhards Verwicklung in einen politischen Kriminalprozeß wurden diese von Friedrich Ludwig Lindner redigirt, dessen Enthüllungen über Kotzebue's Spionenmission in Deutschland, dessen „Manuskript aus Süddeutschland“ in den Jahren 1819 und 1821 so großes Aufsehen erregt hatten, der aber inzwischen unter dem Wohlwollen des Königs von Württemberg recht zahm geworden war. Für die Umwandlung der Annalen in ein mehr unterhaltend als akademisch geschriebenes Organ der zeitgenössischen Länder- und Völkerkunde brauchte Cotta eine frische Kraft, einen Redakteur von liberaler Richtung und gefälliger Schreibweise. In einer Zeit, wo das moderne Berufsschriftstellerthum sich erst entwickelte, war der Gewinn einer solchen nicht leicht. Da kam der Brief seines alten Mitarbeiters Varnhagen, der ihm Heine empfahl unter Hinweis auf die ungewöhnlichen schnellen Erfolge dieses noch jugendfrischen Talents, das

neuerdings, im 2. Band der „Reisebilder“, neben glänzendem Stil und origineller Denkweise auch einen lebhaften politischen Sinn bekundet hatte, von einer Richtung, die dem Liberalismus in den früheren Rheinbundstaaten in hohem Grade entsprach. Auch die Verehrung Heine's für den Franzosenkaiser entsprach der hier herrschenden Strömung. Es war nur natürlich, daß nicht nur die deutschen Fürsten, die bis 1813 Napoleons Bundesgenossen gewesen, sondern auch die Völker, die unter Napoleon mehr Gerechtsame genossen hatten als früher, für ihre ehemalige Fügsamkeit unter das Joch des Imperators als innere Rechtfertigung unwillkürlich das Mittel anwandten, sich seine Größe so glänzend wie möglich vorzustellen. Unter den Enttäuschungen, welche der Wiener Frieden und der deutsche Bund dem Vaterlande gebracht, war allmählich auch selbst in Patriotenkreisen eine natürliche Reaktion erfolgt auf die verächtliche Behandlung des Napoleonischen Namens, wie sie der Stimmung der Befreiungskriege entsprochen hatte. Byrons Verehrung für das so tragisch endende große „Genie der That“ hatte als Beispiel gewirkt. Viele deutsche Liberalen erkannten, wie Großes die Feldzüge des gewaltigen Völkerbedrückers, den die französische Revolution emporgehoben, doch auch für die Verbreitung der Ideen von Volksrecht und Volksfreiheit, wenn auch unabsichtlich, bewirkt. Nicht nur der Rheinländer Heinrich Heine feierte jetzt Napoleon, auch ein Kernschwabe wie Wilhelm Hauff hatte dies im „Bild des Kaisers“ gethan und der märkische Freiherr von Gaudy sang seine „Kaiserlieder“. Bei Heine waren dieselben um so natürlicher, als die glänzendsten, unvergeßlichsten Eindrücke seiner Düsseldorfer Knabenzeit den „großen Kaiser“ und seine Grenadiere zum Mittelpunkt gehabt hatten. Daß ferner dieser interessante vielversprechende Schriftsteller gerade im Begriff war, im Heimathlande des Parlamentarismus diesen an der Quelle zu studiren, wo eben Cannings triumphirendes Wort den Sieg der Liberalen über Wellington besiegelte, empfahl ihn bei Cotta ebensosehr wie die glückliche Mischung von Sympathien für die historische Größe Napoleons mit seiner Begeisterung für die politische Freiheit in dem in Preußen verpönten 2. Bande der „Reisebilder“. Cotta's Antwort auf Heine's indirekte Anfrage war daher von dem Wunsche diktirt gewesen, den so schnell berühmt gewordenen Schriftsteller für seine Pläne zu gewinnen. Und als sich Heine nun lau und zögernd verhielt, wurde Cotta nur um so energischer im Werben. Der Dichter ging bereits wieder in Hamburg ganz anderen, älteren Plänen nach, als er von Cotta eine so dringende und vielverheißende Aufforderung, nach München zu kommen, erhielt, um mit ihm über eine

entsprechende Verwendung zu berathen, daß er dieser nicht mehr zu widerstehen vermochte.

Die Pläne, die ihn schon vor seiner Abreise nach England und nun auch jetzt wieder beschäftigten, waren dieselben, die ihn auch mit zur Annahme der evangelischen Confession bewogen hatten; er erstrebte eine Staatsanstellung in Preußen, womöglich eine Professur. Gleich nach bestandenem Doktorexamen hatte er ja von Hamburg aus bei seinem Freund Moser in Berlin angefragt, ob es ihm, nachdem er zu diesem Zwecke konvertirt, in Berlin wohl gestattet werden dürfte, sich in der juristischen Fakultät als Dozent zu habilitiren, was dieser verneinend beantwortet. Dann hatte er sich mit ähnlichen Fragen an Varnhagen von Ense gewendet, in dessen Hause er als Student viel verkehrt, mit dessen geistreicher Frau, der Priesterin der Berliner Goethegemeinde, ihn besondere Sympathien verbanden, und von dessen Einfluß — der geheime Legationsrath war zwar zur Disposition gestellt, hatte aber durch seine Freundschaft mit Humboldt, Hegel u. A. eine im Kultusministerium wohlbeachtete Stimme — er die beste Förderung seines Wunsches erwarten durfte. Was er damit bezweckte, war eine Versorgung, die ihm als Dichter der Staat versagte, war Unabhängigkeit und Freiheit, um als Dichter auf seine Façon selig zu werden. Mühsam, aber erfolgreich, hatte er bisher in dieser Richtung gekämpft: gegen den Willen der Eltern, gegen den Widerstand des Onkel-Millionärs, der ihm die Tochter versagt hatte und jenes Leid bereitet, das in seinen Liedern unsterblich geworden, auf dessen Zuschüsse er aber zeitlebens angewiesen blieb. Dem Drange seines Genius folgend, war er der Schwüle der ihm aufgezwungenen Handlungslehre in Frankfurt, dem eigenen Hamburger Bureau von „Harry Heine u. Comp." entronnen, um nachträglich noch zu studiren, hatte er nach der mit wechselnden Stimmungen genossenen Studentenzeit in Bonn, Göttingen und Berlin, dem Versuch, als Rechtsanwalt in Hamburg zur Selbständigkeit zu gelangen, nach den ersten Erfolgen als Dichter und Schriftsteller ein Ende gesetzt, um sich forthin ganz dem Berufe, zu dem ihn die Natur bestimmte, zu widmen. Als er 1826 die „Harzreise", die „Lieder der Heimkehr" und die erste Abtheilung der freien Hymnen an die Nordsee zum 1. Band der „Reisebilder" vereinte, hatte er von Campe ein Honorar von 50 Louisdor erhalten. Für den 2. Band erhielt er ebenso viel. Von solchen Einkünften konnte er — auch wenn er zu den Bedürfnißlosen gezählt hätte — nicht leben. Die Familie, der reiche, ihn jedoch knapp haltende Onkel — nicht im Stande, die Gaben seines überquellenden Talentes ihrem Werthe nach zu schätzen,

von der selbständigen Bedeutung des literarischen Berufs ohne Ahnung, überhäufen ihn mit Vorwürfen ob seines planlosen Lebens! Sie drängen ihn, sich eine Stellung, ein Amt zu suchen, das ihm gestatte, seine Universitätsstudien zu verwerthen. Gern möchte er ihnen genügen; von ihnen unabhängig zu sein, ist ja sein eigener sehnlicher Wunsch. Und sein häufiges Kränkeln macht seine Stimmung nachgiebig. Als sein junger, schnell sich entfaltender Ruhm sein Selbstbewußtsein wieder stärkt, dessen strahlend Leuchten ihn berauscht, beginnt er freilich auch eine Erfüllung dieser Wünsche zu erhoffen, die zugleich seinem Dichterberufe Rechnung trägt. Aber durch die sanften Träume von einer friedlichen Sinekure, welche ihm Muße verleihen soll, der Kunst zu leben, bricht immer aufs neue das Bedürfniß seines kampflustigen Geistes, die ihm verliehenen Waffen schlagfertigen Witzes, berauschender Rede, hinreißenden Spottes, bezaubernder Schwärmerei den freien Ideen zu weihen, die der Geist der Zeit ihm zuträgt und die ihm gefallen, weil er ihr Gegentheil haßt. Die Brücken, die er sich sorgsam — Stein um Stein — in die Welt bürgerlichen Behagens, gesicherter Existenz gebaut, sprengt er dann plötzlich, von dämonischem Triebe ergriffen, mitten im Wachsthum hohnlachend in die Luft und die Trümmer verlegen ihm dann für immer den Weg. Die „Ideen“ seines Buches „Le Grand“ hatten, wie schon früher die Verhöhnung der verzopften Universitätszustände in der „Harzreise“, für Preußen als solcher Sprengstoff gewirkt. In der Erkenntniß hiervon war er sogar im ersten Schrecken nach England gegangen; er hatte gefürchtet, die Verfolgung, die das Buch traf, könne sich auch auf den Autor ausdehnen. Dieselbe Erkenntniß hatte ihn wohl auch zu der Anfrage bei Varnhagen, Cotta betreffend, veranlaßt; was der Heimathstaat ihm versagte, Sicherheit des Einkommens, eine gefestete Stellung: der engere Anschluß an das „Morgenblatt“, wie ihn z. B. früher Börne gefunden, konnte es ihm gewähren. Aber flößte ihm nun der Sieg Cannings, dessen baldigen Tod er nicht ahnte, die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge auch in Preußen ein, oder war es der Ausfluß einer veränderten Stimmung seines damals im Hoffen wie im Verzweifeln gleich überschwänglichen Gemüths; nach der Rückkehr aus England gab er wieder der Hoffnung Raum, daß, wie er es etwas später gegen Cotta in Bezug auf den König von Bayern ausdrückte, man ihm gegenüber „weise genug“ sein werde, „die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden.“ So kam es, daß er auf der Reise nach München, auf welcher er, wie wir sahen, in

Frankfurt Börne's Bekanntschaft machte und dessen Freundschaft erwarb, und in Stuttgart auch Menzel besuchte, mit dem er die Bonner Studentenbeziehung erneute, von der Erwägung begleitet war, was ihm der Heimathstaat versagte, werde ihm vielleicht der bayerische Staat bei den liberalen Gesinnungen seines neuen Königs freundlich gewähren. In der Beurtheilung seiner journalistischen Begabung hatte Cotta sich nicht geirrt; aber daß er ihn auch für den politischen Charakter gehalten, den er an der Spitze seiner „Annalen“ brauchte, darin hatte er sich verrechnet. Die später in den „Englischen Fragmenten“ zusammengestellten Aufsätze, welche er im folgenden Jahr als Mitherausgeber der „Annalen“ in dieselben geliefert hat, beweisen, daß er hier nicht nur die von Cotta gewünschte „löbliche Mäßigung des Ausdrucks“ ohne Preisgabe der Lebendigkeit seines Stils zu treffen wußte, sondern entwickeln auch Gedanken von reifer politischer Einsicht, wie die Unterscheidung der englischen liberty und der französischen liberté in ihrem Verhältniß zum politischen Gleichheitsprinzip — sowie einen echt journalistischen Instinkt für den Barometerstand der Zeitatmosphäre. Auch war seine schriftstellerische Thätigkeit für die Zeitschrift keineswegs gering. Nachdem der Jahrgang 1827 seinen Aufsatz über Napoleon gebracht, brachte der neue unter dem Titel „Neue politische Annalen. Herausgegeben von H. Heine und F. L. Lindner“ fast in jedem Heft einen größeren Beitrag von ihm. Es waren in Band 26 „Gespräch auf der Themse“ (Heft 1), The life of Napoleon Buonaparte by Walter Scott (Heft 2), „Die Emanzipation der Katholiken“ und „Das neue englische Ministerium“ (Heft 3), „Die englischen Finanzen“ (Heft 4); in Band 27 „John Bull“ (Heft 1), „Die deutsche Literatur von W. Menzel“ und „Die Erläuterung einer Paraphrase einer Stelle des Tacitus“, die auf das Vorbild Camille Desmoulins verweist, dessen Vieux Cordelier 1794 eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus gebracht hatte, in welchem der Zustand Roms unter Nero geschildert ist (Heft 2), ferner im 4. Heft: Nachbemerkungen zu einem anonymen Aufsatz über „Körperliche Strafe“. Im übrigen aber hat er sein Münchener Gastspiel als Redakteur nur dazu benutzt, sich als Dichter ein Unterkommen zu schaffen und seinen jungen Dichterruhm zu genießen, über dessen schnelles Wachsthum er eine naive Freude äußert.

Da die Biographen Heine's, im besondern Adolf Strodtmann und neuerdings Robert Prölß, nicht nur dessen Briefe, die er aus München an Berliner und Hamburger Freunde, sondern auch die gleichzeitig an Cotta geschriebenen — letztere freilich nur im Auszug — benutzen durften, ist

der Verlauf dieses mißglückten Versuchs, den Dichter der Reisebilder an ein Redaktionspult zu fesseln, bereits hinlänglich bekannt. Wie er von Cotta's „Generosität" ebenso entzückt ist, wie von der Liebenswürdigkeit der Frau Baronin, die seine Verse mit Vergnügen liest, wie er sich zu nichts verpflichtete, als auf ein halbes Jahr, vom 1. Januar 1828 an, sich versuchsweise an der Herausgabe der „Annalen" zu betheiligen und in jedes Heft einen Beitrag zu liefern, wofür er 100 Carolin erhält, dagegen sich in Gesellschaft fideler Künstler, ja selbst eines zweideutigen Charakters wie Witts von Törring, an den schönen Kneipverhältnissen und „wunderschönen Weiberverhältnissen" im „aufblühenden Bier-Athen" ergötzt, wie er ferner die Kreise der radikalen Politiker meidet, dagegen durch den Dichtergenossen Michael Beer, durch Cotta's Protektion und die Empfehlungsbriefe Varnhagens in ein Leben geräth, das er selbst als das eines „Grandseigneurs" bezeichnet; wie er namentlich den Dichter-Minister Eduard v. Schenk für sich einzunehmen bestrebt ist, von dem er das Versprechen erhält, er werde seine Ernennung zum Professor an der Münchener Universität durchsetzen, ja sogar durch Cotta dem König seine Werke überreichen läßt, alles dieß ist bei den genannten Biographen des näheren nachzulesen. Bekannt ist auch, daß er allen weiteren Anlockungen Cotta's damals hartnäckig widerstanden hat und nicht nur Krankheit, sondern auch das Verlangen, für einen dritten Band der „Reisebilder" dankbaren Stoff zu gewinnen, ihn dann im Sommer nach Italien getrieben, wo er in den Bädern von Lucca mit der Genesung auch die galanten Abenteuer fand, deren drastische Schilderung in dem betreffenden Reisebild vielen bisherigen Freunden seiner kecken Muse zum Aergerniß wurde. Bekannt ist, daß er aus Italien keine politischen Aufsätze mehr für die „Annalen", sondern die freilich auch mit politischen Gedanken durchtränkten Reiseschilderungen „Von München nach Genua" für das „Morgenblatt" sandte, daß er aber von Florenz aus im November der erneuten Anfrage Cotta's gegenüber sich nicht abgeneigt zeigte, auch weiterhin auf seine Weise als Mitherausgeber der „Annalen" zu wirken, ja daß der an den Quellen von Lucca Gesundete jetzt zum ersten Mal mit echtem Pathos von dieser Aufgabe sprach. Aus einem Brief an Cotta geht hervor, daß er sich dort lebhaft mit Byron, seinen Werken und Leben beschäftigte, und sich verschiedene biographische Werke über ihn, welche damals gerade in England erschienen waren, zur Besprechung in den „Annalen" bestellte. Nicht nur für erotische Freiheit hatte er sich im kühlen Thale von Lucca begeistert, auch auf seine Mission in den Kämpfen der Zeit hatte er sich hier besonnen, als er „be-

rauscht von Uebermuth und Liebesglück auf den Höhen der Apenninen umher jauchzte und große, wilde Thaten träumte". Und ein Wiederklang dieser Ermannung findet sich in den beiden Briefen aus Florenz an Cotta und an den jüngsten der Redakteure der „Allgemeinen Zeitung", Gustav Kolb, mit dem er sich in München befreundet hatte. Der humoristische Brief an Cotta, der das Manuskript „Von München nach Genua" begleitete und diese Sendung begründete mit der echt Heine'schen Wendung: „Damit Sie nicht glauben, ich sei in eine Tänzerin verliebt und bliebe deßhalb hier und wär' recht Börnisch faul", spricht sich sehr ernsthaft über Cotta's erneuten Antrag aus. „Was die Fortsetzung der ‚Annalen' betrifft, so weiß ich nicht, was ich Ihnen Bestimmtes darüber sagen soll. Wenn Sie den Wunsch hegen, sie nicht fallen zu lassen, so habe ich mir gedacht, es sei gut, den Titel einigermaßen beizubehalten und nur bequemer zu machen. ‚Neue Annalen; eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde'; dieß wär ein Titel, der dem Redakteur die größte Freiheit ließe, ein Titel, der ihm auch gestattet, das belletristische Publikum ins Interesse zu ziehen und diejenigen Materialien, die das ‚Ausland' nicht brauchen kann, vollauf zu benützen. Was die Redaktion betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß weder meine politischen Kenntnisse oder vielmehr meine Kenntnisse von der Tagespolitik, noch meine Schreibart mich zum Redakteur eines solchen Journals geeignet machen. Sollten Sie aber dennoch, Herr Baron, ganz besonders wünschen, meinen Namen als Redakteur auf den Titel der ‚Annalen' zu setzen, so will ich Ihnen darüber meine Gedanken, so weit ich sie selbst kenne, offen mittheilen." Es folgen nun — wie an den bezeichneten Stellen nachzulesen — die Bedingungen und der Vorschlag, Kolb mit der eigentlichen Redaktion zu betrauen. An diesen aber schrieb er die mannhaften Worte, in denen sich auch jener Vergleich der Zeitungen mit Festungen findet: „Lieber Kolb, der Baron Cotta kann Ihnen selbst sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für diesen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die ‚Annalen' nicht fallen; mein Namen steht Ihnen dabei zu Diensten ..." Als Motto für das veränderte Blatt schlägt er ihm die Worte vor: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien."

Als Motto der geplanten Zeitschrift ist dies Paradoxon nicht erschienen, wohl aber findet sich dasselbe zuerst — er wiederholte es später — in den Phantasien auf dem Schlachtfeld von Marengo, die Heine um jene Zeit seiner Reiseschilderung „von München nach Genua“ eingefügt hatte. Der Ausspruch bildet dort den Kern seiner berühmten Apostrophe auf die tagende Aera, in welcher die Kämpfe der gebildeten Menschheit nur noch mit geistigen Waffen ausgefochten werden. „Hier — auf dem Schlachtfeld von Marengo — that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daß er im Rausche Consul, Kaiser, Welteroberer wurde und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser gegangen; wir waren mit berauscht, wir haben alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerhand verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer. — Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden, als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Zivilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannichfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem europäischen Krieg machen würde . . ., so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemeine geistige Bedeutung nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, ebenso wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüberstehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Losungsworte

und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Mißverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt, als vermindert, doch wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichtsdestoweniger was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.“ Als diese aber bezeichnet er die Emanzipation. „Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrücktes Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europa's, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen von Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger Tausend privilegirter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.“ Es ist dieselbe für Heine's hier zu schildernde Geistesrichtung und Geistesentfaltung so ungemein bezeichnende Apostrophe, in welcher er zwar die großen Fortschritte zugiebt, welche auch durch blutige Eroberungskriege eingeleitet wurden, aber für jenen heiligen Befreiungskrieg der Menschheit begeistert eintritt, der sich nun vollziehe ohne Menschenleben aufs Spiel zu setzen, der das Wohl der Menschheit als die Summe des Wohls aller einzelnen Menschen begreift, es ist jenes Glaubensbekenntniß, in welchem der Sänger des „Buchs der Lieder“ erklärt, daß ihm der Dienst in diesem Befreiungskriege höher stehe als persönlicher Dichterruhm. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebe, war mir immer nur ein lustiges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.“

Um dieselbe Zeit, da er dies schrieb, sah er noch seinem Anstellungsdekret, das ihm Minister von Schenk in sichere Aussicht gestellt hatte, zuversichtlich entgegen — ein Beweis mehr, wie wenig er gesonnen war, durch eine Professur oder sonst ein ihm passendes Amt sich seine Gedanken- und Redefreiheit verkümmern zu lassen. Als er aber im Januar 1829 aus Italien nach München zurückkehrte, fand er sich dort in eine

Lage versetzt, die ihn zunächst alle Pläne mit leidenschaftlicher Hast sich aus dem Sinn schlagen ließ. Nicht nur seinen in München doch so wohlgegründeten Dichterruhm, alle seine Hoffnungen auf eine gesicherte Zukunft, einen angenehmen Aufenthalt in München sah er in Frage gestellt durch die unerhörten Ausfälle, die Graf Platen-Hallermünde, eifersüchtig auf Heine's Erfolge, in seinem „Romantischen Oedipus“ gegen ihn verübt. Das wohlfeilste, aber auch wirksamste Mittel, Heine in der Münchener Gesellschaft unmöglich zu machen, das auch bereits einige „Pfaffenblätter“ ins Spiel zu setzen begonnen hatten, hatte Graf Platen ergriffen, um sich für ein paar rein literarisch gehaltene Xenien Immermanns, die Heine in den zweiten Theil seiner „Reisebilder“ aufgenommen hatte, zu rächen: die Verhöhnung seiner jüdischen Abkunft. Und er hatte dies im Gegensatz zu der gedrechselten sauberen Versform in einer widerwärtigen, niederträchtigen Weise gethan: vor den Knoblauchdüften der Küsse dieses Erotikers hatte er die Frauen gewarnt. Heine's größter Stolz war, ein Liebling der Frauen zu sein. In München gerade hat er sich auf die Gunst einiger „schöner Aristokratinnen“, der Baronin Tjutschew und ihrer Schwester, einer Gräfin Bothmer, viel zu gute gethan. Auch die noch jugendliche Frau Baronin Cotta, die für Heine's Lyrik schwärmte, Cotta's zweite Frau, stammte aus einem alten vornehmen Hause. Die Vorurtheile gegen die Juden waren damals, namentlich im katholischen Deutschland, noch zu mächtig, er selbst sich des Vorhandenseins dieser Vorurtheile zu sehr bewußt, als daß er sich über diese Art der Polemik erhaben hätte fühlen können. Nur um sich als Schriftsteller und Bürger von den Vorurtheilen gegen die Juden und durch die Hemmungen denselben zu emanzipiren, hatte er vor Jahren sich kurz vor dem Doktorexamen taufen lassen. Oeffentliche Beohrfeigung hätte ihm das Blut nicht heißer in die Wangen getrieben, als diese infame Verspottung. Und das kam ihm von dem Manne, von welchem sich alle Welt in München — seit dem Erscheinen seiner „Gedichte“ bei Cotta im Vorjahre — die ärgsten Skandalgeschichten erzählte, mit solchen Kothklümpchen bewarf ihn ein neidischer Rivale, der in einem „Glashaus“ saß wie kein anderer Dichter wegen seiner Hinneigung zur Knabenliebe, die in seinen Gedichten so wenig verblümt zu Tage getreten war, daß sich bereits in den Hegel'schen Jahrbüchern eine rein sachliche Kritik damit beschäftigt hatte. Noch war der „Oedipus“ nicht erschienen, als Heine die Ausfälle gegen sich, die darin enthalten, erfuhr. Es scheint, daß der kunstschriftstellernde Baron von Rumohr, ein Freund Platens, mit dem Heine in Florenz Berührung gefunden, hierbei den Zwischenträger gespielt hat. Auch von Gustav Kolb hatte er Andeutungen

erhalten. Ein wildes Racheverlangen und jenes Schamgefühl, das den verwundeten Hirsch antreibt, sich einsam ins Dickicht zu flüchten, wurden noch gesteigert durch die Reizbarkeit, in die ihn die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung seines Vaters versetzt hatte. Diese Nachricht hatte ihn zu dem schnellen Aufbruch aus Italien veranlaßt. Sein Aufenthalt in München war nur ein kurzer; es trieb ihn zu dem sterbenden Vater, dessen inzwischen erfolgten Tod er in Würzburg erfuhr. Auf der Durchreise in München sprach er Cotta und brachte auch die Rede auf das bei ihm in Druck befindliche „Pasquill". Cotta, damals ganz erfüllt von den großen Staatsgeschäften, die seine Mission in Sachen der Zollvereinigung der größten deutschen Staaten mit sich brachte, erfuhr erst durch ihn von den in der Platen'schen Dichtung befindlichen, gegen Heine gerichteten Ausfällen. „Der alte Cotta selbst ist sehr brav", schrieb Heine später — 17. November — an Immermann hierüber, „einige Abende vor seiner Abreise von München, als ich ihm sagte, daß in seinem Verlage das Platen'sche Pasquill erschiene, sagte er mir, daß ich es mir von seinen Leuten geben lassen solle. Es hätte mir nur ein Wort gekostet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können." Als er in Hamburg die Pflichten des Sohnes gegen die verwittwete Mutter erfüllt hatte, trieb es ihn nach Berlin, wo er im Kreise Varnhagens und seiner Frau die verständnißvollste Beurtheilung seiner Lage erwarten durfte. Aber sein Zustand war damals ein so gereizter, daß er sich selbst mit Rahel, der ältesten Gönnerin seiner Muse, überwarf. Er miethete sich dann in Potsdam ein und lebte dort „einsam wie Robinson auf seiner Insel". Nur in der Zeit, die Cotta im April und Mai, des Zollanschlusses wegen, in Berlin zubrachte, viel im Varnhagen'schen Kreise verkehrend, ließ sich Heine mehr in Gesellschaft sehen. Cotta kam ihm hier in der alten freundschaftlichen Weise entgegen und machte mit ihm einen Vertrag über weitere Mitarbeit an „Morgenblatt" und „Annalen". Aber der von Strodtmann im Auszug mitgetheilte Brief, den er im Sommer (7. Juni, nicht Juli) aus Potsdam an Cotta schrieb, beschwert sich über die schlechte Behandlung, die seine Einsendungen von der Redaktion des „Morgenblattes" erfuhren. Dieselbe hielt zu Platen, und was Heine ihr jetzt vom Manuskript der „Bäder von Lucca" sandte, war wirklich auch wenig geeignet für das „Morgenblatt". Er fühlte dies wohl selbst, wie aus der Form seiner Beschwerde hervorgeht: „Indem ich Ihnen beiliegend etwas Italienisches, wie Sie zu haben wünschten, für das Morgenblatt schicke, hoffe ich, daß Sie nichts Anstößiges drin finden mögen, indem es das

Gemäßigtste ist, was ich geben kann und ich deßhalb schon gegen die geringste Verstümmelung protestiren muß. Ist der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, so bitte ich mir das Manuskript unter Varnhagens Adresse zurückzuschicken. Im dritten Fragmente kommen Namen vor, die ich allenfalls gegen Anfangsbuchstaben zu vertauschen bereit wäre. — Sie Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern mißfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht mißdeuten. Ich finde jetzt, daß es oft drauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu aviliren, und ich muß mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist.“ Unbekannt blieb bisher der interessante Nachsatz: „Von Schenk habe ich bis jetzt keinen Brief erhalten und nur meine Gutmüthigkeit hält mich noch davon ab, hierin eine Beleidigung zu sehen.“ Er hatte noch einmal Hoffnung gefaßt, daß ihm trotz Platen in München die Erfüllung seiner Wünsche werde. Cotta mußte ihn im mündlichen Verkehr hierzu ermuthigt haben. Aber Schenk hatte ihn fallen lassen. Bald nachher erklärte sich Heine von ihm der Platen'schen Koterie, den „Pfaffen und Junkern“, geopfert. Thatsächlich hatte Schenk, der charakterschwache, schon aus allgemeinen politischen Gründen und um sich an der Spitze der Geschäfte zu halten, dem bayrischen Staatsschiff bereits einen reaktionären Kurs gegeben.

Nun erst erfolgte die Abrechnung mit Platen. In der Gluth seines lange verhaltenen Zorns schmiedete er die stahlscharfen Sätze, mit denen er in dem kritischen Intermezzo für die „Bäder von Lucca“ die Hinterhaltigkeit des gräflichen Gegners im Intriguiren, Dichten und Lieben an den Pranger stellte. „Ich sah den guten Willen,“ erklärte er nach der Vollendung des 3. Reisebilderbands gegen Immermann, seinen Schildgenossen in dieser Streitsache, „daß man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte. . . . Ich war so mäßig, daß ich keinen Skandal auftischte, daß die wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Literarische erklären sollten. . . . Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man Etwas bei dem König für ihn thun müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sei in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die königliche 600-Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit

schrieb der Elende den Oedipus. Ich weiß, er haßte Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, daß wir Drei (lachen Sie nicht!) ihm die Münchner Lorberen, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat sein Haß ins Wort, um so freier, da ich zufällig nicht der Minister bin, und um so stärker, da er dem Minister noch schmeicheln mußte. . . Es galt kein scherzendes Tournier, sondern Vernichtungskrieg."

So hatte Heine's erster Streifzug in das Gebiet der Publizistik, sein Münchner Gastspiel als Redakteur, zum Endergebniß einen scharfen Schwertgang mit einem Dichter, der ihn als Dichter beleidigt und herausgefordert. Aber er nahm diesen Kampf auf als Zeitschriftsteller. In dem persönlichen Erlebniß fühlte er auch hier wieder das Allgemeine. Habe er in dieser Sache zunächst für sich gesorgt — führte er seine Auffassung Varnhagen gegenüber aus —, die Ursachen dieser Sorgen seien dem allgemeinen Zeitkampf entwachsen. „Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Producte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lenden und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein Andrer und Das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für Andere Vergeltung übt." Die offene Kriegserklärung gegen die „Pfaffen und Junker" entstammte nicht nur dem Groll gegen den Grafen Platen, dessen Beleidigungen er irrthümlich mit den Angriffen der Münchner Pfaffenblätter verquickte; das Ritterthum und Mönchthum, das Feudalwesen und die Hierarchie hatte er schon in seiner Jugendlyrik bekämpft, wodurch sie sich von vornherein von der eigentlichen romantischen Poesie, die mit ihm aus dem Jungbrunnen des deutschen Volkslieds ihre Bilder und Weisen schöpfte, so scharf unterschieden hatte. Es ist bekannt, wie Heine, der nun auch die Brücke, die er sich in München ins gelobte Land der Muße zu errichten gesucht, rücksichtslos in die Luft gesprengt hatte, über die für ihn ungünstige Wirkung seiner „Bäder von Lucca" und seiner persönlichen Kampfesweise gegen Platen betreten war. „Ich muß einen Halt haben gegen den Süden," klagte er im Januar 1830 gegen Varnhagen, „wo ich alles in die Schanze geschlagen. Ach! Sie

wissen nicht, wie viel Opfer mir es gekostet, ganz rücksichtslos zu schreiben!" Wie anders er sich die Folgen seines Sieges über Platen ausgemalt hatte, beweist der letzte Brief, den er in dieser ersten Phase seines Verkehrs mit Cotta an diesen um dieselbe Zeit geschrieben, da der dritte Band der „Reisebilder" sammt der Abfertigung des Platen'schen Angriffs herauskam, und zwar dessen zweite Hälfte, die bisher der Veröffentlichung entzogen geblieben:

„Hamburg, den 14. December 1829.

„Der Zweck dieser Zeilen, Herr Baron, ist Advisgabe über 300 Gulden, die ich so frei bin unter heutigem Datum, an die Ordre d. Herrn Henry Heine, 8 Tage nach Sicht, auf Ihr Stuttgardter Haus zu trassiren. Den Rest des Betrags von 50 Carol., die Sie mir in Berlin erlaubten, wann ich wolle, auf Sie zu ziehen, und wofür ich 6—7 Druckbogen für Ihre Blätter versprach, werde ich so frei sein späterhin, im nächsten Jahre, auf Sie anzuweisen. Zuvor möchte ich noch einige Einsendungen machen; wenn ich dies Jahr weniger gab, als ich wohl beabsichtigte, so lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieses nur selten im Stande ist, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, weshalb mir auch die Redakzion einige zurückschicken und ich noch viel mehr zurückbehalten mußte.

„Nicht so ganz Nebenabsicht dieses Briefes ist die Anfrage: ob Sie jetzt noch den Wunsch hegen, irgend ein Buch von mir zu verlegen? und ob es in diesem Fall zu Berlin gedruckt werden kann? Mit Ende dieses Jahres werde ich — nicht ohne Opfer — meinen Verpflichtungen gegen Hoffmann & Campe vollauf Genüge geleistet haben, und für künftige Verlagsverhältnisse meine Einrichtungen treffen müssen. — Meine Adresse ist: Dr. Heine, bei Wittwe Betty Heine, geb. v. Geldern, Neuerwall Nr. 28, Lit. D. — Der große Ueberfluß an Namensgenossen macht hier solche ausführliche Addresse nöthig.

„Indem ich hoffe, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlsein antrifft, und recht seelentief wünsche, daß Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich unverändert bleiben mögen, bitte ich Sie mich auch der Frau Baronin zu empfehlen und ich verharre

Herr Baron

mit Verehrung und Ergebenheit

H. Heine."

Dieser Versuch kam zu spät. Der in seinem Zorn und Spott gegen Platen ins Maßlose gerathene Dichter hatte sich die Aussicht, für seine weiteren Werke den Hafen des „Klassiker"-Verlags zu gewinnen,

selber vernichtet. So wohlgesinnt ihm Cotta auch war und wie tolerante Grundsätze dieser gegenüber den Streitgelüsten der vielen Mitarbeiter seines Verlags auch hatte, der Ton dieser Polemik war doch zu stark, um noch zu gestatten, daß direkt neben Platen jetzt auch Heine einen Platz in der Walhalla des Cotta'schen Poesieverlags angewiesen erhielte. Der Cotta'sche Verlag war in Heine's Streitschrift ausdrücklich genannt, und der letzte Satz derselben konnte sogar als persönliche Anzüglichkeit gegen Cotta sowie den König von Bayern ausgelegt werden.

Aber das publizistische Talent Heine's gab Johann Friedrich Cotta auch jetzt nicht auf. Bei erster passender Gelegenheit suchte er ihn wiederum zu engerem Anschlusse — jetzt an die „Allgemeine Zeitung" — zu bewegen. Und sein Scharfblick hatte sich nicht getäuscht. In dem neuen Verhältniß, auf dem fruchtbaren Boden von Paris, entwickelte sich Heine zu einem Zeitschriftsteller von echt journalistischen Fähigkeiten, der auf dem Gebiete des politischen Leitartikels, der Sittenschilderung, der Kunstkritik, des zeitgemäßen Feuilletons glänzende Muster schuf, die tausendfach nachgeahmt worden sind. Zu einem politischen Charakter reifte er darüber aber ebenso wenig, wie sich je seine poetische Natur dabei verläugnet hat.

* * *

Fast zwei Jahre waren vergangen, als die erneute Annäherung zwischen Heine und Cotta erfolgte, welche den Dichter in ein festes fruchtbares Verhältniß zur „Allgemeinen Zeitung" gebracht hat. Heine war inzwischen weit ernster geworden; seine politischen Ansichten hatten sich geklärt und gefestet. Der Tod seines Vaters, ein Zerwürfniß mit seinem Onkel, das Fehlschlagen aller Hoffnungen auf ein Amt, die Plackereien der Zensur, das Verbot seiner Bücher, der Verlauf und die Folgen seines Kampfs mit dem Dichtergrafen hatten nicht minder dazu beigetragen als der Eindruck der „großen Juliwoche" des Jahres 1830, welche das „Bürgerkönigthum" in Frankreich begründet und das gewissenhafte Studium des Thiers'schen Geschichtswerks über die große französische Revolution, dessen Wirkung damals so viel dazu beitrug, die Stagnation des öffentlichen Lebens zu durchbrechen. Als die wahren Feinde des politischen Fortschritts und der bürgerlichen Freiheit erschienen ihm jetzt — weit mehr als das Königthum — die beiden Mächte, aus deren Kreisen ihm selbst so viel Unbill widerfahren: die Aristokratie und der Klerus; in seinen „Nachträgen zu den Reisebildern" wie in der Vorrede zu R. Wesselhöfts Schrift „Kahlberg wider den Adel", den Früchten des

Jahres 1830, bezeichnete er deren Bündniß als das Haupthinderniß der politischen Freiheit und stellte den Grundsatz auf, daß erst dessen Herrschaft gebrochen werden müsse, ehe an eine dauernde Verwirklichung der demokratischen Ideen in Deutschland gedacht werden könne. Er griff nicht das Königthum und die Religion an, er bekannte sich zu beiden; aber gerade darum erklärt er, den Dogmen- und Priestertrug, der den ehrlichen Gottglauben zur Knechtung der Menschen ausnützt, und die Anmaßungen einer privilegirten Adelskaste bekämpfen zu müssen, die sich immer wieder zwischen Fürst und Volk drängt, um aus dessen Macht Vortheil zu ziehen.

In Helgoland und Hamburg hatte er diese Ideen mit der glühenden Beredsamkeit seiner begeisterten Stunden zur Darstellung und dann zum Druck gebracht, bis er im April 1831 die schon oft erwogene Uebersiedelung nach Paris vollzog — freiwillig und doch exilirt — sich den Gefahren entziehend, welche der Geist seiner letzten Veröffentlichungen über ihn heraufbeschworen, und vor denen er von befreundeter Seite rechtzeitig gewarnt worden war. Als Schriftsteller verfolgt, als Jurist und Gelehrter trotz aller Bemühungen von jeder Anstellung ausgeschlossen, noch zuletzt bitter enttäuscht durch die Ablehnung seiner Bewerbung um ein Hamburger Syndikat, verließ er die Heimath, verzweifelnd an jeder Hoffnung, in ihr eine glückliche Existenz zu gewinnen. Dem Genius seiner Jugendpoesie, dem holden Sang von Liebesschmerz und Lenzeswonne, hatte er mit den Liedern des „Neuen Frühling" — wie er meinte — den letzten Tribut entrichtet; er war entschlossen, jetzt sein Talent mit Ausschließlichkeit dem strengen Dienst der politischen Freiheit zu weihen, mitzuwirken, daß der heiligen Allianz der Mächte „die heilige Allianz der Völker" entgegentrete. Er ist sich dabei bewußt, daß in Paris über der Politik „sein künstlerisches poetisches Vermögen gefährdet" und der „Bruch mit den heimischen Machthabern consakrirt" werde. Nicht die aufregenden Zerstreuungen des „Seine-Babel" denen er, freilich später recht gern den Schimmer seiner poetischen Auffassung lieh, „Ruhe" sucht er in Paris, um die „Bücher" zu schreiben, die ihm in der Seele liegen.

Das Nächste aber, was er in Paris schrieb, und das Meiste, was er dort bis zu seinem Tode geschrieben, waren Zeitungsartikel; Zeitungsartikel freilich, in denen, wie in seinen „Reisebildern", die verschiedenen Elemente seines schwärmerischen Gemüths und skeptischen Verstandes, seines poetischen Empfindens und kritischen Denkens sich ein Stelldichein gaben, und die darum noch heute eine fesselnde Lektüre bilden, ganz

abgesehen von ihrem Werth als scharfbeobachtete Schilderungen der damaligen „französischen Zustände“ oder als geistvolle Analysen der Entwicklung des deutschen Geisteslebens seit Luthers Befreiungsthat. Journalartikel von aktueller Tendenz, geschrieben für das „Morgenblatt“, die „Allgemeine Zeitung“, die „Europe littéraire“ und die „Revue des deux mondes“, bildeten den Inhalt der weiteren Bände, die Heine von nun an durch Campe ins deutsche Publikum sandte, bis er 1844 mit den „Neuen Gedichten“ wieder als lyrischer Dichter hervortrat mit einem Erfolg, der sich in dem Absatz von 20,000 Exemplaren innerhalb der ersten zwei Monate nach dem Erscheinen aussprach.

Heine für die rein journalistische Form der Mittheilung gewonnen zu haben, ist das Verdienst — und es war ein Verdienst — Johann Friedrich Cotta's. Ein langer Brief Heine's an ihn, vom 31. Oktober 1831, der erste seit jenem vergeblichen Verlagsantrag vom 14. Dezember 1829, giebt darüber genauen Aufschluß. Wahrscheinlich hatte Cotta durch Varnhagen von Heine's Aufenthalt in Paris erfahren und gleich darauf diesem durch den regelmäßigen Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“ in Paris, Dr. Donndorf, den Wunsch übermittelt, er möge doch die alten Beziehungen zu seinen Journalen aufnehmen. Inzwischen erschienen die ersten Bände von Börne's Briefen aus Paris, und ihre sensationelle Wirkung bewies, welchen Heißhunger das liberale Publikum solcher frischen Kost aus dem Herd des politischen Lebens entgegenbrachte; der kurze Aufschwung des Verfassungslebens in Südwest-Deutschland, der dann im nächsten Frühjahr in dem Hambacher Fest seinen Höhepunkt und gleich nach demselben durch neue reaktionäre Bundesbeschlüsse sein Ende fand, ließ noch die Mitarbeit Heine's an der „Allgemeinen Zeitung“ ohne Gefahr für das Blatt durchführbar, ja in hohem Grade erwünscht erscheinen. Eine Mission Kolbs nach Paris im Herbst dieses Jahres wurde benutzt zu einer lebhafteren Einwirkung auf Heine's Entschlüsse. Mit Börne in Konkurrenz zu treten, seine Selbständigkeit neben diesem auf dem Gebiete der reinen Politik zu behaupten, mußte Heine um so mehr reizen, als er sich des großen Unterschieds zwischen sich und ihm voll bewußt war, während umgekehrt das liberale deutsche Publikum anfing, Heine und Börne zu einem zusammengehörigen Begriff zu verschmelzen.

„Herr Baron!“ schrieb er an den alten Gönner, dessen Gunst er in der Zwischenzeit gewiß ungern vermißt hatte, „ich kann es kaum aussprechen, wie sehr ich erfreut war, als mich Hr. Donndorff von Ihren freundschaftlichen Gesinnungen unterrichtet und gar als Kolb, dem ich immer unbedingt traue, mir die Versicherung ertheilt, daß diese Ge-

sinnungen nie unterbrochen gewesen und daß ich mich über jedes obwaltende Mißverständniß nur frei gegen Sie auszusprechen brauche, um es bald beseitigt zu sehen.“ Es folgt eine Auseinandersetzung, aus welcher hervorgeht, daß Cotta auf Heine's letzten Brief mit einem für ihn ungünstigen Abrechnungsentwurf geantwortet hatte, und die er in seiner witzigen Art abbricht: „Jetzt bin ich beruhigt. Ich hoffe, wir stimmen überein. Ich will gern bei Ihnen hoch angeschrieben sein, aber nicht in Ihrem Schuldbuche, wenn auch der ganze deutsche Parnaß darin paradirt. Ich lasse mich nicht gern auf diese Weise in der Tasche tragen, wenn es auch sonst nicht drückend ist.“ ... „Trübselige Umstände machen es nöthig, daß ich noch eine Reihe Jahre in fremden Ländern herumwandern muß, das Leben in Paris, wo ich so lang als möglich bleiben will, ist just nicht wohlfeil, auf viele frühere Ressourcen muß ich verzichten und seit der großen Woche bin ich sehr reduzirt worden, ebenso gut wie meine meisten Freunde in Berlin und Hamburg, die alle viel Geld eingebüßt. Auch hier ist das Geld bei den reichsten Leuten sehr geschmolzen, mehr als man ahnt. Ach, lieber Baron, der Reichthum hat freilich im großen Wochenbette die Freiheit zur Welt gebracht, aber diese Freiheit hat ihrer Mutter das Leben gekostet.

„Hier ist jetzt Alles still. Wird es lebhafter und passirt etwas Bedeutendes, so sollen Sie darüber Berichte für die Allgemeine Zeitung erhalten, wie ich Kolb versprach, der mich versicherte, daß ich Sie bereit fände, meine Bedingungen für solche Mittheilungen zu genehmigen. Zur Einleitung einer solchen Korrespondenz will ich schon morgen den ersten Brief schreiben. Ganz große ausgearbeitete über die politischen Zustände hierselbst denke ich späterhin ebenfalls für die Allgemeine Zeitung zu schreiben, wie letztere derselben, nach Kolbs Meinung, für die Zukunft bedarf, und für solche große Arbeiten verlange ich ein Honorar von zehn Carolin für den Druckbogen.

„Ich weiß nicht, in wie weit nach dem Abdruck des überschickten Gemäldeberichts meine oben erwähnte Verpflichtung in Betreff einer Lieferung von sechs bis sieben Bogen für das Morgenblatt erfüllt ist, ist dieß der Fall, so wünsche ich über circa fünfzehn Carolin, die mir alsdann noch zukommen werden, gelegentlich zu verfügen. Kolb hat mir versprochen, daß Sie sich für jenen Aufsatz bei der Zensur besonders interessiren würden, damit ich nicht verstümmelt werde. Ich habe dem Aufsatz ein kolorirtes Bild, welches sich darauf bezieht, hinzugefügt und bitte Sie, solches der Frau Baronin v. Cotta zu übergeben, damit sie sich des entfernten Schützlings freundlich erinnere.

„Ich wünsche, wenn Kolb von England zurückkehrt, ihn zu persuadiren, länger als er beabsichtigt, in Paris zu verweilen, um für die Zukunft sich publizistische Quellen zu erwerben. Denn ist auch die Allgemeine Zeitung das beste Blatt Deutschlands, so wimmelt es doch von Spekulanten, die schon jetzt eine Rivalisazion mit ihr angetreten hätten, wäre nicht die politische Luft verfinstert worden, die aber immer noch ihre Plane in der Tasche tragen. Ich kann dieses besser, als jeder Andere wissen, da dergleichen Leute, indem sie mich irriger Weise für betriebsam halten, mich mit ihren Anträgen beständig belästigen. Besonders in der großen Form der französischen Journale möchten sie gern Zeitungen herausgeben, an den Fonds, die in französischer Akzienweise zusammengeschossen wurden, fehlt es nicht, es fehlt nur an der Hauptsache, an den politischen Federn, deren Deutschland noch lange entbehren wird. . . ."

Mit der ganzen Frische seines impulsiven Wesens hatte sich Heine den Eindrücken des Pariser Lebens und nun dem neuen Beruf hingegeben. Es gefiel ihm außerordentlich in dem lebhaften, geistig hochgehenden Element der Seinestadt, zumal er sich dank guter Empfehlungen von Varnhagen u. A. sehr bald der anregendsten Beziehungen zu erfreuen hatte sowohl zu hervorragenden Familien der deutschen Kolonie, als auch zu französischen Künstlern und Schriftstellern. Der überschickte Gemäldebericht für das Morgenblatt, dessen der Brief erwähnt, zeigte diese Frische des Schauens und Aufnehmens, des Verarbeitens und Schilderns in ihrem vollen Reiz; es waren die Schilderungen des Pariser Salons vom Jahre 1831, wahre Meisterstücke in der nachempfindenden Kunst der Beschreibung merkwürdiger Kunstwerke. Und der hier angekündigte erste politische Brief war die Einleitung zu den „Französischen Zuständen", in denen er weiter im Jahre 1832 die Eindrücke des politischen Lebens mit der Lebendigkeit persönlichen Erlebens dargestellt und an ihnen seine Ueberzeugung dargelegt hat, daß die bürgerliche Freiheit sicherer zur Entwickelung gelange, wenn sie sich im Kampf gegen die privilegirten Stände auf die konstitutionelle Monarchie stütze, als wenn die radikale Forderung der Republik die Revolution ausschließlich gegen das Königthum richtet. Diese konstitutionelle Monarchie fand er jedoch in dem „Bürgerkönigthum" Louis Philippe's nicht verwirklicht, in welchem er vielmehr nur einen Schein-Konstitutionalismus erblickte, dem das heimliche Streben nach dem alten Absolutismus zu Grunde lag; er bekämpfte in ihm das Metternich'sche System, die heilige Allianz zur Unterdrückung der Freiheit, mit der auch Louis Philippe konspirirte. Er that dies aber auch

mit bewußter Wendung gegen das „Jakobinerthum" der deutschen Flüchtlinge in Paris, deren Geistesleben ganz im Kultus der republikanischen Idee aufging und die, wie Börne ihr Tribun bereits war, auch Heine nun als Parteiführer reklamirten, natürlich um von ihm als Gegenleistung zu erlangen, daß er sich auf die Grundsätze ihres Parteiprogramms verpflichte. Heine's ganzes Wesen sträubte sich aber gegen jede Bevormundung, jede Unterordnung; er fühlte sich weder zum Parteiführer, noch zum Parteimitglied berufen. Vor allem fühlte er sich nicht als Gesinnungsgenosse der „eisklugen Staatsgrübler, die alles Heil der bürgerlichen Freiheit von der republikanischen Staatsform erwarteten" und sie erzwingen wollten selbst auf die Gefahr hin einer Erneuerung der Schreckens- und Pöbelherrschaft vom Jahre 1793. „Die Sprache von 1793 heraufzubeschwören", — und sie klang damals wider, nicht nur in den Versammlungen der Amis du peuple, sondern auch in Börne's Briefen aus Paris — erklärte er gleich in der zweiten seiner politischen Uebersichten für „ein Plagiat an der Vergangenheit", das zu den Verhältnissen der Gegenwart nicht passe. Er nennt die Hoffnung, daß Frankreich für die Republik reif sei, einen glänzenden Wahn, den er mit glänzendem Witz zu widerlegen sucht durch den Vergleich der Pariser Gesellschaft, die ihn umgiebt, mit den Republiken von Sparta und Athen. „Wie könnte solche Verfassung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Véry, der Vévour, des Carème! Dieser Letztere würde sich gewiß wie Vatel in sein Schwert stürzen als ein Brutus der Kochkunst, als der letzte Gastronom! Wahrlich, hätte Robespierre nur die spartanische Suppe eingeführt, so wäre die Guillotine ganz überflüssig gewesen; denn die letzten Aristokraten wären alsdann vor Schrecken gestorben oder schleunigst emigrirt. Armer Robespierre! Du wolltest republikanische Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen und 150,000 Perruquiers und Parfumeurs ihr lächelndes, frisirendes und duftendes Gewerbe treiben!" Sehr treffend hat Robert Prölß in seiner Heine-Biographie an den Hinweis auf diese Apostrophe die Bemerkung geknüpft, daß Heine seinen Vorwurf gegen die Pariser auch auf sich selbst hätte anwenden können. „Um wahrhaft Republikaner zu sein, hätte er so bedürfnißlos sein müssen, wie Börne es war." Er fühlte dieß auch selbst, und wie er in den Tagen der Freundschaft mit Börne über diesen an Varnhagen geschrieben: „Er ist viel größer als ich" — womit er dessen politischen Charakter meinte, „ich aber bin großartiger" — wobei er sein poetisches Wesen im Auge hatte, so sagte er jetzt von sich: „Ich bin nicht tugendhaft genug, um

jemals dieser Partei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde." So klingt denn auch durch seine bald ernsten, bald spöttischen Ausführungen über das Bürger-Königthum unverkennbare Begeisterung für die demokratischen Ideale, aber die Realität des Puritanerthums der deutschen Flüchtlinge wie der französischen „Volksfreunde" forderte gleichfalls seinen Spott heraus; und so schwang er auch über sie seine Pritsche. Seine Art, die sich gegen das Nazarenerthum in jeder Form auflehnte, welcher Tabaksqualm und Kneipenduft ebenso fatal war wie demagogische Kraftrednerei, konnte nicht heimisch werden in den Kreisen, wo die bessere Lungenkraft in breiter Stimmentfaltung den Ausschlag gab und die alten Ideale der deutschen Burschenschaft mit revolutionären Anschlägen verquickt wurden, denen bei der Lage der Dinge in Deutschland sein Verstand jede Aussicht auf Erfolg absprechen mußte. Er fühlte in sich keinen Beruf zum todeskühnen Barrikadenkampf, zu dem die flüchtigen Patrioten vom Schlage eines Jakob Venedey bereit waren; er glaubte nicht an reale Erfolge jener Verbrüderungsfeste im westlichen Deutschland, deren größtes das Hambacher war, wozu Börne sich eine Weile verleiten ließ. Diese Ausfälle gegen den Standpunkt Börne's waren aber die ersten Plänkeleien eines langandauernden Prinzipienkampfes im Lager der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung und einer leidenschaftlichen persönlichen Verfeindung zwischen den beiden Männern, die Börne's Tod noch weit überdauert und in ihren Folgen Heine's Leben bis an sein Ende verbittert hat. Diesen Charakter der Erbitterung gewann der Kampf gleich in jenen Tagen, als Börne und Heine noch den ursprünglich freundschaftlichen Verkehr in Paris unterhielten, auch Heine sich gelegentlich bei den Zusammenkünften des deutschen Arbeiter-Klubs sehen ließ, durch die Rivalität, mit welcher Heine seine „Zustände" den „Briefen" Börne's gegenüberstellte, sowie aber auch durch die Unfähigkeit Börne's, Heine als poetische Natur und nicht als politischen Charakter zu beurtheilen. Er konnte die Spöttereien Heine's über Dinge, die ihm die heiligsten waren, nicht anders erklären, als daß er sich sagte, er müsse bestochen sein. Und so denunzirte er ihn in seinen „Pariser Briefen" ungerechterweise als bestochen von Oesterreich, um dieselbe Zeit, als die österreichische Regierung ihren Einfluß beim alten Cotta gegen die Mitarbeiterschaft Heine's an der „Allgemeinen Zeitung" mit allem Nachdruck geltend machte.

Der sehr lebhafte Briefwechsel, den Heine in den ersten Monaten 1832 mit Cotta unterhielt, hat vielfach diese Verhältnisse berührt, und

gleich der erste seiner Briefe (vom 20. Januar) ist ganz davon erfüllt. „Ich bitte Sie um schleunige Abdrucksbeförderung dieses Aufsatzes. Kurz vor Abgang der Post kann ich nur in Eile den Grund dieses Wunsches andeuten. Der zur Genüge bekannte Buchhändler Frankh, der allerlei verfehlte Zeitungsprojekte im Kopfe trägt, liegt noch immer hier, um eine spottwohlfeile Ausgabe der Freiheit für Deutschland zu besorgen, und die Allgemeine Zeitung ist die beständige Zielscheibe seiner Schmähungen und Machinationen. Als nun der erste Artikel der „Zustände" erschien, ärgerte er sich über diesen erhöhten Ton, der ihm an und für sich wohlgefällt, aber nur nicht in der Allgemeinen Zeitung, und er beging die Perfidie, eine verstümmelte übertriebene und verfälschte Uebersetzung davon in die Tribüne setzen zu lassen, mit einigen einleitenden Worten, die ungefähr lauten, als ob diese Korrespondenz von der österreichischen Regierung immediat-influenzirt werde. Dieses Manöver wurde mit den hiesigen deutschen Jakobinern abgekartet, wobei sie zugleich mich, den sie als den Verfasser jenes Artikels überall herumnennen, dergestalt compromittiren wollen, daß ich mich für sie oder gegen sie erklären müsse, wovon ich das erste aus Ueberzeugung, und das andre aus Klugheit bis jetzt unterlassen habe. Ich bin nicht der Mann, der sich zwingen läßt, und sie bewirken nur, daß ich, aus Degout vor der jakobinischen Unredlichkeit, noch gemäßigter als jemals werde. Was Sie mir über Börne schreiben, ist ganz meine Meinung, nur darf ich es aus Klugheit nicht laut werden lassen, da man es in dieser Zeit der Reaktionen als eine feige Sicherung auslegen würde. Auch dieser sonst gescheute Mann läßt sich übertölpeln von einem Frankh, um so leichter, da die Allgemeine Zeitung sich wirklich ignobel gegen ihn gezeigt. Vielleicht mache ich diese Tage eine neue Einsendung und dann ein Mehreres, da jetzt die Post abgeht. Es geht übrigens nichts bedeutendes vor und die kleinen Lumpereien weiß Donndorf doch immer eine Stunde früher als ich, da er sie mir erst bei Tisch erzählt. Es wäre schrecklich, wenn ich nach Paris gekommen wäre, um große Dinge zu beschreiben, und es fiele nichts Großes mehr vor. Ich weiche aber nicht, und sollte ich zehn Mal so lange hier warten, wie die alte Madame Beer auf die Aufführung von Robert le Diable gewartet. Daß ihr Sohn das Ehrenkreuz erhalten, wissen Sie gewiß aus der vorgestrigen Zeitung; aber daß August Schlegel schon vor 3 Monat durch Broglie das Ehrenkreuz erbettelt, wissen Sie vielleicht noch nicht, da man sich das Wort gegeben, es nirgends zu erwähnen. Er ist in diesem Augenblick die lächerlichste Figur in Paris und Humboldt und Koreff tranchiren ihn auf's meister-

hafteste. Kolbs Anwesenheit ist mir höchst erfreulich; ohne es zu wissen, lernt er hier täglich, er lernt seine Gedanken klarer zu redigieren, eine Kunst, die die französischen Journalisten so außerordentlich verstehen; er wird in Mysterien des Journalismus eingeweiht, wovon er früher keine Ahnung hatte. In seinem letzten Aufsatz erkenne ich schon solche Fortschritte...." „Kolbs Abreise," schreibt er am 1. März — nachdem ihn der rauschende Carneval in der letzten Zeit wenig an den Schreibtisch hatte gelangen lassen — „hat mir sehr leid gethan, er wird wohl bereits dort angelangt sein, und meine freundlichsten Grüße überliefert haben. Er wird Ihnen, Herr Baron, auch von den Unbequemlichkeiten meiner hiesigen Stellung unter den Patrioten erzählt haben und Sie werden dadurch einsehen, daß bei meinen Aufsätzen, deren Vertretung nach unten weit schwieriger ist, als nach oben, eine ungewöhnlich gnädige Zensur stattfinden muß. Der beiliegende Aufsatz, den ich selber schon hinlänglich zensirt und worin keine einzige Aeußerung über deutsche Interessen vorhanden, hoffe ich unverändert gedruckt zu sehen. Ich hoffe, er gefällt; er ist auf jeden Fall besser als der vorhergehende und entspricht den Wünschen Kolbs, der in den Ton der „Allg. Ztg." mehr Leben bringen will. Dies thut wahrlich noth. Die Staatszeitung in Preußen hat schon gefühlt, daß sie wenigstens den ästhetischen Neigungen ihres Publikums nachgeben muß und sie sucht es durch Literatur-Artikel zu kirren. Die Blätter der „freien Presse" bedürfen kaum des guten Stils, da sie die Menge durch das Leben selbst hinreißen. Mit einem Abgeordneten der Zweibrücker freien Preßhefte hat Kolb eine Entrevue gehabt, wovon er Ihnen in Betreff der „Allg. Ztg." wohl gesprochen. Hier hat sich unterdessen eine Assoziation für freie Preßblätter gebildet, die schon viele Hundert Glieder zählt, und wobei mein Name als Lockvogel mehr als mir lieb ist gebraucht worden. Der Republikanismus der Tribünenleute ist mir fatal und ich sehe schon die Zeit herannahen, wo sie mich als Vertheidiger der Institution des Königthums noch bitterer befehden werden, als Andre. Aber es geschieht den Königen ganz Recht, sie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und Pfaffenherrschaft eiferten, nicht hören wollen und jetzt bekommen sie den blutigsten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende nichts übrig, als sich in ihre Purpurmäntel zu hüllen und wenigstens mit Anstand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde und damit büßen wir vielleicht ab, was in unsrem Oppositionsstreben zuweilen nicht aus den reinsten Absichten entsproß. Ueber lang oder kurz wird in Deutschland die Revolution beginnen, sie ist da in der Idee und die Deutschen haben nie

eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in diesem Lande der Gründlichkeit wird Alles und daure es noch so lange zu Ende geführt. Hier ist es still. Zwiespalt zwischen den Kammern, woran das Volk keinen Antheil nimmt. — Leben Sie wohl, Herr Baron, grüßen Sie mir allerbestens Frau von Cotta, die geistreich edle Dame. — Passirte nur etwas Wichtiges, so sollten Sie öfter Briefe von mir haben.

Hochachtungsvoll verbleib ich unterdessen,

Ihr ergebener

H. Heine.“

Wie ernst es der Dichter in dieser Zeit mit dem übernommenen Amte nahm, bewies er besonders, als Anfangs April Paris von der Cholera überzogen wurde und er die dadurch geschaffene Lage mit dem Epigramm charakterisirte: „Das juste-milieu hat die Cholera“. Während „fast alle seine Bekannten aus Deutschland“ der Hauptstadt entflohen, ließ er sich von der Erwartung fesseln, daß der Mißmuth der armen Klassen unter dem Druck der Seuche sich in Emeuten Luft machen werde. Und er hatte recht vermuthet. Als im Juni dann gelegentlich des Begräbnisses von General Lamarque der Aufstand losbrach, war er am Platze und konnte der „Allgemeinen Zeitung“ die lebensvollsten Berichte aus eigener Anschauung geben.

Aus dem durch unsre Briefe näher veranschaulichten Gegensatz, in welchen Heine durch seine journalistische Thätigkeit für die „Allg. Ztg.“ gleich im Anfang zu Börne und dem deutschen Flüchtlings-Radikalismus gerieth, sind auch die verschiedenen Vor- und Nachreden zu den Buchausgaben der „Französischen Zustände“ entsprungen. Hier hat er sich über sein Verhältniß zur „Allgemeinen Zeitung“ und seine Auffassung von dem ihm daraus gewordenen Beruf wiederholt klar und scharf ausgesprochen. Die bezeichnendste Stelle steht in der 2. Vorrede zu den Berichten des Jahres 1832 und lautet: „Ich benutze diese Gelegenheit, um aufs bestimmteste zu erklären, daß ich seit zwei Jahren in keinem politischen Journal Deutschlands, außer der „Allgem. Ztg.“, eine Zeile habe drucken lassen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhörten Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständniß der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu

Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet, es ist mein Amt." Und als er 1854 bei Veranstaltung einer neuen Gesammtausgabe seiner Schriften die Berichte aus den Jahren 1840—43 unter dem Sondertitel „Lutetia" vereinigte, und diesen Band dem freisinnigen Fürsten Pückler-Muskau widmete, schrieb er: „Das vorliegende Buch besteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt bei dem neuen Abdruck die unterdrückten oder veränderten Stellen restaurire. . . . Indem ich eine gute Zahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Zensur passirt hatten, ohne die geringste Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künstlerische Zusammenstellung aller dieser Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die ebenso wichtig wie interessant war. . . . Um die betrübsamen Berichterstattungen zu erheitern, verwob ich sie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, aus den Tanzsälen der guten oder schlechten Sozietät, und wenn ich unter solchen Arabesken manche zu närrische Virtuosenfratze gezeichnet, so geschah es nicht, um irgend einem längst verschollenen Biedermann des Pianoforte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzufügen, sondern um das Bild der Zeit selbst in seinen kleinsten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege ebenso gut wie das stolzeste Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte sind ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selbst abkonterfeite und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende Geist des Künstlers ein Werk geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst dokumentirt." Ueber die redaktionell gebotene Anonymität dieser Artikel und die Angriffe, die ihm in Folge redaktioneller Zusätze und Auslassungen zutheil wurden, wie über die Tortur, welche ihm die Selbstzensur bei der zu erwartenden doppelten Zensur des Staates und der Redaktion bereitet, hat er sich schließlich in dem Nachwort zur Lutetia, „Spätere Notiz", polemisch ergangen. „Da die Redaktion und nicht der eigentliche Verfasser für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaktion gezwungen ist, das Journal sowohl der tausendköpfigen Lesewelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen, materiellen und moralischen, täglich zu kämpfen hat, so muß ihr wohl die Erlaubniß anheimgestellt werden,

jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausscheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Stil des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muß der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflußloses Publikum, und es wäre ebenso gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffeehause vor den respektiven Stammgästen schwadronirten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen Hunderttausenden Lesern in allen Ländern belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstümmelung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zur ersprießlichen Saat im unbekannten Boden. Beseelte mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur angethan, für die „Allgemeine Zeitung" zu schreiben. Da ich von dem Treusinn und der Redlichkeit jenes innigst geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders seit mehr als 28 Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, so konnte ich mir auch wohl manche erschreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen lassen; — sah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu sagen schien: Liege ich denn etwa auf Rosen? Dieser wackere Kämpe der deutschen Presse, der schon als Jüngling für seine liberalen Ueberzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützigem Wissen, dem besten Emanzipationsmittel, und überhaupt für das politische Heil seiner Mitbürger so Viel gethan, viel mehr gethan, als Tausende von bramarbasirenden Maulhelden — er ward von diesen als servil verschrieen. . . ."

Der von Heine mit so warmen Worten Gepriesene war sein Altersgenosse Gustav Kolb, dessen Namen wir in dieser Darstellung schon so oft zu erwähnen hatten, daß es Zeit ist, seiner Persönlichkeit hier des näheren zu gedenken. Als eine ungemein frische, liebenswürdige Natur von nie ermüdendem Antheil für alle höheren menschlichen und nationalen Interessen in Politik und Literatur, treu und anhänglich

gegen Freunde, offen und redlich im Bekennen seiner Meinung, tritt uns das Bild dieses Zeitungsmannes überall entgegen, wo unsre Darstellung von ihm zu berichten hat. Auch er war durch Johann Friedrich Cotta der Presse zugeführt worden und zwar kam er direkt aus einer Kerkerzelle des Hohenasperg im Herbst 1826 in die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“. Wilhelm Lang hat erst kürzlich in seinem Buch „Von und aus Schwaben“ (Stuttgart 1891) ein ansprechendes Bild dieses deutschen Musterredakteurs entworfen, der nahezu vierzig Jahre lang von jener Zeit ab am Webstuhl der Allgemeinen Zeitung gewirkt hat. In seinem Heinebuch hat ferner Gustav Karpeles eine Reihe von Briefen Heine's an diesen einflußreichen Freund, der — wie dies das Schicksal der Redakteure — für sein großes Wirken so wenig Ruhm geerntet, zusammengestellt. Am 6. Mai 1798 zu Stuttgart als Sohn eines geschickten Goldarbeiters geboren, konnte Kolb nur unter Schwierigkeiten zum Besuch der Universität gelangen, die er aber doch 1818 in Tübingen bezog, um Kameralwissenschaften zu studiren. Er schloß sich mit Begeisterung der Burschenschaft an und erlebte mit der ganzen Empfindsamkeit eines lyrisch gestimmten Jugendsinns den grausamen Schlag, der ihre Existenz schon im nächsten Jahre traf. Seine zum Pathetischen neigende Natur nahm die Ziele der Burschenschaft und die Verfolgung sehr ernst. Die Emissäre der geheimen Neugestaltung des Bundes, Wilhelm Snell und Karl Follen, fanden in ihm den erwünschten Organisator ihrer Bestrebungen für Tübingen. Zu seinen besonderen Freunden zählte Gräter, der schwäbische Delegirte auf dem geheimen Burschentag in Dresden, und der Buchhändler Liesching, der damals den „Deutschen Beobachter“ gegründet hatte und sich als Sendbote in den Dienst der geheimen burschenschaftlichen Propaganda stellte. Als im Frühjahr 1821 die Revolution in Piemont ausbrach, folgten Kolb und Gräter dem Rufe eines Sendboten der Carbonari zur Theilnahme. Kolb hatte nebenbei die Berichterstattung für Seybolds „Neckarzeitung“, an welcher auch Börne Mitarbeiter war, über die Vorgänge in Piemont und Neapel übernommen. Doch wurden die Erhebungen so schnell niedergeschlagen, daß die jungen Schwärmer auf dem Kriegsschauplatz zu spät erschienen. Auf der Rückreise besuchte er in Chur Karl Follen und E. von Dittmar, mit denen er den Plan eines geheimen Jugendbundes nach dem Muster der Carbonari und im Wechselverkehr mit einem „Bunde der Männer“ entwarf, dem ersteren mit anderen Flüchtlingen beitrat und es übernahm, in Tübingen einen Zweigverein aus Mitgliedern der Burschenschaft zu bilden, was auch geschah.

Die tüchtigsten derselben traten dem Bunde bei: Mebold (später auch Redakteur der Allgemeinen Zeitung), Gräter, Rödiger, W. Wagner, Leonhard und Gottlob Tafel, — später Führer der Volkspartei im Verfassungsleben von Württemberg. Kolb nahm eine unbestrittene Führerrolle ein. Obgleich bei der Regierung denunzirt, ließen ihn der liberale Minister Schmidlin und Kanzler Autenrieth unbehelligt den Abschluß seiner Studien betreiben. Schon hatte er am Steueramt seiner Vaterstadt Anstellung und im Kreise des Prokurators Albert Schott den Boden für eine bürgerliche Bewähr seiner patriotischen Gesinnung gefunden, als die Mitglieder des geheimen Jugendbundes gefänglich eingezogen wurden. Metternichs Emissäre und die Untersuchung der Mainzer Zentralkommission waren seiner Organisation auf die Spur gekommen. Die württembergische Regierung wurde durch den Bundestag zum Einschreiten genöthigt. Ende September 1824 trat Kolb seine Haft auf dem Hohenasperg an, unter seinen Mitgefangenen befand sich auch der Sachse Karl Hase, der dem Erlanger Geheimbund angehört hatte und seit einem Jahre Privatdozent der Theologie in Tübingen war. In seinen Lebenserinnerungen „Ideale und Irrthümer“ hat dieser auch Kolbs gedacht. Er erzählt, daß auf Kolb die strenge Einzelhaft in einem kellerartigen Gelaß sehr drückend gewirkt habe. Derselbe fühlte sich als den Hauptschuldigen, als den Stifter des Bundes, den Verführer der anderen, und so faßte er den Entschluß, für die anderen auch durch ein offenes, die Freunde entlastendes Geständniß zu büßen.

„Er hatte Alles eingestanden, Alles auf sich genommen, Keinen verrathen,“ sagt Hase von dem Ergebniß der Untersuchung. Er wurde zu vier Jahren Hohenasperg verurtheilt, nach zweijähriger Buße aber begnadigt. Der württembergische Justizminister, der den jungen Idealisten bei dieser Gelegenheit näher kennen gelernt hatte, empfahl ihn an Cotta als eine gewiß sehr entwicklungsfähige Begabung für den journalistischen Beruf, was sich auch sogleich bestätigte, als der Chef der Cotta'schen Buchhandlung ihn Ende 1826, zunächst als Korrektor und Uebersetzer, in das Bureau der „Allgemeinen Zeitung“ nach Augsburg nahm und seinem wackeren Faktor und Faktotum Reichel zur Einschulung überwies. Unter Stegmann und Lebret, deren süddeutsch-partikularistischem Standpunkt er seinen großdeutschen gegenüberstellte, deren allzu diplomatische Weise er durch seine frische liberale Opposition belebte, erlangte er bald eine größere Selbständigkeit, zumal seine Eigenschaften dem alten Baron das größte Zutrauen und ein fast väterliches Wohlwollen abgewannen. Er ließ ihn wiederholt reisen — nach Paris, London —, damit er seine Welt-

kenntniß und politische Bildung im praktischen Leben abrunde. In seinem Verkehr mit ihm durfte sich Kolb des größten Freimuths bedienen. Dieser wußte dabei seine Offenherzigkeit stets in so schönem Einklang mit den ihn gegen seinen Wohlthäter beseelenden Gefühlen zu halten, daß die Zeugnisse dieses Verkehrs den sympathischsten Eindruck machen.

Gerade das Jahr 1832, das letzte Lebensjahr Cotta's, dasselbe, in welchem Gustav Kolb Paris besuchte und Heine seine ersten Berichte für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, wurde dem Wackeren außerordentlich unter der auf den kurzen liberalen Aufschwung erfolgenden Reaktion, welcher das Hambacher Fest zum Vorwand diente, verbittert. Die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni, welche den Vernichtungskrieg des preußisch-österreichisch-russischen Bündnisses gegen die im deutschen Süden und Westen zu Kräften gelangten Repräsentativverfassungen eröffneten, welchem in erster Linie die liberalen Zeitungen der am Hambacher Fest betheiligten Redakteure zum Opfer fielen, bereiteten auch den Cotta'schen Zeitungen, vor allem der „Allgemeinen", die größten Beschwernisse. Die Zensur arbeitete wieder unter Hochdruck. Die besten Mitarbeiter wurden unmöglich. Dabei machten die persönlichen Beziehungen Cotta's zu Königen und Ministern, die aus besseren Zeiten stammten, es ihm und seinen Redakteuren immer schwieriger, den Kurs seiner Blätter zwischen den Sandbänken der Reaktion und den Klippen der Revolution zu erhalten. Die Regierungen begannen, die „Allgemeine Zeitung" aufs neue als revolutionsdienerisch zu verfehmen, während der in politischen Geheimbünden, in den Freistätten von Paris und der Schweiz erstarkende Flüchtlings-Radikalismus sie das servilste deutsche Blatt nannte. Da war es Kolb, der in dieser Bedrängniß seinem Chef, dessen alte Kraft unter den lähmenden Hemmungen und Sorgen sich zu beugen begann, im Namen der bedrohten politischen Ideale, die er mit diesem theilte, Muth im Ausharren zusprach: „Sollten wir nicht in besonnener Freimüthigkeit fortfahren, bis die Nothwendigkeit, für die man jetzt in Frankreich sorgt, wirklich eintritt. Mir schiene dies höchst ehrenvoll von der „Allgemeinen Zeitung", während eine Klage über ein entgegengesetztes Benehmen, wenn die Klage aus dem Munde eines Mittermaier käme, schwer lasten würde. Gewinnen überhaupt nicht bei vernünftigem Gleichmuth am Ende die Fürsten am meisten? Welch furchtbaren Abgrund graben sie sich mit sorgloser Hand. Aber ich will nicht von ihrem Interesse, ich will nur von ihrer Ehre sprechen. Nicht Einer, der die Ehre seines Worts, seines Namens

wahrte! ... Ich könnte Thränen weinen, so voll Schmerz, Grimm und Verachtung ist mir das Herz. Und wie ich denken tausend und abertausende von Gemäßigten in Deutschland! Das sind furchtbare Saaten, die in naher Zukunft gräßlich aufgehen werden. Mißkennen Sie nicht diese warmen Worte; gegen wen könnte ich die Brust vertrauensvoller ausschütten als gegen einen so väterlichen Freund und Wohlthäter!" Er warnt vor den „furchtbaren Konsequenzen" des von den Regierungen gegebenen Beispiels, „bestehendes und beschworenes Recht" mit Füßen zu treten, findet aber einen Trost in dem Gedanken, daß diese Konsequenzen „zur Einheit führen werden und die Einheit sich dann schon selbst zu helfen wissen wird." „Das hätten zehntausend Hambacher Feste nicht vermocht." Auch die „Annalen" geriethen durch die reaktionären Beschlüsse gegen die Presse wieder in Bedrängniß. „Geben Sie die ‚Annalen' lieber ganz auf. Ueberhaupt beschränken Sie doch, ich flehe Sie an, Ihre Geschäfte nur auf die, welche den evidentesten Nutzen bringen und werfen Sie alles andere, was so störend, so peinlich in Ihr Leben tritt, mit festem Entschlusse hinter sich. Nur eines Entschlusses bedarf es, um Sie aus so manchem schmerzlichen Verhältniß zu ziehen, in welche der Widerspruch Sie warf, in den Ihr thätiger Geist mit dem Drange schwerer Zeiten gerieth. Das Herz blutet mir, wenn ich Sie in Ihrem Alter von solchem Kampfe gedrückt und von solchen Gegnern mißhandelt sehe. O entziehen Sie sich diesem Kampf und ruhen Sie still, nur von den wenigen einträglichsten Geschäften umgeben, von Ihrem überreichen Leben aus. In diesen Gesinnungen von Herzen und Seele Ihr ergebenster Gustav Kolb."

Am Ende seiner Tage sah sich der große Stratege im Festungskriege der Geister — wie wir ihn Eingangs nannten — von seiner Strategie im Stich gelassen. Sie genügte bei der scharfen Spannung der sich bekämpfenden Prinzipien nicht mehr. Die deutschen Demokraten nannten jetzt Cotta — den starken Bahnbrecher der Preßfreiheit, der deutschen Zolleinheit und des konstitutionellen Gedankens — eine Kreatur Metternichs und von Metternich wurde er andrerseits mit dem Vorwurf bedacht, der Revolution Vorschub zu leisten. Heine's politische Berichte aus Paris boten der Wiener Staatskanzlei hierzu die Handhabe. Hatten Börne und seine Gesinnungsgenossen diese Berichte für von Oesterreich beeinflußt erklärt, das geistige Oberhaupt der heiligen Allianz in Wien hatte eine bessere Spürkraft für den revolutionären Gehalt dieser mit bestechender Frische und echt journalistischer Kunst geschriebenen Artikel; Metternich erkannte in ihrem Verfasser einen seiner gefährlichsten Gegner.

War er doch von der Macht seines Talents überzeugt, wie er gleich Gentz auch ein großer Verehrer von Heine's erotischer Lyrik war. Und so ließ er denn durch Gentz an Cotta einen energischen Verwarnungsbrief schreiben, der dem alten Baron den Vorwurf machte, daß sein Blatt schon seit längerer Zeit dem Krieg und der Revolution mächtigen Beistand leiste. Von dem Verleger der Zeitung könne man doch füglich nicht annehmen, daß er zu der Partei derjenigen übergegangen sein sollte, die das Heil der Welt — sei es im Sinne einer gewaltsamen Kontrerevolution oder eines völligen Umsturzes der alten gesellschaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarten. „Endlich aber ist das Maß — verzeihen Sie mir das starke Wort — dieser falschen, und, wie ich glaube, höchst verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der schmählichen Artikel, die Heine seit einiger Zeit unter dem Titel „Französische Zustände" wie einen Feuerbrand in Ihre, solchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein sehr großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine. . . . Dies alles befremdet mich nicht. . . . Daß Sie aber jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen läßt . . . Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs des „Freisinnigen" (Rotteck und Welcker), als der — Gott stehe uns bei! — gemäßigteren Revolutions-Coterie, und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer 2c."

Strodtmann hat in seiner Heine-Biographie diesen höchst interessanten Brief ausführlicher mitgetheilt und daran die Bemerkung geknüpft, daß Cotta unter dem Eindruck dieser Verwarnung, der die gleichzeitige Unterdrückung des „Freisinnigen" und anderer Blätter einen beredten Kommentar gab, dieselbe sofort beherzigt habe. „Heine mußte seine Korrespondenzberichte einstellen." Wir aber haben zum Ruhm desjenigen, der wie kein anderer Deutscher dazu beigetragen hat, daß die Presse in Deutschland trotz aller Anfechtungen der Staatsgroßmächte in jenen Tagen der Bedrängniß doch zur sechsten Großmacht erstarkte, festzustellen, daß Cotta auch unter dem Eindruck des Gentz'schen Briefes den von ihm gerade

als Zeitschriftsteller geschätzten Dichter keineswegs preisgegeben hat in jener Zeit, da dessen Bücher ohnehin fast überall in Deutschland verboten waren. Er ließ ihm durch Kolb schreiben, daß die Beibehaltung des bisherigen scharfen Tons in seinen Berichten unter den neuen Zensur- und Preßverhältnissen nicht mehr möglich sei, dafür aber ihn bitten, doch in einer geeigneteren Form in seiner Korrespondenz aus Paris fortzufahren. Hierüber giebt der folgende Brief Heine's an Johann Friedrich vom 1. Januar 1833 die das bisherige Dunkel klar erhellende Auskunft.

„Herr Baron! Zu dem beginnenden neuen Jahr habe ich das Vergnügen, Ihnen und der Frau Baronin freundlichst zu gratuliren. Man sollte sich diesmal eigentlich rückwärts gratuliren, nämlich, daß man im vorigen Jahr leben geblieben.

„Eine nahe Veranlassung meines heutigen Schreibens ist ein französischer Aufsatz über Frankreich, welchen ich vorige Woche an Kolb für die „Allgemeine Zeitung" geschickt. Es ist dies nämlich der Anfang einer Reihe Artikel, welche in einer französischen Zeitschrift, der „Revue des deux mondes", erscheinen soll, und wovon das Manuskript immer eine Zeit vorher an die „Allgemeine Zeitung" geschickt werden kann; diesmal schickte ich nur den ersten Korrekturbogen. Diese Aufsätze sind nicht von mir, sondern von Herrn Loewe-Weimars, der als eine der besten Federn Frankreichs geschätzt wird und den Sie vielleicht aus seinen literarischen Feuilletons im „Temps" kennen. Ich erachte es für höchst vortheilhaft, ihn mit der „Allgemeinen Zeitung" in Verbindung zu setzen, indem er, vermittelst seiner höchst bedeutenden Verbindungen, politisch am besten unterrichtet ist, in bewegten Zeiten durch besondere Korrespondenz sehr schätzbar und in dieser windstillen Zeit durch Mittheilung seiner französischen Artikel sehr nützlich sein kann." . . . „Ich wünsche dabei nur, daß Andre Ihnen in diesem Augenblick nützlicher sein möchten, als ich mit dem besten Willen es vermag. Es geht nichts vor, was in den Kreis meiner Berichterstattungen gehört. Auch will ich Ihnen mit kleinen unwichtigen Notizbriefen Ihr Geld nicht abstehlen. Daß ich nicht mehr im halben Reflexionsstile des vorigen Jahres schreiben dürfte, habe ich aus Kolbs letztem Brief ersehen und dabei bin ich durch die jetzigen Reakzionen sehr bitter gestimmt. Obgleich ich Ihnen aus diesem Grunde eine ganze Weile nichts geschickt und auch vielleicht diesen Monat nichts schicke, bin ich dennoch grandios denkend genug, diese Tage, sobald ich die Karlsruher Herren Haber sehe, an deren Ordre eine Tratte von fl. 300 auf Sie abzugeben; ich

bemerke dieses im voraus für den Fall, daß ich etwa, um Briefporto zu sparen, nicht gleichzeitig darüber Advis ertheile. — Herr Donndorff wird Sie von den Wünschen der Unternehmer der Europe littéraire unterrichtet haben. Die artistischen Tendenzen dieses großartigen Journals werden Ihnen als nützlich einleuchten. Ich gehöre gewissermaßen zu den Redaktoren, und denke in diesem Blatt für deutsche Literatur viel zu wirken. Ich beschäftige mich überhaupt in diesem Augenblick, wo das politische Interesse erlischt, wieder viel mit Kunst, mache Vorbereitungen zu großen Reisen u. s. w.

„Auf die Gemälde-Ausstellung, die in 4 Wochen beginnt, bin ich sehr gespannt und halte dafür die Feder bereit.

„Sie wissen vielleicht, daß man Anstalt machte, die ‚Französischen Zustände' in fatalster Veränderung und untermischt mit liberal-schnitzlerischen oder geistreich Donndorff'schen Briefen nachzudrucken. Ich entschloß mich daher, diese Zustände selbst herauszugeben und schrieb dazu noch eine gehörige Zahl Druckbogen, worin ich mich ganz aussprach und meine Gesinnung, die man aus den Zuständen zu verdächtigen gesucht, vollständig an den Tag legte. Nun erfahre ich gestern, daß der Hamburger Campe, welcher das Buch druckte, aus Angst es verstümmelt hat, und daß Auslassungen darin stattfinden, wodurch in Deutschland meine Ehre und in Frankreich meine Person exponirt werden. Ich werde dieser Tage deßhalb eine desavouirende Erklärung an's Publikum schreiben müssen. Ich erzähle Ihnen Das nicht aus Bavardage, sondern weil Sie am besten die Nöthen eines armen Schriftstellers begreifen. Indem ich Sie bitte, mir Ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu bewahren, verharre ich mit Hochachtung, Herr Baron,

Ihr ergebener

H. Heine."

Der Gratulationsbrief gelangte in ein Trauerhaus. Das böse Reaktions- und Cholerajahr, das so Vielen Freiheit, Glück und Leben geraubt, hatte als einen der letzten — am 29. Dezember — auch noch den Adressaten mit dahingenommen. Der „alte Cotta" war todt. Sein Sohn und Erbe, der Legationsrath Johann Georg Cotta von Cottendorf, war der Empfänger des Briefs. Die Uebernahme des weitverzweigten Geschäfts stellte ihn vor eine Aufgabe, welcher er nur allmählich Herr werden konnte. Dem großen Beispiele seines Vaters folgte er aber auch in der Aufrechterhaltung der alten Beziehungen des Cotta'schen Hauses zu Heine; er ließ ihn wiederholt durch Kolb, Lebret und Lewald begrüßen und zu fleißiger Mitarbeit an den Journalen

auffordern, besuchte ihn sogar selbst in Paris; wenn Heine erst 1840 wieder eine umfassendere Thätigkeit für die „Allgemeine Zeitung" eröffnet hat, so war es nicht die Schuld des neuen Besitzers der Cotta'schen Buchhandlung. Uebrigens erschienen bereits 1833 in der „Allgemeinen Zeitung" die Briefe Heine's über den „Salon" dieses Jahres, 1836 ebenda die geistreichen Plaudereien über das Musikleben der französischen Hauptstadt — Meyerbeer, Liszt, Chopin, Berlioz —, und im „Morgenblatt" Abschnitte aus den Florentinischen Nächten, 1837 die Briefe über die französische Bühne für Lewalds Theaterrevue.

* * *

Mit der geharnischten Vorrede, mit der Heine die Buchausgabe der französischen Zustände begleitet, die das Kühnste ist, was gegen die reaktionären Bundesbeschlüsse von 1832 und ihre Urheber geschrieben worden ist, hatte er für lange Zeit sein letztes Wort als politischer Schriftsteller ins Vaterland gesandt. Diese „Rede mit der Feder", wie so manche seiner Vorreden eine der glänzendsten Offenbarungen seiner Redegewalt und seines Stils, der dann am schärfsten, klarsten und klingend wie von Metall war, wenn er im Zorn, aus tiefster Erregung schrieb, trägt das Datum: den 18. Oktober 1832. So war seit Luther nie mit deutschen Fürsten geredet worden, so vernichtungsmuthig hat keiner seiner Zeitgenossen, indem er die Machthaber mit Hohn und Spott bekriegte, seine innerste Geringschätzung zur Aussprache gebracht. Durch diese ganze Anrede klingt das Geständniß: so würde ich in die Zeitungen schreiben, wenn keine Zensur bestünde, klingt die Erklärung: ihr wollt mir das Wort in der Heimath ganz verbieten; gut, aber ehe ich verstumme, sollt ihr meine Meinung in aller Nacktheit erfahren! Es war die Antwort auf den Gentz'schen Brief an Cotta. „Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich mein Amt recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenschaften, meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieser Zeit werden sie mich weniger verkennen als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, so lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzugroßer Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der

Fremde, im Elend weilen muß. . . . Ich werde mich nie schämen betrogen worden zu sein, von Jenen, die uns so schöne Hoffnungen ins Herz lächelten: wie alles aufs friedlichste zugestanden werden sollte, wie wir hübsch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeständnisse nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie sie wohl selbst einsähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne . . ." „Ja, wir sind die Düpes geworden, und wir müssen eingestehen, daß die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorbeeren eingeerntet. In der That, wir sind die Besiegten, und, seit die herrische Ueberlistung auch offiziell beurkundet worden, seit der Promulgation der deplorablen Bundestagsbeschlüsse vom 28. Junius, erkrankt uns das Herz in der Brust vor Kummer und Zorn. . . . Letztere, die Bundestagsbeschlüsse, kann ich nicht unbesprochen lassen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geschehen, ihre Illegalität zu erweisen suchen. Da ich wohl weiß, von welchen Leuten die Urkunde, worauf sich jene Beschlüsse berufen, verfertigt worden sind, so zweifle ich keineswegs, daß diese Urkunde, nämlich die Wiener Bundesakte, zu jedem despotischen Gelüste die legalsten Befugnisse enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig sein. Nun es aber ins rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fußangeln, die versteckten Halseisen, Daumenschrauben, kurz, nun die ganze künstliche, durchtriebene Arbeit allgemein sichtbar wird: jetzt sieht Jeder, daß das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, aufs heilloseste getäuscht worden, daß man ein freches Gaukelspiel mit uns getrieben, daß man, statt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtschaft ausgefertigt hat." Und nun folgte der direkte Angriff auf die preußische Regierung, auf den König von Preußen selbst: Majestätsbeleidigungen, aber voll Majestät des beleidigten Volksbewußtseins.

Dieses Schriftstück war wieder eine jener elementaren Explosionen seines Geistes, mit denen sein Dämon, sobald er herausgefordert, ihn antrieb, die Rückzugsbrücken seiner klugen Vorbedacht in die Luft zu sprengen. Jetzt war er wirklich ein Verbannter — nicht mehr ein freiwillig Entfernter. Jetzt kam sein Name auf die Liste der proskribirten Landesfeinde. Die Rückkehr war ihm abgeschnitten. Er wandte sich jetzt wieder der Kunst

und Wissenschaft zu und begann seiner Thätigkeit zu Gunsten der „Allianz der Völker", für Frieden und Freiheit, eine neue Richtung zu geben; die Aufklärung der Franzosen über Wesen und Werden der deutschen Bildung, der neueren deutschen Literatur und Philosophie, wurde die Aufgabe, der er sich jetzt als Mitarbeiter französischer Zeitschriften, der „Europe littéraire" und der „Revue des deux Mondes" mit glänzender Entfaltung seines Geistes weihte. Was er in einer Stunde ernster Selbstschau — bei Niederschrift seines Testaments — über seine schriftstellerische Laufbahn geschrieben: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich mitzuarbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten" — findet namentlich durch diese Aufsätze zur neueren deutschen Geistesgeschichte schöne Bestätigung. Herrlicheres — so einfach, klar und groß — ist über die Tiefe des deutschen Volksgemüths, über den Hochsinn des deutschen Volksgeistes, ist über Luther, Lessing, Kant von keinem andern deutschen Schriftsteller geschrieben worden, als in diesen französischen Artikeln eines vervehmten deutschen Dichters für französische Journale. Seine hier durchgeführte Unterscheidung zwischen dem weltflüchtigen Spiritualismus des christlichen Mittelalters und dem hellenischen Sensualismus der Goethe'schen Kunstperiode hat auf die gesammte Literaturepoche, die er nun selber beeinflußte, Richtung gebend gewirkt. Mit dieser Unterscheidung deckte sich auch der Gegensatz seiner politischen Ideale zu dem des Börne'schen Puritanismus; schwebte diesem die Erlösung der Menschen vom Leid der Knechtschaft als Ideal vor, so Heine die Auferstehung der Menschheit zur Freude im Zeichen der Freiheit. Und auch hierin spiegelt sich der Unterschied zwischen dem politischen Charakter Ludwig Börne's und der künstlerischen Natur Heinrich Heine's. Börne trieb es: an die Realität der Zustände der Gegenwart die scharfe Sonde seines kritischen Verstandes zu legen; Heine's dichterische Phantasie: mit Spott und Verachtung über die Trübsal der gegenwärtigen Zustände hinweggehend, auf dem blauen Himmel der Zukunft seine Hoffnungen mit prophetischem Geist auszumalen.

Aus dem Gegensatz dieser beiden merkwürdigen Begabungen, die einem „jungen Deutschland" geistiger Art zu Führern wurden, haben sich für dieses viel verhängnißvolle Folgen ergeben. Beide hatten als Schriftsteller unter dem Druck der Zensur dem Triebe, politisch zu wirken, vielfach die Gesetze der Aesthetik zum Opfer gebracht, die Formen

der poetischen Kunst mit subjektiver Willkür gesprengt. Der originelle Reiz gerade dieser Produkte, die magnetische Macht der zeitgemäßen politischen Ideen, die sie beseelte, hat es gefügt, daß sie vor allem zu Mustern wurden für die ums Jahr 1830 hervortretende Schriftstellergeneration. Und doch hatten Heine und Börne bereits durch ihr Beispiel der politischen Schriftstellerei und der zeitgemäßen Poesie die verschiedenen Bahnen vorgezeichnet, die ihren so verschiedenen Mitteln, Zwecken und Zielen entsprechen. In Börne hatte der Politiker den Dichter völlig überwunden, als er in den „Briefen aus Paris", soweit sie kritische Berichterstattungen waren, sich als ein mustergebender Meister der reinen politischen Tagesschriftstellerei bewährte. In Heine, dem bei weitem größeren Talent, emanzipirten sich nach der Sturm- und Drangzeit der „Reisebilder" der Dichter und der Journalist von einander. Der gewaltsamen Unterordnung des poetischen Gestaltens und der ästhetischen Beurtheilung unter die Forderungen politischer Grundsätze hat Heine in Paris das Beispiel einer Klärung gegenübergestellt, kraft deren er die Verquickung von poetischer Darstellung und politischer Polemik, wie sie in den „Reisebildern" herrscht, hinter sich ließ und der Politik gab, was der Politik, der Poesie gab, was der Poesie ist. Er stutzte den politischen Tagesbericht, die philosophische Erörterung, die kunstkritische Betrachtung nicht mehr mit reinpoetischen Elementen auf und durchsetzte andrerseits das poetische Erzeugniß nicht mit rhetorischen Abschweifungen politischer Art, wobei beide Elemente — wenn auch reizvoll — nur fragmentarisch zur Geltung kamen. Sein gereiftes künstlerisches Gefühl drang jetzt darauf, jede literarische Form in ihrer Selbständigkeit und Eigenart zu pflegen: den politischen Tagesbericht, das poetische Stimmungsbild, den geschichtsphilosophischen Essay, die Kunstkritik, das erotische Lied und die satirische Zeitdichtung, für welche letztere er sich neue Formen reinen Stils in metrischer Gestaltung erfand. Er beseelte sie alle mit der Tendenz seines Geistes, von dem er selber gesagt hat, daß er von der Natur bestimmt sei, „das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, das Erhabene aber zu bewundern und das Lebendige zu feiern". Doch diese Tendenz war jetzt nicht mehr Gegenstand der Darstellung selbst. Als die Tendenzpoesie Mode wurde, schrieb Heine Zeitgedichte mit der Tendenz, diese Art Poesie zu verspotten.

Und so gab Heine auch die Kunstkritik der Sachlichkeit zurück, der sie Börne entfremdet hatte. Wohl bespricht auch er die Gemälde und

Dramen der französischen Romantiker in ihrem Zusammenhange mit der Zeitgeschichte, aber zugleich auch mit den Bedingungen ihres künstlerischen Werdens als Offenbarungen eigenartiger Individualitäten. Er fragt nicht nur: was ist das Kunstwerk werth im Verhältniß zu der Verpflichtung des Künstlers, die Ideen der Zeit auszudrücken; er fragt: Was bot hier der Künstler gemäß dem inneren Muß seiner Natur, die wie sie geworden — an sich schon — ein Ausdruck der Zeit ist? Sein elementares Kunstgefühl und sein hochentwickelter Kunstverstand, der sich bereits in seiner ersten größeren Kritik (über Tasso's Tod von Smets, 1821) und dann in seinem ideenreichen Aufsatz über Menzels „Deutsche Literatur", mit ihrer glänzenden Vertheidigung und Verherrlichung des Genies und der Poesie Goethe's bewährt, haben durch ihre kräftigen Aeußerungen inmitten den verwirrenden Geisteskämpfen der Uebergangszeit vor und nach Goethe's Tod ungemein klärend, ordnend, reinigend gewirkt — um so erfolgreicher, weil er selber als Gegner der Goetheschen Ruhseligkeit schon in demselben Aufsatz den Satz vertheidigt, daß „Kunst und Alterthum" nicht im Stande seien, Natur und Jugend zurückzudrängen. Er fühlte sich — als Dichter und Kunstbeurtheiler — in einer gährenden Uebergangszeit, die „wie sie neue Zustände des politischen und sozialen Lebens gebärt, auch ein neue Kunst hervorbringen müsse, die mit der neuen Zeit selbst im Einklang steht, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen werde." Der aber ist ihm der größte Künstler, der mit den wenigsten und einfachsten Symbolen das Meiste und Bedeutendste ausspricht, wobei es ihm des schönsten Preises werth dünkt, wenn die Symbole, abgesehen von ihrer Bedeutsamkeit, auch schon an und für sich die Sinne erfreuen. Und im Zusammenhang mit seiner tiefgreifenden Unterscheidung zwischen dem weltflüchtigen Spiritualismus des christlichen Mittelalters und dem weltfreudigen Sensualismus, aus dem sich auch seine Forderung einer Emanzipation der Sinne zum freien Genuß des Schönen ergab, leitet er aus dieser auch für die Poesie und Kunst die eines Realismus ab: „der die Materie wieder in ihr Recht, ihre Würde, ihre moralische Anerkennung einsetzt und ihre Versöhnung mit dem Geiste herbeiführt."

Für die Uebergangsperiode freilich, welcher er selbst angehörte und deren zersetzenden, revolutionären Charakter er in sich wirken fühlte, nahm er ein freies Walten der „entzügelten Subjektivität" als Recht der Künstler in Anspruch, das aus jener reformatorischen Aufgabe

entspringe. Entzügelte Subjektivität ist auch das Kennzeichen seiner Dichtung. Mit solch entzügelter Subjektivität hat er an den politischen Kämpfen theilgenommen, hat er die Ideen der bürgerlichen Freiheit durch den Zauber poetischer Verklärung zu Idealen erhöht, die auf die folgende Generation zaubermächtig gewirkt. Weil er aber mit dieser entzügelten Subjektivität als politischer Schriftsteller von einer Zeit überholt wurde, in welcher der deutsche Stimmungsliberalismus in politischen Parteien feste Formen suchte, gerieth er mit seinen Gesinnungsgenossen in jene Konflikte, welche die eigentliche Tragik seines Lebens ausmachen. Denn die Unterordnung der Subjektivität unter das Gemeinwohl und die Prinzipien einer Gesinnungsgemeinschaft ist es ja, was den politischen Charakter ausmacht. Darum mußte Heine persönlich als Politiker Schiffbruch leiden; was er aber als Dichter und Zeitschriftsteller, auch mit seiner Subjektivität, für den politischen Fortschritt geleistet, wird dadurch um nichts geschmälert. Und so viel sich auch gegen die Reinheit seines Charakters sagen läßt, weil er, wenn auch in schwerer Nothlage (1836), als das allgemeine Verbot seiner Bücher in Deutschland und eine Verstimmung seines Onkels ihn mittellos machten, gerade als er zur Ehe mit „Mathilde" geschritten, es über sich gewinnen konnte, eine französische Staatspension anzunehmen, so sicher ist andrerseits, daß sein Geist viel zu zügellos, seine Subjektivität ihm selber viel zu unberechenbar war, als daß ihn dieser Ehrensold, wie er ihn nannte, zum Soldschreiber hätte machen können. Wie keinen Witz, so konnte er keine Wahrheit unterdrücken, wenn sie ihm zündend durchs Hirn fuhr. Je stärker seine Begeisterung für die Idee irgendeiner Lebensmacht war, um so unbezwinglicher war sein Spott über das Unzulängliche ihrer realen Erscheinung. So war die Begeisterung seiner Jugendpoesie für die Himmelsmacht hingebender Liebe ausgeklungen in grimmem Spott über die Abgeschmacktheit seines eigenen Liebesgeschickes; so mußte er, der begeisterte Apostel der Freiheit, Witze reißen über die Art, wie in der deutschen Arbeiterassoziation in Paris geistlose Schreihälse sich als neue Robespierres aufspielten, so wurde das burschenschaftliche Teutonenthum in seiner auf äußerliches Kraftmeierthum und geistlosen Franzosenhaß gerichteten Entartung Gegenstand unvergänglicher Satire im „Atta Troll"; so mußte er, der Sohn der Romantik, der schärfste und vernichtendste Kritiker der „romantischen Schule" werden. Dem treuen Einstehen für die Sache der Polen mußte er die Ballade von Krapülinski und Waschlapski folgen lassen, um seiner Enttäuschung über die Realität des polnischen Flüchtlingstreibens Luft zu

machen. Und so hat er im Jahre 1843 ruhig seine Staatspension aufs Spiel gesetzt, weil es ihn trieb, das Bestechungssystem der französischen Regierung anzugreifen, hat er die Gunst seines Oheims und damit dessen Zuschüsse wiederholt riskirt, nicht bloß durch Witze, sondern auch durch Wahrheiten. Durch seine Enthüllungen, über die Finanzpolitik des internationalen Großkapitals, in der „Allgemeinen Zeitung“ verscherzte er sich das Legat, auf das er sicher gerechnet. Er hatte seinen Geist nicht in der Gewalt, sein Geist beherrschte ihn. Und dieser elementarische Geist hat in der Stickluft jener Tage gewirkt wie der Blitz, der die lastende Spannung schwerer Gewitterwolken — den Sturm entfesselnd — löst. Das war Heine's Mission als Zeitschriftsteller, als Zeitdichter wie als Journalist.

* * *

Aus der Fülle der von ihm ausgegangenen geistigen und künstlerischen Anregungen hebt sich aber die schon angedeutete Unterscheidung zwischen weltfeindlichem Nazarenerthum und weltfreudigem Hellenismus als die folgenreichste hervor. In allen Fragen der Politik wirkte sein Geist zersetzend, in der sozialen Richtung, die von jener Unterscheidung ausging, wirkte er auch positiv. Er schlug diese Richtung ein zu jener Zeit, da er sich durch Metternichs Intervention bei Cotta nach dem Erscheinen der „Zustände“ eine politische Wirksamkeit als Schriftsteller völlig versperrt sah; er that es, wie wir sahen, mit Entschiedenheit in den Aufsätzen „De l'Allemagne“ (1833) und „De l'Allemagne depuis Luther“ (1834), die in den deutschen Buchausgaben (Salon II.) den Titel „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“, „Zur Geschichte der Religion und Philosophie“ erhielten. Die französische Buchausgabe der Aufsätze De l'Allemagne wurde von Heine dem erfolgreichsten Schüler des Sozialreformers Saint-Simon, Prosper Enfantin, gewidmet, wie er bemerkte, als Zeugniß seiner achtungsvollen Sympathien. Er deutete damit auf den Einfluß hin, welchen der Saint-Simonismus auf die eigene Ideenbildung, die er hier zum Ausdruck gebracht, ausgeübt. Mehr als irgend eine der politischen Parteien und Vereinigungen in Paris hatte diese sozialreformatorische Bewegung, bald nachdem er dort einigermaßen orientirt war, seinen Geist angezogen. Hier fand er angestrebt, was ihm selbst als Ideal vorschwebte: eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse im Sinne der Freiheit, eine friedliche Revolution, die den Menschen die Erreichung bürgerlichen Glückes durch Beseitigung der Unterschiede erleichtern sollte,

welche im Glauben, Lieben und gemeinsamen Genuß der Erdengüter das Glück auf Erden erschweren.

Als Heine nach Paris kam, hatte der Saint-Simonismus die Höhe seiner Entwickelung erreicht. Von den Grundlehren des Grafen Claude Henri de Saint-Simon ausgehend, die dieser abenteuerliche, jedoch von edlem Thatendrange erfüllte Schüler d'Alemberts nach seiner Rückkehr aus Amerika, wo er aus Freiheitsbegeisterung am Unabhängigkeitskriege theilgenommen, zuerst 1803 in seinen „Briefen eines Einwohners von Genf", später im „L'Organisateur", dem „Système industriel", dem „Catéchisme des industriels", und seinem „Neuen Christenthum" niedergelegt, war die Bewegung jetzt in eine sozialpolitische unter Bazard und eine ethisch-religiöse Richtung unter Enfantin gespalten. Schon bei Saint-Simon war die Gesellschaftskritik auf's Innigste mit einer scharfen Kritik des Christenthums verbunden. Schon er hatte dasselbe in seiner überlieferten Form als eine ausgelebte Institution bezeichnet. Nur das Prinzip der allgemeinen Bruderliebe, als sein göttlicher Kern, sei unzerstörbar; dieses aber müßte, statt in Worten und Formeln ein Scheinleben zu führen, endlich zur That werden. Zu diesem Zwecke solle eine Reorganisation der sozialen Verhältnisse angebahnt werden, welche mit der höchsten individuellen Freiheit die allgemeinste Sicherung der Gesammtinteressen verbände. Er zuerst stellte das Ideal jeder weiteren allgemeinen Sozialreform auf, die in unserem Jahrhundert in Angriff genommen worden, indem er die Arbeit, die Industrie zur Grundlage derselben machte. In seiner Kritik des Bestehenden erschienen Konstitutionalismus und Parlamentarismus als völlig ungenügende Mittel zur Herbeiführung wirklicher Freiheit und Gleichheit für den einzelnen Bürger und das Großkapital und das Bankwesen als ebenso gefährliche Gegner, wie es schon immer das absolute Königthum und die privilegirte Aristokratie gewesen. Ein neues Rechtsverhältniß zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn müsse erstrebt werden, nach welchem jede Arbeit als wirthschaftliche Leistung an den Staat belohnt werden müsse, jede unproduktive Arbeit aber keinen Anspruch auf solchen Lohn habe. Saint-Simon war der Entwerfer des Grundrisses für all die schimmernden Utopien des Sozialismus, deren am realistischsten ausgeführte bisher Bellamy's Zukunftsstaat ist. Die Arbeit,' lehrte er, sei nicht, wie die Bibel sage, ein Fluch, der für den Sündenfall auf der Menschheit laste, sondern das Mittel aller erreichbaren Erdenseligkeit. Ebenso widersprach Saint-Simon der Lehre von der Erbsünde und dem Teufel, der die Sinne und das Fleisch der Menschen zur Sünde verführe. Der Gegen-

satz zwischen Geist und Fleisch, wie ihn das Christenthum lehre, widerspreche der Liebe Gottes, wie der Gegensatz von Gott und Teufel die Allmacht Gottes in Frage stelle.

Bald nach Saint-Simon's 1825 erfolgtem Tode begann Enfantin seine Propaganda zur Verwirklichung des Saint-Simonistischen Evangeliums. Während Bazard den Grundsatz des Meisters, daß vor allem für die steigende Verbesserung der moralischen, geistigen und physischen Lage der großen Masse der Arbeiter gesorgt werden müßte, zu einem politischen System benutzte, in welchem der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" ein Ende zu setzen gesucht ward, vertiefte Enfantin mit idealem Schwärmersinn die religiösen Ideen des Meisters. Er war der Lieblingsschüler desselben gewesen, gleich diesem ein gelernter Ingenieur, der viel in der Welt gereist war und nach mancherlei abenteuerlichen Lebenswandlungen sich dem Finanzwesen gewidmet hatte. Als Kassirer bei der Pariser Hypothekenbank angestellt, gründete er mit Olinde Rodrigues eine Kommanditgesellschaft zur Gründung und Fortführung des Journals „Le Protecteur", dessen Zweck die Entwickelung und Verbreitung der Ideen St.-Simons war. Bald sah er sich von einem Kreis von Anhängern umgeben, der sich nach der Julirevolution als Bund konstituirte und den „Globe", bisher Zeitschrift der poetischen Neuerer, zum Organ erwarb. Als Programm und Katechismus desselben gab Enfantin 1832 die Schrift heraus: „La réligion St.-Simonienne, association universelle ou organisation définitive de l'humanité pour l'amélioriation progressive, sous le rapport moral, intellectuel et physique, du sort de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre." Im folgenden Jahr ließ Enfantin die „Morale" und das Livre nouveau folgen. Hier entwickelte er aus der St.-Simonistischen These, daß das Fleisch untrennbar vom Geist und ebenso gottgeschaffen und göttlich sei wie dieser, die Ideen zu einer Reform der Ehe, wobei er in dem Verlangen, das Recht der Natur gegenüber der Philistermoral wiederherzustellen, zur Theorie von der „Rehabilitation des Fleisches" gelangte, deren gesundem Kern sein leidenschaftlicher Schwärmersinn Folgerungen entnahm, die lebhaft an die Lehren und Ausschweifungen der Wiedertäufer gemahnten. Vorher schon hatte er dem Bund eine kirchliche Organisation gegeben mit Dogmen und Priestern, und seinerseits von der Gemeinde der Andachtshalle, der Salle Taitbout, die Stelle eines Père Suprême erhalten. Als er nun im Gewande religiöser Prophetie die Propaganda für kommunistische Lebens- und Staatsverfassung mit der für Frauenemanzipation und freie Liebe verband, stieß er auf den

Widerstand der besonneneren und praktischer denkenden Genossen, deren Führer Bazard. Bis dahin hatte der Saint-Simonismus eine Reihe hochbegabter junger Geister zu Mitgliedern gezählt, die zum Theil später zu sehr bedeutenden Stellungen im Leben des Staats und der Wissenschaft aufgerückt sind, auch die Versuche, die wirthschaftlichen Theorien im Kleinen praktisch zu verwirklichen, hatten keineswegs den Spott, sondern das lebhafteste Interesse der öffentlichen Meinung gefunden; jetzt aber erfolgte eine Spaltung und wie Bazard traten Leroux, Carnot, Péreire, Jules Lechevalier, Fournel, Dugied u. A. aus. Er aber fuhr fort, die gewagten Phantasien über Männer- und Weibergemeinschaft zum Hauptgegenstand seiner Lehre zu machen, der „Globe" unter Barrault folgte dem Beispiel, bis es die Regierung für angezeigt fand, dem Treiben ein Ende zu machen und die Salle Taitbout zu schließen. Jetzt verließ Enfantin mit vierzig seiner Getreuen Paris und machte sein väterliches Erbgut bei Ménilmontant zur Musteranstalt Saint-Simonistischer Lebensgemeinschaft. Doch die Anklage des Staatsanwalts berief ihn und die andern Führer sehr bald zurück vor die Assisen. Am 27. August 1832 wurde er nebst Michel Chevalier, Duveyrier und Barrault wegen unerlaubter Verbindung, Aufregung der Arbeiter und Verbreitung sittlich anstößiger Lehren zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Sie wurden nach einigen Monaten jedoch entlassen und Enfantin wanderte nach Aegypten aus, wo er als Ingenieur Mohamed Ali's an den Nildämmen Beschäftigung fand, nebenbei aber, wie ab und zu verlautete, „nach dem freien Weibe suchte", das würdig sei, an seiner Seite die Hohepriesterin der Saint-Simonisten zu werden. Bei dem Aufsehen, welches das erste Auftreten des Bunds in Paris und ganz Frankreich erregte, kann es nicht wundernehmen, daß die Bewegung in ganz Deutschland bei liberalen Männern lebhaftes Interesse fand, wie denn z. B. Varnhagen, nachdem ein protestantischer Theolog, Bretschneider, ein Buch gegen sie geschrieben, in einem anonymen Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung" vor einer oberflächlichen Verurtheilung der Bewegung, ihren Kern vertheidigend, warnte. Und wie groß auch die Entartung ihrer sozialistischen Spekulationen wurde, so können diese gewiß das Verdienst Saint-Simons und seiner Schüler keineswegs abschwächen, zuerst und mit nachhaltigem Erfolg, wie Strodtmann sagt, die Aufmerksamkeit der Welt auf die große nationalökonomische Frage einer besseren Organisation der Arbeit, der Produktions- und Kreditverhältnisse gelenkt zu haben. Durch die Anregung, welche er gab, sind viele heilsame Reformen in Staat

und Gesellschaft veranlaßt worden, und viele seiner Ideen, welche damals überraschend und neu waren, sind im Laufe der Zeit in unser öffentliches Leben und politisches Denken übergegangen.

Heine fand, als er nach Paris kam, die Bewegung im vollsten Gange. Ein vornehmes interessantes Publikum, darunter viel schöne, pikante Damen, berühmte Künstler und Künstlerinnen, füllte während der Sitzungen die stimmungsvoll geschmückte Salle Taitbout. Noch hatte Enfantin nicht gegen die Ehe gepredigt; was von seinen und seiner Freunde begeisterten Lippen verkündigt wurde, war das Evangelium des Pantheismus und einer Wiedergeburt des Lebens, welche alle Geburtsprivilegien und damit auch Armuth und alle Noth materieller Sorgen beseitigen sollte. Heine konnte diesen Lehren gegenüber mit Rahel sagen: „Die Erde verschönern mein altes Thema — Freiheit zu jeder menschlichen Entwickelung: ebenso!" So schrieb die Gattin Varnhagens an ihn im Sommer 1832. Vorher hatte Heine diesem letzteren mitgetheilt, daß ihn der Saint-Simonismus ganz besonders beschäftige. Er wolle ein Buch über ihn schreiben. Vorher müsse er freilich noch viel studiren, „habe jedoch im letzten Jahre durch die Anschauung des Parteitreibens und der Saint-Simonistischen Erscheinungen sehr Vieles verstehen gelernt, z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel. . . . Michel Chevalier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Daß sich die Saint-Simonisten zurückgezogen, ist vielleicht der Doktrin sehr nützlich und sie kommt in klügere Hände. Besonders der politische Theil, die Eigenthumslehre, wird besser verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich interessire mich eigentlich nur für die religiösen Ideen, die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten. Deutschland wird am kräftigsten für seinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous." Auch in der Sitzung der St.-Simonisten, in welcher der königl. Prokurator den Saal schließen ließ, war Heine anwesend, und er ließ sich angelegen sein, die Nachricht sofort durch Donndorf nach Augsburg gelangen zu lassen. Wie mit Chevalier blieb er auch mit Enfantin nach dessen Verurtheilung in freundschaftlichem Verkehr. Die Lächerlichkeit, der ihre Sache durch die erotisch-mystischen Extravaganzen verfallen, schreckte ihn nicht ab, ihre religions- und sozialreformatorischen Ideen mit Wärme zu vertreten, zunächst gerade den Franzosen gegenüber. In der Widmung des Buches „De l'Allemagne depuis Luther" an Prosper Enfantin bekannte er, daß seiner Anregung die Entstehung desselben zu danken sei. „Sie haben gewünscht, den Fortschritt der Ideen in Deutschland während der jüngsten Zeit und die

Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geistige Bewegung dieses Landes zu der Synthese der Doktrin steht. . . . Gestatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, daß es dem Bedürfniß Ihres Denkens zu entsprechen vermag. Wie dem auch sei, bitte ich Sie, es als ein Zeugniß achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen." Enfantin ließ die Widmung nicht unbeantwortet; vom Nildamme sandte er am 11. Oktober 1835 dem deutschen Dichter in Paris eine lange Epistel, in welcher er ihn als ersten Kirchenvater des neuen Glaubens für Deutschland feierte, aber auch zu engerem Anschluß ermahnte. Zum „Mitglied", zur praktischen Priesterschaft fühlte Heine sich aber hier ebensowenig geeignet, wie seinen Gegnern, den „deutschen Jakobinern" gegenüber. Es genügte ihm, das Wesentliche ihrer Lehre, soweit es seine Begeisterung geweckt, zur Darstellung gebracht zu haben mit der ihm eigenen Kunst, die sublimste Spekulation so vorzutragen, daß auch der Einfältigste jeden Satz klar und auch der Verwöhnteste jeden Satz schön finden mußte.

Im Grunde war es auch hier wieder das künstlerische Naturell Heine's, was seine Stellung zu der Bewegung bedingte. Darin hatte Börne gewiß recht, wenn er in seinem Angriff auf Heine im 5. Bande der Pariser Briefe, die Bemerkung machte, daß die ästhetische Reserve des Dichters, Heine's Rolle in den Freiheitskämpfen der Zeit bedinge. Er liebe an der Wahrheit nur das Schöne. Wo der Kampf um die Freiheit unschön, häßlich werde, wo er im Einzelnen mit Lächerlichem behaftet sei, da habe sein Enthusiasmus sofort ein Ende. Indem Heine sich von den politischen Tageskämpfen abwandte und die Ideale der Freiheit und des Fortschritts wieder auf den Gebieten zu vertreten strebte, wo die poetischen Interessen des Geistes und Herzens im Spiel waren, that er diesem ästhetischen Bedürfniß Genüge. Er ging damit aber auch vom negativen Kampf gegen die „Junker und Pfaffen" zum Kampf für positive Ideale über. Schon in seiner Streitschrift gegen die Romantik machte er einen solchen Vorstoß, indem er dem asketischen Geist der mittelalterlichen Kirche das Ideal einer daseinsfreudigen Hingabe an die Gegenwart, dem reaktionären Mysticismus der Romantiker den beseligenden Pantheismus, der in jedem Fortschritt eine Offenbarung Gottes erblickt, gegenüber stellte. „Es handelt sich nicht mehr darum," führte er an anderer Stelle aus, „gewaltsam die alte Kirche zu zertrümmern, sondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Priesterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage selbst darnach, Priester zu sein." Und als ein solcher Priester verherrlicht er begeistert den

positiven Charakter des neuen Glaubens, die Anklage abweisend, daß der Pantheismus zum Indifferentismus verführe: „Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles; Gott manifestirt sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestirt sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen und jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntniß dieses Gesetzes, das am tiefsinnigsten von den Saint-Simonisten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestirt sich nicht gleichmäßig in allen Dingen; er manifestirt sich in ihnen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes." Seine Aufsätze „Zur Geschichte der Religion und Geschichte" stellten dann die Entwickelung dieses Pantheismus in Gegensatz zum Christenthum des Mittelalters; sie feiern die Verdienste Spinoza's, Luthers, Lessings, Kants, Fichte's in diesem Befreiungskampf der Vernunft aus den Fesseln vernunftwidriger Dogmen, und suchen nachzuweisen, daß mit dem Sieg des Pantheismus auch die Wiedereinsetzung der Materie in ihre Rechte neben denen des Geistes sich vollziehe. In diesem Sinne hat Heine die Rehabilitation des Fleisches verkündigt. „Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder avilirt, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht." Aus diesem Glauben erwächst ihm die Begeisterung für die folgende Prophetie: „Einst, wenn die Menschheit ihre volle Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. . . . Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Selig-

keit etabliren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tag im Himmel stattfinden soll."

Herr von Treitschke und seine Nachbeter haben zwar den Prosawerken Heine's alle Bedeutung abgesprochen und überhaupt seine Verdienste dahin reduziert, daß ihm ein paar kleine Lieder gelungen seien. Als aber Heine's Lieder mit der bezaubernden Frische ihres völlig neuen Reizes, in den seelenvollen Melodien, welche ein Methfessel, Felix Mendelssohn, Robert Schumann um sie gewoben, ein Menschenalter lang auf tausend und abertausend deutschen Frauen- und Mädchenlippen erklangen und deren eigenes Seelenleben offenbarten, als die kecken, geistsprühenden Witze der Harzreise, die ironischen Schlußworte so vieler seiner Gedichte zur Würze wurden der Unterhaltung gerade der geistig Regsamsten unter der deutschen akademischen Jugend, als kein deutscher Lyriker mehr auftrat, den Heine's Poesie nicht beeinflußt hätte, und ein Heer ungezählter Nachahmer ihm auf jedem Gebiet seines Wirkens folgte, da vollzog sich auch eine Befruchtung des deutschen Geisteslebens mit den ernstprophetischen Geistesworten des deutschen Dichters in Paris, der im Jahre 1848 auf seinem Krankenlager an der Revolution verzweifelte, dann bei seinem ersten Ausgang — ins Louvre, zur Venus von Milo, seiner Göttin, der Göttin der Schönheit, eilte und vor ihrem Bilde weinend zusammenbrach. In meiner Scheffelbiographie („Scheffels Leben und Dichten") habe ich auf Grund eines Briefwechsels zwischen dem Dichter des „Ekkehard" und seinem burschenschaftlichen Jugendfreund Karl Schwanitz mittheilen können, wie in den Jahren kurz vor 1848 Stellen aus Heine's „Wintermärchen" die Bedeutung von Erkennungszeichen hatten für die patriotisch schwärmende deutsche Jugend — „Sonne, du klagende Flamme!" In der Zeit nach der Julirevolution aber, als die Metternich'sche Reaktion auf Jahre hinaus ihre Herrschaft befestigte, da gingen in noch viel mächtigerer Weise Heine'sche Worte und Sätze von Mund zu Munde in den Kreisen, wo man das heilige Feuer der Freiheits- und Vaterlandsliebe im Geheimen nährte. Es ist für diese Wirkung ganz gleichgültig, ob Heine der Erfinder der Gedanken war, deren von ihm bewirkte Prägung diese historische Mission erfüllte. „La sainte alliance des peuples" hieß ein chanson Bérangers früher als Heine dieselbe Begriffsbildung auf deutsch in begeistertem Redesatze gebrauchte. In seiner Fassung wurde der Gedanke in Deutschland aber erst volksthümlich und wenn wir das Wort von der heiligen Allianz der Völker von Rotteck in der großen Rede bei Begründung des „Freisinnigen", von Siebenpfeiffer auf dem Hambacher Fest gebraucht sehen,

so zeigt sich uns solch ein Heine'sches Wort auf seinem Fluge durch die deutsche Geisterwelt. Auf Flügeln des Gesanges verbreiteten sich seine Lieder — auch die bedeutendsten Sätze seiner Prosa waren geflügelt. So sind die Ideen pantheistischer und sozialreformistischer Natur aus fremder ernster Denkerwerkstatt zu ihm gedrungen; er aber prägte das spröde Material mit Künstlerhand zu goldenen Münzen, die von Hand zu Hand gingen; er formte das Rauhe, Gefährliche und Revolutionäre der neuen Ideen in Poetenworte, welche die Schönheit ihres Wesens ungetrübt ins Auge fallen ließen.

Weit, unvergleichlich stärker als alles, was in derselben Zeit in Deutschland für und gegen den Saint-Simonismus geschrieben wurde, wirkten Heine's Schriften mit ihren kühnen Verheißungen. Namentlich in der heranwachsenden neuen Generation deutscher Schriftsteller, die schon seine Lyrik und Reisebilderprosa mächtig angeregt, zündeten sie und wirkten Richtung gebend auf die jungen Geister. Da diese aber alle auch zu Börne als einem Führer emporsahen, wurde der Gegensatz zwischen Heine's poetischem Schwärmen für soziale Ideale und Börne's strengem Puritanerthum im Vertreten der politischen Freiheitsgrundsätze ebenfalls wirksam in diesem jungen Geschlechte, aus welchem die zwei bedeutendsten Begabungen bereits im Jahre 1832 zu Heine in markante Beziehung getreten waren: Gutzkow als Parteigänger Börne's in reservirter Haltung, aber doch von ihm mächtig beeinflußt, Laube als begeisterter Verehrer seiner Lyrik, seiner Reisebilder wie seiner sozialpolitischen Prophetien mit jugendlich-enthusiastischer Zustimmung; beide berufen, die reformatorische Tendenz, wie sie Börne und Heine zum literarischen Prinzip erhoben, mit den Formgesetzen der Kunst im Drama und Roman zu versöhnen und mit dem Trieb nach realistischer Gestaltung des Lebens zu verschmelzen.

Zweites Buch.

Die Julirevolution und die deutsche Jugend.

IV.

Laube's und Gutzkows Anfänge.

„Ein Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens" hat Herr von Treitschke das junge Deutschland von der Tribüne des akademischen Geschichtslehrers herab genannt. Diese Anklage kann aber nichts ändern an der einfachen Thatsache, daß die Wiege des Ersten, der in Deutschland im Namen einer neuen literarischen Jugend unter dem Einfluß der Julirevolution dem Althergebrachten den Krieg erklärt hat, in einem kleinen Landstädtchen des liederreichen Schlesierlandes gestanden hat und daß die Kinderzeit Heinrich Laube's von all den Nachtheilen der Verführungselemente des großstädtischen Lebens verschont, freilich auch entblößt blieb von den Vortheilen, welche die Erziehungs- und Bildungsmittel „der großen Städte des Nordens" bieten.

Dichter in ihren jugendfrischen Anfängen zu belauschen, ihren ersten stillen Werdeprozeß zu verfolgen, hat einen ganz besonderen Reiz, denn wie der linde erdfrische Duft des Lenzes lassen meist auch diese Anfänge schon Art und Kraft der vollen Blüthezeit ahnen. Auch in Laube's Dichtung zeigt sich ein solch organischer Entwickelungsgang des Talents: was unter seinen Werken die meiste Anwartschaft auf Dauer hat, was sein dichterisches Wollen in schönster Vollendung zeigt: seine Dramen „Die Karlsschüler" und „Essex", seine Erzählungen aus dem Dreißigjährigen Krieg, die den Gesammttitel „Der deutsche Krieg" führen, sowie andererseits seine Verdienste als Dramaturg, die ihm in Wien den Ehrentitel des „deutschen Theatergenerals" eintrugen, weisen zurück auf die ersten Regungen seines Talents und auf die Idylle seiner Knabenzeit, welche die schlesische Landstadt Sprottau am still hinfließenden Boberflüßchen zum Schauplatz hatte. Hier wurde Heinrich Rudolph Constanz Laube am 16. September 1806 als Sohn eines durch den Krieg verarmten Bau- und Maurermeisters geboren.

Eine Idylle: in einer seiner Reisenovellen hat uns Laube selbst dieselbe später geschildert. Sandige Heidestrecken, Kiefer- und Birkenwäldchen umgrenzten das fruchtbare Acker- und Wiesenland, das die Handwerker und Krämer des Städtchens noch selber bebauten, und große Bauerngehöfte umgaben die Eingänge zu seinen Straßen und Gäßchen. Auf den grünen, mit Weiden bestandenen Uferwiesen des Bobers hat der Knabe in frühester Jugend bei den Schafen gelegen, Pfeifen geschnitzt, nach den Wolken gesehen und geträumt, „kleine unschuldige Träume" von der Tochter des Bäckers, welche ihn dereinst beglücken würde auf Sonntagsspaziergängen und später als Gattin im eigenen Hausstand. Die patriarchalische Ruhe des Feierabends, „wo man des Abends in Hembärmeln vor der Thür sitzt, Ohlauer vaterländischen Knaster in die reine Luft bläst, friedliches Faßbier trinkt und von den Franzosen redet, die 1806 nichts als Wein getrunken", die gleichmäßige Einförmigkeit der von der großen Poststraße abliegenden kleinen sauberen Stadt, die nur zweimal im Jahr von großen Festlichkeiten für die Honoratioren unterbrochen wird, dem Weihnachtsball und dem Pfingstschießen, sie bildeten den Gegensatz zu seinen lärmenden Knabenspielen, die überall auf der Straße die gleichen sind, sie erschwerten ihm später die heimlichen Zusammenkünfte im Birkengehölz neben dem alten Schießhaus vor'm Thor, dem verschwiegenen Paradies seines ersten Liebesglückes. Die Eingangskapitel des Romans „Die Böhminger" haben uns diese Oertlichkeit und diese Stimmungen mit lebendiger Anschaulichkeit geschildert.

Aber auf dem idyllischen Hintergrund seiner Heimathserinnerungen heben sich in jener Reisenovelle vom Jahre 1836, die uns von der Heimkehr des nunmehr als Demagog verfolgten Schriftstellers in die Vaterstadt erzählt, Begebenheiten ab, welche ganz anderes, bewegteres Leben in diese stillen Gassen flutheten, Begebenheiten, die sich tief in die Seele des Knaben einprägten und seine Geistesrichtung bestimmten. Dies waren vor allem die Durchzüge von französischen und rheinbündischen Truppen und dann der halbwilden Kosacken auf ihren kleinen Pferden im Jahre 1812 und 1813, die rauhe, rohe Franzosenzeit, da Feind und Freund in den Straßen und Häusern der Stadt sich blutig um Hab und Gut der armen Sprottauer rauften. Zu ihnen zählte weiter das große Reformationsfest vom Jahre 1817, das mit seinen Festschriften und Bilderbogen dem Knaben die höchsten Begriffe von Glaubensfreiheit und dem Kampf für sie in die Seele legte, und schließlich der wiederholte längere Aufenthalt einer Schauspielertruppe im Orte, deren Kunst den Enthusiasmus

für das Theater in dem jetzt nur noch in den Ferien anwesenden Glogauer Gymnasiasten in solchem Grade weckte, daß er mitten im kalten Winter des Jahres 1823 „dem Heldendarsteller Herrn Matthausch und der Liebhaberin Fräulein Ennicke“ zu Liebe eine Fußwanderung nach Berlin antrat, die gar romantisch, aber schließlich doch wie die Geschichte vom Peter in der Fremde verlief. In Berlin aber sah auch der Knabe eine erste, reich ausgestattete Aufführung eines Dramas, es war Schillers „Jungfrau von Orleans“.

Kriegsereignisse, ein Fest zur Feier des protestantischen Bewußtseins und romantische Theatereindrücke waren für Laube die bedeutendsten Erlebnisse der Kinderzeit; ein Theaterstück von kriegerischem und protestantischem Charakter, das einen Helden des Protestantismus feierte und in Kriegsscenen seine Treffer hatte, war dann das erste größere Werk, in welchem Laube als Student sein dichterisches Talent erprobte. Und dies Drama, das Trauerspiel „Gustav Adolf“, war bühnengerecht genug, um bald nach seiner Entstehung eine Aufführung im Breslauer Stadttheater mit Erfolg vertragen zu können. Dennoch hat es Laube im Bewußtsein der Schwächen dieses ersten Versuchs nie drucken lassen. Seit jenen Aufführungen im Jahre 1829 ist es nie wieder zum Vorschein gekommen. Das Manuskript aber hat sich erhalten und des verstorbenen Dichters Pflegesohn, der Reichstagsabgeordnete Professor Hänel, hat es uns zur Verfügung gestellt.

Den Krieg in seiner schaurigen Schrecklichkeit, aber auch poetischen Lebensfülle, wie ihn Laube später in seinen besten Romanen — „Die Krieger“, „Gräfin Chateaubriand“, „Der deutsche Krieg“, so realistisch wie kein deutscher Autor vorher zu schildern verstanden, hatte er als Knabe denn auch in all seiner Realität erlebt. Namentlich die Ereignisse des Jahres 1813, in welchem es in Sprottau zu einer förmlichen Schlacht zwischen französischen Chasseurs und russischen Reitern kam, blieben seinem Gedächtniß unzerstörbar eingeprägt bis an sein Lebensende. Noch als Siebziger hat er in seinen „Erinnerungen“ viele Einzelheiten mit greifbarer Deutlichkeit schildern können. Wie er mit dem Vater des öfteren im Leiterwagen aus dem sechs Meilen entfernten Grüneberg Fässer voll Wein für die französische Einquartierung geholt; wie er mit demselben bei der ersten Ankunft der französischen Chasseurs auf der Boberbrücke gewesen und bei dem entstehenden Gedränge fast zu Tode gequetscht worden, während eine russische Batterie über diese gegen die Franzosen zu spielen begann; wie dann auf dem Markt gellende Trompetenstöße das Signal zur Plünderung gaben; was er alles mit der Mutter aus-

gestanden, die während der Plünderung im Keller sich versteckt hielt; was die marodirenden Chasseurs alles geraubt, selbst Vaters Ersparnisse aus dem Versteck im Kaminschornstein . . . und dann wieder die Zeit, wo der Landesfeind in ängstlicher Eile durch die Straßen floh und das ganze Land aufathmete — alles das ist lebendig in seiner Seele geblieben.

Zu Kriegsliedern aber haben die Eindrücke den Knaben denn doch nicht begeistert, als die angeborene Lust zum Dichten sich zunächst lyrisch hervorwagte. Seine ersten Gedichte waren Liebeslieder — anders thut es ein echter schlesischer Junge nicht, dem das Herz auf dem rechten Fleck und muntere blaue Augen im Antlitz sitzen. Sie waren nicht nach klassischen Mustern gestaltet, sondern im Ton der Volkslieder des liederreichen Schlesinger Landes. Den Text bot ihm das eigene Herzensleben, das leicht in Wallung gerieth. Der Sekundaner des Glogauer Gymnasiums, der Primaner des Schweidnitzer hatte sogar das Vergnügen, einige davon in den Wochenblättchen der beiden heimathlichen Festungsstädte abgedruckt zu sehen. Sprottau selbst hatte keine Zeitung, weder ein Wochenblatt, noch ein Tageblatt; es hatte keine Druckerei, keine Bibliothek, nur ein Gewürzkrämer im Ort hatte einige Regale von Schmöker-Romanen zu verleihen; Räuber- und Rittergeschichten von Vulpius, Cramer, Spieß; Liebesgeschichten im Geschmack der Tromlitz, van der Velde und Clauren. Bis in sein vierzehntes Jahr wuchs daher „Laube's Heinrich" fast ganz ohne eigentlich literarische Einflüsse auf — mehr im Freien, als in der Schule, lieber Pferde in die Schwemme reitend, als hinter den Schulbüchern hockend, vom Großvater wie vom Vater, die beide Maurermeister waren, zu praktischer Hantierung angehalten.

Den ersten starken literarischen Eindruck brachte jenes Reformationsfest vom Jahre 17. Laube war damals elf Jahre alt. Vor dreihundert Jahren hatte Luther seine Thesen an die Kirche von Wittenberg geschlagen — das, der Anfang der Reformation, die Thathandlung des Protestirens, wurde gefeiert. Volksthümliche Darstellungen der geschichtlichen Vorgänge, die der muthigen That Luthers vorausgingen und folgten, Festschriften mit den Bildnissen von Luther und Melanchthon, kamen damals in jedes Haus. Eine Bewegung von außerordentlicher Ausdehnung und Macht, geradezu eine volle Wiedergeburt der Reformationszeit, erschien sie dem Dichter noch im Alter.

Den nächsten großen literarischen Eindruck bot Glogau. Nicht das dortige Gymnasium, von dem es in Nowacks Schlesischem Schriftstellerlexikon heißt, daß „dort ebenso gewissenhaft lateinische Sprach- wie Vet-

übungen" gehalten worden seien. Denn nicht auf den Geist der lateinischen und griechischen Schriftsteller wurde beim Unterricht eingegangen, auch nicht auf den Geist der klassischen Sprachen. Nur der Lehrer des Deutschen, Magister Röller, machte an sich und an seine Schüler höhere Ansprüche. Er gab guten stilistischen Unterricht. Deutsche Klassiker aber wurden damals in den deutschen Gymnasien noch nicht gelesen. Und doch war es ein deutscher Klassiker, der jenen neuen großen Eindruck auf den eigengeistigen Schüler machte — Friedrich Schiller. In jenen Jahren erschien die erste Cotta'sche Gesammtausgabe der sämmtlichen Werke Schillers zu volksmäßigem Preise. Ein Vetter Laube's, der Sohn des Wirths zum Grünen Löwen in Sprottau, „Cousin Fritz", der bereits in der Glogauer Prima war, schaffte sie sich an. „Daß Fritz mir Prachtstellen vorlas und daß er mir sagte: dies ist unser Dichter fürs Leben, das wirkte auf mich, und die Dramen, deren ich in den abgerissensten Exemplaren habhaft werden konnte, die prägten sich ein wie mit glühenden Lettern," heißt es in den „Erinnerungen". Schillerkultus herrschte auch in der Familie, in die er als Freund des Sohnes vom Hause wie ein Adoptivsohn Aufnahme fand. Sie war wohlhabend und pflegte literarische Interessen. Die bessere belletristische Literatur des Tages kam ins Haus, auch das Cotta'sche Morgenblatt wurde neben dem Berliner „Gesellschafter", Theodor Hell's Dresdner Abendzeitung gehalten. Am runden Tisch der Familie hat der jugendliche Schillerverehrer Schillers sämmtliche Werke — auch die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs — vom ersten bis zum letzten Bande vorgelesen. Damals spannen sich die geistigen Fäden an, die später in den „Karlsschülern" zu einem so ansprechenden künstlerischen Gebilde wurden. Erst nachdem Schiller Laube's jungen Geist so ganz für sich gewonnen, ging ihm die Schönheit Homers, die Kunst Virgils und Horaz' auf. Dies geschah in Schweidnitz, wohin er noch als Primaner ging, weil ihn — nach Nowack — „die am Glogauer Gymnasium herrschende strenge Klosterzucht und pietistische Richtung zu offener Opposition gereizt hatte."

Sein kriegerischer Protestantismus, der ihm später die Stahlfeder als Waffe in die Hand drückte, war zur Entwickelung gekommen. Auch die Wander- und Reiselust, die ihn dann zum „Reisenovellisten" gemacht hat, begann sich jetzt — Angesichts der blauen Kette des Riesengebirges — zu entfalten. Als er dann Ostern 1826 nach Halle aufbrach, um dort ein firmer Burschenschafter und „leider" nur flauer Theolog zu werden, wanderte er zu Fuß dorthin, das Ränzel und — die Guitarre auf dem Rücken. In Schweidnitz ließ er ein blondes Mädchen zurück, deren Zu-

kunststraum Frau Pfarrerin Laube hieß. Mit dem Pfarrer werden sah's aber bald windig aus. Wohl zog ihn in Halle auch der protestantische Rationalismus Wegscheiders an, aber der Einfluß seiner kritisch zersetzenden Auslegung der heiligen Ueberlieferung entfremdete ihn nur erst recht dem theologischen Berufe und das Hingabebedürfniß seines Gemüths fand seine Befriedigung in dem Schwärmen und Treiben der Burschenschaft, deren Grundsätze und Interessen er bald, wo es galt, mit dem Rappier in der Faust gar schneidig zu verfechten wußte. Die Eltern hatten ihm zudem wenig Sparpfennige mitgeben können. Er war arm wie eine Kirchenmaus und wenn der flinke Fuchs nicht bei seinem Leibburschen auf kommunistische Grundsätze der Freundschaft gestoßen wäre, so hätte er sein Studententhum kaum durchführen können. Dafür aber machte auch die Burschenschaft Ansprüche an seine Zeit, die ihn vom Studium abhielten; bei allen Paukschwieten mußte er dabei sein und nach einem Duell mit blutigem Ausgang fiel es ihm zu, auf der Flucht des Schuldigen nach Hamburg dessen Begleiter zu sein. Eine andere Verbindungsangelegenheit ließ ihn an einer abenteuerlichen Wanderfahrt über Eisenach, die Wartburg, Kassel nach Göttingen theilnehmen; der Rückweg führte über den Harz und durch den Thüringer Wald. „Der Fechtboden und die Herbergen in und um Halle sahen ihn häufiger als die Hörsäle," vermerkt der kleine Lebensabriß bei Nowack. Auch bei einem öffentlichen Aufzug im Winter, wobei das Geheimniß der verbotenen Farben unvorsichtig gelüftet wurde, fiel ihm eine Hauptrolle zu, weshalb er sich unter Denen befand, die als Rädelsführer in Untersuchung geriethen. Die Untersuchung verlief jedoch glimpflich, immerhin trug sie ihm auf seiner Matrikel einen verhängnißvollen Vermerk ein. „Der Burschenschaft verdächtig" lautete derselbe. Diese Verdächtigtheit sollte ihm später theuer zu stehen kommen. Sechs Wochen Untersuchungs-Karzer wurden ihm schon damals zu Theil; man wollte von ihm, der nicht in der Lage war, sich selbst zu beköstigen, Geständnisse erpressen; er brachte auch nicht die leiseste Andeutung eines Verraths über die Lippen. Ueber alledem traten seine poetischen Neigungen in den Hintergrund, auch die für das Theater, welche ein längeres Gastspiel der Butenop'schen Truppe in Sprottau drei Jahre vorher zur Entfaltung gebracht hatte. Die Burschenschaft als heimlicher Staat im Staat mit großen politischen Idealen nahm seine geistigen, die Realität des Halleschen Bundes seine persönlichen Interessen ganz in Anspruch.

Von Wichtigkeit für seine spätere Entwickelung war es, daß er auch das Theater gleich auf einmal in all seiner Realität kennen lernte

und nicht auf dem Weg durch die Bücher und ästhetische Abstraktionen, wie so viele andere Epigonen der Schiller'schen Muse. Und er hatte dies gerade dem Umstande zu danken, daß er in einer Stadt ohne Theaterleben aufgewachsen war, und dem Zufall, daß sich gleich bei der ersten Berührung mit dem Theater auch die Welt hinter den Kulissen seinen neugierig forschenden Blicken öffnete. So hat er nie den Kampf mit romantischen Illusionen zu bestehen gehabt, an welchem so viele dramatische Autoren mit ihrem besten Streben zu Grunde gegangen. Die Reitbahn der Sprottauer war damals zum Tempel Thalias geworden. Diese Reitbahn hatte ein luftiges Dach; Sturm und Wind hatten aus ihm so manche Schindel entführt, und da die Hinterwand des Gebäudes an den Garten von Laube's Großvater stieß, so wußte der Enkel als entdeckungslüsterner Kletterer längst um diese Lücken Bescheid. Die Aeste eines Apfelbaumes im Garten erstreckten sich bis auf das Dach und auf einem derselben fand nun der Knabe einen erhöhten Sperrsitz gerade über der Bühne, von dem aus er sowohl die Vorgänge auf wie hinter der Scene überblicken konnte. Wer hätte damals geahnt, daß von diesem luftigen Sitz eines „Zaungasts“ aus der Vogelperspektive der Weg zur Direktorialloge der ersten deutschen Bühne führen würde?! Und doch war derselbe der Ausgangspunkt für diesen Weg des Erfolgs. Von da oben aus gelangte der Knabe auch hinunter, sowohl hinter die Kulissen als auch in den Zuschauerraum, lernte er kennen, „wie es gemacht wird“, daß von der Bühne herab die wunderbaren Wirkungen auf die Zuschauerwelt ausströmen, begann er jener Kenner der Bühnentechnik zu werden, der er als Dramatiker immer auch dann geblieben ist, wenn ihn die Inspiration des echt dichterischen Schaffens im Stich ließ. Ritter- und Räuberstücke bildeten hauptsächlich das Repertoire der Butenop'schen Gesellschaft, aus der übrigens u. a. eine Künstlerin wie die Anschütz hervorgegangen ist; „Die Kreuzfahrer“, „Klara von Hoheneichen“, „Die Räuber auf Maria-Kulm“, namentlich aber Schillers „Räuber“ waren die Zugstücke. Doch kümmerte man sich im Ort nicht um die Namen der Verfasser, und daß z. B. der Dichter der von ihm bewunderten „Räuber“ Schiller hieß, erfuhr der Knabe erst später in Glogau, als er des Dichters Werke in die Hand bekam, wo auch öfter Theater gespielt wurde. So unliterarisch waren jene Anfänge. Was dagegen dem Knaben fest im Gedächtniß blieb, das waren dramaturgische Wahrnehmungen. Als Beispiel, das Laube noch im Alter gern erzählte, diene folgender Fall. Ein Stück spielte in Spanien, wo die Franzosen unter Napoleon erobernd eingedrungen waren und von den Spaniern

auf Weg und Steg verfolgt wurden. Am Schlusse eines Aktes schoß der französische Offizier sein Pistol ab auf einen Spanier. Das Pistol versagte, und der Vorhang fiel unter großem Gelächter des Publikums. Der kleine Laube kroch eilig unter dem Podium hinauf, um Direktor Butenops Zorn anzusehen gegen den Requisiteur Krebs, den er immer auf dem Striche hatte. Richtig! er hielt ihn bereits am Kragen und schrie immerfort: „Das Publikum muß den Schuß hören, Kanaille! Das Publikum muß den Schuß hören!" — Pautz! knallte der Schuß. Neues, noch stärkeres Gelächter im Publikum. „Als der nächste Akt kam, entdeckte mein junger Verstand, daß der Direktor recht gehabt: der Schuß hatte Folgen, er mußte also losgegangen sein!" Solcher Gestalt war der Elementarunterricht, den damals unbeachtet und unbewußt Deutschlands erfolgreichster Dramaturg als Bube von zwölf Jahren empfing. Die Besuche der Truppe in Sprottau wiederholten sich in den folgenden Jahren, wie mit ihrer Kunst wurde der anstellige Bursche auch mit den Schauspielern bekannt. Die besseren derselben wohnten im Gasthaus seines Onkels, dem „grünen Löwen". Welche Wirkung dieser Verkehr hatte, haben wir schon erwähnt. „Die ganze Welt war für mich verwandelt und erweitert, unabsehbar erweitert durch diese Schauspielergesellschaft", heißt es in den „Erinnerungen".

Eigentlich hatte der Junge die Kunst und das Handwerk seines Vaters ergreifen sollen, und für Laube's Laufbahn als Schriftsteller ist es von dauerndem Einfluß geblieben, daß sein Vater, wie bereits auch der Großvater, ein Bau- und Maurermeister war und beide es sich angelegen sein ließen, ihn früh in den Elementen des Baugewerks heimisch zu machen. Durch den Krieg war freilich die Laube'sche Familie wie fast die gesammte Bürgerschaft Sprottaus verarmt und Neubauten waren nur in geringer Zahl auszuführen. Aber immer gab es zu thun, und der flinke Heinrich tummelte sich auf den Baugerüsten; im Winter aber, wenn das Geschäft schlief, wurden Risse entworfen, ja es wurde gebildhauert. „Der Onkel Gastwirth brauchte einen neuen grünen Löwen an seiner Gasthoffronte. Wir machten ihn. Wir erfanden uns diese Kunst ganz selbständig, denn sie war völlig unbekannt im Städtchen. Wir modellirten in Thon und gossen in Gips."

Wenn wir ihn später immer betonen hören, daß auch der Dichter Plastiker sein, Gestalt und Form schaffen müsse, ihn beim Drama auf architektonischen Aufbau, festes Gerüst, „Rückgrat" dringen sehen, so müssen wir zugeben, daß jene Uebungen im Baufach doch keine verlorene Zeit waren. Nur der mathematische Theil des Bauwesens war

ihm stets lästig gewesen; wie so viele Poeten war auch Laube, wenigstens in jener Frühzeit „im Kopfrechnen schwach“. Darum wurde auch der Plan, ihn für das Baufach zu bilden, aufgegeben und beschlossen, ihn studiren zu lassen. „Was? Das war in jener Zeit eigentlich keine Frage bei armen Burschen aus kleinen Städten, die sich schon als Gymnasiasten im Stundengeben geübt hatten. Die wurden alle Theologen. Dies war das wohlfeilste Studium und brachte zuerst eine Anstellung, wenn auch zunächst nur die eines Hauslehrers.“ Als er dann Halle, den Schauplatz manch siegreicher Paukerei, manch lustiger Studenten-„Schwiete“, aber freilich auch „der Burschenschaft verdächtig“, mit Breslau vertauscht hatte, wo er übrigens auch sogleich auf das Universitätsamt zitirt wurde, um sich wegen dieser „Verdächtigkeit“ zu verantworten, studirte er zwar fleißiger als bisher die theologischen Wissenschaften, namentlich Kirchengeschichte, hielt auch Probepredigten und bereitete eine Dissertation „über die Erbsünde“ vor, aber die Angelegenheiten der heimlich auch hier bestehenden Burschenschaft bildeten auch jetzt den Mittelpunkt seiner Interessen — bis eine Aufführung von Kleists „Käthchen von Heilbronn“ die ins Stocken gerathenen literarischen Triebe auf einmal wieder in Aufruhr brachte und jetzt mit Entschiedenheit zur Bethätigung drängte. Bis dahin hatte er als Student — „schon aus Geldmangel“ — das Theater links liegen lassen, nur auf der Reise durch Leipzig nach der Heimath zurück hatte der Besuch einer Aufführung der „Minna von Barnhelm“ mit dem jungen Emil Devrient als Tellheim eine Ausnahme gebildet; nach jenem ersten Wiedereintritt in seinen Zauberkreis wurde er ein eifriger Theaterbesucher.

Man kann sagen, das holde Käthchen von Heilbronn, das auf der Bühne sich so brav als Retterin bewährt, habe auch Laube gerettet, gerettet für die Dichtung, für die Bühne, das deutsche Theater. Es stand damals gerade recht bedenklich mit ihm. Als „gute Klinge“ von Halle her geschätzt und gefürchtet, war er beim Ausbau der neuen burschenschaftlichen Verbindung in Breslau, dem „blauen Haus“, und im Kampf mit den dominirenden Landsmannschaftern in ein wildes „Landsknechtsleben“ gerathen, wie er es selbst nennt. Die Duelle wurden leidenschaftlich geführt, hatten oft gefährlichen Ausgang; schlug Laube selber nicht, so mußte er doch sekundiren. Einmal war schon alles zur Flucht vorbereitet wegen der Folgen eines dieser wüsten Zweikämpfe. Es war eine Art Kriegsleben, dessen spannende poetische Elemente ihn berauschten. Auch sonst war das Leben wild; im Spiel war gleichfalls der „Landsknecht“

die Parole, oft jagte erst die aufgehende Sonne die lärmenden Bursche draußen in Marienau von den Spieltischen. Das Geld zu solchem Treiben erwarb sich der wildgewordene Heinz durch Ertheilen von Fechtunterricht. Denn in der Führung der studentischen Waffe war er damals zu solcher Meisterschaft gelangt, daß er einen sehr guten Fechtmeister abgab. Als nun ein reisender französischer Fechtmeister eine Herausforderung an die Studentenschaft Breslaus zum öffentlichen Zweikampf — „au grand assault d'armes" — ergehen ließ, da trat Heinrich Laube als ihr Vertreter auf und führte den Franzmann zweimal mit klatschenden Hieben unter dem Jubel des versammelten Publikums ab. Eine Szene in Gustav Freytags in Breslau entstandenem Jugenddrama „Die Brautfahrt", wo ein prahlerischer Franzmann von deutscher Klinge eine ganz ähnliche Abfuhr erleidet, hat vielleicht in dieser Fechterthat Laube's ihr Vorbild. Die Folge war, daß ihm in aller Form die gerade vakante Universitätsfechtmeisterstelle angeboten wurde. Er lehnte ab. Unklar fühlte er: zu was besserem sei er geboren. Und innerlich befriedigt von dem Sieg eines höheren Strebens über die Lust an den rohen Fechtkünsten und die ihm gebotene lockende Versorgung, stand er an einem der nächsten Tage beim Erblicken des Theaterzettels still, las ihn und meinte dann: „Ins Theater könntest Du auch mal wieder gehen!" Am Abend wurde ihm dann das „Käthchen von Heilbronn" zur rettenden Muse, die ihn wieder zurück in die Gärten der Poesie lockte. Die Aufführung wie das Stück waren von mächtigster Wirkung — ein sein geistiges Wesen im Innersten packendes Erlebniß. Desselben gedenkend, sagte Laube im Alter: „Die Vorhänge waren plötzlich in meinem Innern aufgezogen, die Vorhänge aus der Sprottauer Reitbahn; die Aussichten lagen wieder vor mir in reizende Gegenden, unklar gemacht durch farbige Nebel. Und diese nebelhafte Unklarheit gehörte zum Reize."

Der literarische und künstlerische Sinn in dem Studenten war aus seinem Schlummer geweckt.

Und nun begann auf einmal für ihn — im Frühjahr 1829 — ein frisches fröhliches Treiben rein literarischer Art. Als er unter seinen Genossen vom Theater zu reden begann, zeigte es sich, daß mehrere von ihnen dieses Interesse theilten; über den Mensurdebatten, dem Kartenspielen und Kommersiren waren derlei Fragen zufällig zwischen ihnen nie zur Sprache gekommen. Da war einer unter ihnen, der im Anklang an die Falstaffszenen in Shakespeare's „Heinrich IV." auf der Kneipe Fähnrich Pistol genannt ward und mit Vorliebe die drastischen Reden Falstaffs im Munde führte. Der Zufall, daß die

Stammkneipe der durstigen Brüder „Zum wilden Saukopf“ hieß, also gerade wie die Herberge in Eastcheap, in welcher des Prinzen Heinz verwegene Tafelrunde bei Shakespeare ihre Gelage abhält, hatte vielleicht die Anregung zu diesen und anderen Spitznamen des Kreises gegeben; jetzt zeigte sich, daß dieser Fähnrich Pistol nicht bloß für Falstaff, sondern überhaupt für Shakespeare's herrliche Dramenwelt schwärmte. Dieses Interesse befriedigte derselbe — sein bürgerlicher Name war Adolf von Mühlbach — in einem anderen Freundeskreis, der sich an bestimmten Abenden in seiner behaglichen Wohnung zusammenfand. In diesen Kreis gerieth jetzt Laube auch. Es war ein poetischer Verein. Man sprach in ihm nicht nur über Shakespeare, Schiller und Goethe, über Tieck und Uhland, die neuesten Musenalmanache; man zog auch abwechselnd dicke Manuskripte aus der Tasche und las sich selbstgefertigte Balladen und Dramen vor. Romantische Stoffe und Stimmungen herrschten vor; Uhlands Romanzen und Tiecks „Genoveva“ und „Kaiser Oktavian“ waren bevorzugte Muster. Laube fühlte bald die Ueberlegenheit der andern an literarischem Wissen, was ihn anspornte, die Lücken der eigenen Bildung zu füllen. Statt der Karten handhabte er jetzt des Abends und Nachts literarhistorische Kompendien, ästhetische Abhandlungen, die Werke der modernen Dichter. Aber was er mit Recht als Mangel empfand, war zugleich ein Vorzug. Er trat mit reiferen Lebensansichten und reicher Lebenserfahrung, aber von ästhetischen Doktrinen und Vorurtheilen ganz frei und unbefangen, an diese Fragen heran, in denen die andern meist mit fertigen, konventionellen Urtheilen operirten. Ihnen entging auch dieser Vorzug und die Anregung nicht, die seine naturalistische Ursprünglichkeit, sein ehrliches Fragen ihren Debatten brachte. Den Romantikern gegenüber war er sogleich Realist; die bestimmte Ausdrucksweise seiner späteren Kritiken entfaltete er bereits hier. Ihrem einseitigen Kultus, den sie Goethe und Shakespeare gerade der romantischen Elemente in ihren Dramen wegen widmeten, setzte er seine Schillerverehrung gegenüber. Daß Schiller bei allen Schwächen der Charakteristik und seiner Neigung zum schönrednerischen Pathos doch im eigentlichen Dramatischen, in der Kraft, treibende Leidenschaft und wachsende Handlung zu geben, Goethe überrage, fühlte er damals schon. Um Schiller gegen eine scharfe Verurtheilung seiner „Braut von Messina“ in der „Schlesischen Zeitung“, die aus der Feder des Germanisten und Liederdichters Wilhelm Wackernagel stammte, zu vertheidigen, ergriff er die Feder zu seiner ersten öffentlichen Polemik in dramatischen Fragen; sein Organ war dabei Karl Schalls „Breslauer

Zeitung". Er hatte selbst aus Schillers formalistischster Dichtung den dramatischen Nerv herausgefühlt. Bald war er in vielen Dingen den anderen der Ueberlegene. Bei den Besprechungen, welche der Vorlesung eigener Dichtungen — auch Balladen wurden kultivirt — zu folgen pflegten, fand sein Urtheil bald die meiste Beachtung. Sein Ansehen wuchs, als er die Begabtesten des Kreises auf ihrem eigensten Gebiete schlug. Die „Schlesischen Provinzialblätter", eine Monatsschrift, hatten einen Preis ausgeschrieben für das beste Gedicht. Sie alle bewarben sich und Laube erhielt den ersten Preis für eine spanische Romanze. Wie die „Breslauer Zeitung" nach Laube's Tod mittheilen konnte, hieß das damals in den Schlesischen Provinzialblättern veröffentlichte Gedicht „Der Kampf". Die Romanze war trotz des spanischen Hintergrunds von burschenschaftlich-teutscher Tendenz. Don Pedro von Talavera hat ein Tournier ausgeschrieben. Der Sieger soll seine schöne Tochter Almeida heirathen dürfen. Erst besiegt der spanische Ritter Don Alfonso alle Rivalen. Dann reitet ein fremder Ritter in die Schranken, der auch ihn besiegt. Don Pedro fordert von diesem, ehe er die Tochter erhalte, müsse er sich zu Spanien bekennen. Doch Ritter Otto erwidert:

„Nicht um aller Erden Güter,
Um der süßen Liebe Glück nicht,
Ist dem Teutschen seine Heimath,
Sein geliebtes Teutschland feil.
Langsam wendet er sein Schlachtroß,
Langsam scheidet er für immer."

Laube machte sich wenig aus seinem Sieg, aber den Kameraden imponirte es höchlich, und als dann gar demselben ein zweiter auf der Bühne folgte, Laube im Breslauer Stadttheater mit einer eigenen Tragödie den Beifall eines dichtbesetzten Hauses entfesselte und der Verein bald danach den Entschluß faßte, für seine Bestrebungen ein eigenes Organ zu gründen, da war es Laube, dem man die Redaktion dieser Zeitschrift einhellig übertrug.

Diese Tragödie war der schon erwähnte „Gustav Adolf" — historisches Trauerspiel in fünf Akten; die Zeitschrift führte den Titel „Aurora" und erschien vom 5. Juli bis zum 30. Dezember 1829. Wie von dem Drama das bisher verschollene Manuskript liegt mir von der Zeitschrift eines der wenigen vollständigen Exemplare vor, welche der Zufall uns davon erhalten hat und das im Besitze der Breslauer Universitätsbibliothek sich befindet.

In seinen „Erinnerungen" hat Laube in Bezug auf seinen ersten erfolgreichen Versuch im Gebiete des Dramas die Aeußerung gethan: „Ich weiß absolut nicht mehr, wie ich auf die Idee gekommen, und weiß ebensowenig, woher ich die Mittel geholt zu einer fünfaktigen historischen Tragödie." Wir, die wir aus Zeitenferne sein bisheriges Werden überblicken, finden es natürlich genug, daß er nach den maßgebenden Eindrücken seiner Knabenzeit, nach den patriotischen Schwärmereien des Burschenschafters, unter den Anregungen des Breslauer Poetenvereins und des jetzt oft besuchten Theaters, nach der erneuten Wirkung von Schiller auf ihn und dem mächtigen Eindruck des Kleist'schen Ritterstücks nun an die Ausarbeitung gerade eines Dramas ging, das mit Schillers Wallenstein den historischen Hintergrund und eine der Hauptgestalten gemeinsam, einen kriegerischen Führer der Reformationszeit zum Helden, ein nationalpolitisches Motiv für seine Tragik, ein großes lärmendes Schlachtenbild zum Abschluß hatte und zur Heldin ein holdselig Bürgerkind, das zu König Gustav mit derselben magdlich demüthigen Liebe aufsieht wie das Käthchen von Heilbronn zu ihrem „hohen Herrn", den Grafen Wetter von Strahl.

Die Wahl des Stoffes und die Schürzung des tragischen Konflikts zeigten eine glückliche Hand. Daß Gustav Adolf aus einem gottbegeisterten selbstlosen Streiter für die Freiheit des lutherischen Glaubens durch die berauschende Wirkung des Erfolgs und die Einflüsterungen seines Kanzlers Axel Oxenstierna zu einem ehrgeizigen Eroberer wird, der nach der „Krone Karls des Großen" trachtet, dadurch aber die frohe Siegeszuversicht und das resolute Gottvertrauen verliert, das ihn bisher durch alle Schlachten begleitet: ist ein vortreffliches Motiv für ein historisches Drama; ebenso der Gegensatz des protestantischen heldenkühnen Schwedenkönigs zu dem klug zurückhaltenden düstern Wallenstein, der von den Sternen Hülfe erwartet, diese Hülfe aber nur für die Zwecke seines persönlichen Ehrgeizes zu verwerthen trachtet. Bleibt dieser Wallenstein aber in Laube's Stück nur ein schwacher Schatten der gewaltigen Charakterschöpfung Schillers, ist neben ihm die Figur des ungeduldigen feurigen Haudegens Graf Pappenheim mehr das Bild eines burschikosen Rappierschwingers, so ist dagegen in dem Charakterbild Gustavs ein glücklicher Anlauf zu einer selbständigen Gestaltung eigenthümlichen Seelenlebens genommen und der innere Kampf des Königs gegen die Verlockungen des Ehrgeizes ist in poetischen Zusammenhang gebracht mit seinem Tod auf dem Schlachtfeld von Lützen, den er sucht, weil er als reiner Held des Glaubens untergehen will. Die Fahne des

Protestantismus flattert siegreich über seiner Leiche und der ritterliche Bernhard von Weimar übernimmt sie als Erbe.

Seinen Seelenzustand mit dem einstigen Glücksempfinden vergleichend, das ihn beseelte, als er zu Stockholm seine Schweden zum Krieg gegen die Bedränger des lutherischen Glaubens aufgerufen, ruft König Gustav:

„Wohl auch ein Ehrgeiz
War's damals schon, der meine Schwingen hob,
Doch ein ganz anderer — ich sah die Züge
Des kühnen Helden, der dem deutschen Volk
Zu Hülfe kam, als es der Herrschergeist
Der finstern Kirche in die engen Formen,
Die todten Formeln, die den Geist verschlaffen,
Zurückzudrängen frech versuchte, als
Der Kaiser seine Macht mißbrauchte und
Den Herzen mit den Schwertern vorschrieb, was
Sie glauben und verehren sollten! Freund!
Solch einen Helden sah ich hell beglänzt
Vom Schimmer einer strahlenreichen Krone,
Die ihm der Dank der frommen Glaubensbrüder —
Die ihm die unparteiische Geschichte
Auf's Haupt gesetzt. (Düster.) Jetzt seh ich einen Andern,
Der eine Krone sucht, die dunkel glüht,
Von der das weite Meer das rothe Blut,
Das daran klebt, nicht waschen kann."

So viel sich an diesen Versen in formeller Beziehung aussetzen läßt, so muß man zugeben, daß in ihnen ein dramatischer Konflikt von ebenso historischem wie menschlichem Interesse zu klarer deutlichster Schürzung gelangte und daß die Wahl desselben uns den Grundnerv der protestantisch-streitbaren Geistesart des jungen Dichters enthüllt.

In die kriegerische Handlung, die mit Gustavs Einzug in Nürnberg und der Begrüßung desselben durch den Bürgermeister der stolzen Reichsstadt, Christof Tucher, beginnt, ist eine romantische Nebenhandlung verlegt, deren Heldin die Tochter Tuchers, Agnes, ist. Wie Käthchen von Heilbronn den Grafen von Strahl im voraus liebt, weil sie sein Bild im Traume gesehen, ähnlich ist es dieser schwärmerischen Agnes ergangen; noch ehe König Adolf in die Stadt einreitet, hat ein Bild von ihm ihr Herz ganz eingenommen mit hingebender Begeisterung für den königlichen Helden des verfolgten Glaubens. Gustavs Vetter, Herzog

Albert von Lauenburg, benutzt diese übersinnliche Neigung, um Agnes für sich zu gewinnen; als sie jedoch seine Absicht merkt, weist sie stolz und herbe ihn ab. Unter der Vorspiegelung, der König wolle sie um sich haben, lockt er sie dann ins Feldlager, wo sie ihm aber entflieht und dann auf dem Schlachtfeld von Lützen, im Begriff, den geliebten König zu suchen, einen ähnlichen Tod findet, wie in Schillers Fiesko dessen Gattin Leonore auf dem Wege zum Hafen von Genua. Daß Agnes den hohen Geliebten gelegentlich statt „mein hoher Herr“ „mein höchster Herr“ nennt, macht die Anlehnung an Kleist nicht weniger auffällig. Wenig glücklich ist die patriotische Tendenz des Stücks gerade auf die Lippen des verrätherischen Herzogs von Lauenburg gelegt. Seinen Abfall von der Sache des Königs begründet er mit den Worten:

„Kein Fremder, wär' er auch mein Blutsverwandter,
Steig' auf zu Karls des großen hohem Throne —
Nur teutsches Blut roll' unter Teutschlands Krone.
. . . .
Europas Herz ist Teutschland und im Herzen
Des Herzens muß ein teutscher Pulsschlag leben . . .“

In solchen Stellen gelangte der Burschenschafter Laube zu Worte, und dieser patriotische Gesichtspunkt wurde verfolgt in einem zweiten historischen Drama, das Moritz von Sachsen dem spanischen Karl gegenüberstellte, die Schlacht bei Sievershausen zum Schluß haben sollte, aber Fragment blieb und verloren gegangen ist.

So naiv der Dichter in der Anlehnung an „berühmte Muster“, seine Lieblingsstücke, so schülerhaft er noch in Bezug auf tiefere Motivirung und charakteristische Sprache blieb, so zeigte er doch schon in der Anwendung der dramatischen Grundgesetze, in der klaren Exposition und dem straffen Aufbau der Handlung, in der Beschränkung auf das Nothwendige, im Freibleiben von Schwulst und Rhetorik, von Ballast jeder Art, ein künstlerisches Maßhalten, wie es die Jugenddramen der meisten unserer Dichter gerade vermissen lassen. Nur wenige Personen genügten ihm für die Darstellung der historischen Gegensätze und Konflikte; er ließ dieselben nur Gedanken und Gefühle äußern, die ihrem Charakter und der Bedeutung der Szene entsprachen; er ging immer resolut auf eine Bühnenwirkung los, die mit der Handlung zusammenhing. Und auch die Verwendung von Glockengeläut, Choral, Kriegsmusik 2c. verrieth einen starken Sinn für das Bühnengemäße. Dennoch muß an dem guten Erfolg das lebhafte Spiel des Heldenspielers Kunst aus

Braunschweig, der in der Titelrolle gastirte, einen beträchtlichen Antheil gehabt haben.

Eine noch größere Reife der Einsicht in das Wesen des Dramatischen bekundete Laube dann als Theaterkritiker von Karl Schalls „Breslauer Zeitung“ und der Vereins-Zeitschrift „Aurora“, deren Leitung er bald darauf übernahm. Der Eindruck eines Gastspiels von Karl Seydelmann, des Stuttgarter Hofschauspielers, im besondern sein Spiel als Carlos in Goethe's realistischem „Clavigo“ trug viel dazu bei, seine vom Zauber romantischer Stimmungspoesie noch vielfach befangenen Ansichten zu Grundsätzen des poetischen Realismus zu klären. Die Fehler des eigenen Dramas lehrten ihn auch die Schwächen seines großen Vorbilds Schiller erkennen. Unter dem Pseudonym „Alethophilos“ (Freund der Wahrheit) stellte er dieselben in einem größeren Aufsatz „Allgemeine Kritik“ zusammen. „Das Haupterforderniß jeder dramatischen Dichtung ist unserer Meinung nach die Natürlichkeit der Handlung und Sprache. Das Drama ist das Leben — zwar künstlerisch hypostasirt — aber voll Figuren, die der Wirklichkeit entnommen und nur durch die Dichtkunst in schöne Gewänder gehüllt sind, die der natürlichen Schönheit der Formen keinen Eintrag thun dürfen. Daß in der höheren Tragödie alles von einem höheren Standpunkte angesehen werden muß, als es das Leben bietet, daß alles veredelt und sogar der niedere Diener ans Ideal streifen muß, ist etwas oft Bestrittenes, was auch mir nicht so ausgemacht scheint, wenn auch ein Geist wie Schiller — sein Wallenstein'sches Lager ausgenommen, welches gewiß nicht den niedrigsten Platz seiner Erzeugnisse einnimmt — solch eine Richtung genommen hat. Shakespeare hat nicht so gethan; seine Gestalten aus der niederen Volksklasse sind treu und darum so ergötzlich kopirt, und es ist lächerlich, von Zerstörung der poetischen Illusion zu reden, wenn bei hochtragischer Katastrophe die plumpe Rede eines Niederen dazwischen klingt. Auf diese Weise kann es eigentlich gar kein poetisches Trauerspiel geben, dessen handelnde Personen nur dem niederen Stande entnommen sind. Hat wohl schon ein blinder Verehrer Schillers an solche Konsequenz gedacht?“ . . .

Und weiter heißt es im Uebergang zu der Schauspielkunst: „Sind wir darüber einig, daß der Dichter eines Dramas vor allen andern Dingen das Leben kopiren und der Natur treu sein muß, daß er seine Helden und Heldinnen in psychologischer Hinsicht richtig, d. h. so, daß sie, wenn auch mit einigen Modifikationen, doch irgendwo unter vernünftigen Menschen lebend gedacht werden können, zeichnen muß, so ist

auch damit schon dem Schauspieler der Fußsteig seiner Laufbahn angedeutet, von welchem leider so viele in den Sumpf und Moder der geschraubten Unnatur oder sonst wohin gerathen. Der Schauspieler muß im Lust- wie im Trauerspiele ein vollendetes Bild eines Menschen — nicht, wie so oft geschieht, eines Unmenschen im weitesten Sinne des Wortes — geben, dessen einzelne Theile so sorgfältig gearbeitet sind, wie der Maler etwas zur allgemeinen Beschauung Bestimmtes bis auf das Kleinste sorgfältig ausführt.“

In derselben Richtung bewegen sich die Xenien, von denen Laube im Wetteifer mit Heinrich Wenzel, in dem halben Jahrgang der „Aurora“ gar manches Dutzend gegen Moderichtungen des Tages, gegen Raupach, Hell, Clauren, das romantische Drama veröffentlicht hat. Die einzelnen Kritiken führen die allgemeinen realistischen Grundsätze näher aus. Goethe's „Clavigo“ und Lessings „Minna von Barnhelm“ sind jetzt die von ihm am meisten gefeierten Muster. Bezeichnend sind gleich im Anfang die Lobsprüche auf Seydelmanns schlicht natürliche, aber ganz durchgeistigte Kunst, charakteristisch zu sprechen. Die Gedichte, die der damals dreiundzwanzigjährige Kandidat der Theologie in der „Aurora“ veröffentlicht hat, „Der Student von Salamanca“, „Herr Ebbelin und die Nürnberger“, „Der lustige Jägersmann“, „Albano in Rom“ ermangeln bei aller Frische der Gesinnung und Lust am fröhlichen Wagen der realistischen Kraft und Farbe und bewegen sich im Fahrwasser eines romantischen Dilettantismus, welchem auch die Freunde Laube's, Max von Oer, Leopold Bornitz, Adolf Mühlbach, Freiherr von Oelsnitz, Freiherr von Biedenfeld, Otto Hanisch u. a. mit mehr oder weniger Talent in Gedichten und Geschichten gehuldigt haben. Daß diese „literärische Zeitschrift“ keinen großen Abnehmerkreis fand und am Ende des Jahres 1829 wieder eingehen mußte, ist nach dem Gesammteindrucke begreiflich genug.

* * *

Das folgende Jahr sollte seiner ganzen geistigen Entwickelung eine andere bedeutungsvolle Richtung geben. Dies anhebende Jahr der Julirevolution hat in seinem Verlaufe auch auf den Geist des jungen schlesischen Dichters revolutionirend gewirkt und in ihm das Bewußtsein entzündet, daß die hochgehende Zeit dem Schriftsteller höhere Aufgaben und Interessen zuweise als selbstgenügsames Dichten von Balladen und die Interessen der Bühne. Der Beginn des Jahres stand freilich noch im Zeichen der Resignation. Der geringe Erfolg der Aurora, die nachträg-

liche Einsicht in die Unzulänglichkeit seiner dramatischen Anfänge — er hatte dem „Gustav Adolf" im Herbst ein parodistisches Bühnenstück „Zaganini" folgen lassen, zu dem ihn die übertriebene Aufnahme des Geigenvirtuosen Paganini in Breslau und der Einfall eines nothleidenden Schauspielers angeregt hatte —, im besondern aber auch die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, führten ihn zu der Erkenntniß, mit seinen literarischen Anfängen sich auf dem Holzweg zu befinden.

Wie leicht selbst die lebhafteste Beschäftigung mit ästhetischen Dingen bei mangelndem Talent und bloßer Unterhaltungsgabe zu einem unruhigen, plan- und ziellosen Dilettantismus führen kann, dafür mußte ihm als warnendes Beispiel gerade der Mann erscheinen, der während des letzten Jahres bei den verschiedenen literarischen Anläufen sein wichtigster Gönner gewesen, der Herausgeber der Breslauer Zeitung, Karl Schall. Karl Schall war der verkörperte Enthusiasmus für Kunst, Theater, Literatur, von jener Art, die nur Stimmung, nicht Urtheil und Produktion ist, in der Nüance der schlesischen Lebenslust und einer allgemeinen Genußsucht, der im Grunde die Beschäftigung mit dem ideal Schönen ein willkommenes Dessert ist nach ausgiebiger Mahlzeit an dem gedeckten Tisch der realen Lebensgenüsse. Wenn Heine den weltmännisch feinen Varnhagen ob seiner Verehrung für Goethe, als dieser gestorben war, den „Statthalter Goethe's auf Erden" genannt hat, so galt Karl Schall der Goethegemeinde in Schlesien wie in Berlin als begeisterter Tafelredner des Goethekultus, wo immer dieser sich in festlicher Vereinigung aufthat. Seine Liebe zur Kunst war stets Personenkultus und, wie er mit der schönen Stimme einer Sängerin die ganze hübsche Person zu lieben pflegte, so liebte er Goethe mit sammt seinen Titeln und Orden, Mängeln und Schwächen. Als Sohn eines wohlhabenden gebildeten Kaufmanns am 24. Februar 1780 geboren, hatte er nach seines Vaters Tod sein Geschäft verkauft, um ganz seiner Neigung zur Kunst, zu den schönen Wissenschaften zu leben. Er gründete, in Konkurrenz zu der Schlesischen Zeitung, die Breslauer Zeitung und hatte damit Glück, weil er das Prinzip der Unterhaltung der Trockenheit der alt eingesessenen Zeitung entgegensetzte. Seine kleinen Lust- und Scherzspiele wie „Die unterbrochene Whistpartie", „Mehr Glück als Verstand", „Trau, schau, wem", waren eine Zeit lang beliebt, weil sie voll gutmüthiger Heiterkeit waren und den banaleren Ansprüchen der Bühne genügten. Mit Holtei vereinigte er sich 1823 zur Herausgabe der „Deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater", die jedoch bald wieder eingingen. Durch Karl Schall, der mit gutem Blick die Anlagen des jungen Laube

für dramaturgische Kritik erkannt hatte und mit liebenswürdiger Lust am Patronisiren dessen Beiträge in sein Blatt reichlich bezahlte, ihn auch gern zum Genossen seiner substantiellen kleinen Diners machte, wurde dieser in die Personalgeschichte der zeitgenössischen Literatur eingeführt, in die Literatur wie sie lebte. Er schwärmte übrigens nicht nur für Goethe, und weiter für Shakespeare, er kannte auch genau deren Werke, manche davon sogar auswendig und verstand vortrefflich mit realistischem Ausdruck zu rezitiren. Den damals so viel mißkannten, und doch so echten, bahnbrechenden Realismus in Goethe seinem jungen Adepten erschlossen zu haben, ist sein unstreitiges Verdienst. Als Schall, der immer erregte, immer beredte, immer verliebte, immer hungrige und durstige „Freudenmarschall" von „gruß Braßl", am 18. August 1833 plötzlich starb, hat ihm Laube in der „Zeitung für die elegante Welt" einen größeren Nekrolog gewidmet, ein Musterstück liebenswürdigen Lobs, bei eingestandener Einsicht in die vorhandenen Schwächen und farbenfrischer Individual-Charakteristik. Das Naive seiner Lebenslust, das Bestrickende seines Gelächters, welches sich Selbstzweck war, „eine fraglose Lebenswelle heiteren Daseins", die Komik seiner äußeren Falstaff-Erscheinung und die ästhetische Richtung seines Falstaff-Humors hat er dort vortrefflich geschildert, aber auch die Ursachen, warum eine solcher „Liebhaber des Schönen, der Schönen und der schönen Künste" nie über den Dilettantismus hinaus kommt.

Laube wollte kein Dilettant werden. Etwas Ganzes, Volles bei zielbewußter Thätigkeit schwebte ihm vor. Daß der Predigerberuf ihm dies bei seiner Ablehnung alles Dogmatischen in der Religion nicht bieten könnte, war ihm gewiß. Was sollte er werden? Eine Hauslehrerstelle sollte ihm zunächst die Muße gewähren, sich klar zu werden, wie dies Ziel zu erreichen. Sie war ihm durch einen seiner Freunde aus dem Poetenverein, die der Mehrzahl nach Breslauer Patrizierfamilien angehörten, vermittelt worden bei einem Oheim, der zwei Meilen von Breslau ein Gut besaß, früher hier Arzt gewesen war, jetzt privatisirte, und für seine Kinder einen „Hofmeister" brauchte. . . .

Das Haus, in das Laube eintrat, stand der Bildung der Zeit nach allen Seiten offen und da in deren Gährungen die Politik zur Großmacht wurde, so gelangte der lerneifrige Hauslehrer jetzt zum ersten Mal zu einer täglichen Beschäftigung mit der politischen Tagesgeschichte. Der alte Herr hatte seine Freude daran, daß sein Kandidat kein theologischer Duckmäuser war, daß derselbe reiten konnte, sich um die allgemeinen Interessen bekümmerte und für ein anregendes Gespräch beim Glase Wein brauchbar war. Mit dieser Aufforderung zum

Interesse an Politik kam aber von Frankreich her durch die Zeitung weit kräftigere Mahnung heran: der Abgang Martignacs, der Eintritt Polignacs in die Staatsleitung, die Erschütterung des kaum befestigten Throns und dann Lafayette's Sturmreden, die Sturmvögeln gleich der Revolution vorausgingen. Das wurde nicht mehr mit bloßer Neugierde gelesen, rein akademisch zwischen dem Jungen und dem Alten erörtert, das wurde von Laube erlebt als Herausforderung zur Parteinahme. Der Zusammenhang zwischen dem burschenschaftlichen Gedanken und dem in Frankreich so siegreichen Liberalismus trat ihm mit siegender Gewalt ins Bewußtsein. Der Spätherbst aber desselben Jahres drang noch mächtiger mit politischer Kunde in die Stille des Landhauses: „Revolution in Warschau!" hieß sie und der alte Doktor fügte hinzu: „Nun geht's über Europa." Bei der Nähe der polnischen Grenze wirkte in Schlesien diese neue Revolution aufregend auf alle Gemüther. Nur bei wenigen mit Sympathie für die Sache Polens: historische Erinnerung und das Bewußtsein der Rassenverschiedenheit nährte hüben und drüben die Abneigung der Grenzvölker. Auch Laube, der in Breslau in steter Berührung mit Polen gewesen war, hatte etwas von diesem Mißtrauen im Blute. Er kannte zudem die sozialen Mißstände, den herrschenden trägen Adel, den geknechteten Bauernstand, den Mangel eines gesund entwickelten Bürgerthums, wie sie Heine in seinem Memoire über Polen auf Grund seines Besuchs beim Grafen Breza im Jahre 1821 geschildert. Der nationale Rigorismus der Burschenschaft hatte diese Bedenken nur verstärken können. Daß ihm jetzt dennoch die Bedeutung der polnischen Revolution für die liberale Sache in ganz Europa aufging, war nur dadurch möglich, daß er bereits ein leidenschaftlicher Parteigänger der liberalen Ideen geworden war. Letzteres war nun sein „Prinzipal" gerade nicht, aber dessen humanes Interesse begleitete doch die Polen in ihrem Kampf gegen Rußland und seine Einsicht sagte die Siege voraus, welche die vom Großfürsten Konstantin für Rußland vortrefflich geschulte polnische Armee zunächst über das russische Heer erfocht. Diese Siege, die näheren Nachrichten vom Heldenmuth der für ihre Freiheit kämpfenden Polen erhitzte die angeborene Kampfeslust in Laube's Naturell dermaßen, daß er sich eine Zeit lang mit dem Plane trug, als Freiwilliger über die Grenze zu gehen. Sein „Prinzipal" hielt ihn nur mit Mühe zurück. Historische Studien über Polen und das eifrigste Verfolgen aller Nachrichten mußten Ersatz für die wirkliche Theilnahme am Kampf mit der Waffe in der Faust bleiben. Da erschien der Aufsatz Lord Broughams, des alten englischen Reformpolitikers, der Aufruf an Europa, sich der

polnischen Sache anzunehmen. Laube verschlang die Schrift; ein heißes Verlangen, an der öffentlichen Debatte zu Gunsten Polens theilzunehmen, bemächtigte sich seiner. Und so machte die polnische Revolution Laube zum politischen Schriftsteller.

Den Stoff zu seiner ersten Schrift brachte ihm wieder ein persönliches Erlebniß. Im Spätwinter war er mit der Familie seiner Schüler für einige Monate in die Stadt gezogen. In dem neu eröffneten russischen Dampfbad lernte er einen Verwundeten kennen, der vom Schlachtfeld bei Iganje nach Breslau zu seiner Heilung gekommen. Als der polnische Offizier Laube's Antheil wahrnahm, öffnete er bald alle Schleußen seiner Mittheilungslust, und als er hörte, daß der Frager ein Schriftsteller sei, der eine Arbeit zu Gunsten der Polen vorhabe, da wurde er Feuer und Flamme. „Schreiben Sie, schreiben Sie!" rief er. „Wir fahren nach Leipzig und lassen dort drucken, und dann fahren wir mit der gedruckten Broschüre nach Paris." Und wirklich! Laube schrieb. Er löste sein Hauslehrerverhältniß und begleitete seinen polnischen Gewährsmann nach Salzbrunn ins Gebirge, wo dieser die völlige Heilung seiner Wunde abwarten wollte vor der ersehnten Rückkehr in die noch immer siegreiche Heimat. Sie bewohnten zusammen ein Zimmer und auch die Arbeit war eine gemeinsame. Der Blessirte erzählte, schilderte, Laube ordnete und schrieb. „Mein Pole kannte Alles und Alle bis in die verborgensten Falten, jeden Schlachtplan, wie er entworfen, wie er verändert, wie er ausgeführt worden, jeden General, jeden Minister. Ich lernte Strategie, für welche er Fähigkeit in mir zu entdecken meinte; ich lernte ein Staatstreiben mit all seinen Intriguen kennen, ich lernte lebensvolle Charaktere kennen und die Konstantin, Kaiser Nikolaus, Paskiewitsch, Chlopicki, Skrzynecki, Dwernicki, Czarnowski bis auf den unerschöpflich erfinderischen Strategen Prondzinski wurden mir sämmtlich nach dem Leben porträtirt. Auch in Betreff der Fassung lernte ich reichlich. Die Schrift hatte einen bestimmten Zweck, einen diplomatischen, und mein Pole beanstandete oft meine schönsten Phrasen. „Nicht zu viel, nicht zu stark!" rief er einmal über das andre, „keinen Superlativ, der macht die Staatsmänner scheu." So eilte die Schrift ihrem Ende zu. Da ward die Schlacht bei Ostrolenka geschlagen und Polen war, trotz des Trotzworts seiner Patrioten — verloren. Laube's Freund eilte, nur unvollkommen geheilt, nach Warschau, vor dessen Thoren er dann in der letzten Verzweiflungsschlacht fiel.

Trotz dieser Enttäuschung schrieb Laube die Schrift zu Ende und machte mit ihr dann den Versuch zum öffentlichen Debüt als politischer

Schriftsteller. Er sandte das Manuskript noch von Salzbrunn aus an Hoffmann & Campe nach Hamburg, die ihm als Verlag von Heine's und Börne's Schriften bekannte liberalste aller deutschen Buchhandlungen. Und Campe nahm an. Im Salzbrunner Pfarrhaus, in dem er die Freundschaft des Pfarrherrn und die Neigung einer Haustochter bald als Mächte empfand, die ihn mit der Theologie als seinem Beruf wieder aussöhnen wollten, empfing er den Brief Campe's, der die neue Wendung seines Lebenslaufs besiegelte. Die damals entstandene Schrift, als „Brief an Brougham" geplant, ist übrigens nie als selbständiges Buch erschienen, dafür aber von Spazier in sein großes Werk über die polnische Revolution aufgenommen worden und im folgenden Jahre darin erschienen. Campe verzögerte den Druck und fand sie dann von den Ereignissen allzusehr überholt, als Laube ihn mahnte. Er zahlte dennoch das ausgemachte Honorar, stellte aber die Schrift dem Autor zu anderer Verwendung wieder zu. Dieser war inzwischen nach Leipzig gegangen und hatte bereits ein anderes Werk über Polen, eine Geschichte von Volk und Land bis zur Gegenwart, in Angriff genommen. Der Entschluß, seine Zukunft ganz auf seine Feder, den Beruf des Schriftstellers zu gründen, wie es Heine und Börne gethan, deren Schriften jetzt seine Lieblingslektüre, war zum Durchbruch gekommen. Eine dritte revolutionäre Thatsache hatte die Entscheidung herbeigeführt: der Saint-Simonismus. Leipzig sollte nur eine Zwischenstation auf der Reise nach Paris sein: dort wollte er das neue Welterlösungs-Evangelium an der Quelle studiren. Wie er aber von sich selbst später gesagt hat: „Gestalt, greifbare Gestalt brauchte ich, wenn ich Antheil hegen sollte", so bereiteten auch hier reale Lebenseindrücke erst in seiner Seele den Boden, auf welchem die phantastischen Reformideen des Saint-Simonismus dann schnell und keck in die Halme schossen.

Diese Erlebnisse vermittelte eine zweite Hofmeisterstelle, die sich ihm in verlockender Form gerade damals darbot, als er im Pfarrhause von Salzbrunn sich von dessen Bewohnern zur Beendigung seiner theologischen Examenarbeit über die Erbsünde mit sanfter Mahnung gedrängt fühlte und zugleich von künftigen Erfolgen als politischer Schriftsteller im Dienste der Freiheit träumte. Schon hatte er begonnen, als Vertreter des Pfarrers auf dessen Kanzel sich wieder einmal im Predigen zu üben, als er von einer Dame einen Brief erhielt. Diese Dame hatte er kennen gelernt auf dem Gute jenes Prinzipals, bei dem er bisher Hauslehrer gewesen. Sie wohnte auf der andern Seite der Oder in einem schloßartigen Herrenhause. Dort war er einige Male zu Besuch gewesen und dort hatte es ihm

sehr wohl gefallen. „Die Dame selbst, die Herrin des Hauses, war literarisch gebildet, war eine Freundin Karl Schalls, sah öfters die Koryphäen Breslaus in Kunst und Wissenschaft bei sich und verfügte über eine ausgesuchte Bibliothek." Diese Bibliothek voll ausgesuchter guter Bücher gehörte einem jener deutschen Kavaliere, die, in ihrer Jugend im Geiste Voltaire's erzogen, das Bestehende in Staat und Gesellschaft verachteten, ohne doch praktisch Theil zu nehmen an der Herbeiführung besserer Zustände, sondern sich an geistreicher Kritik und einer möglichst freien Gestaltung des eigenen Lebens genügen ließen.

Er hieß Baron von Baerst und befand sich auf Reisen. Seine Bibliothek sollte dem neuen Hofmeister zur Verfügung stehen, was der Einladung der Schloßherrin an Laube, als Erzieher ihrer zwei Kinder nach Jäschkowitz zu kommen, doppeltes Gewicht gab. Schlesien, dessen Adel wiederholt der deutschen Dichtung liebenswürdige Talente gestellt, wie den Freiherrn Eichendorff und den Grafen Strachwitz, lieferte auch dem Kontingent der liberalen Zeitkritik aus dem Heerlager der privilegirten Stände eine Reihe der merkwürdigsten Originale. Von allen der bedeutendste war der Fürst Pückler-Muskau, der damals gerade viel von sich reden machte durch den Freimuth, mit welchem der bis vor kurzem mit einer Tochters Hardenbergs verheirathete preußische Standesherr in seinen „Briefen eines Verstorbenen" (Stuttgart 1830, 1831) an den politischen Zuständen und sozialen Einrichtungen voll satirischer Laune Kritik geübt hatte. Fürst Hermann von Pückler, geboren zu Muskau am 30. Januar 1785, auch bekannt durch Erfindungen auf dem Gebiete der Kochkunst und die großartigen Parkanlagen, die er auf Muskau im Stil des englischen Naturalismus anlegte, lebte, nachdem er als Offizier am Krieg theilgenommen, seinen Liebhabereien und am liebsten auf Reisen. Seine 1817 mit der Gräfin Pappenheim, geborenen Hardenberg, eingegangene Ehe, welche kinderlos geblieben war, ließ er 1826 scheiden, blieb aber in freundschaftlichem Verhältniß zur Fürstin, welcher er auch seine Reisebriefe aus England widmete, in denen er die ritterlichste Ergebenheit für sie zur Schau trug. In seinen Reisebriefen blieb er, was er im Leben war, ein geistreicher Sonderling, der mit wechselndem Glück und mit Wahrung eines überlegenen weltmännischen Grundtons die Reisebilderweise Heine's nachahmte. Als Schüler Heine's hat er sich denn auch wiederholt bekannt, vor allem in jenem liebenswürdigen Briefe an diesen vom 10. Februar 1834, in welchem es mit Bezug auf die eigenen Tutti frutti heißt: „Es ist in jeder Hinsicht nichts als ein hors d'oeuvre — fänden Sie indessen,

liebenswürdigster und witzigster unserer Humoristen, daß es mir bei Betretung der Bahn, welche Sie so glänzend eröffnet, auch nur einmal gelungen wäre, mit jener graziös originellen Natürlichkeit und Laune zu schreiben, die Ihre Schriften so unwiderstehlich anziehend macht, gleich Ihnen gelungen wäre, einer ernsten Wahrheit lachend Eingang zu verschaffen, oder mit Erfolg dumme Vorurtheile furchtlos bekämpft zu haben — ich würde mit Stolz und Freude mehr für mich gewonnen glauben, als ich bis jetzt noch zu hoffen wage." Aber so dilettantisch Pücklers Schriftstellerthum, so inkonsequent und launenhaft sein Liberalismus blieb, der politischen Aufklärung hat er, sobald es ruchbar wurde, daß der anonyme „Verstorbene" ein Fürst sei, in den Jahren nach der Julirevolution fast noch mehr Vorschub geleistet als die Redner des Freisinns in den Parlamenten und z. B. Rotteck und Welcker als Systematiker des Liberalismus in ihrem „Staatslexikon". Denn daß ein preußischer Fürst als Apostel des Freisinns auftrat, daß ein solcher an den Privilegien und Vorurtheilen seines Standes rüttelte, wirkte auf die große Masse des deutschen Philisterthums überzeugender und ermuthigender als die begeistertste und vernünftigste Ansprache von irgend einem Bürgerlichen hätte wirken können. Auch auf Laube, der einst als Knabe den Fürsten vierspännig vom nahen Muskau her durch die Hauptstraße von Sprottau hatte fahren sehen mit vorausreitendem Kurier, und inzwischen mit Staunen erfahren, daß derselbe Herr zu den liberalen Schriftstellern zähle, unter die auch er zu treten im Sinne trug, wirkte die Thatsache befreiend von mancher Befangenheit. Als er sich dann in Leipzig in einem eigenen Blatt als solcher bethätigte, hat er auch dieses Einflusses dankbar gedacht und geschildert, wie nach dem Erscheinen der „Briefe eines Verstorbenen", als in Schlesien von Schloß zu Schloß das Gerücht flog, daß ein angesehener, ihnen allen bekannter Vertreter des schlesischen Hochadels der Verfasser dieses Aufsehen erregenden Buches sei, plötzlich mit dieser Nachricht das literarische Interesse in die Schlösser dieses Adels eingezogen sei als eine neue Lebens- und Bildungsmacht. Was Goethe und Schiller nicht gelungen, den preußischen Adel als solchen für die deutsche Literatur zu interessiren, gelang jetzt dem Standesgenossen. Und der liberale Gährstoff des Buches wirkte als Sauerteig der politischen Aufklärung auch in dieser Welt exklusiver Bevorrechtung.

Zu den Ausnahmen in Schlesien hatte schon früher das Herrenhaus gehört, das in einem Teiche auf einer Insel, also sehr weltabgeschlossen gelegen, dennoch im lebhaftesten Rapport stand mit allem, was die Welt

bewegte. Daher kam es auch, daß der geistreiche Weltenbummler von Baerst seine schöne Bibliothek dorthin in Pension gegeben hatte und sie nun zur Benutzung offen stand nicht nur dem lernbegierigen neuen Hofmeister, sondern auch dem lebhaft angeregten geselligen Kreis, den die Gastfreundschaft der Baronin von Niempsch in buntem Wechsel um sich zu sammeln wußte und zu dem auch mehrere der alten Freunde Laube's gehörten. Diese Bibliothek und diese Geselligkeit erweiterten den Horizont des jungen Schriftstellers, der heimlich an einer Geschichte Polens schrieb, ungemein. Börne, Heine, Pückler, die neuere vaterländische Geschichte, wie sie in den Memoirenwerken A. von Woltmanns u. A. zu Tage trat, die liberalen Ideen, wie sie in der Allgemeinen Zeitung, den Cottaschen Annalen vertreten wurden, und dann wieder die konservative Staatsphilosophie, wie sie in dem Politischen Wochenblatt Jarcke begründete und vertheidigte, gaben den täglichen Gesprächstoff an dem Tisch der Baronin, wobei er deren frisch belesener Sekundant war. Der polnische Freiheitskampf und dann sein klägliches Ende, die Unterstützung, die Preußen Rußland im Niederschlagen der Insurrektion geleistet, bildeten dabei noch immer das aktuellste Thema. Auch dieses spaltete die Tischgesellschaft in zwei Parteien. Vater und Sohn waren konservativ und russisch, Mutter und Tochter liberal und polnisch, die Schweizer Gouvernante kosmopolitisch, Karl Witte, ein Verwandter des Hauses, derselbe, der später namentlich durch seine Danteforschungen bekannt ward, vertrat mit besonderer Leidenschaft den Jarcke'schen Standpunkt, Laube mit wachsender Ueberzeugung die demokratische Stimmungspolitik der süddeutschen Liberalen. Da ihm aber in diesem Lebenskreise alles Angenehme und Schöne, geistige Uebereinstimmung und förderndes Interesse von Seiten adeliger Damen zu Theil ward, da er als scharfer Beobachter der aristokratischen Sitten diese sich als guter Gesellschafter, gewandter Reiter und in ritterlicher Galanterie zu eigen machte, erhielt sein Demokratismus sogleich beim Entstehen einen Zug der Toleranz, ja auch der Anerkennung aller Vorzüge aristokratischen Lebens. Es erwuchs ihm zugleich auch aus den gemeinschaftlichen Eindrücken des buntverzweigten Verkehrs im Herrenhause, wo nicht nur die Ehegeschichte des Fürsten Pückler, sondern noch gar mancher andere Roman aus den Familiengeheimnissen des schlesischen Adels von Kennern wie Karl Schall eingehend besprochen ward, das Lieblingsthema seiner späteren Poesie: der Demokratismus der Liebe des weiblichen Herzens, insofern diese auf Stand und Rang nicht achtet, wenn sie zur Leidenschaft wird, die Anziehung vornehmer Weiblichkeit auf Bürgerliche von Geistesadel, die im

Kampf gegen die aristokratischen Privilegien in Liebe entbrennen zu schönen Damen der Aristokratie. Wir können bei dem Mangel an direktem Nachweis nicht mehr konstatiren, welches wirkliche Vorbild der Fürstin Constantie in Laube's Roman „Das junge Europa“ zu Grunde gelegen hat, diese einzige weibliche Gestalt des Romans, die in allen drei Theilen in die Handlung eingreift; daß aber für diese Gestalt ebenso reale Lebenseindrücke den Stoff boten, daß sein Herz jetzt selbst Erfahrungen zu machen hatte, welche die Dialektik dieses im Jahre darauf begonnenen Romans verarbeitet hat, ist um so wahrscheinlicher, als für das Treiben der Helden des ersten Bands, „Die Poeten“, in Grünschloß, der Verkehr auf Jäschkowitz zweifelsohne als Vorbild gedient hat. Jene Schloßherrin, die Gattin des Landesältesten von Niempsch, eine geborene von Gilgenheimb, hat, wie ich bei Altersgenossen unseres Dichters in Breslau feststellen konnte, den Ruf einer sehr emanzipirten Dame hinterlassen, und ihre Tochter, Laube's Schülerin, die bald nach jener Zeit den preußischen Gesandten in Rom, Herrn von Buch, nach dessen Tode den Fürsten Hatzfeld auf Trachenberg heirathete, hat ein ebenso romantisches Leben geführt, wie ihr Bruder Paul, der im Jahre 1848 in Schlesien von sich reden machte. Aus diesem Familienkreise ging auch jene Fürstin Hatzfeld hervor, für welche Lassalle im Kassettenraubprozeß so ritterlich eintrat und die zu dem Sozialistenführer Mende das vielbesprochene Verhältniß gewann. Hiermit stimmt es auch überein, daß von den Ideen des Saint-Simonismus, nach der Tendenz desselben Romans zu urtheilen, diejenigen vom Recht der Liebe auf Freiheit im besondern es waren, die seinen Geist in jener Zeit am mächtigsten erregten.

Um dieselbe Zeit, da verschiedene der Flüchtlinge aus Polen, die am Freiheitskampfe Theil genommen und jetzt nach der Kapitulation in Schaaren über die Grenze kamen, die Gastfreundschaft dieses Hauses genossen, und er nach deren Erzählungen einen Nachtrag zu seinem „Memoire“ über die polnische Revolution schrieb, war ihm eine populäre deutsche Darstellung des Saint-Simonismus in die Hände gerathen, welche der Buchhändler Veit in Berlin über die neue Geistesbewegung in der französischen Hauptstadt hatte erscheinen lassen.

Hier kam ihm der Liberalismus im Gewande einer Religion entgegen, die für alle seine Zweifel und Sorgen Erlösung zu bringen schien und allem Schwanken in Betreff seiner theologischen Laufbahn ein Ende machte. Auch die Bedenken, welche sein junges, für Frauenreiz so empfängliches Herz, die Untreue gegen das Salzbrunner Pfarrerskind und eine neue Leidenschaft in ihm erregt, brachte es zum Schweigen.

Die reformatorischen Ideen St.-Simons ergriff er wie Leitfaden eines befreienden, beglückenden Evangeliums. Dasselbe erschien ihm, dem Kandidaten der Theologie, wie eine Herstellung des ursprünglichen echten Christenthums. Seine theologische Wissenschaft hatte ihm ja deutlich gemacht, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert die hohe Lehre des Heilands verfälscht und verdorben worden sei. „Die große liebevolle Demokratie der christlichen Lehre war eingesargt worden in eine herrschsüchtige Aristokratie der Kirche, welche dem Worte und Wesen Christi schnurstracks widersprach." Luther war mit seiner Reformation auf halbem Wege stehen geblieben. Jetzt waren ihm die Grundsätze des Liberalismus eine „neue Bergpredigt, welche ihr Thema in alle Winkel des Unrechts, wenigstens der Ungerechtigkeit hineinführen, welche alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit bloßlegen und abschaffen, wenigstens grundsätzlich tödten sollte." Ist der Staat und die Gesellschaft auf die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe zurückgeführt, dann — meinte er — wird auch die religiöse Anstalt der Gesellschaft, dann wird auch die Kirche jene Wandlung finden nach dem Ideale hin, dessen Grundlinien uns das Urchristenthum gezeichnet hat. Als ein Apostel des neuen Freiheitsglaubens zu wirken, war jetzt sein Entschluß. „Ziehe hin nach Paris, rief es in ihm, studire an der Quelle die neue Lehre. Schreibe ein Buch drüber, ohne philosophischen Schwulst, klar und deutlich. Laß alles Alte und Veraltete. Suche und treibe Lebendiges!" Er wollte Schriftsteller werden — wie Heine, wie Börne —, ein Lehrer des Fortschritts. Ob nicht auch quälende Herzensbeziehungen, die er enden wollte, mitwirkten? ihn zu einer Art Flucht drängten? auch jene Melancholie und Krankheit erzeugten, die ihn bald nach seiner Ankunft in Leipzig, wo er für seine neue Schrift über Polen zunächst einen Verleger suchte, den Lebensmuth lähmten und schließlich zu einer Kur in Karlsbad nöthigten; wir können es nur — doch dies müssen wir auch — als wahrscheinlich bezeichnen.

An einem Herbsttag des Jahres 1832 reiste er von Breslau mit der Schnellpost nach Leipzig. Die sächsische Hauptstadt des deutschen Buchhandels sollte nur eine Station auf der Reise nach Paris sein. Doch sind noch Jahre vergangen, ehe er dorthin gelangte. Die fleißige Buchhändlerstadt an der Pleiße fesselte ihn; bald hatte er Arbeit die Fülle, Arbeit als Schriftsteller im Kampf für die liberalen Ideen.

* * *

Um dieselbe Zeit, in welcher der fünfundzwanzigjährige Laube in Salzbrunn sein erstes Buch über die polnische Revolution schrieb, reiste ein um fünf Jahre jüngerer Gesinnungsgenosse von Berlin nach Stuttgart, um dort gleichfalls als Schriftsteller im Dienst der liberalen Ideen zu wirken. Nicht in ländlicher Umgebung war dieser junge Geist emporgeblüht; seine Kindheit hatte das Leben einer großen Stadt zum Resonanzboden; dennoch war der Schauplatz der ersten Anfänge auch hier ein Idyll.

Der Ursprung dieses Idylls führt uns in die jetzt stolze Kaiserstadt des neuen deutschen Reichs, in eine Zeit zurück, da sie noch die kleinmüthige Hauptstadt des von Napoleon arg bedrängten Preußenkönigs Friedrich Wilhelm III. war, zurück in jenes Jahr, wo ein mächtiges Kometengestirn am Himmelsgewölbe lange Monde hindurch die Bewohner Deutschlands mit unbestimmten Ahnungen großer Dinge erfüllte, unter dessen Zeichen der beste Wein des Jahrhunderts, der „Elfer“ gedieh, das dem Brande von Moskau und den Siegesflammen des deutschen Befreiungskrieges vorausleuchtete. Und ähnliches Feuer, wie das jenes Weins, sehen wir auch in dem jungen Menschenleben erglühen, das unter diesem Zeichen als ein seltenes Gestirn über Deutschland aufging, um kometengleich neue Bahnen zu wandeln.

Karl Gutzkow, mit dem Zunamen Ferdinand, ward am 17. März 1811 in Berlin unter ärmlichen Verhältnissen, aber großartigen Umgebungen geboren. Dicht in der Nähe jenes weltberühmten Gegenübers von stolzen Palästen, Unter den Linden, wo sich schon damals die Organe des geistigen und politischen Lebens berührten, wo das königliche Schloß, die Akademie mit ihrer Normaluhr, die Universität dicht bei einander liegen, stand seine Wiege. Die eigenthümliche Stellung, die abenteuerreiche Vergangenheit, die Erzählungslust des Vaters brachten es mit sich, daß die Kindheit des Knaben unter einem Reichthum verschiedenartigster Eindrücke verlief, wie ihn die glänzendste Stellung der Eltern nur selten Kindern gewähren kann. Dieser — er führte denselben Vornamen wie sein zweiter Sohn Karl — war Bereiter des Prinzen Wilhelm von Preußen und der königliche Marstall im hinteren Theile des Akademiegebäudes, dessen mächtiges Häuserquadrat zwischen der jetzigen Dorotheenstraße, die damals die „letzte“ hieß und „Unter den Linden“, wo seine stolze Front sich befindet, zu jener Zeit, wie heute, einen Tempel der Minerva in allen Beziehungen darstellte, ist die Heimath des Knaben. Hier im nordöstlichen Marstallpavillon (Stallstraße Nr. 17) wurde Gutzkow geboren.

Als Vierziger hat der Dichter die Tage seiner Kindheit, „das Jugendmärchen, das Alle erlebt haben und wahrer ist, als alle Geschichte," uns selbst geschildert. Sein Buch „Aus der Knabenzeit", eine wahre Perle unserer Literatur voll köstlicher Offenbarungen eines tiefinnerlichen Seelenlebens, ist zwar mehr in der Absicht geschrieben, ein Bild der Zeit und der Lebenskreise, in denen er aufwuchs, denn ein Bild seiner eigenen Entwickelung zu geben, hat wenigstens in diesem kulturgeschichtlichen Charakter seinen besonderen Werth; aber es enthält daneben auch das feste Gerüst der biographisch wichtigen Thatsachen dieser Periode, welche sehr gewissenhaft zusammengetragen sind. Es ist mir gelungen, diese Angaben noch um Mittheilungen ihn überlebender Mitschüler und um Einzelheiten seines Studiengangs aus den Akten der Berliner Universität zu ergänzen. In diesem Jugendleben hat das Studium und die gelehrte Wissenschaft eine ganz andere Rolle gespielt als bei Laube, dem von früh an nur das Leben selbst die Schule war, in der er mit Eifer studirte. Aber indem wir von dem Berliner Schul- und Studiengang Gutzkows ein eingehenderes Bild entwerfen, kennzeichnen wir auch die Bildungssphäre, in welcher Laube als Glogauer und Schweidnitzer Gymnasiast, als Hallenser und Breslauer Student aufgewachsen.

Die Familie Gutzkow stammt aus Pommern. Kenner der Geschichte dieser Landschaft wissen die Gründung der jetzt zu Mecklenburg gehörenden Stadt gleichen Namens auf ein Grafengeschlecht Gutzkow (mhd. Gutzgauch = Kuckuck, anal. den Adelsgeschlechtern von Fink, Hahn, Geyer) zurückzuführen, das unter den Ottonen aus Franken in Pommern eingewandert war, der Insel Rügen eine Zeitlang Regenten, und dem Kampf gegen das obotritische Heidenthum mannhafte Kämpen gestellt hat. Die ältesten direkten Familientraditionen führen auf Wollin an der Ostsee zurück. Ein Abkomme des fränkischen, nur im Namen slavisirten Rittergeschlechts war daselbst Bischof. Eine Cölibatübertretung desselben scheint dem Stammvater einer bürgerlichen Seitenlinie Ursprung gegeben zu haben. Wir finden deren Abkömmlinge in dortiger Gegend ansässig, nicht als Bauern, sondern als Gerichtsschreiber, Schulmeister und Küster. Der Großvater des Dichters war anfangs Patrimonialgerichtsschreiber, dann Schullehrer und Küster der eine Gemeinde bildenden pommerschen Dörfer Löckenitz, Klempenow und Dorotheen- („Dorten"-) walde an der Uckermärker Grenze. Er starb früh und hinterließ eine kranke, bettlägerige Wittwe und zwei unmündige, kräftige Jungen, August und Karl. Der Sinn dieser beiden Schulmeisterswaisen erstrebte Höheres, als ihnen eine Knechtsstellung auf den Bauerngütern, zwischen

denen sie aufwuchsen, gewähren konnte. Als sie flügge waren, machten sie sich auf, den goldenen Boden des Handwerks zu suchen. Sie kamen nach Stettin, und August, der ältere, trat bei einem Schneider, der uns speziell interessirende Karl bei einem Maurer in die Lehre. Nach fünf Jahren wurden sie zünftig gesprochen und beide wandten sich nun nach Berlin. Unruhiges, unternehmungslustiges Blut scheint das Erbtheil der jungen Gesellen gewesen zu sein. Der ältere hing bald die Elle an den Nagel und ward Diener beim Grafen Brühl, dem Erzieher der Kinder des Königs. Der Maurer blieb zunächst seinem Berufe treu; als ihm aber das Unglück zustieß, durch aufspritzenden heißen Kalk eine schwere Verletzung des einen Auges davon zu tragen, folgte er nach überstandenem Krankenlager dem Beispiele des Bruders, durch dessen Vermittelung er zunächst der Stallaufseher des Grafen wurde, und bald darauf, auf dessen Empfehlung, eine Stelle im Marstall des Prinzen Wilhelm, dem zweiten Bruder des Königs, übertragen erhielt, welcher gerade damals seinen ersten eigenen Hofstaat einrichten durfte. Als Bereiter der prinzlichen Rosse wurde er des Prinzen ständiger Begleiter auf dessen ersten selbständigen Reisen in Böhmen, Sachsen und Schlesien, auf dem unglücklichen Feldzuge von 1806 und dem fluchtähnlichen Rückzuge; er war Theilnehmer der einsamen Spazierritte während des dreijährigen Aufenthalts in Königsberg; er war sein treuer Knappe in den glorreichen Befreiungskriegen, wo der Prinz anfangs zu Blüchers Hauptquartier gehörte, bei Großgörschen einen Kavallerieangriff kommandirte, an der Katzbach, bei Leipzig, dann unter York als Brigadegeneral bei Laon und am Montmartre mitfocht und schließlich an dem Siegeseinzug der Deutschen in Paris theilnahm. Auch noch manches Jahr des Friedens und des gerüsteten Manövers hat Gutzkows Vater sich in seinem Dienste als wackerer Reitersmann bewährt, bis er später durch eine Zivilanstellung im Kriegsministerium einen ruhigeren Beruf fand.

Von diesem Vater hat der Knabe sowohl im Aeußeren wie in innerer Beziehung manch wichtigen Zug geerbt. — In der Jugend und im ersten Mannesalter war er voll Lebenslust, ein flotter, muthiger, zu froher Unterhaltung geneigter Reitersmann; erst die Monotonie des Dienstes in Friedenszeit und der Einfluß des am Hofe geltenden Tons auf dessen Bedienstete machten ihn in sich gekehrt und pietistischen Stimmungen zugänglich. Sein reich entwickeltes Gemüthsleben offenbarte sich dem Knaben im Besonderen nach der Richtung des Patriotismus, der Liebe zur Natur und eines festen Gottglaubens. Und was hatte dieser Mann nicht Alles erlebt und gesehen, in sich aufgenommen mit seltener

Fassungsgabe. Als Kind auf sich selbst angewiesen, in ländlichen Umgebungen aufwachsend, dann fremde Gegenden mit ihren Sitten, Eigenthümlichkeiten durchreisend, erst als Handwerksbursch, dann als Diener eines noch jungen Königssohnes, als bewaffneter Reiter mit dem Marschall Vorwärts durch Deutschland bis nach Paris galoppirend, dort schöne Tage im angenehmen Quartier genießend. Fürsten hatte er in ihrer Schwäche und Demüthigung, den gehaßten Korsen als stolzen Sieger gesehen; die begeisterte Erhebung des Preußenvolkes gegen den Unterdrücker hatte er miterlebt, miterlebt die blutigen Opfer, die schweren Kriegszeiten, welche damals dem Volk in Waffen der Kampf für König und Vaterland gekostet hat.

Gutzkows Vater hatte sich früh, wie es scheint im Jahre 1798, verheirathet. Sein Weib war das älteste Kind eines Siedemeisters Berg. Frau Sophie, „eine untersetzte Gestalt von rundlichen Formen, von zarter Haut, mit blauen Augen unter schwarzen Haaren und Wimpern, sanften, aber immer belebten Gesichtsformen" war ein echtes Berliner Kind. Sie wird vom Sohn als Gegensatz des Vaters geschildert. „Ein wie ein Strichvogel immer Schweifender, Unruhiger, ein Herz voll Enthusiasmus, Liebe und Zorn, je nachdem, hatte sich die Maßhaltende, Besonnene, Vernünftige, Zügelnde und Lenkende gewählt." Ihr heller Verstand, ihr lebhafter Sinn, wurden durch Neigung zu grübelndem Zweifel und innerer Aufgeregtheit getrübt. Ihr Herz stand der Sorge offen und hatte nicht die Elastizität, sie schnell zu bemeistern. Der Vater brauste leicht auf, aber versöhnte sich auch leicht wieder. Sie war eine tüchtige Hausfrau, die wohl heiter sein konnte und ihr gut Theil Evaschlauheit geerbt hatte, aber das Leben selbst ernst nahm. Freilich hatte solch haushälterische Tugenden diese Mutter nöthig, die mit drei Kindern verschiedenen Alters — der älteste Sohn August war 13 Jahre alt, als Karl geboren wurde — wörtlich auf die vier Wände ihrer Wohnung angewiesen war, denn diese bestand aus einer einzigen großen Stube; die Küche hatte sie mit der Frau eines Kollegen ihres Mannes, des schwarzen Lorenz, welcher die geringere Charge eines Vorreiters beim Prinzen Wilhelm bekleidete, zu theilen. Und zwischen diesen Frauen bestand ein bitterer Haß, der die Küchenhälfte der anderen wie Feindesland mied und Grenzverletzungen grimmig ahndete. Doch ein herbes Geschick, das die eine der Frauen traf, ward zum Friedensstifter. Der Todesengel ward zum Engel des Friedens. Dieser raubte der Nachbarin ein herziges Töchterchen — den Spielkameraden des kleinen Karl. Der Sarg konnte nicht in der Wohnstube bei den weinenden Geschwistern und

Eltern bleiben, er mußte in der Küche die drei Tage, welche Pietät die Todten der Erde vorenthält, aufgestellt werden. Da schmolz der Haß der Frauen, die Demarkationslinie schwand. „Das Kind mit dem Lockenhaupt lag halb im Gebiet seiner Mutter, halb im Gebiet der Nachbarin, hier das Haupt, da die Füße, der Feuerherd wurde zum wirklichen Altar. Ueber dem zum Tage der Bestattung weißgeschmückten, rosen- und myrthenumkränzten kleinen Kinde reichten sich die Mütter weinend die Hände und blieben ihr Lebenlang verbunden, verbunden in aller Liebe." Von der Schilderung, die später der Sohn in dem genannten Buche dieser traurig-schönen Episode gegeben, hat der im Lobe karge Hebbel gegen den Dichter brieflich geäußert, daß sie zu dem Rührendsten, was er kenne, gehöre.

Jene Scene giebt uns aber auch ein volles Bild von der proletarischen Beengtheit, die das Alltagsleben der Menschen umgab, welche die Jugend des Knaben überwachten. Nicht zu oft schien die Sonne der Behaglichkeit in das Pavillonzimmer, nicht immer spielte der wirkliche Sonnenschein in dem Laube des großen Nußbaums, der in dem Hofe des Marstalls die Natur vertrat. In solchen Lebenskreisen, wo die Armuth alle Schritte zügelt und hemmt, der Vater tagsüber seinem Berufe nachgeht, während die Mutter von früh bis Abends mit Nadel und Scheere, Topf und Löffel, Bürste und Besen beschäftigt ist, prägt sich der Vater der kindlichen Erinnerung ein in festlichem Sonntagsstaat, der Mutter Bild haftet im Werkelkleide. Ihr fällt das schwierige Amt der Erziehung zu — und wie wenig Zeit kann auf sie verwendet werden, wie schnell wird zur Strafe geschritten ohne theilnehmende Untersuchung, ohne Rücksicht auf das sensible Gerechtigkeitsgefühl des Kindes. Oft blieb der Knabe der Obhut seiner acht Jahre älteren Schwester anvertraut. Früh auch wurde der Knabe allein gelassen. Der Bruder war als Soldat in der benachbarten Artilleriekaserne, der Vater in seinem Dienst, die Schwester in der Nähschule. Doch war der Knabe gern allein, er ward „ein Virtuose der Einsamkeit", der gern träumte und statt Furcht eine Freude am Gruseln empfand. Mit besonderer Liebe weilten die Erinnerungen des Mannes bei diesem Traumleben und der Welt, in der es seine Anknüpfungen fand. „Was grübelt sich da nicht, eingeschlossen im Zimmer, den hohen Fußtritt erklettert, beim Hinausblick auf die damals nicht allzubelebte „letzte Straße" hinter dem Käfig der Lerche, hinter Blumenstöcken und der an Fäden rankenden türkischen Kresse! Durch ein verpapptes zweites, aber in den Stall gehendes Fenster schnoberten die Rosse des Prinzen und rissen an ihren Ketten, oder in dem großen, von Säulen getragenen Stall lärmte die Trommel und

gewöhnte die Thiere an die kriegerische Welt. Wo ließ sich schauerlicher träumen, als innerhalb der großen Gebäulichkeit der Akademie, dicht unter dem Präparirtisch der Anatomie, wo auf einer grünen, kleinen Rundung die zu lüftenden Betten oder die trocknende Wäsche der einsamen Hut des Knaben tagelang überlassen blieben! Die Kürassier- oder Ulanenrosse wieherten zwar dicht in der Nähe oder tummelten sich daneben auf dem Sande im Kreise, aber Mittags wurde es still und gegen Abend traten die Sagen deutlich vor die Phantasie des Wächters von manchem dort wimmernden Selbstmörder, manchem nächtlichen Hilferuf aus den großen, jetzt vom Abendlicht durchblitzten Fenstern des Schlachtsaales und von Manchem, der wieder erwacht sein sollte, sich an Stricken hinuntergelassen hatte, stürzte und nun doch den Professoren Rudolphi und Knabe geopfert blieb! Oder auf den jetzt von Neubauten noch nicht ganz verdrängten, großen umzäunten Wiesen der Georgenstraße — früher „Katzenstieg“ genannt — und des „Bauhofs“, fanden sich stille Plätze zum hingestreckten Dämmern an einem moosbewachsenen, umgestürzten und defekten, hierher verirrten Gartenamor, hinter Remisen und Schobern, unter kraut- und lattig- und brennnesselumwachsenen Brettern und Balken, überall, wo es nur etwas zu kauern, bauen, spielen, den Großen nachzuahmen gab.“

Aber dies blieb nicht die einzige Welt des kleinen Knaben. Noch bevor er zur Schule ging, eröffnete ihm die Hand des Bruders, der als freiwilliger Kanonier auf Avancement diente, die Pforten seiner nahegelegenen Kaserne, und wenn auch nur schüchtern und allmählich, wagte der tastende Schritt des Knaben in die Umgebung seines heimischen Spielplatzes Entdeckungsreisen, welcher letztere durch den nachbarlichen „Kastanienwald“ vermehrt ward, der, größer als das jetzige „Wäldchen“, von einer hohen Mauer umgeben und von der Seite des „Bauhofs“ aus, dessen Stelle jetzt der botanische Garten ausfüllt, überklettert werden mußte. Verlockend war ihm das Ufer der Spree, — an der Stelle, wo jetzt die Singakademie steht, floß ein Arm derselben —, da sah er Flöße vorüberziehen, die seine Gedanken ins Weite lockten. Unter den Fichten der Hasenhaide lagernd, schuf er sich aus Sonnenstäubchen zauberische Welten. Fast scheint es, als habe in diesen ersten Lebensjahren die Phantasie zu lebhafte und einseitige Entwickelung gefunden. Oft war er krank; bei Erkältungsfiebern verfiel er bis ins Jünglingsalter in aufgeregtes Phantasiren.

Gutzkows Eltern waren beide fromm. Der Vater ward es in übertriebenem Maße durch den Einfluß der Prinzessin Marianne, der Gattin

seines prinzlichen Gebieters, welche mit hoher Herablassung auch für die Erweckung der Seelen ihrer Untergebenen sorgte, und eines Schwagers, den ältesten Bruder seiner Frau. Von Natur war er keineswegs zum Pietismus geneigt. „Sein Glaube war kavaliermäßig: entweder Christus ist Gottes Sohn oder nicht, und ist er das, so ist ihm ein Lazaruswunder eine Kleinigkeit.“ Luther war sein Mann. Das Jubelfest der Reformation (1817) — dem Knaben tief erinnerlich — ward der Ausgangspunkt eines dem feurigen Gottesmann gewidmeten Kultus. „Vetter Wilhelm“ — so wurde jener Onkel auch vom Neffen genannt — war ein aufrichtig gläubiger Pietist der alten Spener'schen Schule. Ein kleines vertrocknetes Männchen, imponirte er dem Knaben durch seine Beredtsamkeit, seine seltsamen Orakeleien, seine feurigen Augen, wenn er sprach. Und er war immer weiser Rede voll. Der alte Junggeselle war kein Kopfhänger, er konnte über einen harmlosen Spaß lachen und war in seiner Weise mitleidig duldsam gegen die „Weltlichkeit“. Die meisten Menschen betrachtete er als „dahinfahrende“, andere erschienen ihm des Versuches werth, zur Erleuchtung und Wiedergeburt in Jesu Christo erweckt zu werden. Dieser Onkel war ein Musselinweber seines Zeichens, zwar Meister, aber zu arm, um selbst einen Webstuhl aufstellen zu können. War er ohne Arbeit, schlief er bei seinem Schwager, dicht neben dem Knaben, der oft durch sein lautes mächtiges Beten nächtens aufgeweckt und erschreckt wurde. In die Kirche ging man jeden Sonntag, oft auch des Nachmittags. Der Kirchgang im „guten Anzug“, mit reiner Wäsche, ist für solche arme Leute mehr als ein Gottesdienst, er ist ihnen auch ein weltliches Fest, wie oft — besonders für die Frau — das einzige der Woche. Diese Leute beten auch nicht nur zu ihrem Gott, sie zanken auch mit ihm, machen ihm Vorwürfe, grollen ihm. Ja, in Tagen der Sorge können sie bei all ihrer Frömmigkeit an ihm verzweifeln. Auch in dieser Beziehung war der Knabe, dem die Kontraste des Lebens in seltener Schärfe vor's Auge gerückt waren, frühreif; auch er lernte früh, was es heißt, an Gott verzweifeln. Die Schule — für alle Kinder eine Wohlthat, „eine jener gewaltigen Hülfeleistungen, welche die bestehende Welt für das junge tastende Leben bereit hält“ — die Schule mußte dies für diesen Knaben in ganz besonderer Weise werden. Sie war ihm, was frische Luft demjenigen, der ein Gewächshaus mit seiner bedrückenden Treibluft verläßt. Die Schule brachte seinem Lerneifer bestimmte Ziele, setzte dem träumenden, grübelnden Sinn feste Schranken, stellte der Zerstreuung die Konzentration gegenüber, brachte Ordnung in das Chaos von Gedanken und Empfindungen, dem Einsamen gleich-

altrige Gefährten, sie öffnete ihm durch Freundschaften eigner Wahl Einblick und Eintritt in ruhige, geordnete, behäbige Lebenskreise, in denen die höhere Bildung daheim war.

Die Pforten der Schule öffneten sich dem Knaben verhältnißmäßig spät. Er war sieben Jahr alt, als er von der Schwester zum ersten Mal nach der dorotheenstädtischen Parochialschule dem ersten Lehrer — Schubert war sein Name — zugeführt wurde. Es geschah unter hartnäckigem Sträuben von Seiten des Knaben, der weinte, — „weil er ja noch nichts wüßte". Der Zug ist beachtenswerth. Gutzkow hat es zeitlebens nicht ertragen können, etwas zu thun, bei einer Sache betheiligt zu sein, wo seine Leistung hinter der Anderer hätte rangiren müssen. Das war nicht nur Ehrgeiz. Das Gefühl der Zurücksetzung, des Benachtheiligtseins, welches die soziale Stellung seiner Eltern früh in ihm erzeugt und sein ganzes Jugendleben hindurch ihn gemartert hatte, drängten schon das Kind zu dem Bestreben, durch Bewährung der Kraft, des Könnens, durch die Leistung, das Verdienst einen Ausgleich zu suchen. Hier liegen die Wurzeln, deren Entwickelung ihn zum Apostel der Toleranz und zum intoleranten Feind jedweder Ungerechtigkeit machte, Keime zu seiner eigenthümlichen Bedeutung und Größe als Autor wie zu vielem Unheil, das seinen Lebenspfad mit Dornen umrankte. Der Lehrer Schubert paßte zu diesem empfindsamen, ehrgeizigen, strebsamen Knaben. Er war gerecht, streng und auf Autorität haltend gegenüber der Klasse; für den Einzelnen aber hatte er milde Freundlichkeit und Geduld. Lesen wurde hier aus der Bibel gelernt; das Gesangbuch und eine Hanstein'sche Hauspostille von 1740 bildeten die erste Außerschullektüre. Er mußte seinen Eltern aus beiden vorlesen. Dieses Uebermaß an religiöser Anregung in Verbindung mit dem vielen Kirchenbesuch weckte in dem Knaben früh eine religiöse — Skepsis. Namentlich der letztere Umstand. Denn man ging nicht beständig in *eine* Kirche; man suchte abwechselnd diese und jene auf: heute die der böhmischen Brüder, dann wieder die lutherische Parochialkirche, und gelegentlich auch die katholische Kirche. Bald kannte er nicht nur alle Kirchen und Geistlichen Berlins, er erkannte auch allmählich, erst ahnend, dann immer klarer, die Widersprüche im Kultus, in der Predigtweise, im Glauben selbst, die Schwächen der Geistlichen, die Ueberhebung des Einen, die Heuchelei des Andern, die Beschränktheit eines Dritten. Die widersprechenden Urtheile der nächsten Umgebungen, des apokalyptischen Vetters, des rationalistisch das Leben betrachtenden Bruders im Soldatenrock thaten ein Uebriges. Der düsteren Welt des Pietismus, einer überreizten religiösen Stimmung ward er

entrissen; aber er ward auch allzu früh der Stütze eines bestimmten religiösen Anhalts beraubt.

Auf diesen Kirchgängen — erst mit den Eltern, später allein — erschloß sich denn auch dem Knaben zuerst intensiver die preußische Hauptstadt in ihrer Ausdehnung. Obgleich damals nur 200,000 Einwohner zählend, bot sie dieselben Kontraste wie heute. Auf Schritt und Tritt gaben dem fragenden Kinderauge neue Eindrücke Räthsel auf, die zur Lösung drängten, zu Privatexkursionen in fremde Straßen und Stadttheile, zu Umwegen auf dem Heimgang von der Schule lockten. Wie die Schule des methodischen Lernens nach dem allzu phantastischen Seelenleben der Kinderjahre, so ward der einseitigen Beschäftigung mit religiösen Fragen gegenüber die Schule der realen Welt, des öffentlichen Lebens, dem Knaben zum besonderen Segen. Die frischen, lebendigen Eindrücke des Straßen- und Geschäftslebens, des im Detail gar nicht so poesielosen Kasernenlebens, in das ihm der Verkehr mit dem zum Bombardier, ja zum Oberfeuerwerker avancirenden Bruder Einblick gewährte, der freien Natur und der ländlichen Einfachheit, deren Reize er auf Familienspaziergängen nach Tempelhof, nach Schönhausen, wo im Sommer der Prinz residirte, nach Charlottenburg, Potsdam kennen und unendlich lieben lernte, die der Entwickelung der physischen Kraft günstigen Spiele mit den Kameraden boten ein wohlthätiges Gegengewicht für jene Welt unheilvoller Grübeleien. Wie gut seine Knabenaugen schon die Vaterstadt beobachten lernten, davon enthalten die Abschnitte seiner „Ritter vom Geist", welche Berlin und seine Umgebung zum Schauplatz haben, tausend kleine Belege. Dann gesellten sich auch zu den geistlichen Erbauungsbüchern Bücher weltlicher Unterhaltung. Ein eigener Zufall spielte als erstes — Goethe's Faust in seine Hände. Natürlich empfand er noch nichts von der Größe und dem Werth dieser Dichtung. Zweierlei aber machte ihm dauernden Eindruck. Die Komik der Hexenküche mit ihren Meerkatzen und Zaubersprüchen, und dann das Vorspiel, in dem Gott der Herr selber auftrat. Diese erste Bekanntschaft mit einer dramatischen Dichtung regte in Gemeinschaft mit der Anschauung regelmäßiger Puppenspiele, die in der Mittelstraße im „Theater von Freudenberg" stattfanden, auch den Sinn für das Theater an. Die Hexenküche ward bald Gegenstand eigener Darstellungsversuche. Ein zweites Buch, das heilsam und durch die Macht des Humors klärend auf ihn wirkte, war eine Uebersetzung des „Don Quixote", welche beim Onkel, dem Bruder des Vaters, vorgelesen wurde. Zum vollen Verständniß dieser derben Realistik, dieser feinen Satire, die im Vater die

Rückerinnerung an die pommersche Heimath mächtig erregte, kam der zum Sublimen hinneigende Sinn des Knaben damals noch nicht. Jene befreiende Macht des spanischen Romans, die in den „Rittern vom Geiste“ gerühmt wird, erkannte natürlich erst später der Mann. Schnell mehrte sich der Kreis der Lektüre. Zu Gumal und Lina und Robinson kamen Märchen, Geschichtsbilder, „pädagogische Romane“, ländliche Idyllen, Campe's vortreffliche Jugendbibliothek. Nun ward er der erworbenen Kunst des Lesens froh. Sein Leseeifer war und blieb Leidenschaft. Fragen wir nach dem, was den Knaben am meisten fesselte, so zeigt sich, daß der Sinn für das gemüthlich Rührende und der Sinn für Heldenverehrung den Ausschlag gaben.

„In alle diese Eindrücke einer nun schon immer bewußter werdenden Jugend, in diese oft wie ein physischer Druck schmerzende Sehnsucht nach einem Leben voll reinerer und höherer Anschauungen fiel endlich ein Sonnenstrahl, der dem Knaben Licht, Erlösung, Freiheit brachte“ — mit solchen enthusiastischen Worten charakterisirt unsere Quelle dann eine weitere Lebenswendung. Die Welt des Reichthums und der höheren Bildung öffnete dem Knaben ihre Pforten.

Karl Friedrich Minter, derselbe, dem Gutzkow in seinem Buch „Aus der Knabenzeit“ unter dem Pseudonym „Kleanth“ ein schönes Denkmal des Dankes gesetzt hat, stammte wie Gutzkows Vater aus Pommern. Ebendaher seine feingebildete Gattin, deren Vermögen ihm eine unabhängige Stellung gewährte. Nicht ohne Talent hatte er sich der Malerei gewidmet. Seine natürliche Beanlagung führte ihn zu einer praktischen Bewährung in allen Zweigen der Technik. Die damals neue Erfindung Senefelders, die Lithographie, fand in ihm einen eifrigen Förderer. Die mächtigen Fortschritte auf dem Gebiete der Technologie nahmen ihn allmählich ganz gefangen. Anfang des Jahres 1821 folgte er dann einer Berufung des russischen Czaren nach Warschau, wo er der Ausführung einer Karte von Polen oblag und später eigene Fabrikanlagen gründete. Er war Voltairianer und eifriger Freimaurer. Die Kirche war für ihn ein fremdes Gebiet; Anstand, Sittlichkeit, Bethätigung der Kräfte waren die Forderungen seiner Religion. Als Erzieher war er streng und verfolgte — wie in Allem auch hier — Methode, Prinzipien. Wegen gewisser stoischer Grundsätze, die hier zur Geltung kamen, hat ihm wohl Gutzkow jenen Namen eines bekannten griechischen Stoikers „Kleanth“ gegeben.

Die Minter'schen Eheleute fanden Wohlgefallen an einem Geschwisterpaar, das, in bescheidensten Verhältnissen aufwachsend, durchaus den Eindruck guter Erziehung und strenger „Propretät“ machte, und

sahen den näheren Anschluß des Knaben Karl und seiner Schwester Karoline an ihre eigenen Kinder, die gleichen Alters und nach einem ansprechenden Spiel des Zufalls gleichen Namens waren, daher sehr gern. „Das Haus des Malers wurde allmählich eine neue Heimath. Alle Lebensfäden verspannen sich in dem Doppeldasein. Eine Alltags-, eine Sonntagsexistenz begann. Beide bekämpften einander.“ Als nach einiger Zeit Herr Minter in der Behrenstraße ein eigenes Haus bezog und sehr bald auch dieses mit einem andern vertauschte, das, ein wahrer Palast, einen Schenkel des Achtecks am Potsdam-Leipziger Thor bildete, that dies der Intimität dieses Verkehrs keinen Abbruch, sondern erweiterte nur immer mehr die Erfahrungswelt des Knaben nach dieser Seite. Herr Minter ließ seinen eigenen Sohn zu Hause unterrichten, nach seinem eigenen pädagogischen System, das er selbst mit zur Ausführung brachte und auf das Utilitätsprinzip gegründet hatte. Sonntags wurde jetzt der Knabe immer seltener in der Kirche, desto öfter in dem Zimmer des väterlichen Gönners gesehen, wo er von diesem in Gemeinschaft mit dem Gespielen Zeichnenunterricht erhielt. Zwei Stunden mußte ausgedauert werden, dann begann eine goldene Freiheit, die bei günstigem Wetter in dem großen Garten zugebracht wurde, der sich hinter dem Hause bis an die Parkgärten der Wilhelmstraße ausdehnte. Hier wurden Beete gepflegt, hier wurde gejätet, begossen, gerechet, die Obsternte eingebracht. Planloses Spielen duldete Herr Minter nicht. Die Spiele der Knaben mußten einen pädagogischen Werth, die Nebenabsicht haben, eine geistige Funktion zu üben, eine mechanische Fertigkeit zu entwickeln. Alles Träumen war Herrn Minter ein Gräuel. Die Lektüre von Märchen war gleichfalls verpönt. Dagegen sorgte er für die besten Bücher, welche Liebe zur Naturkunde, zur Geschichte zu wecken, geeignet waren. Die frohe Lernbegier des Knaben kannte auch hier keine Abneigungen. In Raffs Naturgeschichte, in Büffons Kupfern, besonders aber in Beckers Weltgeschichte fand er sich bald zurecht. Diese letztere ward ein Lieblingsbuch für dauernde Zeit. Theaterspiel mußte naturgemäß dieses System ausschließen. Daß ein Puppentheater dennoch den Kindern gewährt wurde, war eine Konzession, die Minter den Wünschen der Gattin machte. Die Stücke, die der Knabe früher in der „Tabagie“ der Herren Linde und Freudenberg in der Mittelstraße gesehen, wenn er sich ab und zu das Eintrittsgeld von 2 Groschen vom Vater erbettelt hatte — der bairische Hiesel, Abällino, der Freischütz, vor allen aber das Puppenspiel Faust, in welchem Kasperl die Stelle des Goethe'schen Wagner vertrat — spielte er hier nun in eigener Auffassung nach. Auch in das wirkliche Theater

verschaffte ihm Herrn Minters Güte Zutritt. Die erste dramatische Dichtung, die er zu sehen bekam, war — zufällig wie bei Laube — Schillers „Jungfrau von Orleans“, die einen aufregenden, tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf ihn hervorbrachte.

Das Glück einer behaglichen Häuslichkeit ging dem Knaben in dem Minter'schen Hause auf. Aber auch dieses Paradies hatte für den Knaben einen Baum der Erkenntniß, dessen Früchte ungesucht und naturnothwendig ihm zufielen. Schon die unwillkürliche Entfremdung gegenüber dem Vaterhaus, wenn sie auch der natürlichen Liebe zu den Eltern keinen Abbruch that, mußte sich rächen, den Verlust dieser glänzenden Welt, als er eintrat, um so schmerzlicher machen. Wie jeder starke Kontrast die Brücke zur klaren Erkenntniß der Vorzüge, aber auch der Nachtheile der Vergleichsobjekte bildet, so mußte der hier vom Knaben immer schärfer empfundene Gegensatz nach beiden Seiten hin für den Verstand klärend und läuternd, für das Gemüth, den Lebensgenuß störend und verkümmernd zurückwirken. In jener schönen Welt war er ja doch immer nur ein Geduldeter. So festlich ihm der stille Genuß des alltäglichen Familienkomforts im Minter'schen Hause war, so unbehaglich wurden ihm die Räume, wenn sie vornehmen Gästen festlich erschienen. Zum Händeküssen, Französisch parliren, Komplimentiren und Tanzen — Dinge, auf die der Gönner hielt — zeigte er kein Geschick, und die Angst, sich lächerlich zu machen, verkümmerte seine Versuche. Dann war ihm die Welt der Sorgen daheim als Sitz gesinnungsvoller Ehrlichkeit, biederer Einfachheit doch lieber. Jene skeptische Richtung seines Verstandes fand wiederum reichliche Nahrung und zwischen zwei Lebenssphären stehend, die ihm beide nicht voll das Gefühl des Heimischseins gewähren konnten, fühlte sich der das zehnte Lebensjahr vollendende Knabe oft namenlos unglücklich. Einen Trost in Thränen gewährte ihm damals noch der früh mit Inbrunst aufgenommene naive Glaube an den Vater im Himmel, der den Armen das Himmelreich bereit hält. Als im Jahre 1821 Minters nach Moskau zogen, war der Abschied von ihnen für den Knaben wie seine Schwester trotz alledem vergleichbar mit dem Verlust eines Paradieses. Die Eltern brachten jetzt den Kindern zwei Opfer. Sie bezogen eine größere, behaglichere Wohnung, „ein Häuschen dicht in der Nähe des alten Ziethen“, für welches sie nun Miethe bezahlen mußten, während der Pavillon Dienstwohnung gewesen war. Sie entschlossen sich auch, dem Bitten des Knaben nachzugeben, ihn in das Gymnasium zu schicken.

* * *

Nicht wie Gervinus, Liebig und der Zoologe Kaup, die famosen „Klassenletzten" des Darmstädter Gymnasiums, nicht wie Laube in Glogau, war er Gegenstand der Verzweiflung seiner Lehrer, und nicht Scheltworte und Strafen, sondern Belobungen, Prämien, ja selbst die am schwersten zu erringende Anerkennung durch seine Mitschüler waren sein Theil. Das Friedrich-Werder'sche Gymnasium in Berlin, das um Weihnachten des Jahres 1881 die Feier seines zweihundertjährigen Bestehens gefeiert hat, und welches in seinen Anfängen den berühmten Hallenser Theologen Joachim Lange und von 1779 bis zum Beginn unseres Jahrhunderts den verdienten Philologen Friedrich Gaedike zu Direktoren gehabt, hatte unter letzterem, der den Ideen der Aufklärung huldigte, und unter dem auch durch schöngeistige Arbeiten bekannten Schwager Ludwig Tiecks, Bernhardi (1809—21), welcher eine romantische Richtung vertrat, seine Blüthezeit bereits erlebt, als der Vater Gutzkows, jetzt ein Subalternbeamter im Kriegsministerium zu Berlin, seinen Knaben Ostern 1821 dem neuen Rektor, dem Mathematikus Professor Zimmermann, vorstellte. Die Zeit, während welcher unser Freund dies Gymnasium besucht hat, gilt als eine Periode des Verfalls in dessen Entwickelung, deren Ursachen zum Theil wohl in dem Zwiespalt wurzelten, den die romantische Richtung Bernhardi's in die rationalistischen Schultraditionen hineingetragen hatte. Als Zimmermann Anfangs Oktober 1827 wegen andauernder Kränklichkeit vom Berliner Magistrat als dem Patron des Gymnasiums seine Entlassung erbat und erhielt, wich er nach Gutzkows späterer Darstellung in der 1871 verfaßten Fortsetzung der „Knabenzeit" („1821—1829") einer Kabale, die von einer Verschwörung dreier Lehrer ausging. Durch seinen Rücktritt kam Gutzkow in die Lage, als Primaner wenigstens noch Zeuge des Aufschwungs zu werden, den die Schule vom Oktober 1828 an unter der straffen Leitung des berühmten Philologen A. F. Ribbeck nahm. Schon in Professor Zimmermann, dem zerstreuten, für körperliche Züchtigung eifrig begeisterten Rektor und vorzüglichen Mathematiker, fand der Knabe einen Beschützer, obgleich gerade sein Lieblingsfach des Knaben Schwäche war und blieb. Seinem Wohlwollen hatte er später den Mitgenuß eines Freitischs zu verdanken. Alle Berichte über Gutzkows damaliges Wesen schildern ihn als einen ernsten stillen Knaben, der jedoch über einen guten Witz herzlich lachen konnte, alles leidenschaftlich und tief ergriff, weshalb sich auch jedes Begegniß, und wär' es eben nur ein guter Witz gewesen, dauernd seinem Gedächtnisse einprägte. In der Freundschaft war er wählerisch, gegen

den Erkorenen voll Hingabe. Ausgelassenen, in beständigem Uebermuth hintollenden Gesellen wie Adolf Glaßbrenner, der in den unteren Klassen sein Mitschüler war, konnte dies Wesen schüchtern und blöde, dagegen wirklich blöden und öden Kameraden mußte es stolz, ja anmaßend erscheinen. Glaßbrenner, in dem schon damals derselbe schelmische Kobold rumorte, der dem Autor des „Neuen Reinecke Fuchs“ nachmals die Feder geführt hat, hat später, als der Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland ergangen war, in einem Briefe vom 28. Juni 1836, seine Verwunderung ausgesprochen, wie „solch ein blöder stiller Junge aus dem kleinen Hause in der Mauerstraße, der mit mir zusammen Maikäber gebuddelt und Knippkieler jespielt hat, sich unterstehen kann, Deutschland und die umliegenden Ortschaften zu erschüttern und der Literatur eine neue Perspektive zu geben“.

Der Unterricht war in vielen Stücken ein zopfiger, trocken scholastischer. Die Pflege der alten Sprachen, die Lektüre der lateinischen und griechischen Klassiker mit Rücksicht auf ihre sprachliche Merkwürdigkeit, ohne Rücksicht aber auf ihren Geist, ihren eigentlichen Inhalt, füllte die größere Hälfte der Schulstunden aus. Eine Beziehungnahme auf Analogien der vaterländischen Geschichte, der eigenen Rechts- und Kulturzustände, eine Verwerthung der klassischen Studien für die Erziehung von Staatsbürgern kannte das damalige System, welches unter dem Druck der „Karlsbader Beschlüsse“ stand, weniger denn je. Der Geschichtsunterricht wurde von einem Manne gegeben, der zugleich Gesangsprofessor war und dessen einzige Weisheitsquellen die Geschichtswerke von Rühs und Luden bildeten, die er im letzten Drittel der Stunde offen abzulesen pflegte. In dem Wahn, durch das völlige Ignoriren der politischen Welt jede politische Meinung und Antheilnahme von den heranwachsenden Jünglingen fern halten zu können, wurde die Stellungnahme zu derselben den zufällig wirkenden äußeren Einflüssen überlassen. Aufklärungen über die neuere Geschichtsentwickelung der eignen Nation blieben der Jugend vorenthalten; selbst die glorreichen Befreiungskriege gegen die napoleonische Zwingherrschaft blieben aus dem Unterricht verbannt. Nicht besser war es mit der Literaturgeschichte bestellt. Der mit diesem, eigentlich so wichtigen Fach betraute Lehrer variirte den Wortlaut der sentimental kraftlosen Literaturgeschichte Franz Horns oder las sie in wenig anregendem Vortrag ab. Auch hier war die neueste Entwickelung eine verbotene Welt. Bei Wieland hieß es: „Dieser Schriftsteller ist kein deutscher Dichter, er ist ein Grieche im französischen Frack und mit französischen Schönpflastern in

der Physiognomie. Deshalb überschlagen wir ihn. Franz Horn thut es auch.“ Gerade einige vorzüglichere Lehrkräfte, welche das Sonnenlicht einer freieren, selbstständigeren und geistvolleren Unterrichtsmethode in diese Dumpfheit fallen ließen, blieben nur vorübergehend da. So war der Horazübersetzer Karl Passow, der Sohn des Lexikographen, vorübergehend ein Literaturlehrer, der den Muth hatte, auch einen Dichter der Gegenwart, Uhland, zu nennen und zu rühmen. Ein Angehöriger der weitverzweigten Lehrerfamilie Giesebrecht erörterte den Tacitus nicht nur sprachlich philologisch, sondern auch stofflich archäologisch. Ribbeck dagegen, der schon bis 1826 Lehrer am Gymnasium und nur von da bis zu seinem Rektoratsantritt interimistisch am „Grauen Kloster“ angestellt gewesen war, blieb zwar im Unterricht reiner Philologe, wußte aber durch seine lebendige Methode weit mehr als die anderen Lehrer anzuregen und zu fesseln.

Da Gutzkows heller Verstand und sein durch keine festlichen Störungen in der ärmlichen Häuslichkeit gehemmter, vom Ehrgeiz genährter Fleiß die Anforderungen dieses Unterrichts spielend überwand und sich den klassischen Studien mit Eifer widmete, galt er in den höheren Klassen bei Lehrern und Kameraden durchaus für Einen, den Neigung und Beruf zum Philologen bestimmten. Ein Schulgenosse, Adolf Licht, später Justizrath in Potsdam, giebt als gedächtnißfrischer Gewährsmann folgende Schilderung. „Er war kräftig untersetzt gebaut, hielt sich aber etwas krumm in Folge seiner inzwischen eingetretenen Kurzsichtigkeit, die jedoch die Ausdrucksfülle seines hellen Blicks nicht beeinträchtigte. Sein Hals saß etwas kurz zwischen den kräftigen Schultern. Er war ein mehr innerlich fröhlicher Knabe, erschien äußerlich ernst, zum Absondern geneigt. Seine Kleidung war sehr einfach, aber stets sauber. Solchen, mit denen er es nicht hielt, galt er für stolz. Mir, der sehr heiterer Gemüthsrichtung war, die in behaglichen häuslichen Verhältnissen Nahrung fand, war dieser einfache Knabe lieber als alle andern. Er war ein geistig höchst begabter und gescheiter Junge und imponirte uns allen durch sein reiches positives Wissen und seinen unermüdlichen Fleiß. Nur einzelne Momente störten die näheren Freunde in dem Glauben, in ihm einen zukünftigen Professor der Philologie erblicken zu müssen. Ich erinnere mich noch, als wir in der Klasse die catilinarischen Reden lasen, trat er zuerst aus seiner Verschlossenheit heraus. Kam das Uebersetzen an ihm, dann donnerte er sein ‚quo usque tandem‘ oder sein ‚evasit, erupit‘, als stände er selbst auf den Rostren. Wir doch zum Spotte geneigten Kameraden fühlten

uns von seiner Art lebhaft ergriffen und auch der Lehrer lohnte die Leistung in seinem Berlinisch mit einem ‚Jut, sehr jut, mein Kind'. Seine deutschen Aufsätze waren nach unserer Anschauung etwas trocken, weil wenig blumenreich, mehr körnig, er war ein Feind jeder Phrase. Freilich waren die Aufgaben zu diesen Aufsätzen auch wenig anregend und oft so trivial, daß Gutzkow sich eines Tages veranlaßt fand, das gegebene Thema parodistisch zu behandeln. Es gelang ihm ganz allerliebst, der Lehrer war bei guter Laune, lachte und las unter großen Lobeserhebungen die Arbeit der Klasse vor, wollte aber natürlich den Fall nur als Ausnahme gelten lassen." In Prima, wo gerade die Hauptspaßmacher gewöhnlich still und kleinlaut werden, scheint überhaupt der Humor bei Gutzkow erst ordentlich in Fluß gekommen zu sein. So erzählt Licht, wie er eines Tages ganz außer dem Häuschen gewesen sei unter dem Eindruck einer Aufführung von Angeli's „Fest der Handwerker" im Theater der Königsstadt. Zu Aller Verwunderung agirte er in den Pausen das ganze Stück vor, hielt Klucks bekannte Rede: „Wilhelm, du bist von's Gerüste gefallen", oder rief uns mit Kluck, dem Maurerpolier, zu: „Darum keene Feindschaft nich" . . . Und so trieb er es mehrere Wochen lang.

Doch als Grundzug von Gutzkows damaligem Wesen bezeichnete der genannte Schulfreund, mit dem er sehr intim ward und auch gemeinsame Privatstudien trieb, eine „innerliche Fröhlichkeit". Ja, wir dürfen annehmen, daß trotz der Hemmungen der Armuth, die er überall empfand, trotz des Zwiespaltes mit den häuslichen Lebensbedingungen, die ihn „unerträglich" drückten, welche aber ertragen werden mußten, die Gymnasialjahre des heranwachsenden Dichters eine glückliche Lebensperiode darstellen. Den Genuß einer regelrecht „lateinischen" Bildung, deren er sich später anderen Schriftstellern gegenüber so bewußt zeigen konnte, hat er sich allerdings gar mühsam erkämpfen und erringen müssen. Nur durch einige Stiftungsvergünstigungen und das Verdienst, das er sich durch „Stundengeben" erwarb, konnte er seinen Platz im Gymnasium behaupten. Seine freien Nachmittage und einen Theil seiner Abende mußte er benutzen, denklahmen Mitschülern die griechische und lateinische Grammatik einzupauken. Mühseliges Wandern von einer Wohnung zur andern durch die kahlen langen Straßen Berlins im Sonnenbrand oder im Wintersturm! Dies Stundengeben eröffnete ihm aufs Neue den Einblick in behäbige, glänzende Verhältnisse, die seinen Sinn für die Entbehrungen der ärmeren Klassen schärften. Ein Schüler war ein Enkel des Staatskanzlers von Hardenberg, ein anderer der Sohn des damals be-

rühmten Kartographen Engelhardt; in beiden Familien gewann er tieferen Einblick, auch erste Eindrücke des sinnebethörenden weiblichen Schönheitsreizes. Hoffnungslos wie die hier erweckten Träumereien blieb auch eine tiefere Neigung, welche, obgleich zurückhaltender Natur, zur Uebergabe von Gedichten schritt, die leider statt in den Händen der Tochter zu bleiben in die der Mutter geriethen, die nun nicht nur die poetischen Versuche, sondern das ganze Verhältniß einer vernichtenden Kritik unterwarf.

Diese eine Hälfte einer Privatexistenz, welche dürftigste und glänzende Verhältnisse in der Erfahrungswelt des Jünglings schroff einander gegenüberstellte, fand eine wesentliche Bereicherung durch die Gönnerschaft, welche der Minister von Kamptz dem aufgeweckten Schulkameraden seines eigenen Sohnes schenkte. Von diesem gefürchteten und vielgehaßten Präsidenten der Untersuchungskommissionen, dem Direktor der Unterrichtsabtheilung im preußischen Kultusministerium, dem geschworenen Feinde der Burschenschaft, hat damals der Sekundaner und Primaner, „Wohlwollen, die liebenswürdigste Güte und jede Förderung" erwiesen erhalten. „Oft bin ich mit diesem Mann des Schreckens", erzählte er später (‚Lebensbilder. 2. Bd. Das Kastanienwäldchen in Berlin'), „den die Geschichte des deutschen öffentlichen Geistes seit 1815 für immer zu den Todten geworfen hat, durch die Straßen Berlins geschlendert, um ihn ins Schloß zu begleiten, wenn er in den Staatsrath ging. Diese Ehre wurde einem Sekundaner zu Theil, der neben ihm schritt mit umgeschlagenem Hemdkragen und ohne eine Spur von Handschuhen. Kamptz war nicht groß, er war breitschulterig und behäbig. . . . Sein gerötheter Kopf saß tief in einer weißen Halsbinde und hatte angenehme Züge, einen kleinen zierlichen Mund, sogar einen Mund wie eine alte Dame der Aristokratie. Wenn ich mit ihm vom „alten Ziethen" auf dem Wilhelmsplatz, wo ich wohnte, bis zu den „Werder'schen Mühlen" gegangen war, so brauchten wir dazu fast eine Stunde. Denn Se. Exzellenz schritten höchst gemächlich, standen oft still, sahen sich um, wer in der Mohrenstraße, am Schauspielhause, in der Jägerstraße ihnen begegnete und trugen ihre Ansichten mit einer an Widerspruch nicht gewöhnten Behaglichkeit vor, ohnedies durch ihre Neigung zum „Anstoßen" sehr im Reden behindert. Natürlich waren es nicht die Schriften von Jahn und Arndt, von Görres und Steffens, die uns beschäftigten, sondern Cicero und Sallust, Racine und Corneille und die Fragen, wie man die Autoren lesen und erklären sollte, ob kursorisch oder statarisch, und welches die besten Wörterbücher wären." Der Herr Minister zog also

den durch vielversprechende Fähigkeiten und Klarheit des Urtheils ihm auffallenden und angenehmen Freund seines Sohnes zu sich heran, um durch ihn einen klaren unbefangenen Einblick in gewisse gymnasialpädagogische Fragen vom Standpunkt eines Schülers, dem das Lernen Freude macht, zu gewinnen. Er gab ihm auch die Prachtexemplare, die ihm als Chef des Unterrichtswesens von den Autoren gelehrter Werke zugesandt wurden und ließ sich über sie erzählen, wogegen er sie nicht selten dem Gymnasiasten zum Geschenke machte. Diesem „Herzog Alba der Studenten- und Professorenwelt“ hat er neben mancher anderen, seine Kenntnisse fördernden Aufmerksamkeit, als Sekundaner sogar den Zutritt zu einem der glänzendsten Feste, die überhaupt die preußische Königsstadt bieten konnte, zu danken gehabt. Zur Feier der Hochzeit eines königlichen Prinzen fand eine großartige Redoute im Opernhause statt. Zu dieser erhielt der Knabe ein Billet — mit der Weisung, „in hof- und redoutenmäßiger Toilette zu erscheinen“, die allerdings eine schlimme Ironie gewesen wäre, wenn die Enveloppe des Billets nicht ein — Fünfzigthalerschein gebildet hätte. Er „genoß den ersten Zauberabend seines Lebens, vertilgte am Buffet, wo die Diener des Königs seinen Winken gehorchen mußten, eine Menge ihm bisher unbekannt gewesener Backwerke und Getränke und sog eine solche Fülle von Licht, Glanz und Schönheit, von reizendsten Toiletten, prachtvollsten Uniformen ein, daß diese Bilder Wochen lang nicht mehr vom Auge zu verbannen waren.“

So sehr diese Gunst des Ministers ihn mit gerechtem Stolz erfüllen konnte und Eindrücke gewährte, die dem späteren Dichter und Psychologen zu Gute kamen: wenn wir nach den Ursachen wirklichen Glückes forschen, so müssen wir uns von ihm ebenso abwenden, als von dem dürftigen Heim der Eltern, wo die Sorge und Noth ihm stille Vorwürfe für die Genüsse einer höheren Welt machte und seufzte über zuviel in Nacht- und Morgenstunden beim Studiren verbrauchtes Oel, wo der von bigotten Ansichten befangene Vater ihn einen dem Teufel Verfallenen nannte, wenn er von einem, selten genug ihm werdenden Theaterbesuch heimkam, wo ein unglücklicher Verehrer seiner ihm übrigens herzlich zugethanen, fein gebildeten Schwester ihn mit Unterricht im Flötenblasen ennuyirte, um einen Vorwand zu öfterem Kommen zu haben. Glücklicher fühlte er sich in der Schule, wo ihm der wohlerworbene Beifall der Lehrer entschädigte, glücklicher des Mittags unter den Freunden am Freitisch, der von der Wittwe Hausmann, die im Eckhause der Kur- und alten Leipzigerstraße, gegenüber dem jetzt noch

bestehenden Gasthof zum rothen Adler wohnte, in liberaler Weise verabfolgt wurde. Die eigentliche Welt seines Glückes war eine innerliche und erblühte ihm im stillen Arbeitsgemach unter seinen Büchern. Sie baute sich auf aus den immer lebendigeren Beziehungen, die seine Seele zur Welt der Alten, zu der lebendigen Literatur seines eigenen Volks, zu dessen Schicksalen und Lebensfragen gewann.

Die Poesie der antiken Welt, wie sie uns zu reinen Anschauungen künstlerisch verklärt aus Homer, den Tragikern, den großen Historikern entgegentritt, ging ihm ganz und voll auf und entzückte sein enthusiastisches Herz. Nicht in der Schule, — wo an einer Seite der Odyssee Stunden lang herumkommentirt ward, war die Stätte dieses Kultus, nein, hier die kleine heimliche Bücherwelt, in der er Homers Gesänge in Vossens Uebersetzung im Fluge durchlas, wo sich sein Bücherbrett mit den gelben und blauen Heftchen zweier Uebersetzungsbibliotheken klassischer Autoren, der Metzler'schen von Osiander und Schwab und der in Prenzlau erscheinenden, auf welche er subskribirt hatte, füllten, wo er die von Kamptz ihm überlassenen Werke bedeutender Alterthumsforscher las. Noch öfter war er in der freilich arg defekten Bibliothek des Gymnasiums und in den Leihbibliotheken der Stadt, unter denen die Petri'sche einen bedeutenden Rang einnahm, zu sehen. Als er später in Prima das Ehrenamt des Bibliothekars verwaltete, eignete er sich den geistigen Inhalt der ihm übergebenen Schätze vollends an. Es waren vornehmlich rationalistische Schriften aus der Zeit Nicolai's, Reiseschilderungen, Romantik, die Studien von Creuzer und Daub und jene Berliner Monatsschrift Gaedike's und Biesters, in welcher er Goethe's Genius von dem Standpunkt nüchterner Moralität und einer beschränkten Nützlichkeitsphilosophie beurtheilt fand. Außer der Welt der Alten gehörte sein Herz vor allem der neueren Nationalliteratur und in ihr im besonderen der Romantik und Jean Paul. Zuerst hatten die farbenreichen, lebensvollen Romane Walter Scotts ihn ganz gefesselt und seinen Geschmack derart beeinflußt, daß er für die exotische Wunderwelt Coopers und Irvings, die bald danach Mode wurden, unempfänglich blieb, wie er ebenso die flache Belletristik des Tages, die Clauren, v. d. Velde, Wachsmann und Tromlitz verachten mußte. Seine Freunde waren Novalis, Achim von Arnim, Brentano, Tieck, dessen romantische Lustspiele er höher schätzte, als seine Novellen. Während E. T. A. Hoffmann, der damals viel Gefeierte, ihm unnatürlich und unpoetisch erschien, begeisterten den Träumer die „Hymnen an die Nacht" von Hardenberg-Novalis zuerst zu selbstständiger Nachahmung in einer Apostrophe an die Sterne, die auch in

einer Nummer des Häring'schen „Konversationsblattes" erschien. Mehr als Goethe, in den er sich damals nicht besonders vertieft zu haben scheint, ergriff ihn Schiller, mehr noch als dieser Jean Paul. „Die stille Welt des Kleinlebens, die dieser mit Betrachtungen über das Höchste belebte, war so wohlthuend, daß der Umgang mit ihm auch die Verbindung mit jener vornehm geistigen Welt erhielt, in der sich der erste wissenschaftliche Eifer der Jugend und so hochmüthig bewegt. Jean Paul war gelehrt; er vergaß nie über seinen Helden, und wenn sie den untersten Lebensstufen angehörten, die Quellen seiner eigenen Bildung. Bald giebt er ein Citat aus den Alten, bald eine Vergleichung mit einem kürzlich erst entdeckten Vorkommniß des chemischen Laboratoriums. Dann wieder bringt er nichtsdestoweniger das der Jugend so wohlbekannte Platteste aus der Werkstatt des Schusters und Schneiders, des Schmieds und des Schlossers und bringt es in eine Beziehung zu den Aeonen der Geisterwelt. Den Jugendsinn reizt nichts so sehr als der Kontrast. Er wird immer lachen über die Unterbrechung alles Steifen, Feierlichen und Eingelernten durch die Bedingungen der Natur." Von den neueren deutschen Dichtern, die von sich reden machten, gewann er Uhland am liebsten; seine Gedichte nahm er, wie die Romane Jean Pauls, mit sich auf seine Spaziergänge, um sie in freier Natur auf abgelegenen Sitzen in erhöhter Stimmung zu genießen. Ein so gearteter Geschmack mußte in Wolfgang Menzels „Die deutsche Literatur" ein Evangelium finden, dem er sich denn auch als eifriger Jünger anschloß und dessen oberster, aus den damaligen Zuständen sehr einleuchtend gefolgerter Grundsatz: „Die nationale Literatur muß Zusammenhang haben mit den großen allgemeinen Fragen und Interessen der Nation und der Zeit" hinfort der seine wurde. „Die Wiedergeburt des Vaterlandes zunächst durch die Belebung unserer geistigen Spannkraft, aber auch die noch selbst in dem Leben der Heroen der idealen Revolution, die wir durchmachten, so vielfach vorkommende Charakterlosigkeit in politischen Dingen, Kriecherei und Schmeichelei gegen Große, alles das hat W. Menzel meisterhaft geschildert!" Mit diesem Ausruf gedachte Gutzkow noch 1852 dieses Buches am Schlusse des seinen „Aus der Knabenzeit". „Er zeigte, wie trotz all unserer Philosophie und Poesie das Reich in Stücke ging und die Trümmer zum Spielball der Brutalität des Korsen wurden. Er schilderte die Keime neuer Hoffnungen, die Gedanken des Tugendbundes, wie sie genährt und verbreitet wurden während des Drucks, die Thaten Steins, die Aufrufe Jahns, Arndts, Görres' an ein neues Geschlecht von antiker Bürgertugend und spartanischer Sittenstrenge, den Kampf um die Er-

haltung dessen, was aus dem Zusammensturz des Alten noch mit den Erkennungszeichen ehemaliger schönerer Bewährung zu retten war, die Enthüllung und Neuverklärung altgermanischer Gedanken und Institutionen, ohne darüber den Rechten der Gegenwart, selbst der Ironie, dem Witze, sogar dem vollsten Gepräge des Modernen, dem Wohlgefallen am Esprit, selbst eines Voltaire, etwas zu vergeben . . . Erst spätere Einsicht entdeckte Lücken und Irrthümer, wie sie sich aus dem leichten desultorischen Gange der Behandlung doch nicht entschuldigen ließen. Doch der erste Eindruck war für mein Jugendgemüth überwältigend. Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disziplin der Wissenschaft suchte Menzel die Verbindung mit den theuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin."

Der Drang zu eigener literarischer Bethätigung erwachte in Gutzkow verhältnißmäßig früh. Und zwar waren diese Anfänge poetischer und theilweise wissenschaftlicher, aber keineswegs negirend kritischer Natur, wie bisher in den meisten Literaturgeschichten von ihnen behauptet ward. Die Ode an die Sterne und die Anfänge erlebter Liebeslyrik erwähnte ich schon, in Saphirs „Schnellpost" erschien damals auch eine erste Novelle. Als Primaner feilte er ferner an einer Uebersetzung der Oden der Sappho, arbeitete an den Anfängen eines (nicht zu Stande gekommenen) Werks über die öffentlichen Spiele der Römer, ja, er ging in Gemeinschaft mit dem genannten Freunde Adolf Licht, mit welchem er seine Neigungen für Poesie und Belletristik theilte, sogar an die Gründung einer geschriebenen Wochenschrift, der „Versuche in Prosa und Poesie", deren erste Nummer mir heute vorliegt, nachdem sie sechzig Jahre eines unermüdlichen Schaffens, dessen Anfänge sie repräsentirt, überdauert hat. Ein vergilbtes Kleinfolioblatt von vier Seiten, die zweispaltig von der damals schon männlich klaren, ansprechend flüssigen Handschrift Gutzkows beschrieben sind. An der Spitze steht als Einführung, ohne besondere Ueberschrift und „A. L. K. G." unterschrieben ein Programm. Früh schon seine Kräfte in dem Fache, in welchem arbeitend man sich einst öffentlich zeigen will, zu üben, früh schon seine, wenn auch noch mittelmäßigen Erzeugnisse einem Kreise nachsichtiger Freunde mitzutheilen, sei namentlich auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften der Weg, zu Besserem zu gelangen. Daher stamme die Idee, „wöchentlich die Erzeugnisse unsrer Mußestunden vor das Forum nachsichtiger Freunde zu bringen, deren urtheilende Bemerkungen uns den richtigen Takt zu halten immer mehr lehren könnten. Natür-

lich haben wir kaum zu erinnern, daß, wenn sowohl die Urtheile sich in hämische und höhnende Kritteleien verwandeln sollten, als auch wenn nicht mehrere unserer Freunde, von gleichen Gesinnungen erfüllt, das Beginnen unterstützend, uns beitreten, wir auf der Stelle diese Bekanntmachung unserer Versuche aufgeben werden.“ Hieran schließt sich als erste Publikation „Sappho an Aphrodite“ aus dem Griechischen von K. G.“ — „Liebesrache“. Eine Novelle von A. L. Erstes Kapitel. — „Kleinigkeiten“, mitgetheilt von K. G., bilden den Schluß. Der Ode hatte Gutzkow die Bemerkung beigefügt: „Der Uebersetzer bittet die Leser, vorliegende Uebersetzung in metrischer Hinsicht nicht nach dem ängstlichen strengen Schema der Sapphischen Ode beim Horaz, sondern nach der hellenischen Freiheit des Grundtextes zu beurtheilen.“ Sie selbst ist schwungvoll und flüssig. Die „Kleinigkeiten“ boten eine Reihe von humoristischen Findlingen aus Gutzkows gelehrten Studien, auf klassische Wortwitze hinauslaufende Anekdoten, zu denen die alten Klassiker und Kommentare den Stoff gaben. Wie diese Nummer, zeigten auch die übrigen, wie Licht mittheilt, den Freund durchaus im Banne seiner klassischen Studien. Ein Aufsatz „Der Apostel Paulus“ deutet auch an, was der Liebhaber von Schleimachers Predigten in der Dreifaltigkeitskirche damals für ein künftiges Brodstudium ansah. Er sollte Theologie studiren, so wollte es der Wille der Eltern und die Rücksicht auf ein Stipendium. Von den wenigen Mitarbeitern, die zu dem heimlichen Unternehmen Beiträge lieferten, nennt Licht: Hermann Böttcher, der nach anderer Seite hin Gutzkows intimsten Umgang bildete, und einen Bernhard Ulrici, der eine nicht üble Satire auf die Faulheit schrieb. Dafür waren die beiden Redakteure um so eifriger. Pünktlich des Montags kam das Journal, in einem von Gutzkow geschriebenen Exemplar in die Klasse und zirkulirte während der Woche in derselben, worauf es an Licht zurückkam. Dazwischen wurde zwischen beiden in gewissen unintereſſanten Stunden unter den Bänken eine heimliche Korrespondenz über die nächsten Nummern gepflogen. So ging es fort, bis etwa zwölf Nummern erschienen waren. Da wurde Lichts Novelle „Liebesrache“ der Ausgangspunkt eines Konfliktes zwischen den beiden Redakteuren. Trotz der auf einen tragischen Schluß anspielenden Ueberschrift wollte der junge Autor, der einer eigenen Herzensneigung einen glücklichen Ausgang wünschte, zur guten Vorbedeutung seiner Erzählung nachträglich einen gleichen geben, wogegen Gutzkow opponirte und dies Verlangen gutmüthig ironisirte. Die gekränkte Autoreneitelkeit führte auf Lichts Seite Verstimmung herbei, wie dieser selbst mit liebens-

würdiger Offenheit schreibt, auch trugen an der Erkaltung Meinungsverschiedenheiten politischer Natur die Schuld.

In der That war das Interesse für die politischen Fragen des Tages, die damals die meisten begeisterungsfähigen, dem Idealen zugewandten Köpfe unter der Jugend erregte, zu jener Zeit in schnell wachsender Stärke im Innern des schwärmerisch gestimmten Primaners zur Geltung gelangt. Und wenn das Wecken und Schüren politischer Leidenschaft eine Verführung genannt werden dürfte, so wäre jener Hermann Böttcher, wie dies damals Licht in seiner Eifersucht gethan, als der Mephistopheles unseres jungen studirsamen Faust zu bezeichnen.

Das Interesse des Jünglings an den Zeitverhältnissen kam nicht plötzlich über ihn, wie die apostolische Begeisterung über jenen Saulus, der zum Paulus ward auf der Fahrt nach Damaskus. Jener Apostel des burschenschaftlichen Geistes warb einen wohl vorbereiteten Jünger. Die Erzählungen des Vaters hatten, wie wir sahen, den Knaben frühe mit den Befreiungskriegen, mit dem glorreichen Kampfe bekannt gemacht, in welchem das deutsche Volk in Waffen den Völker- wie Fürstenbedrücker Napoleon niedergeworfen hatte. Der Leseeifer hatte zu diesen allgemeinen Eindrücken klare Vorstellungen gesellt. Das Lutherfest (1817), mit welchem das Volk einen der Ihren als mächtigen Umgestalter der kirchlichen und politischen Verhältnisse des Vaterlandes feierte, hatte Vorstellungen und Ideale angeregt, welche durch die Parteinahme für und gegen Vater Jahn und die Turnübungen der Altersgenossen auf der Hasenhaide, die öffentlichen Meinungsäußerungen, welche der Tod Napoleons und die Ermordung Kotzebue's durch Sand erregte, weiter entwickelt wurden. Selten waren Zeitverhältnisse geeigneter, in der lateinischen Welt eines eifrigen Gymnasiasten Widerhall zu finden. Zufällige Beziehungen flochten ein magisches Band zwischen der idealen Anschauung einer klassischen Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart. Es waren ja die Nachkommen von Homers herrlichem Griechenvolk, welche da einen heldenmüthigen Befreiungskampf gegen das türkische Joch fochten, und ihre Thaten fanden lebhaftes Echo in den Herzen der heranwachsenden Jugend, die im alten Griechenland und Rom eine geistige Heimath hatte. Die Phantasie sah in den Helden dieses Befreiungskampfes, von denen einer sogar den theuren Namen Odysseus führte, die unmittelbaren Nachkommen jener kühnen Helden, von denen Herodot, Thukydides, Xenophon erzählten. Zu dem weltenerobernden Alexander bot die Gegenwart in Napoleon ein düsteres Gegenbild, dem korsischen Usurpator, den der Vater persönlich gesehen, dessen Leben

selbst in der Gefangenschaft noch Europa mit einer Furcht erfüllte, von welcher erst sein Tod befreite, der gerade in den Anfang dieser Gymnasialzeit (5. Mai 1821) fiel. Wie bei dieser Gelegenheit in den Straßen Berlins Karrikaturen des einstigen Tyrannen verkauft wurden, so war noch lange, nachdem Ludwig Sand sein Attentat auf Kotzebue durch seine Enthauptung (20. Mai 1820) gebüßt hatte, das Bildniß des unglücklichen Schwärmers in den Schaufenstern Berlins, auch auf Pfeifenköpfen, Tabaksdosen u. s. w. zu sehen, zur Parteinahme für und wider auffordernd. Dem der Universität entgegenreifenden Jüngling erschien Sand im Lichte der Brutusse, der Märtyrer des Alterthums, welche in ähnlicher Weise für ihr Vaterland Leben und Ehre aufs Spiel gesetzt hatten.

Noch lastete der Druck der durch die Karlsbader Beschlüsse geschaffenen Zustände schwer auf dem deutschen Volke, als an den schwärmerisch gestimmten, alle Ungerechtigkeit von Klein auf hassenden Primaner die Frage herantrat, wie er sich zur Burschenschaft stellen wolle, wie sie heimlich noch auf vielen Universitäten bestand. Er verschlang die ihm von jenem Böttcher zugesteckten Schriften von Haupt („Landsmannschaft und Burschenschaft", 1820) und Herbst (Ideale und „Irrthümer des akademischen Lebens unserer Zeit"), die seinen Enthusiasmus in Flammen setzten. Menzels Buch ward ihm auch in dieser Richtung zum Evangelium. Die „Zeit des Trugs und der Lüge, des Trotzes der Machthaber und der Schlaffheit ihrer Beamten, die Zeit der Kongresse und Protokolle, der politischen Verfolgungen und der Verschwörungen, der Hoffnungen und der Täuschungen" wie der ehrliche Schlosser diese schlimme Periode deutscher Geschichte genannt hat, ward von da ab in Gutzkows Seele zu einem persönlichen Erlebniß. In dem Fürstenhause, in das 1826 sein Gymnasium verlegt ward, hatten die jungen Burschenschafter in Gefangenschaft geschmachtet, ehe sie nach Köpenick abgeführt wurden. Die Hinrichtung Sands hatte nach Gutzkows eigenen Worten („A. d. K." S. 239) bereits „den Grund zu einer Lebensanschauung gelegt, die mit wohlgemuther Ergebung auf eine Laufbahn zur Märtyrerschaft hinausgehen wollte". „Durch die glühendste Freundschaft für jenen Hermann Böttcher und einige Gleichgesinnte wurden die Wirrsale des Kopfes immer heißer und bedenklicher." Die entgegengesetzte Richtung der Eltern blieb ohne Einfluß, schon weil sie auf eine allzugeringe Bildung begründet war. Hermann Böttcher, der Sohn eines Landpfarrers, wohnte als Berliner Gymnasiast selbstständig in Aftermiethe. Damals, als der jugendliche Primaner in Karl Gutzkow einen Genossen der Schwärmerei für die Ideale der Burschenschaft

warb und fand, hauste er in der Jägerstraße bei einigen „spitznasigen alten Jungfern". Hier bildete sich der Mittelpunkt einer anderen geistigen Welt, als die belletristisch-ästhetische Lichts, die sich Samstag Nachmittags in der Konditorei von Giavanoli zusammenfand. Bei den regelmäßigen Zusammenkünften, an denen auch Studenten theilnahmen, ertönten hier die patriotischen Lieder Arndts und Körners, die Streit- und Klagelieder Follens und Binzers, und da bei Gesängen wie „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", der Sturm für die Mitbewohner und Wirthsleute allzumächtig anschwoll, bekam der junge Feuergeist, „eine ideale, schwunghafte Natur, mit feuriger Rede, langen, hellblonden, ungelockt auf die Schultern fallenden Haaren und sprühenden Augen, dem die Natur für sein heißes Blut in einem lahmen Fuß einen Dämpfer mit auf den Weg gegeben", sowohl hier wie in seinen weiteren Wohnungen bis zu seinem Abgange als Student nach Halle in kurzen Terminen baldigst gekündigt, während die Schaar der Genossen diesem Rattenfänger von Hameln von Hausnummer zu Hausnummer folgte.

Als dann Ostern herankam, wurden von den sämmtlichen Primanern nur sieben zur Maturitätsprüfung zugelassen, darunter Licht, Böttcher und Karl Gutzkow. Das Thema des lateinischen Aufsatzes war „Cur Periclis aetas Graeca aurea nominabatur". Gutzkows Abgangszeugniß schmückte die Eins. Beim Abgangsaktus am 15. April 1829 hielt er schließlich noch über das Thema: qui fiat, ut quum multi in veterum scriptorum lectione versentur perpauci tamen illorum dignitatem et praestantiam aut oratione aut moribus repraesentent einen Vortrag. Skeptisch und dialektisch, wie ein aus schärfsten Gegensätzen zusammengesetztes Jugendleben seinen Geist entwickelt hatte, hätte er auch den gegentheiligen Standpunkt, welchen Rousseau in seiner berühmten Preisarbeit für die Akademie in Dijon behandelt hat, mit demselben Geschick vertreten können. Bei den Dingen wie bei den Personen, überall auf die Möglichkeit und Berechtigung einer doppelten Betrachtungsweise zu achten, eine die von einem gegebenen und zu vertretenden Standpunkt aus urtheilt, die andere, welche den Gegenstand analytisch auf ihre Wurzeln und Entwickelung hin prüft, hatte das Leben ihn früh gewöhnt. Noch neuerdings hatte er den Verfolger der Burschenschaft, den Minister von Kamptz, glühend für Ideale, die dieser verachtete und haßte, persönlich achten und schätzen und doch im Prinzip verabscheuen müssen. Auch das gelehrte Studium hatte noch zuletzt in seinem Innern in dieser Richtung gewirkt. Die kühne Hypothese F. A. Wolfs, daß es keinen

Homer gegeben, sondern nur ein Zeitalter der Homeriden, welche die einzelnen Gesänge geschaffen, die später überarbeitet worden seien — „sie warf," sagte er selbst (S. 230) „mit Begeisterungsschwingen — den Zweifel in die Brust als Führer fürs ganze Leben!" „Die Bahn war gebrochen, sich gegenüber allen Anfängen der Geschichte, jedem mythischen, über das Maaß der Gegenwart hinausragenden Begriffe, am meisten der Bibel selbst, nur prüfend zu verhalten und alles Ungeheuerliche, Unverhältnißmäßige, Wunderbare natürlich zu erklären."

* * *

Hätte ein entsprechend gebildeter Vater den seine Schulzeit so rühmlich absolvirenden Primaner fragen können: Nun, Karl, was willst du werden? — er würde dasselbe zur Antwort bekommen haben, was einst der zehnjährige Knabe, vor dem Entschluß, ihn ins Gymnasium zu geben, bittend gestammelt: „Studiren möcht' ich, lernen, lernen!" — jetzt mit dem Zusatz: um in die Entwickelung der Zeit nach besseren, höheren Zuständen thätig, fördernd mit einzugreifen! Ueber seinen Beruf zum Dichter war er sich noch nicht im Klaren. Den Kindheitstraum ein Bildhauer zu werden, hatte er längst aufgegeben; die Sehnsucht nach der Bühne, für die er sich durch ein bedeutendes deklamatorisches Talent berufen glaubte, hatte er überwunden.

Der Vater aber würde trübe gelächelt haben: „Solches Studiren um des Lernens und freien Wirkens willen ist das Vorrecht der Reichen; minder Bemittelte studiren auf ein Amt, sie wählen ein Brodstudium, und du armer, auf Stipendien angewiesener Junge hast gleich gar keine Wahl, dir steht ein Stipendium für einen Theologen offen, also mußt du Geistlicher werden."

Der junge Gutzkow sollte Pfarrer werden, so hat der Dichter später in seiner „Knabenzeit" erzählt. Dem gegenüber steht die Angabe in den „Lebensbildern" (Bd. 2) daß seine Immatrikulation in der philosophischen Fakultät erfolgt sei. Diesen Widerspruch hat der Einblick in die Universitätsakten beseitigt. Nach diesen wurde Karl Gutzkow in der That am 18. April 1829 unter dem Rektorat des Juristen Klenze als studiosus philosophiae immatrikulirt, trat dagegen am 9. Juli desselben Jahres, also noch im ersten Semester zur theologischen Fakultät über, aus der er später, am 25. August 1831, wieder in die philosophische Fakultät zurückgetreten ist. Der junge Student scheint demnach erst den Versuch gewagt zu haben, ob sich die Unterstützung denn durchaus nicht auch für einen Philosophen erlangen lasse; als

derselbe fehlschlug, kroch er formell zu Kreuze, befreite sich aber, als die Examenfrage näher rückte, von dem Schein eines Studiums, das ihn als solches wohl lebhaft interessirte, dessen Probleme ihn mächtig beschäftigten und zeitlebens beschäftigt haben, dem er aber schon als Gymnasiast zu kritisch gegenüber stand, um je mit gutem Gewissen den vom Staate geforderten Amtseid eines Geistlichen ablegen zu können. Zum Pfarrer fühlte er sich von vornherein verdorben, ob er auch theologische Kollegia belegt und fleißig besucht, sowie der Drang, seine Kräfte zu erproben, ihn bereits im Herbst dieses ersten Jahres auf die Kanzel getrieben hat. Wie er als Stellvertreter eines ihm befreundeten Geistlichen in der Dorfkirche zu Weißensee damals eine geharnischte Bußpredigt gehalten, noch dazu ohne Erlaubniß des Propstes, hat er uns in seinem Romane, „Blasedow und seine Söhne", wo der Bericht dem Vater Blasedow als eigenes Erlebniß in den Mund gelegt ist, acht Jahre später mit humoristischer Laune erzählt. Auch auf Schleiermachers Kanzel in der Dreifaltigkeitskirche hat er zur Probe gepredigt.

Die Eltern hatten daher nicht Unrecht, wenn sie den Sohn im Geiste bereits in einer der Kirchen, die sie besuchten, als regelmäßigen Prediger sahen; ebenso wenig Professor Ribbeck, der im Vertrauen auf die damals so lebhaften philologischen Neigungen seines Günstlings fest darauf baute, daß in ihm ein Licht seiner Wissenschaft im Aufgehen begriffen sei; ebenso wenig er selbst, wenn in späteren Semestern das mächtige Drängen seiner Natur nach reformatorischer, weithin wirkender Bethätigung in der Welt des Geistes die Gestalt des Wunsches annehmen konnte, die Probleme der Zeit philosophisch zu lösen und vom akademischen Lehrstuhl herab hierfür zu wirken. Thatsächlich richtete er sein Studium so ein, daß er sich für alle drei gelehrte Berufsarten gleichmäßig vorbereitete. Das aus den Akten gewonnene Verzeichniß der Vorlesungen, die er nacheinander während seines Trienniums belegte, ergiebt, daß er dabei ebenso systematisch wie wählerisch maßvoll verfuhr und die daneben stehenden Urtheile der betreffenden Professoren über seine Frequenz der Kollegien, wie „sehr fleißig", „mit dem rühmlichsten Fleiß und der lobenswerthesten Aufmerksamkeit" u. s. w. beweisen, daß er, wie früher ein vorzüglicher Schüler, jetzt ein selten eifrig den Wissenschaften ergebener Studiosus war.

Die Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin entstammte dem Geiste des nationalen Aufschwungs in Preußen nach der tiefen Erniedrigung des Jahres 1806. Die allgemeine, auch vom König empfundene Erkenntniß, daß, was an physischer Kraft verloren

sei, durch geistige Kraft ersetzt werden müsse, und der Verlust Halle's im Frieden zu Tilsit bildeten die Beweggründe zu ihrer Stiftung. Diese war nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine politische That. Durch Kräftigung wissenschaftlichen Lebens wollte man den Staat erretten. Ihre liberale Konstitution hatte kein geringerer als Wilhelm von Humboldt auf Grund von Vorentwürfen F. A. Wolfs, Fichte's und Schleiermachers ausgearbeitet. Am 15. Oktober 1810, am Jahrestage der Schlacht bei Jena, wurde sie eröffnet. Das Professorenkollegium war von Beginn an ein Kranz leuchtender Namen der Wissenschaft, damals schon weit über die Grenzen des Vaterlandes berühmt, jetzt dauernd in den Annalen der Geschichte der Wissenschaft glänzend. Viele derselben feiern wir als Führer und Begründer neuer Entwickelungsphasen in derselben und der junge Gutzkow fand auf den Kathedern seiner drei Interessengebiete noch mehrere der bedeutendsten Männer dieser ersten Generation in rühmlicher Thätigkeit, wenn auch leider nicht mehr in der Frische, die sie berühmt gemacht hatte. Noch wirkte in der theologischen Fakultät Schleiermacher, bei dem er nach einander „Theologische Enzyklopädie", „Einleitung in das neue Testament" und „Dogmatik" hörte. Neben ihm waren Neander („Kirchengeschichte", „Erklärung des Evangelium Johannis") und der Hegelianer Marheineke („Prologomena zur Dogmatik und Moral" und „Dogmatik") seine Lehrer in der Theologie. Unter den Philosophen thronte als Oberhaupt Hegel, dessen Vorlesungen über „Logik und Metaphysik" und „Naturphilosophie" er im 1., über „Philosophie der Geschichte" er im 4. und über „Religionsphilosophie" er im 5. Semester besuchte, während er bei Hegels Schülern von Henning „Logik und Metaphysik" und Hotho ein Kolleg über die Schriften Solgers, Tiecks, Novalis', Schlegels hörte und bei dem Naturrechtslehrer Eduard Gans nur hospitirte. Neben der Schule Hegels wahrte der wackere, einfach klare Heinrich Ritter („Die platonische Philosophie", „Ueber die Erkenntniß Gottes") und der als ewiger Privatdozent gleich Schopenhauer vom herrschenden System arg vernachlässigte Beneke, bei dem er „Einleitung in das Studium der Philosophie", „Psychologie" und „Logik" mit ganz besonderer Theilnahme hörte, eine charaktervolle Selbstständigkeit. Für seine klassischen Studien fand er einen Lehrer ersten Ranges in Boeckh, dessen „Enzyklopädie und Methodologie der Philologie" und „Erklärung der Platonischen Republik" er im 1., dessen „Griechische Alterthümer" im 2. und „Griechische Literaturgeschichte" er im 3. Semester besuchte, während die junge aufblühende Germanistik ihm ihren nächst J. Grimm

bedeutendsten Bahnbrecher und Förderer Lachmann („Deutsche Grammatik“, „Walther von der Vogelweide“) und den mehr schöngeistig gestimmten von der Hagen („Nordische Mythologie“, Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“) als Führer bot. Bei dem berühmten Historiker der Hohenstaufenzeit Fr. v. Raumer hörte er im 5. Semester „Universalgeschichte“ und im letzten Semester, das er nur noch zum Theil in Berlin verbrachte, war das einzige Kollegium, das er noch belegte, die epochemachende Universalgeographie des Reformators dieser Wissenschaft Karl Ritter. Ueberblicken wir die chronologische Reihenfolge der genannten Vorlesungen, so ergiebt sich, daß die Studien der ersten Hälfte des Trienniums einen vorwiegend theologischen und klassisch- sowie deutsch-philologischen, die zweite dagegen einen philosophischen und enzyklopädischen Charakter trug. Als Ganzes hat die getroffene Auswahl nicht im entferntesten die ängstliche Physiognomie eines Brodstudiums. Die berühmtesten wissenschaftlichen Namen des damaligen Berlin sind mit wichtigen Vorlesungen vertreten.

Freilich die Zeiten, wo Schleiermacher vor keinem Forschungsresultat zurückschreckte, wann es die Wahrheit, vor keinem kühnen Wort, wann es das Wohl des Vaterlandes galt, waren vorüber. Er wie Hegel hatten ihren Frieden mit dem herrschenden System gemacht, ein kühler Hauch der Resignation und des Alters statt des warmen Athems echten Forscherfeuers strömte von ihnen aus. Von den berühmten Professoren, bei denen Gutzkow hörte, hatte sich nur August Böckh, der große Erforscher des griechischen Alterthums, die ursprüngliche liberale Gesinnung bewahrt, und auch dieser vermied, seine akademischen Vorträge mit Anspielungen auf die Zeit zu würzen, wie dies allein der Hegelianer Gans in seinen Geschichts- und Rechtsbetrachtungen that.

Schleiermacher, welchem Gutzkow wenige Jahre später (im Februar 1834) den Nekrolog in der „Allgemeinen Zeitung“ schreiben sollte, war ein angehender Sechziger, als jener sein Schüler war. Es ist bekannt, daß der — nach Zeller — „größte Theologe, welchen die protestantische Kirche seit der Reformationszeit bis dahin gehabt hat“, damals nur noch wenig Aehnlichkeit mit dem Bilde hatte, das die heranwachsende Jugend von dem Patrioten der Stein'schen Zeit im Herzen trug. Der mannhafte Vorkämpfer einer liberalen Durchführung der evangelischen Union gegenüber den reaktionären Tendenzen Altensteins und der Orthodoxie hatte in den Tagen des Alters, deren Stimmung durch den Verlust des Sohnes einen unheilbaren Riß erhielt, wesentlich an Frische und Ueberzeugungsmuth Einbuße erlitten. Den dialektischen

Geist Gutzkows konnte auf die Dauer das träumerische Ausspinnen der Gedanken und Auflösen in Gefühle nicht befriedigen, es befriedigte ihn nicht, den Werth der evangelischen Schriften gänzlich in Frage gestellt und dem theologischen Dogmatismus alle Gültigkeit abgesprochen zu sehen ohne einen andern Ersatz als die Anerkennung des religiösen Gefühls und die Mahnung zur Pflege desselben, denn, sagte er sich, damit ist wohl einer ausgewählten Schaar von Gebildeten, aber nicht der Allgemeinheit, der Nation, der Menschheit geholfen. Dagegen ist das Streben Schleiermachers nach Ueberbrückung der Kluft zwischen Glauben und Wissen ihm fürs Leben ein leuchtendes Beispiel geworden.

Auch Hegel war nicht mehr der junge kühne Denker, der einst den Glauben an eine Glückseligkeit im Himmel und den asketischen Geist des Christenthums aus der Unfreiheit und dem Elend der von den Römern unterjochten Völker, welche die christliche Dogmatik ausgebaut haben, gefolgert hatte: ein selbstzufriedener Baumeister, der dem weiten Bau seines Systems, mit allerhand Kunstgriffen freilich, eine äußere Vollendung gegeben, ruhte er, des nahenden Tods nicht gewärtig, von der Arbeit seines Lebens aus, ohne gegen den Mißbrauch, den die Staatsgelehrten der Reaktion mit seiner Lehre trieben, Einsprache zu erheben. Der Satz, daß alles was ist, auch vernünftig sei, weil das Denken gleich dem Sein, war ursprünglich ja keineswegs von ihm ersonnen worden, um dem „absoluten Staat“ als Heiligsprechung zu dienen. Und schon fing auch die radikale Auslegung des Satzes an, sich geltend zu machen; unter den ersten, die ihn auf die Resultate des Fortschritts anwandten, befand sich jetzt bereits der junge Gutzkow. Die dialektische Methode, dieses rapide Umkehren der Begriffe in ihr Gegentheil, dieses Vermitteln des Gegensatzes zu höherer Einheit reizte den beweglichen Geist, der schon in Prima, wo Ribbeck den Schülern die Hegelsche Propädeutik eingedrillt hatte, sich an dieser Objektivirung des Denkprozesses berauscht hatte. Die Materie des Hegelschen Systems fesselte ihn nicht und ward begreiflicher Weise auch von ihm nicht völlig begriffen — hat doch Hegel, als er Gabler zu seinem Nachfolger vorschlug, von diesem geäußert: er ist der einzige der mich verstanden hat, und doch auch er hat mich mißverstanden —, aber die Methode gewann einen tiefen Einfluß auf seinen Geist. In dieser Methode lag nicht das Prinzip der Stabilität, sondern das der Entwickelung; gründete sich doch die „Wissenschaftslehre“ auf den Satz: die Versöhnung von Sein und Nichtsein ist das Werden. Dieses Prinzip, von Hegel selbst noch nicht genügend, zum Theil nur äußerlich verwerthet, der Staats-

gewalt gegenüber in sein Gegentheil verkehrt, ist das Samenkorn, welches in der weiteren Entwickelung aller Wissenschaft unendlich reiche Früchte getragen. So konnte Hegels eigene Erklärung der „Religion“ als der „Form in der sich die absolute Wahrheit dem vorstellenden Bewußtsein darstellt“ in ihrer Dunkelheit ihm ebenso wenig genügen als die „gebildete“ Vermittelungstheologie Schleiermachers, die dann David Friedrich Strauß als eine Halbheit bekämpft hat; aber das Prinzip kam ihm in seinem Ringen nach Klarheit gegenüber den letzten und höchsten Fragen tröstend zu Hülfe. Er selbst erzählt von einem „Damaskuswunder, einer mystischen Verzückung“, die ihn im Frühwinter 1830 auf einem Spaziergange im Thiergarten überkam. „Alles was ist, ist vernünftig“ — wohl, sagte er sich, dann war die antike Gottanschauung ebenso vernünftig, wie der Christenglaube, wie der Gott im All des Spinoza. „Sie war keine Abirrung vom Gottesbegriff, sondern eine Entwickelung innerhalb desselben, ein nothwendiges Stadium seiner irdischen Darstellung . . . Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn des Lichtes und der Tugend, jeder Sieg der heiligen Sache der Vernunft und Aufklärung erschien mir ein Schritt näher zum allmählichen Offenbarwerden der Gottheit.“

Diese Gedankenreihe entsprang der Beschäftigung mit einer vorherrschend philologischen Arbeit, einer Preisarbeit, welche die philosophische Fakultät ausgeschrieben hatte und an die sich der arbeitsfreudige Student bereits im zweiten Semester, noch nicht neunzehn Jahre alt, gemacht hatte. Durch Lösung derselben schloß er seine klassischen Studien mit einem Triumph, der einem Doktorexamen gleich kam, wie denn auch die philosophische Fakultät in Jena ihm später auf diese Arbeit hin den Doktorgrad ertheilt hat. De diis fatalibus, über die Schicksalsgottheiten, hieß das Thema, das in der That für seine Kenntnisse und Neigungen sehr verlockend war. „In ihm trafen beide Interessen, die im Gemüthe lebten, der künftige Lehrberuf und die gesteigerte Leidenschaft für Dichten und Denken wie in einem Brennpunkte zusammen. Die anregendsten Werke mußten studirt werden, Schlegels Weisheit der Inder, Windischmann, viele Ausläufer der Naturphilosophie, Schelling. Vor allem aber führte es noch einmal eine intime Berührung mit den Alten, Sophokles, Aeschylos, im besondern mit Homer herbei, der mit der Feder in der Hand von Anfang bis zu Ende durchgelesen werden mußte. Frühe Morgen- und späte Nachtstunden wurden zu Hülfe genommen.“ Und der Fleiß fand seinen Lohn, die Schicksalsgottheiten zeigten sich günstig. Der Tag der öffentlichen Preisvertheilung,

der 3. August 1830, kam heran. „In auditorio maximo“ kritisirte der Rektor Hegel die eingelaufenen fünf Arbeiten und bezeichnete die eine mit dem Motto: „A parvis viros magnos abstinere non tam facile, quam parvos magno aggredi“ für die beste und des Preises würdig. Dann fuhr er fort: Aperio schedulam et invenitur nomen Carolus Ferdinandus Gutzkow, Berolinensis. Auf seine Frage, ob der Autor anwesend sei, wollte Gutzkow schweigen. Einer seiner Freunde, dem diese Notiz zu danken, saß neben ihm und drang darauf, sich zu melden. Er that's und empfing aus Hegels Hand die goldene Medaille im Werth von 72 Thalern.

Diese Preisarbeit De diis fatalibus, viel genannt, in allen biographischen Skizzen erwähnt, ist nie gedruckt worden und dem öffentlichen Interesse dauernd entzogen geblieben. Ein Versuch, die Uebersetzung als Broschüre an einen Verleger zu bringen, scheiterte. Bei den Akten der Berliner Philosophischen Fakultät befindet sie sich nicht mehr. Es entspricht dies durchaus der Sitte, die Preisarbeiten, gekrönte wie nicht gekrönte, an die Verfasser zurückzugeben. Dagegen liegt die Beurtheilung der sechs eingereichten Arbeiten seitens des Archäologen Professor Tölken vor, auf Grund welcher die Preisvertheilung erfolgte. Eine Abschrift der Arbeit selbst aber, ist mir gelungen, in der zwei Jahre später in Jena unter dem Titel „Philosophorum Graecorum de providentia divina placita“ eingereichten Doktordissertation zu entdecken. Zur Charakteristik seien einige Stellen aus Tölkens Gutachten mitgetheilt. „Der erste Abschnitt de fato giebt eine Geschichte der Ansichten vom Schicksal, zwar bisweilen in derben Zügen, um die Gegensätze augenfälliger zu machen, doch merkt man bald, daß alles aus den Quellen geschöpft ist. Ueber Homer wird zu rasch weggegangen, allein Interesse erregt, was von Pindar, besonders was von den Tragikern, und darauf über die Ansichten des Herodot und Thukydides gesagt wird. Auch die Lehren der älteren Philosophen bis auf Plato werden recht gut zusammengestellt. Die zweite Abtheilung de diis fatalibus führt das Gesagte näher aus, aber nicht ohne Wiederholungen. Die dritte Abtheilung handelt de Parcis.“ Die indische Maja gebe die Grundidee, die Nornen werden mit der hetrurischen Nortia, diese mit der römischen Nona zusammengefaßt. Für vollendet wollte Tölken auch diese Arbeit nicht erklären; dem Zweck dieser jugendlichen Wettkämpfe sei indeß auf eine erfreuliche Art Genüge geleistet.

An dem Fleiß und Eifer des jungen Scholaren kann nach allem nicht gezweifelt werden. Aber wo bleibt die Poesie der Jugend, des

Studentenlebens, wo bleibt der Poet? Blieb dem wissensdurstigen Jüngling denn jene Welt verschlossen, von der Wilhelm Hauff in seinen „Phantasien im Bremer Rathskeller“ so schön schwärmt: „Wie soll ich dich nennen, du hohes, rohes, edles, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe?“ Und war die enthusiastische Schwärmerei der Primanerzeit nur ein Rausch gewesen, der vor dem Lerneifer des Studenten zurücktrat mit dem Abgang des Freundes Böttcher nach Halle? Im Gegentheil! Mächtiger noch als sein jugendlicher Lerneifer wirkte in ihm das Interesse für die politischen Fragen der Zeit, sein Zorn über die Despotie und Dumpfheit des herrschenden Systems. Nirgends war ja auch dieser Geist so fühlbar wie in Berlin, am Sitz der Regierung. Während der Ferien nach Absolvirung des Gymnasiums hatten ihn Pläne beschäftigt, Berlin wider den Willen der Eltern zu verlassen und dem Freund nach Halle zu folgen. Er gab sie auf aus Rücksicht für diese. Aber der Unfreiheit der kleinlichen häuslichen Existenz entzog er sich wenigstens. Er bezog ein eigen Quartier, Kronenstraße 65, das er die Zeit seiner Studien über inne behielt. Sein Stipendium und das nach wie vor eifrig, wenn auch ohne Neigung, fortgesetzte Ertheilen von Privatstunden gewährten ihm genügende Mittel zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, selbst zur Anschaffung eines echt studentischen altdeutschen Schnürrocks und zum Genuß der akademischen Freiheit, auch höherer Lebensgenüsse. Freilich waren diese Verhältnisse doch derart, daß jene Preismedaille nicht in pietätvoller Werthschätzung ihrer ideellen Bedeutung daheim aufgestellt werden konnte, sondern eine Umsetzung in Silber sich gefallen lassen mußte.

Das burschenschaftlich gestimmte Kneipkränzchen der Primanerzeit bestand fort und als Böttcher nach halbjähriger Abwesenheit nach Berlin zurückkam, konstituirte sich dasselbe heimlich unter dem unschuldigen Namen „societas bibatoria“ zu einer regelrechten burschenschaftlichen Verbindung, trotzdem der § 3 der zweiten Abtheilung der Karlsbader Beschlüsse jedes Mitglied einer solchen von jeder öffentlichen Anstellung ausschloß. Dennoch befanden sich unter den Genossen Söhne der Professoren Hegel und Böckh; so mächtig war die Gährung in der akademischen Jugend des Jahres 1830, daß selbst der Sohn des privilegirten preußischen Staatsphilosophen inmitten der königlichen Residenzstadt dem verpönten Geheimbunde beitrat. Im ersten Semester führte Kämmerer das Präsidium, Gutzkow gehörte zu den Chargirten und war

im Wintersemester 1830/31 auch Präses. Zu seinen Intimen zählte noch August Bürger, ein Enkel des Dichters, der aus Aschersleben stammte, und ein Holländer, van der Smissen. Das Kneiplokal lag in einem entlegenen Stadttheil, auf der Splittgerbergasse, im Schutze einer Freimaurerloge. Der Wirth hieß Kaumann und verzapfte das reichlich genossene Weißbier, das damals noch nicht vom braunen Lagerbier verdrängt war, vielmehr gerade erst den Kampf um seine Hegemonie mit dem fremden Eindringling begann. Entlegen mußte die Stätte wohl sein, wo der Enthusiasmus, der gegen zwanzig junge Leute zur Verletzung eines allerdings herausfordernden Gesetzes getrieben hatte, seine Feste feierte. Alle hatten damit ihre Zukunft aufs Spiel gesetzt und die „Füchse“ mußten den Frieden der Kneiptafel mit derselben Vorsicht überwachen, wie jetzt etwa die Stätte eines verbotenen Duells behütet wird. So kam es denn auch, als im Laufe des Jahres 1831 das Mitglied Chambeau eines Tages die Meldung brachte, sein Onkel, ein zu Besuch in Berlin aufhältiger russischer Staatsrath, habe ihm sub sigillo anvertraut, daß die Existenz des Bundes und die Namen der Mitglieder dem Ministerium bereits bekannt seien und dieses demnächst das Netz zu schließen beabsichtige, daß die meisten der Freunde vom Schrecken zum Austritt veranlaßt wurden und die Auflösung eintrat, zu welcher auch Gutzkow gerathen.

Ein überlebender Genosse jener burschenschaftlichen Schwarmzeit, der Prediger Schlemüller in Arensberg, dem ich diese Mittheilungen danke, weiß von seinem Verbindungsbruder und Präses Gutzkow ein gar ansprechendes Bild zu entwerfen. Blauäugig, blond, von kühnem Profil, schlank und wenn auch leicht in eine vorgebeugte Haltung verfallend, doch kräftig, konnte von dem Studenten Gutzkow das Wort gelten: sana mens in corpore sano. Rüstig, unermüdlich in der Arbeit, war er bei der wissenschaftlichen Diskussion wie beim Vergnügen immer ganz bei der Sache. Meist ernsten Wesens, war er im Kreise der Freunde froh und heiter. Er war die Seele des Bundes und in allen Wissensgebieten den Kommilitonen ein Orakel. Obgleich er durch das Ertheilen von Privatstunden seinen Unterhalt verdiente, war sein Auftreten stets flott und nobel. Mit dem Rappier wußte er trotz seiner Kurzsichtigkeit gut umzugehen, aber das Bewußtsein seiner Kraft verleitete ihn nie zu Herausforderungen und leichtsinnigen Händeln. Die Bestimmungsmensur kannte die echte Burschenschaft nicht. Als Basso I zeichnete er sich beim Rundgesang wie bei Ständchen aus, die damals trotz des strengen Polizeireglements in Berlin noch sehr in Uebung waren.

Für Gesang hatte er besondere Neigung und auch Talent. Schon als Gymnasiast hatte er als Mitglied der ersten Singklasse unter Prof. Kranzlers Leitung bei der zum öffentlichen Schulexamen bestimmten Aufführung größerer Partien der „Schöpfung" von Haydn und des „Ostermorgens" von Neukomm mitgesungen. Dieselben Lieder, von denen der Student heute die meisten nur absingt, ohne ihren lebendigen Inhalt zu empfinden, waren für die heimlichen Burschenschafter Bekenntnisse des innersten Empfindens, und Gutzkow gab sich dem patriotischen Choral mit heiligem Feuereifer hin. Zeremonien, wie der „Landesvater", für welchen die Burschenschaft das „Vaterland" substituirt hatte, wurden mit der Weihe einer erhaben-feierlichen Handlung ausgeführt. Noch weiß sich Schlemüller lebhaft eines Kommerses zu entsinnen, der am 17. Dezember 1830 stattfand, bei welchem Gutzkow in vollem schwarzrothgoldenen Wichs präsidirte und in späterer Stunde mit exaltirter Begeisterung den Tisch beschritt, die Mützen der Freunde auf den Schläger bohrend.

In dem Werke des Alters „Rückblicke auf mein Leben" unterbricht der Dichter den ersten Anlauf einer Analyse seiner Entwickelung mit der Bemerkung, daß mit der „Zeit", deren Schwingungen seine Seele mächtig ergriffen, eine andere mächtige Herrscherin sich in den Besitz seines jungen Herzens getheilt habe: die L i e b e. Er schildere ein Dichterleben und in dieses habe der Zauber des weiblichen Reizes früh hineingestrahlt. „Das Gefühl der Vereinsamung eines gegen den Strom Schwimmenden, der Druck, welcher immer und immer auf dem verkannten Gemüth lastete, der Mangel an äußerem Glück kam diesem Zuge des Herzens und der Sinne entgegen. . . . Frühe schon hatte ich gegen die Rabbinenweisheit der Entsagung und Selbstkasteiung geeifert, hatte ich Heinrich Heines Unterscheidung zwischen den beiden Lebensprinzipien, dem Nazarenerthum und dem Hellenismus, einen seiner Lichtblicke gefunden, hatte das, was sich die Menschen ihre Tugend nennen und an sich und Andern glorifiziren, so oft nur für eine körperlich bedingte Empfindlichkeit oder Stumpfheit der Nerven, nach späteren Erfahrungen für die Alleinbeschäftigung mit ihrem Ehrgeiz, die Narzissusgenüge an der Widerspiegelung ihres geliebten Ich erkannt. . . . Früh schloß ich leidenschaftliche Freundschaften; Frauen gegenüber fühlt dann freilich der Jüngling nicht Freundschaft, sondern sofort Liebe. In dem Spiegel eines Mädchenauges fängt sich ihm die ganze Welt. Und sie fängt sich ihm nur in harmonischer Schöne. Des Mondes blasses Licht, das Geflüster einer vertrauenden Seele beim Wandeln unter den sanft bewegten Wipfeln eines Baumganges, die Berathschlagungen über künftige, viel-

leicht schon gemeinsam gewordene Lebensziele — in diese bestrickenden Zauber, die nicht minder von Neander, Schleiermacher, Böckh, Lachmann abzogen, war ich allzufrühe gerathen. Der erste Theil meiner „Seraphine" (erschienen Hamburg 1837) ist selbsterlebt. Die dort geschilderte Beklagenswerthe hieß Leopoldine Spohn."

Beklagenswerth ist in dieser Liebesverwickelung, die im ersten Studienjahre sich abspann, für uns in erster Reihe der Dichter. Wir müssen es tief bedauern, daß auch nach dieser Seite hin das Seelenleben des Dichters frühe zur Skepsis gelenkt ward, umsomehr gerade dieses Moment an dem oft herben, kritischen Charakter seiner ersten Schöpfungen — Seraphine, Wally, Blasedow — die Schuld trägt und seinem glühenden Herzen den Vorwurf der Kälte Seitens der Kritik zugezogen hat. „Jünglinge, Männer können zuweilen in die Lage kommen, an Frauen Empfindungen zu verrathen, die nur formelle Erwiderungen ohne Betheiligung des Herzens sind. Irgend eine Schonung fremder Schwäche galt es da, irgend ein mildes Entgegenkommen gegen einen Wahn, der sich so schnell, wie wohl die Wahrheitsliebe mochte, nicht im verirrten Frauengemüth heilen ließ. Verstrickt dann zu sein in die Folgen solcher Unwahrheit, die sich das Herz um seiner thörichten Schwäche willen vorwerfen muß, leiden zu müssen um etwas, was man in dieser Weise noch gar nicht empfunden, in dieser Weise noch gar nicht gewollt hatte, das sind Qualen der Seele, die an ihr brennen können, wie das Kleid des Nessus" (Zauberer von Rom, 2. Aufl., Bd. 8, S. 89). Diese tragische Schuld ist wiederholt des Dichters Schicksal gewesen. Sie machte den heißblütigen Studenten in seinem ersten Semester zum — Verlobten, legte ihm den quälenden Kampf auf, ihm fast wider Willen angelegte und doch heilig erscheinende Fesseln zu lösen, in die ihn die schlaue Koketterie eines in ihn verliebten und einer Stütze bedürftigen Mädchens geschlagen. Das Verhältniß, wie es uns aus dem Bekenntniß Arthur Stahls in dem zweiten Abschnitt des bezeichneten Romans entgegentritt, das in der That den Stempel einer eigensten Beichte des Dichters trägt, so zwar, daß die Wiedergabe des persönlichen Erlebnisses zu Realitäten wie die Einführung des Freundes Hermann (Böttcher) mit seinem lahmen Fuß und stürmischen Feuerherzen greift, — ist kein sonniges Bild, kein „Blumenstück", sondern ein „Dornenstück" der Liebe. Eine ergänzende Quelle bildet die ebenso unmittelbar dem Leben entnommene, wohl damals entstandene, zwei Jahr später im Stuttgarter „Morgenblatt" erschienene Bambocciade „Die Singekränzchen".

Ein solches Singekränzchen, wie sie damals in Berlin mit dem

doppelten Zweck, die Kunst und die Geselligkeit zu pflegen, in Blüthe standen, hatte den jungen Studenten zum Mitglied gewonnen und ihm Gelegenheit gegeben, sich in ein Mädchen von „rosigen Wangen, dunklem Haar, mit tiefblauen Augen, quellenden und mit dem Netz einer durchsichtigen Haut umsponnenen Formen“ zu verlieben. Seine Bemühungen, Gegenliebe zu wecken, blieben erfolglos. Dagegen näherte sich ihm ein anderes Mädchen des Kreises. Sie war blaß, ihre Stirne frei, ihr Antlitz oval, ihr Temperament wechselnd. Die tiefsinnigste Trauer wurde bei ihr vom ausgelassensten Scherz abgelöst. Sie war von seltener Bildung, aber in ihren Ansichten verworren, überspannt. Bei einer Landparthie (am Himmelfahrtstag) hatte er sich, ärgerlich über seine dauernden Mißerfolge bei jener, zurückgezogen, als ihm die Andre entgegentrat, ihn in ein Gespräch verwickelte und so zu fesseln wußte, daß er für diesen Tag ihr Begleiter blieb und auf der Rückfahrt der Vertraute ihres Kummers wurde. Sie war unglücklich und bezeichnete den Haß einer Stiefmutter und unwürdige Behandlung von deren Seite als Quelle ihrer Leiden. Er suchte sie zu trösten, am folgenden Tag auch brieflich. Die Antwort war die Bestellung zu einem Stelldichein und bei diesem kam es unter Thränen und Trostworten zu Umarmungen und Küssen: er zu jeder Hülfe bereit, sie einwerfend, daß er bedenken müsse, sie nicht zu kompromittiren. Am Tage darauf führte sie ihn, der in der Aufregung getroffenen Verabredung gemäß, zu ihrem Vater und dieser, ein schmächtiges, gutmüthiges Schulmeisterlein, begrüßte ihn als — den Verlobten seiner Tochter. Seine Häuslichkeit war ein Idyll dürftiger Bescheidenheit, dessen Demant eine zweite Tochter, sein Kind zweiter Ehe war, die jetzt Glück wünschend dem jungen Mann entgegentrat, welcher in ihr, zu seinem Entsetzen und Entzücken zugleich, den spröden Gegenstand seiner wirklichen Neigung erkannte. Daß die ungleichen Mädchen Schwestern, hatte er nicht geahnt. Durch das Haus hallte freudig die Kunde: Leopoldine ist Braut, während das Wort dem achtzehnjährigen Bräutigam durch die Seele schnitt.

G. A. Bürger — dessen Enkel Gutzkows Freund — war damals der Lieblingsdichter des Letzteren. In dessen Doppelverhältniß zu Dorette und Molly sah er sein eigenes Geschick. Er sprach von dieser seltsamen Liebe zu den Schwestern. Nach einem solchen Gespräch führte „Seraphine“ den Bräutigam zu ihrer Schwester und flüsterte ihm in's Ohr: „Sie wird dich lieben!“ Er wendet sich zu ihr, ihr Auge ist ohne Thränen. Diese Szene bildete den Wendepunkt des trüben Verhältnißes. „Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend“, heißt eine

Stelle in Arthur Stahls Bekenntniß, die wir als autobiographisch wegen ihrer Analogie mit Stellen in Gutzkows Lebensaufzeichnungen ansprechen dürfen, „war ich auf einem steten dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust Widerhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer für die nächstfolgende Zukunft. Seraphine war das Herz, das zwischen die Räder eines wildstürmenden Schöpfungs- und Zerstörungsdranges gerieth. In den Sitten das Philisterhafte hassend, in den Gefühlen jede Weichheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen idealen Sympathien. Ich sah in meinen Umgebungen nur falsche und lügnerische Manieren und fand darin Stoff für die Polemik gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenschaft in der Moral. Ein Herz das liebt, liebt um jeden Preis! war meine Voraussetzung, und ein Herz, das entsagen kann, liebt nicht, das war meine Folgerung. Seraphine muß dich nicht opfern, Seraphine muß ihre Schwester hassen, da ich sie liebe, Seraphine muß sich an meinen Besitz klammern. So dachte ich und — nun verwarf ich sie."

Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn unter solchen Erlebnissen, die er in der Hauptsache allein durchzukämpfen hatte, im Bunde mit den Fesseln der Armuth, die jeden Aufschwung des Lebens hemmten, des Jünglings Wesen immer ernster ward und sich immer mehr der Welt der Ideale zuwandte, die seine Seele erfüllten. Wir dürfen annehmen, daß das Ende der geschilderten Herzensbeziehung noch vor jenen 6. August des Jahres 1830 fiel, an welchem sein wissenschaftlicher Eifer durch die Zuerkennung der philosophischen Preismedaille einen schönen Triumph feierte. Nicht blos in dieser Beziehung, auch in Bezug auf den Gang seiner Studien stellen diese Augusttage des Jahres 1830 einen **Wendepunkt** in dem von uns zu schildernden Lebenslauf dar, gilt von ihnen jenes Wort von der nächstfolgenden Zukunft, für welche er die jüngste Vergangenheit mordet. Eben noch ganz erfüllt von wissenschaftlichen Interessen und dem Ehrgeiz eines jungen Gelehrten, welche seine beste Zeit und Kraft verbrauchten, wandten in diesen Tagen die Nachrichten von den Vorgängen in Paris, der **Julirevolution**, sein ganzes Denken und Empfinden mit der Kraft eines den Damm überschäumenden Bergstromes jener anderen Welt seiner innersten Antheil-

nahme zu, der Welt der allgemeinen öffentlichen Interessen. „Es war die Zeit und das ungelichtete Chaos ihrer Forderungen, die über die Menschheit hinwegzogen, es war das deutlich vernehmbare Läuten einer zur Zeit noch unsichtbaren neuen Kirche des freien Geistes, das die Jünglingsseele fast nur noch allein erfüllte!" („Rückblicke" S. 7.) An jenem selben 6. August brachten die Zeitungen Berlins ausführliche Berichte von dem dreitägigen erfolgreichen Kampf und der kühnen Erhebung der Pariser Bevölkerung, welche das Echo der berüchtigten Ordonnanzen Karls X. vom 25. Juli gebildet hatten, mit denen dessen tollkühne absolutistische Politik den Willen der Nation zu beugen und zu brechen beachsichtigt, er sich aber nur selbst um Thron und Heimath gebracht hatte. Mächtig wirkte die That der französischen Nation auf das Ausland; Furcht und Schrecken erregend bei den reaktionären Regierungen, Hoffnung und Muth erweckend bei der Bevölkerung, soweit sie für den Druck der dumpfen Zeit noch Empfindung hatte. Gerade der geordnete ruhige Verlauf dieser Revolution, die nicht ein Werk des Pöbels, sondern der Gebildeten war, die in der Bergung ihrer Errunschaften so maßvoll verfuhr, machte sie vielen Fürsten so schreckenerregend, daß sie die Ereignisse, welche erst siebzehn Jahre später ihre Throne erschütterten, bereits vor der Thüre sahen. Ihre Bedeutung ward in Deutschland wohl überall gleich empfunden, verschieden war die Wirkung. Während sie in Westdeutschland und den Mittelstaaten zur Gewährleistung von Verfassungen trieb, führte sie in Preußen nur zur weiteren Konsolidirung des Polizeistaats nach ganz kurzem Aufflackern einer freieren Regung, die vorübergehend noch einmal W. von Humboldt, Boyen und Andere zu Einfluß brachte. Als Metternich „Beweise" einer revolutionären Gährung in Deutschland aufweisen konnte, wurde der selbständige Bernstorff im Ministerium des Auswärtigen durch Ancillon, einen Verehrer und Schützling Metternichs, und durch Kamptz ersetzt, der in seinen Gesinnungen immer reaktionärer wurde. Von dem Enthusiasmus, welchen die Nachricht von den Pariser Vorgängen in Naturen wie die unseres Helden erregte, kann sich der nüchterne Geist unserer Periode kaum eine Vorstellung bilden. Man muß die Werke lesen, in denen diese Begeisterung zur unmittelbaren Aussprache gelangte, nicht nur Börne's „Pariser Briefe" oder die Briefe politischen Charakters in Heinrich Laube's Roman „Das junge Europa", um die Worte Levin Schückings voll zu empfinden: „Der öffentliche Geist wachte aus dem Schlummer auf, ein Drang nach Leben, nach Bewegung, nach der That wurde fühlbar, die erregten Geister drängten sich über die

Schwelle der neuen Aera, deren Thore die Donner der drei heißen, glorreichen Tage aufgesprengt hatte.“ Noch der Tag der Preiskrönung fand seinen Helden in einem der Berliner Kaffees, vertieft in die Zeitungen, das Journal des Débats. Dieses Blatt war ihm schon seit einiger Zeit eine geläufige Lektüre, da der Zufall gerade in jenen Wochen den später so berühmt gewordenen Politiker St. Marc Girardin, der sich als junger Pariser Professor Studien halber damals in Berlin („Stadt Rom“) aufhielt, zu seinem Schüler im Deutschen gemacht hatte und dieser für das Journal korrespondirte.

Was ihm die Katheder Berlins versagten, suchte er nun in der Tagesliteratur, in den Zeitungen. Die regelmäßige Lektüre der letzteren ward von da an ein Bedürfniß auf Lebensdauer. Wie er später als berühmter Dichter, wo er auch weilte, immer ein regelmäßiger Besucher der besten Lesehalle am Orte war, so ward er jetzt einer der eifrigsten Besucher der berühmten Konditorei von Stehely an der Ecke des Gensdarmenmarkts und der Jägerstraße. Hier fand er die gelesensten Journale des In- und Auslands, und zu gleicher Zeit in dem Publikum, das dort verkehrte, eine Verkörperung der gesellschaftlichen und politischen Gegensätze Berlins. (Vergl. „Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt“. Stuttgart 1837. Rieger & Co. S. 154 u. ff. Der anonyme Verfasser war Beurmann.) „Stehely's Besucher“, schrieb Gutzkow bald darauf über dieses Kaffee (im „Forum der Journal-Lit.“ Hft. 2. S. 156), „bilden natürlich zwei Klassen, die Jungen und die Alten, mit der näheren Bezeichnung, daß die Jungen ans Alter, die Alten an die Jugend denken. Jene sind Literaten in der guten Hoffnung, einst sich so anzusehen, wie man jetzt die Klassiker sieht, weihrauchumnebelt; diese sind Beamte, alte Offiziers, die in einem Athem von den politischen Stellungen des preußischen Staats, den Füßen der Elsner, den Koloraturen der Sontag, dem Spiel der Schechner sprechen. Nichts Unerbaulicheres! . . . Triumphirend rufen sie um die Staatszeitung, forschen nach den privat-offiziellen Erklärungen eines H., v. R., v. Wsn. Hierauf lesen sie die Berliner Korrespondenzen in der Allgemeinen Zeitung, die ja wohl der Ausdruck der Berliner öffentlichen Meinung, als wenn es eine solche gäbe, sein sollen, und wenn sie sich dann noch an den logischen Demonstrationen der Mittheilungen aus der Posener Zeitung gestärkt haben, fallen sie über das Theater her.“ — So sammelte er Gift für seine Stimmung. Die öffentliche Meinung sah er durch eine kleinliche Zensur untergraben und ohne eine solche sah er kein Heil für die Zukunft.

In diese neue geistige Welt, das Labyrinth der „Presse“, wurde ihm Börne zum Führer. Dessen „Schriften“ kamen ihm um dieselbe Zeit in die Hände. Er schildert ihre Wirkung auf ihn selbst, wenn er in seiner Biographie Börne's (S. 204) ihren Eindruck auf die deutsche Jugend einen bezaubernden nennt. „Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspektive in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst, die freiste Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Krystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat. Verklungene Debatten sah man hier wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, uns zu verlieren fürchten mußten.“ Börne ward der dritte Schriftsteller, zu welchem Gutzkow die Stellung eines Schülers nahm. Wie Menzels „Deutsche Literatur“ sein Verhältniß zur Literatur beeinflußt hatte, so wurde jetzt Börne für ihn bestimmend gegenüber den politischen Fragen des Tages. Bei Beiden hatte er die Beibehaltung Desjenigen vom Alten gefunden, was ihm wohl that, bei Menzel die romantische Schule, bei Börne Jean Paul, und doch bei Beiden die volle Zuthat des Neuen. „Ich hatte“, sagt er („Das Kastanienwäldchen“, S. 108) „bei Beiden die Literatur unter dem Gesichtspunkt der Zeit und des Volksgeistes, vollends die Poesie in ihrem Zusammenhang mit dem Bedürfniß der Erneuerung auf dem Gebiet aller Disziplinen, jedenfalls mit den Bedürfnissen des nationalen Lebens, unserer Erziehung und Geselligkeit. Mächtig ergriff mich der Kampf für die gute Sache der Schönheit, Freiheit und Wahrheit. Das Nächste in dem was mich umgab, war mir verdächtig geworden. Nicht einen Offizier, nicht einen Geistlichen, keinen mit dem Ordensband Geschmückten konnte ich sehen, ohne mich im Bruch zu fühlen mit Allem, woran sich die gegebene Welt lehnte. Ueberall nur sah ich freiwillige Knechtschaft, Entäußerung besserer Erkenntniß, Heuchelei im Festhalten von Institutionen, die sich überlebt hatten. Auf dem literarischen Gebiet erschien mir alles Unselbständigkeit, Nachahmung, affektirte, in Berlin durch besondere Gesellschaften geförderte Vergötterung unserer klassischen Periode.“

In den Zeitungen, in der Presse erkannte er die Organe zur

Herbeiführung besserer Zustände, aber die schlaffe Art, wie sie ihr Amt verwalteten, erfüllte ihn mit Grimm. Bei ihrer Lektüre — und er las Alles ihm Zugängliche —, die sein inneres Leben mehr und mehr der Welt seiner Freunde entzog, reifte in ihm die Erkenntniß seines schriftstellerischen Berufs, das Verlangen, diese Organe dem Kampf für seine Ideale dienstbar zu machen. Er selbst hat seiner natürlichen Beanlagung einen polemischen Charakter zugesprochen. (Vergl. „Rückblicke", S. 65.) Wie diesen Zug das Leben bisher entwickelte, haben wir gesehen. Zorn wie Liebe trieben ihn zur That. Ende des Jahres 1830 faßte er den Entschluß, selbst ein Journal zu gründen, das sich die Kritik und womöglich die Beeinflussung der gesammten deutschen Journalliteratur zum Zweck setzte. Zu Anfang des folgenden Jahres erschien dann das erste Heft der in Antiquaschrift gedruckten Zeitschrift „Forum der Journal-Literatur. Eine antikritische Quartalschrift", auf deren letzter Seite „Karl Gutzkow" als Herausgeber genannt war, im Verlag von Wilhelm Logier. Der Drucker hieß Feister, seine Offizin war im Hinterhause des berühmten Jagor'schen Restaurants „Unter den Linden" gelegen. Logier, in dessen Hause in der Friedrichsstraße im Winter 1827 Börne während seines Berliner Aufenthalts gewohnt hatte und dessen Verlag eine liberale Richtung verfolgte, hatte sich bereit gefunden, das in der That originelle Unternehmen des kaum zwanzigjährigen Studenten versuchsweise zu übernehmen, nachdem dieser — wohl nicht ohne Befürwortung Seitens des alten Gönners von Kamptz — nach einer Vernehmung bei einem Rathe des Polizeiministeriums das Privilegium dazu erhalten hatte. Versuchsweise — denn nur zu einem Vorschuß der Herstellungskosten verstand sich der vorsichtige Verleger. Der Vertrag vom 15. März 1831 zwischen den beiden Kontrahenten stellte fest, daß der Herausgeber zur quartalweisen Abzahlung der Kosten mit je 10 Reichsthalern verpflichtet sei, mit dem Vorbehalt der späteren Ausgleichung nach dem fraglichen Verkauf der Exemplare. Die erste Zahlung mußte schon am 1. April erfolgen und war gewiß kein kleines Opfer für einen unbemittelten Studenten, den seine Verhältnisse nöthigten, Privatstunden zu ertheilen. Welch kleine Mittel für eine Aufgabe von Riesenumfang! Und der Absatz blieb hinter allen Erwartungen zurück; auch die Verwandlung der Vierteljahrsschrift in Oktavformat, nachdem zwei solche Hefte erschienen waren, in eine Wochenschrift in 4°, von der vom 4. Juli ab bis 1. Oktober 13 Nummern erschienen, fruchtete nichts. Das Blatt brachte es im ganzen auf ungefähr 70 Abonnenten. Gutzkow aber hatte nach vorliegenden Briefen noch im Jahre

1843 — er wird wohl mit den Zahlungen pausirt haben — an der durch sein Wagniß entstandenen Schuldenlast zu laboriren.

Bis in die neueste Zeit haben die Literaturgeschichten, die sich mit Gutzkow beschäftigten, von diesem „Forum der Journal-Literatur“ nicht mehr als den Titel anzugeben gewußt, und für die Charakteristik des Dichters ist diese erste naive unabhängige Aussprache der ihn bewegenden Ideen bisher völlig unbenutzt geblieben. Aus einem sehr einfachen Grunde: die 70 verkauften Exemplare haben sich bei der damaligen Unberühmtheit des Verfassers fast sämmtlich verloren; die lagernde Auflage ist bald eingestampft worden, und selbst Gutzkow hat sich später vergeblich bemüht, ein vollständiges Exemplar aufzutreiben. Dem obengenannten Prediger Schlemüller und der Unterstützung der Berliner kgl. Universitätsbibliothek habe ich es zu danken, daß meine Bemühungen dieses Ziel doch erreichten. Ich war in denselben um so eifriger, als in diesem Jugendunternehmen der Schlüssel zu gar manchem Räthsel in Gutzkows Entwickelungsgang zu vermuthen war. In wie hohem Grade sich diese Erwartung bestätigt findet, kann ein Beispiel genügend darlegen: bereits in dem „Forum“ wurde die Grundidee der „Ritter vom Geist“ ausgesprochen, der Wunsch eines Zusammenschlusses der für das Gemeinwohl des Vaterlandes Begeisterten.

Das erste Heft von 148 Seiten brachte als Einleitung eine Auseinandersetzung der Zwecke der Zeitschrift mit dem sehr gelehrt hegelisch klingenden und die Zensur gewiß vor näherer Prüfung abschreckenden Titel „Emanation des Objekts aus dem Subjekt“, den Aufsatz „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urtheile“ und eine bunte Sammlung kritischer Notizen unter dem Titel „Aufgelesenes“. Die 101 Seiten des zweiten Heftes haben zum Inhalt „Vom Berliner Journalismus“, „Die Gubitz'sche Preisbewerbung“ (unterschrieben R. O.) und daran anknüpfend ein Nachwort, mit G. unterzeichnet. Die Wochenblätter von je 4 zweispaltig gedruckten Seiten enthielten sich dann der größeren Aufsätze und beschäftigten sich mehr mit Spezialkritik als mit umfassenden Ausführungen. Interessant ist im besonderen ein durch mehrere Nummern laufender Artikel „Ueber Kritik“.

Ein seltsames Werk, halb wissenschaftlich, halb schöngeistig, dieser erste Versuch eines antikritischen Journals. Durch das Ganze weht der Geist eines hochgespannten Idealismus; eine Fülle origineller Gedanken, geistreicher Bemerkungen, gährender Ideen und paradoxer Hypothesen tritt uns in einer Fassung entgegen, deren barocker Stil zwischen philosophischer Deduktion und bilderprunkenden „Streckversen“ in Jean

Paul'scher Manier die Mitte hält. In Form und Ausdruck sehen wir den Schüler Börnes, Menzels und Hegels mit Mühe, aber mit fortschreitendem Erfolg bestrebt, die aus der doppelten Beeinflussung auf Geschmack und Denkweise, der Bildersprache der Einen und der philosophischen Dialektik des Anderen sich ergebende Schwerfälligkeit zu überwinden und zu dem Farben- und Gedankenreichthum seines Stils elastischen Redefluß und Klarheit zu gewinnen. Den Zweck des „Forums" finden wir am einfachsten in der Einleitung zu Nr. 1 der Wochenausgabe ausgesprochen: es beabsichtige, durch eine Uebersicht des deutschen Journalwesens die Vereinigung hie und da zerstreuter Elemente und die Aussicht auf den Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Zeitungen seien, um so freier zu gewinnen. Die eigentliche Einleitung „Emanation des Objekts aus dem Subjekt" war von Schwulst nicht frei. In ihr suchte der Herausgeber aus den gegebenen Zuständen und seinem Verhältniß zu ihnen die Nothwendigkeit seines Unternehmens abzuleiten. Dabei bildet seine Grundlage die Ueberzeugung, daß das Heil der Literatur sowie eine befriedigende Gestaltung des Lebens von einer gegenseitigen Befruchtung abhänge. Eine gleiche Wechselwirkung sei von der Wissenschaft und dem Leben zu fordern. Die Journale seien die berufenen Vermittler hierzu. Die Fachjournale müßten Rücksicht auf die allgemeinen Interessen, die Unterhaltungsblätter Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaft nehmen. Er läßt darauf sämmtliche kritische Journale Deutschlands wissenschaftlicher und unterhaltender Art Revue passiren, charakterisirt sie mit vieler Sachkenntniß, oft auch mit Ironie, und findet, daß sie ihre Pflicht nicht erfüllen.

„Das Einzige, was den alten Wust verdrängen und ein frisches Leben vermitteln kann, ist die Erweckung höherer und allgemeiner Interessen, das allgemeine Festhalten an einer gemeinsamen Idee, die würdigere Verhandlungen aufzuregen im Stande ist. Die noch nicht durchweg ersetzten Heroen des ersten Kampfes unserer Literatur mit dem Ungeschmack der Zeit, jene ihnen gefolgten sogenannten Klassiker umfaßten, als sie sich ihrer Aufgabe mehr bewußt zu werden anfingen, mit allseitigem Interesse das ganze Feld der Literatur; während sie ihre Kräfte nicht in zu große Vereinzelung zersplitterten, konnten auch nur wenige jener üppigen Pflanzen hervorschießen, die überall hin sich verbreiten, wo feste Stämme keinen Schatten werfen, und ihnen die Sonnenwärme nicht entziehen." Er weist damit hin auf den Dilettantismus und die platte Nachahmerei, die nach dem Hinschweigen jener Großen sich breit zu machen begonnen. „Herder, Lessing, Goethe machten so die

Literatur, und ähnliche Genien haben bis zu den letzten Kriegen ihre Kräfte so entwickelt, daß man nicht in Verlegenheit geräth über die Stellung, die man ihnen im Entwickelungsgange unseres geistigen Lebens anweisen muß. Was sie im Einzelnen gedichtet und gesungen haben mögen, ist für diesen Standpunkt untergeordnet, die Universalität ihres Geistes war es, die überall Neues hervorrief, das Alte verdrängte oder berichtigte, und jenen ungeheuren Umschwung, jene beispiellosen Fortschritte bewirkte, die das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts bezeichnen. Ausgestattet mit den gediegensten Kenntnissen, die heute noch von den krassesten Zünftlern anerkannt und geschätzt werden, durften sie nur, wie erfahrene Ruthengänger, ihre Wünschelstaude anlegen, und unter ihren Händen blinkte ihnen Gold und Edelstein entgegen. Was haben die Schulmeister für ihren Abgott, das klassische Alterthum, gethan? Hat die Legion Kommentare das Eine geleistet, was der tiefpoetische Blick der Schlegel aufgefunden? Durch die einzige, aus dem alleinigen Interesse wahrer Poesie hervorgegangene Unterscheidung zwischen klassischem und romantischem Wesen hat sich uns eine freie Aussicht in die weiten Fernen der Geschichte eröffnet; wir sahen ein, daß sie nicht so ein Wechsel irrer und wirrer Atome, sondern nach den ewigen Gesetzen des Geistes harmonisch geordnet wäre. . . . Bis zu den letzten Kriegen wird es Jedem ein Leichtes sein, die Haupttendenzen der Zeit als wesentliche Bedingungsmomente der Literatur aus einander abzuleiten und das Bild einer konsequent- und systematisch-nothwendigen Literaturgeschichte aufzustellen; seitdem aber hat sich Alles vereinzelt, die Einseitigkeit des Fakultätengeistes fand die freudigste Aufnahme, die Fächer der einzelnen Disziplinen wollte man überdies zu Fächern gegen die Stürme der Zeit brauchen, die erleuchtetsten Köpfe verfolgten eben Ideen, die auch ihre ganze Wirksamkeit in Anspruch nahmen, in ihrer isolirten Seltsamkeit aber überall Anstoß erregten. Die Naturphilosophen geriethen in Verwirrung . . ., gegenseitiges Mißtrauen trennte die Gemüther und den lauernden Federhelden, den Sumpf- und Morastreitern, war Thor und Thür geöffnet. Und nun reiten diese herum auf den jämmerlich zertretenen Feldern, auf Steckenpferden und Mistgabeln, und machen allerlei Kapriolen und Bocksprünge. Dort braut man herzbrechende Tragödien und wärmt Lustspiele auf, in denen wir noch immer in Zöpfen und Reifröcken paradiren, hier frißt ein toller Nebukadnezar Heu für Grashalme, und tausendmal abgekaute Blumen des Feldes und Blüthen des Frühlings, dort schleichen Androgynen mit verschämten Blicken hinter Sträuchern und Alleen, sehnsüchtig liebäugelnd

mit des Mondes silberfalbem Dämmerlicht, und dazwischen dann und darüber die wilde Jagd und das höllische Halloh der Verleger und Industriemänner. Daß diesem Interregnum sein Ende nahe, wer wünscht es nicht? Diejenigen, denen das Feld genommen ist, haben sich es wieder zu gewinnen, und tröstet uns für jetzt der Trost, daß ein gut gedüngert Land gesegneter sei und die Früchte besser gedeihen lasse. Die Literatur muß Nationalinteresse werden und ferner das Band ersetzen, das zerschnitten ist und durch sie wieder gewoben werden mag nach Gottes Rathschluß: die Untersuchungen und Verhandlungen, denen die Kriege und ihnen gefolgte Bedenklichkeiten ein Ende machten, sollen wieder angeknüpft werden und in Jedes Brust einen Ort finden, damit wir das Zeichen und die Farbe haben, woran wir uns wiedererkennen. Werden diese Wünsche anerkannt, verlassen wir unsere Höfe, auf denen jedes Kleinste sich immer das Größte dünkt, erkennen wir die Blöße eigener Gerechtigkeit und treten mit Liebe und Treue zusammen: so muß es besser werden im Leben, wo die jetzt verpönten Aussprüche dann anerkannt auftreten, im Schriftenthum, dann dem reinsten Spiegel unseres Lebens. Daß aber die Literatur lebt, und dies Leben so und nicht anders, dafür sei dann ein ewiges, stets frisches und munteres Zeugniß im Journalismus, wo der Eine weiß, was des Andern Wunsch und Begehr, wo Dieser Jenen und Jener Diesen versteht."

Es war der Menzel'sche Gesichtspunkt (den, wie wir sahen, Börne zuerst als Prinzip aufgestellt), welchen Gutzkow auf die deutsche Journalliteratur angewandt wissen wollte. In dem 2. Aufsatz, der Menzeln gewidmet war, räumte er dies auch ein. „Menzel hat es zum ersten Male frei ausgesprochen, daß in unserer sturmbewegten Zeit ein anderer Hauch durch die Saiten wehen müsse, als künstlicher Blasebalgwind, und ein ander Feuer in uns lodern als ein künstlich angefachtes Zunderfeuer. Nicht in verschlossenen Tempeln kleinen Götzen zu opfern frommt jetzund, sondern im großen Tempel der Welt und der Natur müssen die Flammen von den Windstürmen bewegt werden.... Daß die höchste Kunst die reinste Natur durchdringe, ist Ideal aller Poesie: nur die höchste Klarheit des Gemüths und des Geistes und das treuste lebendigste Abbild der Natur, sind in ihrer Durchdringung wahre Poesie auch ohne Vers und Rhythmus.... Nicht mehr die hergebrachten Gefühle und Empfindungen, der von tausend Poeten schon tausendmal abgeleierte Notencyklus, nicht die ewigen Refrains und Dacapos weltkundiger Gassenhauer sind die unserer Zeit würdigen Momente wahrer Begeisterung. Der Geist der Zeit hat sich wunderbar genährt und gestärkt an all den

Richtungen, die der brausende Sturm vergangener Tage einer schwankenden und wogenden Fluth gegeben hat. Es frommt nicht mehr, in stiller Abenddämmerung hinter Hollunderhecken seiner Flöte arkadisch-idyllische Klagen zu entlocken, nicht mehr, in affektirtem Sehnsuchtsschmerz mit den lieben Sternlein zu liebäugeln. Wer jetzt in die Saiten greifen will und angehört zu werden beabsichtigt, muß die Vergangenheit in sich haben aufgehen lassen, und mit prophetischem Seherblick uns die Zukunft enträthseln. Und die Wünsche und Hoffnungen vergangener Tage, ihre glorreiche Erfüllung hier, und ihr leises Verhallen dort — das Alles hat sich in Menzels Brust konzentrirt; seine Aufgabe ist, die ideelle Konstruktion der Zukunft in die Literatur allseitig einzuführen, und darum bildet er für die Literatur den Anfang einer neuen Periode. Noch ringt auch Menzel mit den bösen Geistern der Tiefe, und wir Alle werden noch zu kämpfen haben mit den Ungethümen einer trübseligen Vergangenheit. Doch sollten wir auch sinken und untergehen im Kampfe, so werden doch aus unseren Gräbern Blumen blühen, die, zum Kranze gewunden, ihr dem Sarg des heldenmüthigen Vorkämpfers weihen möget!"

Dies war freilich nicht das Programm eines politischen Journalisten, sondern das eines Schriftstellers, dem eine Reform des gesammten gegenwärtigen Geisteslebens als Ideal vorschwebte, und welcher der Literatur die Führerschaft im Gesammtleben der Nation zum Zwecke der nationalen Wiedergeburt in geistiger wie politischer Beziehung zuweist. Schon hier findet sich klar der Grundsatz ausgesprochen, der ihn als Leitstern durchs Leben begleitet hat: alles geistige Wirken, in der Wissenschaft wie in der Kunst, ist sich nicht Selbstzweck, sondern hat seinen Zweck wie seine Heimath im Leben — und daneben der andere, in freier Auslegung des Hegel'schen Systems gewonnen: alles Geschehen — und sei es die machtvollste That — ist nur ein Glied in der ununterbrechbaren Kette der geschichtlichen Entwickelung. Wir finden hier wie in anderen Aufsätzen und kleineren Artikeln und Notizen bereits fest und bestimmt eine Reihe der Grundsätze ausgesprochen, deren theoretische Vertheidigung und praktische Verwirklichung Gutzkows Lebensaufgabe wurden. Und überall, wo es sich wie hier um das Bekenntniß solcher Ansichten handelt, da ist die Feder in Herzblut getaucht, da schwindet das in Bildern schwelgende Wortgepränge, und Kraft und Schärfe treten an seine Stelle. Es zeigen sich hier bereits die beiden Stilarten, welche Gutzkow eigenthümlich blieben: im offenen Bekenntniß der Stil des Enthusiasmus, in der Kritik der ironische Stil, zwei Stilarten, die wir — bald getrennt, bald vereinigt auftretend — durch

sein ganzes Schaffen verfolgen können und die dem Doppelstrome eines reizbaren Empfindungslebens und eines skeptischen Verstandes in seinem Wesen entsprechen.

Das Feld seiner eigentlich kritischen Thätigkeit zog sich der Kandidat der theologischen wie philologisch-philosophischen Fakultät sehr weit. In der Abtheilung „Aufgelesenes“ spiegelt sich in Angriffen, Einwendungen und Zitaten eine verblüffende Belesenheit. Hier tritt auch sein Interesse an der Politik offen zu Tage, aber im Ausdruck mit kluger Vorsicht, Konflikte mit der Zensur vermeidend: „Wir müssen,“ sagt er einmal, „uns das Catonische ceterum censeo angewöhnen und bei jeder Gelegenheit mit einem ceterum ne censeatur einfallen.“ Wo immer sich philiströser Sinn und Reaktionsgelüst regt, ob in den Zeitschriften wissenschaftlicher Kritik, ob in den Literaturblättern, von denen besonders die Leipziger viel Stoff zu Ausstellungen geben, ob in theologischen Parteiblättern oder in den Berliner und Dresdner Unterhaltungsblättern des Tages, wie Gubitz' „Gesellschafter“ und Hells „Abendzeitung“, überall richtet er gegen sie seine Waffen, die Geißel des Hohns und die Pritsche des Spottes. Aber immer gilt es der Sache, fast nie ist er „persönlich“. Auch unruhige Neuerungssucht liegt ihm fern; er will nur Fortentwickelung, Anknüpfung, Aufschwung; er haßt nur den gewollten Stillstand, den Rückschritt, die Unterdrückung. So fügt er sich auch hier nicht den Prinzipien einer bestimmten Partei, ist nichts weniger als doktrinär; jeden Fall betrachtet er für sich unter dem Gesichtspunkt des nationalen Fortschritts, der allgemeinen Wohlfahrt. Er wendet sich gegen die Uebersetzungswuth der Deutschen, ebenso aber auch gegen die modische Teutschthümelei; er befehdet jegliche Kundgebung feilen Strebertums, aber auch jenen Liberalismus, der sich mit der Wiederholung abgedroschener Phrasen begnügt; er greift den Jesuitismus in jeder Form an, weist aber den thörichten Dünkel der protestantischen Welt zurück, der alles, was von Katholiken ausgeht, ungeprüft verdammt. — Ebenso auf dem Gebiete der Literatur. In Menzels Goethe-Verketzerung stimmt er durchaus nicht ein, aber auch nicht in den einseitigen Goethe-Kultus, der damals in den herrschenden schöngeistigen Kreisen Berlins oft lächerliche Formen gewann. Auch sonst zeigt er Menzel gegenüber im Einzelnen Selbstständigkeit und die Rubrik „Kritische Kontrole“, in welcher Menzels „Literaturblatt“ und die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ eine besondere Revue passiren, zeigt ihn wiederholt in Wahrung derselben begriffen. So, wenn er Menzel tadelt, Grabbe's Napoleon gelobt zu haben,

Grabbe sei kein Genie und ein Drama kein Kunstwerk, das neben anderen Fehlern den Mangel jedes Plans, die Verachtung aller Gesetze der Technik zur Hauptschwäche habe. Während er Börne preist und im Gegensatz zu den Berliner Hegelianern als „Naturkritiker“ rühmt, äußert er sich schon hier ablehnend gegen Heine's ihm zu sentimentale Liebeslyrik: „Wir sind auf alle Anderen, die gegen Heine schreiben, bös, denn wir können es uns nicht denken, daß es ihnen einen Kampf gekostet hat, so wie uns, ehe der leuchtende Sonnenschein unserer Jugend und ihrer Mitgift fürs Leben hindurchgebrochen ist durch seine magischen Zaubereien, durch die ganze plattirte Wagenburg seiner Frühlinge, versilberten Sterne und in Jasminöl getauchten Taftblumen.“ Gegen Simrock und Wackernagel, die, damals beide mit poetischen und gelehrt-germanistischen Arbeiten beschäftigt, in Berlin privatisirten und, durch Saphir'sche Ausfälle gereizt, in der „Estafette“ und ähnlichen Blättern gegen das Judenthum in der Literatur polemisirten, hält er den auch später festgehaltenen Grundsatz aufrecht, man müsse unterscheiden zwischen jüdelnder Literatur, der eigentlichen Literatur des Judenthums und Schriftstellern jüdischer Abstammung, deren Produktion nichts mit dieser zu thun hat. Auch für Görres fand er Worte objektiven Verständnisses.

Weltklug war das Debüt des jungen Schriftstellers aber trotz alledem nicht. Mit Hülfe seines Blattes sich Freunde zu werben, lag ihm fern. Menzel war der einzige, den er sich gewann und aus reinster Begeisterung zu Danke verpflichtete, womit zugleich ihm aber die ganze Schaar von dessen Feinden zufiel. Der Erfolg seines Journals in der Presse bestand — abgesehen von einer glänzenden Empfehlung in Menzels Literaturblatt (21. Febr. 1831) — aus einigen Angriffen von solcher Seite.

Je enthusiastischer die Stimmung war, aus welcher die Idee zu dem Unternehmen entsprang, um so herber mußte den Jüngling der Mißerfolg bedrücken, welcher selbst bescheidene Erwartungen betrog. Sein heiligstes Innere zu offenbaren und dann entdecken, daß man tauben Ohren gepredigt, erzeugt eine Stimmung ähnlich der des hungrigen Wanderers, dessen Blick Früchte zu finden wähnt und der auf Steine beißt. Diese herbe Stimmung kommt denn auch in dem Schlußwort des zweiten Hefts bei Ankündigung der Absicht, dem Forum die Gestalt einer Wochenschrift zu geben, zu schmerzlichem Ausdruck (S. 248): „Wie konnt' ich auch Theilnahme erwarten bei einer Tendenz, wie die von mir ausgesprochene? Das Einzige, was mich hätte ergreifen und einen Augenblick zur Selbstprüfung vermögen können, wäre etwa ein solches Wort

gewesen, da Einer zu mir gesagt hätte, ob ich es nicht bei reiferer Ueberlegung auf die Länge als unbedachtsam ansehen müßte, ein Leben, das sich unstreitig den Interessen der Wissenschaft und Kunst geweiht hat, auf eine so rigorose Weise zu beginnen? ein Herz, das bei seinem ersten Oeffentlichwerden doch unstreitig nur von Allen das Beste und Edelste hoffen sollte, das in voller Begeisterung sich liebebringend und liebewollend einem unbekannten Allgemeinen hingeben mußte, so ganz nur Dingen zu öffnen, die es umdüstern und in die Nebel des Hasses oder der Leidenschaft hüllen müssen!"

Als nun nach Ausgabe der 13 Wochennummern der Verleger die Flinte ins Korn warf und das Unternehmen eingehen mußte, ward ihm die Existenz in Berlin immer unerträglicher. Eine „verzweifelte Galeere", wie einst der junge Lessing die preußische Hauptstadt genannt hatte, erschien sie auch ihm schon längst. Angeekelt von dem schalen Treiben, das ihn umgab, gescheitert in seinen hochgespannten Hoffnungen, fühlte er sich verlassen und einsam. Einsam: die Genossen der societas bibatoria hatten sich zerstreut und das Examen im Kopfe, für seine ideale Welt hatte der treueste unter den Freunden, August Bürger, der in einem späteren Briefe (vom 24. August 1838) von dieser Zeit sagt: „Jeder Schritt, den Du weiter thatest, freute mich zwar, denn ich liebte Dich . . ., aber bei jedem Schritt fühlte ich mich auch Dir mehr und mehr entrückt" — kein Verständniß; ein wissenschaftlicher Verkehr mit einem jüdischen Studenten, Joel Jakoby, der, wie er, bereits als Autor aufgetreten war und sich ihm mit der Aufforderung genähert hatte, mit ihm zusammen Hegels Enzyklopädie kritisch durchzuarbeiten, gewährte ihm wegen der unsympathischen Persönlichkeit Jenes wenig Freude; die Welt seiner Familienbeziehungen ward ihm zu einem Schrecken durch die beständige Mahnung, ans Examen, an die Uebernahme eines Amtes zu denken, während bei ihm die Stimme des innern Berufs bereits ganz anders entschieden hatte. Aber das Auge der Liebe leuchtete in diese düstere Einsamkeit. Schon zu Anfang des Jahres hatte er die Neigung eines jungen Mädchens gefunden, die der Erwiderung völlig würdig war. Wenn der erste Artikel des „Forum" nach Erwähnung des Vereinsbuchhändlers Gubitz mit den Worten schließt: „Von meinem Ich bin ich ausgegangen, laßt mich jetzt wieder in seine Tiefen zurückkehren, in die geheimen Falten des Herzens! Hab' ich bis jetzt durch des Weltalls unermeßliche Räume gepoltert, gönnt mir zuletzt nur noch so einen Schäfergedanken beim trüben Dämmerschein der düstern Lampe. — Doch Nichts ohne Logik, meine Herren! — ich halte viel auf Ideenassoziation!

— Gubitz — Vereinsbuchhandlung — Kochstraße — Ja! die Kochstraße —", so giebt das uns die Direktive, wo wir des ernsten Jünglings heitere und glückliche Stunden zu suchen haben. Hier in der Kochstraße war bei dem genannten Herausgeber verschiedener Unterhaltungsblätter Freund Bürger Hauslehrer, dort auch, in dem Hause Nr. 70 an der Ecke der Friedrichsstraße, wohnte der Gegenstand seiner Liebe, die Tochter des Chefs einer Filiale der Stohwasser'schen Lampenfabrik in jener Straße, Rosalie Scheidemantel. Wenn solche Vergleiche nicht unfruchtbar und herausfordernd wären, so möchte ich, um vieler Analogien willen, dieses Mädchen Gutzkows Friederike von Sesenheim nennen. In dem Verhältniß zu ihr ging dem jungen Dichter die poetische Schönheit der Liebe mit allen Reizen des Lenzes auf. Wie jene starb sie später unvermählt; — auf dem Tempelhofer Ufer in Berlin steht das Haus, in welchem sie vierzig Jahre nach jener Zeit hinüberschlummerte, in welcher die Tragik der Verhältnisse ihr den einzig Geliebten geraubt. Rosalie, „eine sechzehnjährige Brünette von mehr kleinem als mittlerem Wuchse, mächtigen, schwarzbewimperten blauen Augen, blendend weißen Zähnen", war „keine Schönheit an sich, aber anziehend in allem, was in und an ihr mit geistigem und leiblichem Auge gesehen, mit dem Ohre gehört werden konnte. Am meisten fesselte sie durch ihre Stimme, die so sonor, so tiefliegend war, daß sie allem, was sie sprach, schon dadurch allein den Charakter bedeutungsvoller Reife gab." Zeugen jener Zeit, die sie kannten, wie der in Leipzig lebende Biograph Humboldts, J. Loewenberg, sind ihres Preises voll. Sie brachte dem Geliebten außer dem Sonnenschein ihres jungen keuschen Gemüths, der die düsteren Schatten seiner Gedankenwelt lichtete, die wohlthuendste Lebensluft, die einem jungen Dichter zu Theil werden kann, die Verehrung seines poetischen Genius entgegen. Im Verkehr mit ihr kostete er die Süßigkeit, Zeuge der Wirkungen seines höchsten Strebens zu sein. Die Verhältnisse, in denen sie lebte, waren bescheidene, aber der gebildete Vater hatte für eine gute Erziehung gesorgt, ihre Bildungsfähigkeit war eine seltene und ihre Seele bereit, sich an dem Geist des Freundes emporzuranken.

Und dieser Geist war nicht allein mit Reformgedanken im Hinblick auf Kirche, Staat, Wissenschaft und die auf diese drei Faktoren fußende Literatur erfüllt, wie immer lebte er auch gediegenen häuslichen Studien besonders literarhistorischer Natur, er las, exzerpirte; für den Professor von der Hagen kopirte er aus Gefälligkeit die altdeutsche Handschrift des „Titurel"; er erprobte sein poetisches Können in lyrischen und dramatischen Versuchen. Leider sind in der späteren Sammlung seiner

Gedichte „Wechselnde Stimmungen in Liedern und Epigrammen" (in Bd. 1 der 2. Ges.-Ausg. der Werke) nur wenige Gedichte mit Jahreszahlen versehen. Daß die Beziehung auf die „Zeit", welche ihn nun einmal mit einer Stärke ergriffen hatte, wie sie sonst nur der Liebesleidenschaft eigen, auch seine Lyrik beeinflußte, zeigt uns das einzige Gedicht, welches darin mit der Jahreszahl 1831 ausgezeichnet ist (das. S. 267):

„In Alles hänge Deine Lieder,
In Blumenglocken,
Blüthenflocken,
In einer Sennin bunten Mieder.

Am alten Thurm die Epheuranken,
Das Spatzenlärmen,
Mückenschwärmen —
Um Alles winde die Gedanken!

Ein Eisenring hängt an der Mauer,
Dran eine Kette —
An dieser Stätte
Gedenk des Vaterlands mit Trauer."

Das Klirren der Kette, welche die Unfreiheit der ihn umgebenden Zustände bedingte, vermochten die Worte der Liebe nicht zu übertönen. Die Geliebte ward nicht zur Armida ihres Helden und die Bande, in die sie sein Herz geschlagen, konnten nicht seine Sehnsucht, Berlin zu verlassen, betäuben. Dafür fehlte es dem Verhältniß, das noch geheim war, auch an Gelegenheit zu beglückendem Ausleben. Der germanische Wandertrieb in Gutzkow, schon in den Vorfahren lebendig, fing an sich immer mächtiger zu regen. Der Gedanke, umgehends ein Kandidat des höheren Schulamts werden zu sollen, war ihm entsetzlich. Eine Einladung, die von Seiten seines Jugendfreundes Karl Minter im Oktober an ihn nach Warschau erging, wo soeben die polnische Revolution blutig erstickt worden war, erschien ihm verlockend genug; die russische Gesandtschaft jedoch verweigerte ihm in brüskester Form den nachgesuchten Paß. („Aus Empfangszimmern" in „Lebensbilder". Bd. 2.) Indessen winkte ihm auch schon ein andrer Hafen. Auf Grund des Forums war Wolfgang Menzel zu seinem jungen Berliner Verehrer in Beziehung getreten, und auf seine Klagen hatte er ihn ermahnt, doch versuchsweise nach der süddeutschen Hauptstadt zu kommen, wo eine bessere Lebensluft für ihn wehe. Er sicherte ihm eine feste Beschäftigung am „Literaturblatt"

zu und Gutzkow ging darauf nach einigem Zögern ein. Es war an einem regnerischen Spätherbstabend, als er Berlin, in dessen Straßen und Häusern die Cholera, der fürchterliche Gast, welchem auch Hegel erlag, Tod und Schrecken verbreitete, nach einem schweren Abschied in der Kochstraße verließ. Er ging einer bewegten literarischen Sturm- und Drangperiode entgegen, in welcher er dem Kampf für die allgemeinen Interessen das Rüstzeug einer selten gediegenen klassischen Bildung weihte und mit dem Bewußtsein eines Aristokraten des Wissens, eines Ritters vom Geiste begann, den Idealen der Demokratie und des Fortschritts zu dienen.

Nichts charakteristischer für die hier von uns geschilderte Epoche deutscher Geistesgeschichte als die Thatsache, daß das entschieden geistreichste, fruchtbarste und in seiner Weiterentwickelung auch gestaltungsmächtigste poetische Talent, das sie aufweist, mit einem „Forum der Journalliteratur", einem Organ der Kritik der Zeitungskritik, zuerst an die Oeffentlichkeit trat; daß seinem in ernster Selbstzucht aufstrebenden Geiste bereits in der Primaner- und ersten Studentenzeit das Lesen der Tagesblätter und Wochenschriften die liebste Erholung war; daß ein Mann der literarischen Kritik, ein Journalredakteur, es wurde, den er sich zunächst für die eigene Schriftstellerlaufbahn zum Vorbild erwählte und an den er sich wandte um Rath in seinen Nöthen, solcher Laufbahn einen guten Anfang zu geben. . . . „Es ist die Zeit des Ideenkampfs und Journale sind unsere Festungen." . . .

V.

Der Adjutant Menzels.

„Lieber Freund! Wenn Ihnen die Cholera nicht unterdeß den Weg absperrt, so thun Sie wohl am besten, hierherzureisen und sich des Orts Gelegenheit anzusehen. Gefällt es Ihnen, so bleiben Sie da, wo nicht, reisen Sie zurück. Sie können hier nur als Fremder und von Ihrer Feder leben und müssen insofern die freundliche Gewöhnung der Heimath und die Vortheile einer Anstellung im Nest und einer Wirksamkeit unter Mitbürgern aufgeben. Wenn Sie aber nur von der Feder leben, so müssen Sie sich auch mehr oder weniger nach dem Zeitinteresse richten. Es steht Ihnen hier nur die Theilnahme am Literatur-Blatt, Morgenblatt und am Hesperus offen, der eine neue Redaktion erhält. Dies genügt nicht. Eine neue nichtpolitische Zeitschrift kann jetzt und hier nicht reüssiren. Nur wenn Sie sich mit politischen Artikeln abgeben wollten, könnten Sie hier Beschäftigung die Fülle finden. Wo nicht, so müssen Sie sich durch Broschüren und größere Werke einen Namen machen, und dabei haben Sie hier den Vortheil einer liberalen Zensur und eines kühnen Unternehmungsgeistes bei den Buchhändlern.

„Wollen Sie es darauf wagen? In jedem Fall können Sie, ohne sich schon vorher definitiv zu entscheiden, sich mit eigenen Augen an Ort und Stelle orientiren. Die Reise wird in vieler Hinsicht Ihre Erfahrung bereichern und Ihre noch unsicheren Pläne rektifizieren, wenn Sie das Hier und das Dort erst vergleichen können. Ich liebe die Illusionen selbst zu wenig, als daß ich Ihnen welche machen sollte. Sie müssen sich eine so vitale Frage, als Sie mir gestellt haben, selbst beantworten, indem Sie selbst kommen und zusehen. Ich würde nicht hier leben, wenn ich nicht hier so vieles besser fände, als in Preußen, aber das Sichglücklich oder unglücklich fühlen hängt von so zarten

und eigenthümlichen Bedürfnissen ab, daß der Eine dem Andern in dieser Beziehung nie prophezeien kann. Daß ich mich sehr freuen werde, Sie zu sehen, daß ich Ihnen alle Ihnen wünschenswerthe Verbindung eröffnen werde 2c. versteht sich alles von selbst. Mir wäre Ihr Hierbleiben sehr lieb, aber es kommt darauf an, daß es Ihnen lieb sein soll, und darum müssen Sie die Probe machen.

„Den Artikel ‚Preßzwang' kann ich leider nicht im Literatur-Blatt abdrucken lassen, weil er meinen süddeutschen Freunden, die jetzt mit so heiligem Ernst für die Preßfreiheit kämpfen, nicht stark genug vorkommen würde, und weil der Gegenstand, wenn er einmal berührt wird, gerade jetzt eine strengere und weitere Ausführung verlangt.

„Das Forum habe ich wieder mit großem Vergnügen gelesen, aber bedauert, es in einer anderen Form zu sehen. Diese Form taugt nichts. Uebersichten und große Tendenzaufsätze haben in einem Blatt nicht Platz. Bringen Sie größere Mannigfaltigkeit hinein, so erscheint das Blatt wieder nicht oft genug. Ueberhaupt liest man nicht gern ein Tagblatt, das nur einmal in der Woche erscheint. Statt Ihre Truppen so einzeln zu versprengen, lassen Sie sie lieber zu mir stoßen, und kehren Sie die Uniform, die Sie ironisch umgedreht haben, wieder auf die rechte Seite, daß aus der Antikritik wieder Kritik wird. Ich werde Ihnen, sobald ich Sie sehe, die in Fächer geordneten 500—600 noch unrezensirten Bände zeigen, die in meinem Blatt auf Ihr Urtheil warten.

Mit herzlichem Gruß
Ihr
Menzel."

Mit diesem Briefe, den er am 23. August 1831 in Stuttgart zur Post gab, bewährte Menzel die Freundschaft, welche die ehrliche Begeisterung eines ihm bis dahin unbekannten jungen Berliner Schriftstellers von sichtlich bedeutendem Wissen für seine „Deutsche Literatur", in dem merkwürdigen Unternehmen eines „Forum der Journalliteratur" bethätigt, in ihm erregt. Er bot dem jungen Freunde verhältnißmäßig wenig und mit nur geringer Sicherheit, aber doch das Glück, das dieser sich ersehnte: Gelegenheit zu einer literarischen Wirksamkeit mit wirklichen Wirkungen. Zwei Jahre später schrieb Gutzkow an Georg von Cotta: „Meine ersten schriftstellerischen Versuche begann ich vor drei Jahren noch als Student in Berlin. Ich schrieb ein wenig verbreitetes antikritisches Journal und stürmte, ein Zwerg mit Helm und Lanze, gegen eine halbe Welt an. Dreiviertel Jahr fand sich ein Buchhändler bereit, Druck und

Papier zu meiner titanenhaften Opposition herzugeben. Mit dem 1. Oktober 1831 kroch ich wie ein gefesselter Kettenhund die Zähne knirschend in die Hütte zurück. Doch war nicht alles vergebliche Mühe. Menzel wurde auf mich aufmerksam, zeigte im Jahre 1831 mein Journal an, trat mit mir in Korrespondenz und ermunterte mich, den Muth nicht sinken zu lassen. Als ich die Feder niederlegte, lud er mich nach Stuttgart ein. Ich folgte diesem Anerbieten mit Freuden, kam im November 1831 in Ihre Nähe und blieb bis Ostern 1832 in dem schönen Stuttgart. Hier arbeitete ich zum großen Theile nur für das Literaturblatt, und machte mich darin so bemerklich, daß ich bei Literaten unter dem Namen des Menzel'schen Adjutanten am bekanntesten bin."

In der hier erwähnten Anzeige des Forums im „Literaturblatt" hatte Menzel geschrieben: „So jung der Herausgeber ist, beurkundet doch seine Schrift eine ausgebreitete Bekanntschaft mit unserer Literatur und seine Einsichten bilden mit seiner Jugend einen Kontrast, der ihm nur zur Ehre gereichen kann. .... Die blühende Phantasie, der treffende Witz des Herrn Gutzkow würden ihm einen ehrenvollen Rang unter unseren humoristischen Schriftstellern verbürgen, wenn nicht seine haarscharfe Logik und noch mehr die ihm von der Natur als eine ihrer seltensten Gaben verliehene kerngesunde Vernunft, die sich selbst durch den Verstand nicht von dem sichern magnetischen Zuge abbringen läßt, ihm einen noch höheren Beruf zuwiesen. Unsre Zeit bedarf vor allem und ruft hervor universelle Köpfe, um die chaotische Verwirrung der Systeme, Methoden und Manieren zu lösen, um den Bücherwald zu lichten, um die Nation zum Bewußtsein aller ihrer geistigen Kräfte zu bringen, indem sie dieselben sammeln, ordnen, läutern, den Krankheitsstoff und den Ballast ausscheiden." Schon in diesem Lob hatte die Erklärung gelegen, daß er ihn zur Leitung eines Literaturblatts wie dem seinen in außerordentlichem Grade berufen halte. Und als dem jungen Gutzkow allmählich klar wurde, daß er sich in den Hoffnungen, die er auf das Forum gesetzt, bitter getäuscht habe, er sich auch zur Mitarbeit an dem Menzelschen Blatte anbot, so war der Wunsch des letzteren, er möchte „mit seinen Truppen doch zu ihm stoßen", um so natürlicher, als dieser bereits damit umging, sich auch am parlamentarischen Leben Württembergs zu betheiligen. Er war von Balingen als Abgeordneter für den nächsten Landtag aufgestellt worden und seine Wahl ging durch. Gutzkow wartete nur noch den Schluß des dritten Quartals ab, an welchem Zeitpunkt er nun auch das Wochenblatt des Forums eingehen ließ; um der Einladung zu folgen und der Oede seiner Berliner Existenz zu entfliehen.

Selten wohl haben zwei so grundverschiedene Persönlichkeiten, von so auseinandergehender Sinnesart, sich aus der Ferne die Hand gereicht zu einer Waffenbrüderschaft geistiger Art. Was den jungen Studiosen Gutzkow, dessen in drei Wissenschaften sich tummelnder Geist von heißem Mittheilungsdrange bewegt war, aus der ihn umgebenden Lebensöde im damaligen Berlin zum Anschluß an Menzel trieb, für Menzel begeisterte, was er ausgeprägt fand sowohl in dessen Kritiken als in dessen Buch über deutsche Literatur, war dennoch eine große Gemeinsamkeit an Ideen und Idealen.

Als sechs Jahre vorher — Ostern 1825 — dem damals siebenundzwanzigjährigen Wolfgang Menzel die Redaktion der Literaturbeilage zum Morgenblatt von J. F. Cotta anvertraut worden war, gelangte mit ihm an Stelle der gruselsüchtigen Salonromantik Adolf Müllners die biderbe Kraftromantik des burschenschaftlichen Geistes ans Ruder. Den Rath Börne's, den dieser in seinem Entwurf für ein literarisches Tageblatt 1821 Cotta ertheilt, die Bedürfnisse und Aufgaben, die Ideen und Tendenzen der Zeit zum Maßstab der literarischen Kritik zu machen, hat dann Menzel befolgt, indem er die Grundsätze und Ideale der einst von ihm mitbegründeten „allgemeinen deutschen Burschenschaft" zur Norm seiner Beurtheilungen von Wissenschaft und Poesie erhob.

Aus der patriotischen Begeisterung der Befreiungskriege gegen Napoleon, der Gedankensaat eines Stein, Fichte, Arndt, Schleiermacher, der Liedersaat der Körner und Schenkendorf, Rückert und Uhland erwachsen, aber auch von den romantischen Phantasien, die in der deutschen Vorzeit schon einmal vorhanden wähnten, was Gegenstand ihrer Sehnsucht war, ein einiges deutsches Reich, regiert „von Freiheit, Männerwürde und Treu und Heiligkeit", genährt, wie diese Grundsätze waren, war auch die leitende Seele derselben eine romantische Vaterlandsliebe; doch positiv wie das nationale Prinzip in ihnen war auch das der Pflege christlicher Gesinnung und Gesittung im Geiste der „alten deutschen Treue", welche die Zeiten des Rheinbunds zum Nachtheil Deutschlands so sehr hatten vermissen lassen. „Wie die früheren Landsmannschaften und Corps," schrieb später Menzel hierüber in seinen „Denkwürdigkeiten" (1877), „die Uneinigkeit und Vielherrschaft im deutschen Reiche bezeichnet hatten, so drückte jetzt die Burschenschaft den Gedanken der Einheit aus. Wie früher bei den Landsmannschaften und Corps durchaus ein roher Ton und Liederlichkeit vorgeherrscht hatten, so trachtete die Burschenschaft nach einem reinen, ehrenhaften

und sittlichen Wandel. Wie früher die Landsmannschaften und Corps ausländischen Moden und ausländischer Korruption gefröhnt hatten, wollte die Burschenschaft jetzt alles Vaterländische wieder zu Ehren bringen. Wie jene früher nur zu sehr Unglauben und Religionsspötterei gepflegt hatten, kehrte die Burschenschaft zur Religiosität zurück. Sie kam einer ritterlichen Ermannung der Nation gleich. Die eifrigsten Burschenschafter hatten rühmlich im Kriege gefochten, theilten den Eifer für das Turnen, um die künftigen Geschlechter zu kräftigen, aber mit ihrem kriegerischen Muth und Stolz verbanden sie kindliche Demuth vor Gott, gleich den alten Helden unseres Volkes."

Oppositionell und im Kreise der „Unbedingten" auch revolutionär waren die Bestrebungen der Burschenschaft erst geworden durch die anwachsende Negation des nationalen Prinzips, die immer gewaltthätigere Bekämpfung des deutschen Einheitsgedankens von Seiten der Regierungen, im besonderen der preußischen, die doch eben erst die Wiederherstellung der alten Macht und Größe dem Patriotismus ihrer bisherigen Berather und des zum Theil freiwillig in den Kampf gezogenen Volkes zu danken gehabt. Nichts erbitterte in den Kreisen der preußischen Patrioten so sehr, wie die Verschwörung Friedrich Wilhelms III. mit dem Ausland gegen die erworbenen Rechte des deutschen Volks auf Verfassung und Beseitigung seiner staatlichen Zerrissenheit. Und wenn auch damals noch ein mildes Dichtergemüth wie dasjenige Rückerts hoffend zum Frieden rieth:

„Nicht mit heil'gen Allianzen
Werden Fürsten sich verschanzen
Und mit Trotz die Völker nicht,
Sondern wenn sie mit Vertrauen
Auge sich in Auge schauen
Und zu Gott mit Zuversicht" —

so wurde auf den Lippen Uhlands im Namen Tausender derselbe Grundgedanke zum hellen Kriegsruf: . . . die Zeit der Märchenträume sei vorbei . . .

„Freiheit heißt nun meine Feee
Und mein Ritter heißet Recht —
Auf denn, Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!"

Die Enthüllungen des Weimar'schen Oppositionsblattes über Kotzebue's Spionenmission, die Maßregelungen der patriotisch wirkenden

Professoren und der Führer des Turnwesens, die Denunziationen Stourdza's und deren Wirkungen waren die direkte Ursache, daß in der Burschenschaft der romantische Stimmungskultus von radikalen Absichten verdrängt wurde, daß innerhalb derselben sich unter Karl Follen der Geheimbund der Unbedingten bildete, und daß ein Mitglied desselben von fanatischer Gemüthsart mit dem Gefühle, ein Brutus zu sein, dem Vaterlandsverräther Kotzebue in Mannheim den Dolch ins Herz bohrte. Wollte auch Niemand diese That selbst rechtfertigen, so sprach doch Görres die Meinung weiter patriotisch gesinnter Kreise aus, wenn er sie das Verdammungsurtheil nannte einer neuen besseren Generation über die Sünden der Väter.

Zu den intimeren Freunden Ludwig Sands und Karl Follens hatte in Jena Menzel gehört, aber dem Bund der Unbedingten war er nicht beigetreten; er blieb ein Führer der turnerisch-romantischen Richtung in der Burschenschaft und hat deren Geist bis ins Alter mit teutonischer Treue, aber auch Grobheit und wachsender Unterordnung unter konservative Gesichtspunkte vertreten. Enkel einer alten Breslauer Rathsherrnfamilie und eines der reichsten Industriellen der schlesischen Provinzstadt Waldenburg, war er ein echter Sohn seines engeren Heimathlandes von klein auf auch darin, daß ein lebhafter Sinn für Volkspoesie und das volksthümlich Poetische seinen Geschmack, ein Hang zur Mystik seine Geistesrichtung bestimmte. Schlesiens liederreicher Volksstamm hat nicht nur in seinen Sagen und Weisen, Sitten und Bräuchen bewiesen, daß seiner Seele die Poesie in natürlicher Heiterkeit und Frische ein Bedürfniß ist, er hat auch die Meister volksthümlicher Mystik, Angelus Silesius und Jakob Böhme, hervorgebracht. So waren die beiden Grundelemente der romantischen Poesie von germanisch-christlicher Richtung, wie sie die Dichter der Heidelberger „Trösteinsamkeit“ von 1806 vertraten, schon stark in Menzel entwickelt, ehe diese letzteren bestimmend auf seine Bildung einwirken konnten. Vom Quelltrank, den sie in „des Knaben Wunderhorn“ kredenzten, hatte er schon auf seinen Streifereien durchs Riesengebirge und seine Thäler, in Rübezahls Revier, manch tiefen Zug gethan. Der religiöse Zug seines Gemüths hatte sich unter der Pflege pietistisch gestimmter, liebevoller Frauen — sein Vater war früh gestorben — gleichfalls ganz natürlich entwickelt. So würde gar leicht auch er, wie Brentano und Novalis-Hardenberg, in reaktionäre Strömungen schon als Student gerathen sein, wenn nicht die unmittelbare Wirkung der napoleonischen Kriege und ihrer Folgen für Schlesien seinem Sinn fürs Vaterländische eine aktuelle Richtung auf Leben und

Gegenwart gegeben hätte, wenn nicht die Verfolgungen, die ihn als Turner, dann als Burschenschafter trafen, ihn in den wichtigsten Entwickelungsjahren zum Parteigänger des Liberalismus gemacht hätten.

Zu Waldenburg als Sohn eines Arztes geboren, durch die Mutter einer der reichsten erbeingesessenen Familien der vor der napoleonischen Kriegszeit sehr wohlhabenden Industriestadt angehörend, hatte er hier auf dem Gute, das diese sich als Wittwe erworben, alle Schrecknisse und Aufregungen des Krieges miterlebt, Plünderungen und Brandschatzungen, Einquartirungen von Bayern und Württembergern als Landesfeinden, von Kroaten und Kosacken als Bundesgenossen, bis der von ihm mit dem Ohr auf der Erde vernommene Kanonendonner der Schlacht an der Katzbach das Signal gab für den Aufbruch der Preußen unter Blücher zu dem vom Volk vorausempfundenen Siegeszug nach Dresden, Leipzig — über den Rhein — nach Paris. Die Erbärmlichkeit des damaligen Landadels, das schwache Regiment des schwachen Königs, welche zu Deutschlands tiefster Erniedrigung geführt, hatte er in vielen Einzelheiten ebenso kennen gelernt wie die Erhebung des Volksgeistes, die dann der Siege Voraussetzung war und deren Nachklang ihn als Siebzehnjährigen bei der Nachricht von Napoleons Rückkehr von Elba unter die Fahnen trieb. Unter den Drangsalen des Krieges war aber auch seine Mutter verarmt, und als Breslauer Gymnasiast hatte er plötzlich die anfangs demüthigende, dann kräftigende Wirkung solchen Umschlags der Lebensverhältnisse erfahren. Die Erfolge des geübten Fußgängers auf dem nach Jahn'schem Muster 1816 in Breslau eingerichteten Turnplatze, die ihn bald zum Vorturner der ältesten und der jüngsten Riege machten, entschädigten ihn dafür. Noch vor Abgang zu der Universität bekam er das consilium abeundi wegen fortgesetzter Theilnahme an der inzwischen verdächtig gewordenen Turnkunst, hatte er das erste Gauturnfest auf dem Zobtenberg mitgeleitet, hatte er unter Jahns Führung an einer Turnfahrt von Breslau nach Berlin theilgenommen. Er ging 1818 nach Jena und wurde dort einer der Gründer der allgemeinen Burschenschaft; am 18. Oktober befand er sich unter denen, welche die 38 Fichten auf dem Landgrafenberg verbrannten als Symbol des gewünschten Untergangs der deutschen Kleinstaaterei.

Als Burschenschafter war Menzel ein Feind aller kosmopolitischen Geistesrichtungen geworden, hatte er — bei gelegentlichem Besuche des Weimar'schen Hoftheaters — die tiefe Abneigung gegen Goethe in sich aufgesogen, der einmal als Dichterminister, den Ordensstern auf der Brust, der fröhlichen Jugendschaar im Parterre mit strengem Ruhegebieten aus

seiner Loge entgegengetreten war. Nach Sands Attentat war auch er in Untersuchung gezogen und von Jena verwiesen worden. In der neugegründeten Universität Bonn, wo nun Arndt und Welcker als akademische Lehrer wirkten, rief er dafür mit Haupt und andern Jenensern die Burschenschaft ins Leben und wurde nach Haupts Weggang deren erster Präside. Unter den Füchsen, die zu ihm als Führer aufschauten, befanden sich auch Heine und Jarcke. Inzwischen waren die Karlsbader Beschlüsse vorbereitet; schon die Kunde davon veranlaßte Manchen zur Flucht; als in Bonn ein preußischer Regierungskommissar eintraf, um gemäß diesen Beschlüssen zu handeln, und Menzel von diesem sogleich eine Vorladung erhielt, fand auch er es gerathen, die Grenze zu suchen; er enteilte zu Fuß ohne Paß nach der Schweiz. In Aarau und Zürich fand er gute Aufnahme, und in ersterer Stadt erhielt er nicht nur eine Anstellung an der Kantonschule, sondern wurde auch mit der Einrichtung und Leitung eines Turnplatzes nach deutschem Muster beauftragt. Mit andern Flüchtlingen, dem Naturphilosophen Troxler, dem Liederdichter der Burschenschaft, Ludwig A. Follen, dem Landsmanne Menzels A. Mönnich, der später sein Mitarbeiter für Naturwissenschaftliches am „Literaturblatt" wurde, und dem Schwaben Friedrich List — gründete er hier 1824 die „Europäischen Blätter", in welchen er zum ersten Male in einer größeren Artikelreihe zur Literatur der Gegenwart die Grundsätze der Burschenschaft als Maßstab der literarischen Kritik in Anwendung brachte mit ihrer eigenthümlichen Verquickung von politischer Opposition und nationalem wie religiösem Positivismus. Die in dem letzteren waltende Einseitigkeit und Beschränktheit trat aber damals noch keineswegs so scharf hervor, wie in späteren Jahren, als er sich in Stuttgart fest eingenistet fühlte. In jener Flüchtlingszeit, da die Empörtheit über Metternichs reaktionäre Kongreßpolitik alle anderen Empfindungen überwog, stand in seinen Auffassungen der politische Freisinn noch im Vordergrunde und von seinem späteren Klerikalismus zeigte sich noch wenig, auch wenn seine religiöse Mystik, wie etwa in seiner Vertheidigung Creuzers gegen die Rationalisten Paulus und Voß, zur Aussprache gelangte. Auch verdarb ihm noch kein Vorurtheil die Freude an den großen satirischen Schriftstellern Frankreichs, wie Voltaire, deren Kampfweise ihm sympathisch war, wenn ihre Gesinnung ihm auch widerstrebte. Als ein politischer Gesinnungsgenosse wurde er denn auch in Stuttgart und Tübingen von den Führern der Opposition, von Uhland, Schott, Tafel, Rödiger, begrüßt, als er bald darauf, mit Empfehlungsbriefen an sie von Friedrich List, bei ihnen erschien. Der Theilnahme der schwäbischen Liberalen hatte

er zu danken, daß Cotta auf ihn aufmerksam wurde und ihm, nachdem er inzwischen zur Benutzung der Universitätsbibliothek in Heidelberg geweilt, den Vorschlag machte, die Redaktion des „Literaturblattes“ an Stelle Müllners zu übernehmen. Er hat denn auch in diesem so einflußreichen Blatte seinen vaterländisch-romantischen Standpunkt im Interesse der deutschen Freiheitsbewegung energisch und wirkungsreich geltend gemacht bis in die Mitte des vierten Jahrzehnts hinein. Er hat nicht nur Börne, der, wie Jean Paul, auf seine Schreib- und Denkweise starken Einfluß geübt, in seinen humoristischen und ästhetisch-kritischen Schriften, sondern auch in seinen radikalen „Briefen aus Paris“ mit Wärme und Verständniß gelobt, er hat selbst den dritten Band der Reisebilder Heine's, dessen Antikirchlichkeit und Kosmopolitismus ihm doch unsympathisch sein mußten, sehr anerkennend besprochen. Und er müßte ein arger Heuchler gewesen sein, wenn er schon damals den Konstitutionalismus als eine „französische Doktrin“ — wie er es später behauptet — verabscheut hätte, damals, als er Ende 1831 als Kandidat der Volkspartei sich in Balingen für die Kammer aufstellen ließ, um an der Seite der schwäbischen Liberalen in dieser „französischen Institution“ für deren Prinzipien zu kämpfen. Auch in seiner 1827 bei Frankh in Stuttgart erschienenen „Deutschen Literatur“, welcher die Aufsätze aus den „Deutschen Blättern“ zu Grunde lagen, deren Bearbeitung aber das Börne'sche Prinzip der zeitgemäßen Literaturbetrachtung beeinflußt hatte, trug sein Kultus des Vaterländischen eine durchaus liberale Farbe, seine Begeisterung für die germanistische Richtung in der Poesie, sein Kampf gegen die Herrschaft des Rationalismus in Theologie und Philosophie noch nichts von der Bildungsfeindlichkeit seines späteren Klerikalismus. Von rein liberaler Tendenz waren die ersten Ausgaben seiner „Geschichte der Deutschen“, waren bis 1835 die Bände des „Historischen Taschenbuchs“ erfüllt, die er für den Cotta'schen Verlag ausarbeitete und welche wiederholt durch Bundestagsbeschluß der Konfiskation verfielen. In die „Politischen Annalen“ schrieb er bis zu deren Eingehen politische Miszellen und Aphorismen, unter denen sich sehr scharfgemünzte Epigramme eines kühnen Frondeurs befinden, deren Gesammtheit aber keine klare politische Anschauung wiederspiegelt. Sein Geist zeigt sich auch hier eklektisch gestimmt, er liebt es, politische Gegensätze hervorzuheben, politische Parallelen anzuknüpfen, dagegen scheut er sich vor unbedingten Bekenntnissen, vor Feststellung leitender Grundsätze. Er zeigt sich durchdrungen von der Entwickelungsidee der Geschichte und äußert oft seine Einsicht, daß kein politisches System das einzig richtige,

kein Zustand ein dauernder sei: er beobachtet im Staatsleben die einander widerstrebenden Tendenzen nach absoluter Einheit eines Willens und nach der Freiheit jedes besonderen Willens — die Geschichte sei das Streben nach Gleichgewicht zwischen diesen beiden Extremen. Feste Punkte in seinem politischen Denken blieben ihm nur die Grundsätze der Burschenschaft, die er nach dem Zusammenbruch der Hoffnungen des Liberalismus mehr und mehr im Sinne des preußischen Staatsgedankens auslegte, worin er dem Beispiele Arndts, Leo's und Jarcke's folgte.

Die Reise des jungen Berliner Gelehrten zu diesem Manne, der sein Ideal, wurde von ihm, wie wir sahen, in der Stimmung eines Verzweifelnden angetreten, der einer Galeere entflieht. Diese Flucht von Berlin nach Stuttgart ging aber sehr langsam von Statten, sie dauerte nicht weniger als 23 Tage: wer kann heutzutage solche Langsamkeit für möglich halten! Aber auch in jener Zeit, da die Postschnecke sich doch schon zur Schnellpost entpuppt hatte, war diese Langsamkeit eine bedeutende Ausnahme. Der ganze Jammer der Kleinstaaterei offenbarte sich ihm auf dieser seiner ersten Reise in ganz außergewöhnlicher Weise. Daran waren die Cholera schuld und die Durchzüge der vor dem russischen Sieger entflohenen polnischen Insurgenten. Jeder Kleinstaat äußerte seine Furcht vor beiden in anderer Weise. Neben den Schlagbäumen der Zollstationen standen nun überall auch Kontumazwächter, und Gutzkow als aus Berlin Kommender war choleraverdächtig. Dazwischen visitirte die Polizei nach polnischen Flüchtlingen, die zur schnellsten Durchreise nach der französischen und Schweizer Grenze verpflichtet wurden. Das konnten wieder die Kontumazbehörden nicht ohne weiteres gestatten, denn auch diese Polen waren choleraverdächtig und wurden über diese und jene deutsche Separatgrenze nicht ohne Nachweis einer bereits genossenen Chlor-Quarantäne gelassen. Das Behagen, mit dem der junge Reisende im Anfange die Langsamkeit der Fahrt genossen, die ihm z. B. in Wittenberg einen Gang nach der Kirche gestattet, an deren Thür einst der hochverehrte Doktor Luther seine Thesen geschlagen, wich bald anderen Stimmungen. Der geplante Besuch der Wartburg, auf deren Höhe 1818 die Idee der Burschenschaft zu Tage getreten, mußte unterbleiben, denn er wurde aus Eisenach sofort hinausgemaßregelt, weil er die Cholera einschleppen könne. Nach Kurhessen strebend, mußte er sich in Naßdorf einem Kontumaz-Aufenthalt von acht Tagen unterziehen, wo bereits eine ganze Schaar von Polenflüchtlingen zu diesem Zwecke einquartirt war. Kosciuszko-Lieder, Skrzynezki-Märsche klangen ihm durch den Dunst von Tabak, Chlor und Punsch entgegen.

Bücher waren auch hier des in sich gekehrten Reisenden Trost. Mitten in dem Lärmen las er Grabbe's „Napoleon", daneben Dramen von Shakespeare und die eben erschienene „Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter" von Karl Rosenkranz, die er bald danach im Literaturblatt besprach. Als dann endlich die Reise fortgesetzt werden konnte, als schon Hanau passirt, schon das Weichbild von Frankfurt a. M. betreten war, wurde aufs neue die Straße obrigkeitlich gesperrt: „Sie müsse zwanzig Täg hawwe von Berlin, Sie hawwe nor erscht zehn," hieß es; die Fahrt nach Darmstadt hinderte ein anderer Schlagbaum, und bei Nacht und Regen mußte der geprüfte Reisende nach Hanau zurück. Da der Beutel auf ein Hotelleben bei solcher Verzögerung nicht eingerichtet war, verbrachte er die weiteren „acht Täg" in einer schnell gemietheten Privatwohnung. Beim Buchhändler Friedrich König fand er die eben erschienenen, aber schon dem Bücherverbot verfallenen ersten Bände der „Briefe aus Paris" von Börne und in dem Kammersekretär Heinrich König einen gesinnungsverwandten Kollegen, der ihm mit Gastfreundschaft entgegenkam. Königs Beispiel lehrte ihm, daß auch unter den Bekennern der katholischen Konfession ein Ringen nach Freiheit sich geltend mache; König war damals gerade wegen der freien Aeußerungen in seinem „Christbaum des Lebens" vom Fuldaer Bischof exkommunizirt worden. Endlich am zwanzigsten Tage nach der Abreise konnte Frankfurt betreten werden: das Frankfurt des verachteten Bundestags, das Frankfurt aber auch, in dem Goethe und Börne geboren. Goethe's Vaterhaus, das er später dichterisch mit den Gestalten der „Königslieutenants"-Periode belebt hat, konnte er damals nur von außen betrachten. „Goethe?" soll ihm ein Frankfurter Kleinhändler auf die Frage nach dem Goethehause geantwortet haben: „das Haus muß fallirt haben!" In Erinnerung an Börne nahm er seine Mahlzeit im „Weißen Schwan", an dessen Wirthstafel dieser vor der Uebersiedelung nach Paris Stammgast gewesen und so Vieles beachtet hatte, was er dann humoristisch geschildert. Dann noch zwei Tage, und endlich leuchtete dem Ungeduldigen im Abendsonnenglanze das damals noch ganz idyllische Bild der Schwabenhauptstadt entgegen — schön und einladend auch ohne den grünen Kranz, der in besserer Jahreszeit das Rund ihrer Berge krönt.

Man sagt, der Weg zum Glück sei mit Dornen umwachsen. Hatte es auf dieser Reise des jungen Gutzkow nach Stuttgart nicht an Dornen gefehlt, so war die Veranlassung dazu und ihr Zweck denn auch für einen so jungen, mittellosen und auch noch namenlosen Autor ein ganz außerordentlicher Glücksfall. Daß er auf diesem Wege bei zu

großer Jugend und inmitten des geistigen Reifeprozesses schon zu selbstständiger literarischer Produktion und zur Macht eines kritischen Mitdiktators gelangte, hat Gutzkow in älteren Jahren selber — mit Recht — bedauert. Vor mancher Einseitigkeit, die verpflichtend nachwirkte, vor mancher Uebereilung, die sich an ihm strafte, wäre er behütet geblieben, hätte er wie Andere in gesicherten und glücklichen Lebensverhältnissen seines Talentes warten können. Nur hätten sich dann auch schwerlich seine großen Vorzüge in gleicher Weise entwickelt. Und das Schicksal hatte bereits entschieden, die Würfel waren geworfen. Nach den Berliner Anfängen und in seiner dortigen Lage, sich weder zum Geistlichen noch zum Lateinlehrer mehr geeignet fühlend, hätte er in der That kein besseres Reiseziel, um zu Freiheit und Selbstständigkeit zu gelangen, finden können, als Stuttgart und die Gehege der Cotta'schen Buchhandlung. Hier fluktuirte das politische und geistige Leben, einer starrköpfigen Regierung zum Trotz, in einem lebendigeren Takt. Hier, im Verkehr mit Menzels politischen Freunden, unter dem direkten Eindruck eines sich mächtig regenden Verfassungslebens im Zusammenhang mit einer seit kurzem wieder zu freierer Entwickelung gelangten Presse, deren schärfere Tonart aus dem Organ der Volkspartei, dem „Hochwächter", ihm entgegen klang, gewann er einen freieren Blick in die Wirklichkeit der politischen Welt, als daheim zwischen den Zeitungsregalen und Dominotischen bei Stehely. Hier fand sich für einen Anfänger, mehr als an irgend einem andern Orte Deutschlands, literarische Arbeit.

Als Gutzkow nach seiner Ankunft und dem Abstieg im „Waldhorn" den von ihm so hochverehrten literarischen Diktator in seiner Wohnung aufsuchte, wo Menzels Studirzimmer auch das Redaktionsbureau des Literaturblatts war, mögen die beiden sich gegenseitig mit recht erstaunten Augen gemessen haben. Gegenüber der muskulösen Gedrungenheit, den breiten Schultern, der kräftigen Brust des einstigen Vorturners und unermüdlichen Fußgängers, der in der Vollkraft seiner 33 Jahre den von der langen Reise Ermüdeten empfing, mußte der blonde blasse Stubenhocker, dessen blaue Augen fragend und hoffnungsreich den Willkommen aus Menzels dunklen lasen, seiner noch ganz im Wachsthum befindlichen Jugend sich recht bewußt werden. So jung hatte sich Menzel den oft herbeigewünschten Bundesgenossen denn doch nicht vorgestellt. Und auf den sardonischen Zug um die schmalen breiten Lippen des bartlosen energischen Gesichts, das einem katholischen Geistlichen hätte angehören können, war wiederum Gutzkow nicht gefaßt

gewesen. Es überkam ihn ein Gefühl, wie den Schüler im „Faust", der diesen aufsucht und von Mephistopheles empfangen wird. Das that aber dem zutraulichen Anschluß an den Herrn und Meister keinen Abbruch; die einmal vorhandene Sympathie und Verehrung wurzelten zu fest; Gruß und Handschlag wurden mit burschenschaftlichem Nachdruck gewechselt, und Menzel führte den Gast seiner Gattin, einer lebensheiteren, gar hausfraulich veranlagten Cannstätterin zu als den längst erwarteten, herzlich willkommen geheißenen Arbeitsgenossen. Brachte auch der heißblütige Diktator ihn, bald durch seine satirischen Ein- und Ausfälle, bald durch den düsteren Ernst mystischer Anwandlungen in staunende Verlegenheit, sein enzyklopädisches Wissen und energischer Geist mußten ihm doch gewaltig imponiren.

Menzel war gerade an seiner eingehenden Besprechung der Börne'schen „Briefe", welche noch im Jahrgang 1831 am 28. November und 2. Dezember des Literaturblatts erschien. Dieselben Bände hatten Gutzkows Reisebegleitung von Hanau nach Stuttgart gebildet. Menzel faßte auch diese, den Deutschen die Revolution predigenden und voraussagenden Briefe sammt ihrer Schärfe und Härte in Beurtheilung der deutschen Zustände und des deutschen Nationalcharakters als Ausströmungen von Börne's in Zorn gerathener leidenschaftlichen Vaterlandsliebe auf. „Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchsten Grade achtenswerth." Die Uebertriebenheiten vertheidigte er als Vorrecht des satirischen Stils, des grimmigen Humors, in dem diese Briefe geschrieben. „Man wird das Buch verbieten, oder hat es schon verboten, denn wenn man auch die Freiheitsschwärmer Narren nennt, so giebt man ihnen doch nicht einmal die Narrenfreiheit ... Schreib einer an einem deutschen Journal! Riesengedanken springen aus der Stirne, aber die Zensurscheere schneidet sie zu mittelmäßigen Geschöpfen zurecht, nachher kommen auch nur noch Mittelmäßigkeiten aus der Stirne und die Riesen bleiben drin im Kopf und fangen aus Langerweile den Titanenkampf unter sich selbst an, schlagen sich todt, fressen sich. Es ist zum Tollwerden, und Börne hat den schönen Muth, endlich wirklich toll zu werden. Echte Tollheit tollt nur gegen sich selbst ... Darum wird Börne's glühender Patriotismus zur Blasphemie gegen das Vaterland ... Im Gram über das verlorene Vaterland erkennt er das wiedergefundene nicht wieder. Ich will mich Börne gegenüber nicht in die Brust werfen und ihm eine Strafpredigt halten. Auch werden es wahrscheinlich wenig andere thun, denn die Zeiten sind nicht mehr, wo, wenn man sich einen Scherz über die deutschen Phi-

lister erlaubte, gleich ganze Schaaren derselben mit dummen Glotzaugen sich hervorthaten und den Franzosenfreund zur Thür hinauswarfen. Das spricht am stärksten gegen Börne, daß wir klüger und besser geworden sind, es unter tausenderlei Beschränkungen, es mitten in der Mittelmäßigkeit geworden sind. Wir haben Ereignisse in Deutschland erlebt, die nicht mehr lächerlich sind, und patriotische Bestrebungen, die nicht mehr bloße Spielereien und Affektion sind ... Dies gilt nur der Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters im allgemeinen; im einzelnen, wo Börne's Satire bestimmte Dinge und Verhältnisse trifft, hat er nur zu Recht ..." So schrieb und sprach Menzel über Börne gerade damals, als Gutzkow „mit seinen Truppen zu ihm stieß", und wie sie sich in ihrer Sympathie für Börne, selbst da, wo er über das Ziel hinausschoß, begegneten, so war auch das Thema, das Gutzkow von seinem Chef für seinen ersten Beitrag gestellt wurde, ein solches, in dem ihre Meinungen und Urtheile zusammentrafen. In der Nummer vom 2. December brachte das „Literaturblatt" neben dem Schluß von Menzels Anzeige der Börne'schen Briefe Gutzkows erste Kritik; Henrik Steffens, dessen romantisch-mystische Naturauffassung einen großen Einfluß auf die burschenschaftlichen Kreise ausgeübt, und seine Schrift „Wie ich Lutheraner ward" bildeten den Gegenstand, der wie wenige geeignet war, in seine Besprechung politische Betrachtungen einzuflechten, die genaue Kenntniß der preußischen Verhältnisse, sowohl in ihrer wissenschaftlichen wie politischen Neuentwickelung, zur Verwerthung zu bringen.

Und Menzel hielt Wort. Er eröffnete seinem jungen Adjutanten sogleich manche „wünschenswerthe Verbindung". Nachdem er den „talentvollen jungen Berliner" schon vorher unter Ueberweisung des „Forums" schriftlich dem „alten Baron" Cotta empfohlen, führte er ihn auch persönlich dem Urheber all der berühmten Stuttgarter und Münchner Zeitschriften zu, der es verstanden, die Werke von Schiller und Goethe in seinem Verlag zu vereinen, und zu dem jetzt der bildungseifrige schüchterne „Scholast" mit bewundernder Ehrfurcht emporsah. Und auch diesem neuen jungen Autor kam Johann Friedrich mit ermunternd theilnehmendem Wohlwollen entgegen: Gutzkow wurde der letzte der später zu Ruhm und Bedeutung gelangten Schriftsteller, die durch ihn und seine Aufforderung, an den Cotta'schen Instituten mitzuarbeiten, in eine gedeihliche Schriftstellerlaufbahn geriethen. Mit besonderem Nachdruck empfahl ihn Cotta an Hermann Hauff, der seit seines genialeren Bruders Tod das „Morgenblatt" redigirte, und dem jungen Talent, das ihn darauf begrüßte, mit echtem Wohlwollen entgegenkam. Auch an Professor von

Rotteck, den badischen Volkstribunen, der seit Anfang 1830 eine neue Folge der Politischen Annalen redigirte, die leider die letzte werden sollte, und an den aus Hessen flüchtigen patriotischen Schriftsteller Wilhelm Schulz, der eben für den „Hesperus“ engagirt war, wurde er durch Cotta und Menzel empfohlen.

Den tonangebenden Kreisen der „schwäbischen Dichterschule“ gegenüber, wie beispielsweise dem Hause der schöngeistigen Hofräthin Reinbeck, in welchen damals gerade der zum ersten Mal in Stuttgart weilende Lenau Gastfreundschaft und Huldigung genoß und der junge Gustav Pfizer die ersten Lorbeeren für seine eben erschienene erste Gedichtsammlung erntete, blieb der junge Fremdling nur „Zaungast“. Wohl hatte auch er eine Mappe voll lyrischer Gedichte mit nach Stuttgart gebracht, doch Menzel, dem er sie zeigte, rieth ihm ab, diese brodlose Kunst weiter zu pflegen, dagegen, sich ganz der Kritik, der literarischen wie der politischen, zu widmen. Er hatte eine Auswahl dieser Gedichte dem vielumworbenen Gustav Schwab, der am Morgenblatt als Spezialredakteur für Lyrik fungirte, anbieten wollen und hätte es thun sollen, ohne Menzel zu fragen. Denn dieser, dessen eigene karge Begabung für Poesie es nur zu „Streckversen“ in Jean Paul'scher Manier und lehrhaften Satiren und Epigrammen zu bringen vermochte, stand Gustav Schwab und seinem Einfluß mit nur halb unterdrückter Antipathie gegenüber. Freilich, um etwa wie Lenau auf sein lyrisches Talent seine Zukunft zu gründen, dazu reichte seine Anfängerschaft nicht aus; daß in ihm aber mehr echt lyrisches Talent schlummerte als in Gustav Pfizer, und daß dasselbe nur jetzt, im stimmungsvollsten Alter, eingeschüchtert wurde und gewissermaßen latent blieb, hat die poetische Leistung beider später erwiesen. Darin aber hatte Menzel völlig Recht: Lyriker gab es genug in Schwaben, an politischen Federn fehlte es aber und noch stand die im Jahre vorher frisch aufgesprossene liberale Presse Schwabens in Blüthe, welcher Stuttgart allein acht Organe gestellt hatte. Da er ihm für seine Hülfe am Literaturblatt ein Honorar aus eigener Tasche und zwar nur ein sehr kleines — 30 Gulden monatlich — zahlte, hatte er ein doppeltes Interesse daran, seinen Adjutanten, wie Gutzkow im intimeren Verkehr bald genannt ward, weitere Einnahmequellen zu verschaffen, und er that dies in der Richtung seiner Briefbemerkung, daß er für politische Arbeiten reiche Verwendung in Stuttgart finden werde. So brachte er ihn denn mit den Männern des „Hochwächters“, dem enthusiastisch veranlagten, im Kreise seiner Familie ungemein gemüthlichen Prokurator Schott, mit Walz, Rödiger, Tafel, mit Seybold und Liesching, den

Herausgebern anderer liberaler Blätter, in Verkehr. Namentlich im Hause Schotts und von Seiten des obengenannten, selbst noch ortsfremden Schulz fand der immerhin ziemlich einsam Verbleibende wohlthuende Ansprache. Eine für die Zukunft werthvolle Bekanntschaft war noch die von Seydelmann, der damals am Stuttgarter Hoftheater angestellt war und in Menzels Haus freundschaftlich verkehrte. Dieselbe sollte sich später auf Gutzkows dramatischer Laufbahn fruchtbar erweisen.

Die Wogen des politischen Lebens gingen damals in Schwaben gar hoch. Den gewählten Volksvertretern, die auf die Eröffnung des verzögerten Landtags harrten, wurden volksthümliche Feste gegeben, die durchziehenden flüchtigen Polen von den eigens dafür ins Leben getretenen Vereinen verpflegt, bewirthet, die Agitation der „freien Preßvereine", Besuche von badischen Abgeordneten und deren Aufnahme waren die Symptome einer hoffnungsvollen Volksbewegung, die im badischen Nachbarland auch in parlamentarischen Formen lebendigsten Ausdruck fand. Mit Interesse vernahm man in den Kreisen der politischen Führer die Bemerkungen und Mittheilungen des jungen Berliners, der eine verblüffende Kenntniß der Zustände und Persönlichkeiten in den Berliner Regierungskreisen mit einem scharfen Urtheil verband, wie beides nur dessen eigenthümlicher Jugendgang hatte herausbilden können. War doch in diesem kurzen Vorfrühling der deutschen Freiheit, der sich schon im folgenden Jahr als ein verfrühter Traum erweisen sollte, das Auge vieler süddeutschen Patrioten schon damals mit einer Zuversicht und hoffnungsvollen Theilnahme auf Preußen gerichtet, wie man es nicht für möglich halten sollte angesichts der Darstellung, welche diese Zeit des liberalnationalen Aufschwungs vor dem Hambacher Fest in neuerer Zeit gefunden, wie es aber neuestens doch Wilhelm Lang in dem gehaltvollen Buche „Von und aus Schwaben" in einer Studie über „Paul Pfizer" mit Bevorzugung des letzteren geschildert hat. War doch in demselben Jahr 1831, das ihn nach Stuttgart führte, in demselben Cotta'schen Verlag, für den er nun auch zu schreiben begann, Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" erschienen, waren doch gerade fast gleichzeitig mit ihm zwei hervorragende Publizisten, der schon genannte Rheinhesse W. Schulz und der vom Oberrhein stammende Ernst Münch nach Stuttgart gekommen, um hier Redaktionen zu übernehmen, die von entgegengesetztem Standpunkt aus ebenfalls für den Beruf Preußens zur Einigung Deutschlands in vielbeachteten Aufsätzen aufgetreten waren. Hier mischte sich nun ein politischer Kopf unter die schwäbischen Politiker, der trotz seiner Jugend in der Lage war,

aus eigener Anschauung Auskunft zu geben über die Staatsmänner der gegenwärtigen preußischen Regierung, den Charakter des alternden Königs und des romantisch gestimmten Kronprinzen und tausend Einzelheiten über die Ursachen der politischen Stagnation, die zur Zeit noch in Preußen herrschte. So kam man ihm, soweit Menzels Sympathien und Antipathien es zuließen, in diesen Kreisen theilnehmend entgegen, was nicht ohne Wirkung auf seine nächste literarische Entwickelung blieb.

* * *

Mit dem Feuereifer im Lernen und dem unversieglichen Wissensdurst, welche ihn schon auf der Schule ausgezeichnet, ging dann Gutzkow auch des weiteren seiner eingegangenen Verpflichtung nach. In den nächsten zwei Jahren hat er einen großen Theil seiner Kraft und Zeit einer eifrigen Thätigkeit am „Literaturblatt" gewidmet. Anfangs mehr in wissenschaftlicher Richtung, gleichsam in Fortsetzung seiner Studien, die jetzt auch die Staatswissenschaft und Nationalökonomie in ihr Interesse zogen, später mehr der schönen Literatur zugewandt. Gleich im ersten Vierteljahr des Jahres 1832, das er in Stuttgart zubrachte, besprach er 15 biographische Werke, darunter Kotzebue's Leben, J. G. Fichte's Leben und literarischen Briefwechsel, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", und 27 theologische Werke, die ihm zum Anlaß wurden, das ganze theologisch-kirchliche Leben der letzten 15 Jahre zu beleuchten. Während Menzel im Anfang die Besprechung wichtiger Novitäten der poetischen Literatur sich vorbehielt und z. B. in diesem Jahrgang Chamisso's Gedichte, Victor Hugo's Notre dame de Paris, Mörike's Maler Nolten, Adrians Uebersetzung von Byrons sämmtlichen Werken selbst besprach, verwies er seinen Gehülfen auf die Wissenschaft; Anastasius Grüns „Letzter Ritter" war neben einer Balladensammlung von Duller und Spindlers Roman „Der Invalide" das einzige poetische Werk von Bedeutung, das er in diesem ersten Jahr zur Besprechung bekam. Doch gaben ihm auch jetzt schon literarhistorische und Memoirenwerke Veranlassung zu charakteristischen Bemerkungen zur Literatur der Zeit; so lobt er an den Deutschen Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Rumohr die Einfachheit der Darstellung und wirft die Frage auf, ob es vielleicht möglich wäre, einmal wieder anzufangen, das Naive für den pikanten Witz, die Ironie für die herbe Satire, wie sie der Geschmack des Tages liebe, zu pflegen. Daneben ging eine fleißige Thätigkeit als politischer Korrespondent, auch auswärtiger Blätter, über die sich nur

Andeutungen erhalten haben. Von der politischen Gedankenwelt, die er darin vertrat, ist aber dennoch ein werthvolles Zeugniß auf uns gekommen. Noch während er in Stuttgart war, schrieb er für die Rotteck'schen „Annalen“ einen politischen Aufsatz „Ueber die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung“, der bereits im Aprilheft mit der Chiffre K . . . z . . . w erschien und wegen seiner klaren Sachlichkeit die Vermuthung weckte, ein liberaler Staatsmann sei der Verfasser. Daß er von Gutzkow war, ist nach den Büchern der Cotta'schen Buchhandlung festgestellt worden.

Dieser erste größere bisher nie besprochene Aufsatz Gutzkows verdient unser eingehenderes Interesse. Mit einer Knappheit und Klarheit, die von dem Stil seiner Forum-Artikel in überraschender Weise sich abhob, bewährte er hier sofort eine Reife des politischen Urtheils, die uns heute ebenso bewundernswerth erscheinen muß wie seine Selbständigkeit. Er markirte hier auf das Deutlichste seine Sonderstellung gegenüber dem Idealismus, der damals gerade von liberalen Patrioten in Schwaben gehegt ward in Bezug auf Preußens Beruf, die Einigung Deutschlands zu vollziehen. Den Glauben an diesen Beruf theilte er mit diesen Männern; mit einigen von ihnen auch die Ueberzeugung, daß Preußen erst eine konstitutionelle Verfassung erhalten müsse, um diesen Beruf ausüben zu können; während aber die süddeutschen Politiker sich ganz allgemein mit der Hoffnung begnügten, daß König Friedrich Wilhelm sein altes Versprechen nun baldigst erfüllen werde, ging Gutzkow daran, die historischen Bedingungen einer Verfassung in seinem engeren Heimathland zu untersuchen und die dort herrschenden Doktrinen zu bekämpfen, welche die Gewähr derselben so sehr erschwerten.

Es ist durch eine oberflächliche Geschichtschreibung in unserer Zeit die Meinung verbreitet worden, als hätten die süddeutschen Stimmführer des politischen Freisinns und des deutschnationalen Gedankens sich nach der Julirevolution einer unklaren Schwärmerei für deutsche Einheit hingegeben ohne alle positive Vorstellungen und Vorschläge. Wer sich aber die Mühe nimmt, in den Zeitungen und Zeitschriften jener Tage, soweit sie auf uns gekommen, im besondern jener Zeit des liberalen Aufschwungs zwischen der Pariser Julirevolution von 1830 bis zu den Julibeschlüssen des Jahres 1832 zu studiren, der muß staunen, wie viel praktischer politischer Sinn, wie viel politischer Weitblick damals entfaltet wurde, um zu ergründen, wie das Ideal eines in Freiheit kraftvoll geeinten Reichs deutscher Nation zu verwirklichen sei. Wir haben schon im Eingangskapitel an der Hambacher Rede Wirths gezeigt,

daß in jener kritischen Periode zwischen der radikalen Richtung, die nur noch von einer Revolution im Bunde mit Frankreich gegen die heilige Allianz das Heil erhoffte, und der Metternich'schen Reaktion, welche zu Gunsten der bestehenden Ordnung den deutschen Nationalgedanken ganz zu vernichten strebte, ein kraftvoller Strom deutschen Geisteslebens von gleichzeitig nationaler und liberaler Richtung im Wachsen war, dessen Vertreter im Geiste bereits den Gang der Geschichte voraussahen und auf dem Wege friedlicher Verständigung ihn anzubahnen sich mühten, der später leider nur mit Hülfe eines Kriegs von Deutschen gegen Deutsche von ihr zurückgelegt werden konnte. Wenn man um dieses Verdienstes willen den Schwaben Paul Pfizer neuerdings als „den Seher des neuen Deutschlands" gefeiert hat, wie es namentlich Treitschke mit hochtönendem Lob gethan, so hat sein Biograph Wilhelm Lang daneben schon geltend gemacht, daß in demselben Jahre 1831, das im Cotta'schen Verlage den „Briefwechsel zweier Deutschen" erscheinen sah, eine ganze Reihe von Broschüren und Vorschlägen verwandten Sinnes erschienen sei. Aber auch er hat übersehen, daß der von ihm erwähnte Aufsatz von Wilhelm Schulz im Juliheft von Rottecks Annalen auch diejenige Forderung bereits enthalten hat, die Forderung der Trennung Oesterreichs vom Bunde, den er Pfizer als Sondereigenthum zuweist, und daß gerade dieser Gedanke in jenen Tagen nicht der Einfall eines Einzigen war, sondern einer Volksempfindung entsprach, die gleichzeitig und spontan durch verschiedene Geister ins Wort trat. Und wenn Cotta, wie Wilhelm Lang angiebt, anfangs gezögert hat, den „Briefwechsel" Pfizers zu drucken, so hat dies sicher weniger an der politischen Tendenz desselben, als an der wenig klaren und unvorsichtigen Fassung gelegen, welche sie immerhin noch in dem Buche fand. Der alte Cotta ist vielmehr als der geistige Führer dieser ganzen Bewegung anzusehen; auch in seinem Innern hatte sich der Prozeß vollzogen, den Pfizer in der Dialektik seines Briefwechsels schildert: seit er 1829 als diplomatischer Vertreter Bayerns und Württembergs zum Abschluß des Zollvereins mit Preußen in Berlin gewesen war und im intimen Verkehr mit Motz, dem einzigen genialen weitblickenden Staatsmann am Hofe, Einblick in dessen Auffassung der Zollvereinspolitik gewonnen hatte, war sein großer Einfluß auf die süddeutschen Höfe, auf Politiker und Schriftsteller wie die öffentliche Meinung darauf gerichtet, im Sinne dieser Politik vorbereitend und anregend zu wirken. Um dieselbe Zeit, da noch Bernstorff, der letzte Vertreter einer selbstständigen preußischen Politik unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, unter Umgehung Oesterreichs mit den

süddeutschen Fürsten jene Militärkonvention berieth, welche nach dem Vorbild des Zollvereins einen Heeresverband unter preußischer Führung mit voller Zustimmung des bayrischen und württembergischen Königs anbahnte, wurden die Politischen Annalen unter Rottecks Leitung zum Träger einer Politik, die einem konstitutionellen Preußen die Hegemonie eines geeinigten Deutschlands antrug, erschienen in der „Allgemeinen Zeitung" Gagerns „Vaterländische Briefe", fanden in diesen Organen eine ganze Reihe von Schriften empfehlende Besprechung, welche derselben Tendenz dienten, so auch die eines Preußen, welche das Motto führte: „Mein Vaterland ist Deutschland und meine Vaterstadt Berlin".

Neben Paul Pfizers, einer von glühender Vaterlandsliebe bewegten Seele, entrungenem Buche, das die Sehnsucht Tausender nach einer Versöhnung zwischen dem Einheits- und dem Freiheitsideal schilderte, waren der Aufsatz von Wilhelm Schulz: „Das Eine, was Deutschland Noth thut" und die Schrift von Ernst Münch: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft" die lichtvollsten Kundgebungen dieser Bewegung. Schulz und Münch waren beide seit längerer Zeit Mitarbeiter an Cotta's Journalen, beide siedelten im Jahre 1831 nach Stuttgart über, um hier Redaktionen zu übernehmen; Schulz bei Cotta die des volkswirthschaftlichen „Hesperus", Münch zur Vertretung einer preußenfreundlichen Regierungspolitik an der Stuttgarter Hofzeitung.

Wie sehr auch Rotteck, der Führer der badischen Liberalen, bis zu Metternichs erneutem Siege bereit war, diese Politik der preußischen Hegemonie zu verfolgen, dafür bürgt, daß er als Redakteur der „Annalen" im Juli 1831 den Schulz'schen Aufsatz über „Das Eine, was Noth thut" gebracht. Dieser Beweis wird verstärkt, wenn wir sehen, daß Schulz seinen Aufsatz an die Vorrede Rottecks zum neuen Jahrgang anknüpfte, in welcher dieser mit ernster Frage sich an die deutschen Fürsten gewandt und die Berufung eines großen Raths von Volksabgeordneten neben dem Rathe der fürstlichen Gesandten als laute Forderung der Nationalstimme bezeichnet hatte. Diese Forderung wurde von ihm und Welcker auch in der glänzenden Session des badischen Landtags von diesem Jahre vertreten, welche als schönste Frucht die Preßfreiheit zeitigte, jenes liberale Preßgesetz, dessen illegale gewaltsame Beseitigung durch den Einspruch des Bundestags im nächsten Jahre so viele gemäßigte Politiker zu Reden und Handlungen trieb, deren gewaltthätige Ahndung sie zu politischen Märtyrern gemacht hat. Von den Gefahren ausgehend, welche Deutschland stets von

Frankreich und Rußland drohen, entwarf Schulz ein Bild der Ohnmacht, zu welcher die Zerrissenheit des Vaterlands den nationalen Willen verurtheilt: „die Worte deutsche Macht und deutsche Kraft sind dem stolzen Fremden ein leerer Schall geworden, und in seiner Meinung hat Deutschland nichts gemeinsames mehr, als was ihm zur Schande gereicht.“ Er zeigt dann, daß die Gründung einer deutschen Reichsvertretung nicht im Widerspruch stehen würde mit den bestehenden Verträgen und mit den Bestimmungen des positiven Staatsrechts des deutschen Bundes. Durch den Artikel 13 der deutschen Bundesakte sei dem deutschen Volke der Antheil an der Bestimmung seiner Geschicke gewährleistet, im südwestlichen Deutschland sei der Artikel auch im Geist der reinen Repräsentativ-Verfassung verwirklicht worden. Nur im Norden habe man ihm den Sinn einer Restauration der mittelalterlichen Feudalstände untergelegt. In Oesterreich sei die Erfüllung fast ganz unterblieben. Oesterreich habe seiner Zusammensetzung nach, welche die verschiedensten Nationen von verschiedener Bildungsstufe umfasse, nicht das gleiche Interesse an dem nationalen Aufschwunge Deutschlands wie Preußen. Es habe sich schon vom übrigen Deutschland abgesperrt auf dem Gebiete des Handels wie dem des geistigen Lebens, seine Politik gehe auf Vernichtung des deutschen Staatsgedankens aus. Preußen sei dagegen durch seine Geschichte, seine Kultur, seine Kraft berufen, an die Spitze der Bewegung zu treten. Habe seine Regierung dem Lande auch bisher eine volksthümliche und einheitliche Verfassung vorenthalten, so besitze doch sein Heer eine volksthümliche Verfassung und seine Handelspolitik habe bereits eine gemeindeutsche Richtung genommen. Der jetzige Zustand eines fortschreitenden Verfassungslebens in Mittel- und Südwestdeutschland neben einem Preußen, das der Konstitution entbehrt, sei unhaltbar. „Alle wohlverstandenen Interessen, alle klar gewordenen Ansichten müssen ja in dem Gedanken an die volksthümliche Einigung aller Deutschen sich begegnen. Die Einen fordern die Bedingungen und die Sicherheit der materiellen Wohlfahrt; die Anderen vor Allem den Schutz der geistigen Interessen und die Freiheit um ihrer selbst willen. Ohne das vereinigende Band einer deutschen Nationalvertretung hätte Alles, was man für die Erhöhung des Nationalwohlstandes versuchen möchte, keine Bürgschaft der Dauer; es würde an dem Muth der Spekulation fehlen, so wie an den Mitteln für allen höheren Aufschwung des Handels und der Gewerbe, und selbst die volle Freiheit des innern Verkehrs würde bald erkennen lassen, daß auch dieses ersehnte Gut seine besten Früchte nicht zu gewähren vermag,

so lange es nicht durch die Kraft und den Willen einer deutschen Nation gegen äußere Feinde und gegen innere Willkür geschützt ist. Ohne das Band einer Nationalvertretung würde man unter der freisinnigsten Verfassung in jedem einzelnen Staate nur desto bitterer den Druck empfinden, der im Namen der Gesammtheit die Entwickelung derselben im Keime vernichtet: und die vollste Gewähr der Freiheit, der Schrift und der Rede würde uns nur das traurige Recht geben, die Leichenrede am Grabe unseres Glücks zu halten; sie würde uns nur gestatten, die Schmach der Trennung lauter zu beklagen; sie würde dem Kranken nur die Mittel zur Heilung zeigen, ohne selbst ein Heilmittel zu sein.

„Die Einen fürchten den Ehrgeiz Frankreichs, oder sehen bedenklich auf die wachsende Macht Rußlands und auf die Gefahren, wenn erst Polen der Uebermacht seines Feindes erlegen ist. Die Anderen fordern eine Verbindung mit Frankreich, weil sie nur im Bunde mit ihm die freisinnigen Institutionen des eigenen Landes zu schützen hoffen; oder sie sehnen sich, Frankreich von Neuem einverleibt zu werden, weil sie nach den Vortheilen, nach der Sicherheit und nach der Ehre verlangen, die nur der Verein mit einer großen Nation gewähren kann. Eine deutsche Nationalvertretung würde uns stark genug machen, dem Ehrgeiz Frankreichs zu widerstehen; oder sie würde die Mittel an die Hand geben, uns in der Unabhängigkeit Polens die eigene Unabhängigkeit zu sichern. Eine deutsche Nationalvertretung würde uns auch die Macht schaffen, unsere freisinnigen Institutionen auch ohne Frankreichs Hülfe gegen alle Welt zu schützen; und indem sie die deutsche Menge zur deutschen Nation macht, würde sie die Sehnsucht verbannen, die einen Theil unserer Mitbürger einem Volke mit fremder Zunge und fremder Sitte in die Arme führt.

„Die Einen wollen, ohne alle Trennung in besondere Staaten, die unbedingte Einheit Deutschlands. Die Anderen fürchten die Zentralisation, welche nach ihrer Ansicht in die freie Gestaltung alles Eigenthümlichen und Besonderen störend eingreifen und die reiche Mannigfaltigkeit in todte Einförmigkeit auflösen würde. Eine gemeinsame Vertretung des deutschen Volkes sichert auch die Ausbildung alles natürlich Besonderen, weil dieses erst durch Unterordnung unter die Bedürfnisse und unter den Gesammtwillen der Nation das Recht des Nationalschutzes erwirbt.

„Den Einen ist die aufopfernde Freiheitsliebe die höchste Tugend. Die Anderen preisen die hingebende Treue an die angestammten Fürsten.

Eine deutsche Reichsvertretung ist die Frucht und der Hort der wachsenden Freiheit. Eine deutsche Reichsvertretung befestigt zugleich die alte Treue, weil sie neue Quellen der Liebe und des Vertrauens der Völker zu ihren Fürsten öffnet.

„Die Einen wünschen den Frieden und glauben an die Erhaltung desselben. Die Anderen halten den Krieg für unvermeidlich, und wenn sie ihn wünschen, so leitet sie der Gedanke, daß erst der Krieg die Schwäche der Trennung fühlbar machen und eine innige dauernde Vereinigung herbeiführen werde. Die Gründung einer deutschen Reichsvertretung giebt Deutschland in seiner eigenen Kraft die beste Gewähr des Friedens. Die Gründung einer deutschen Reichsvertretung geleitet ruhig und sicher an das gewünschte Ziel, wohin der Sturm des Kriegs zerschmetternd uns schleudern würde.

„Du Volk der Deutschen, so halte denn fest am Gedanken deiner Vereinigung. Wie immer die Würfel fallen, dies Gut bleibt jedes Opfers werth. Und ihr Machthaber in Deutschland, in deren Händen noch in diesem Augenblicke das eigene Geschick, wie das Geschick des Volkes ruht, — im Namen der jungen Freiheit und der alten Treue, im Namen des Friedens und der Ordnung, höret seine Stimme! Wir sind weit genug in der Zeit, daß man eine gemeinsame Vertretung der Deutschen nicht allzufrühe gewähren kann. Möge man aber auch den letzten Moment der kurzen Frist nicht versäumen, da sie noch gewährt werden darf, ohne daß vorher das Vaterland von neuen Schrecknissen heimgesucht und der Friede und das Glück von Tausenden zertrümmert worden ist. Die Geschichte der letzten Monate hat die ernste Warnung gegeben, wie jede Versäumniß in Erfüllung der zeitgemäßen Forderungen der Völker schwer gebüßt werden muß. Auch eine gemeinsame Vertretung der Deutschen wird nur auf die Gefahr hin verweigert, daß im gefährlichsten Augenblicke für die jetzt bestehende Ordnung eine desto stärkere Partei für die unbedingte Einheit Deutschlands sich bildet."

Der dies schrieb, war eines der Opfer der früheren „Demagogen"-Verfolgung vom Jahre 1819; wahrlich soweit ab von dem historischen Gange der Wiedergeburt des Reichs, wie man sich heute gewöhnt hat, diese opfermuthigen Pioniere in ihrem Denken und Träumen darzustellen, waren diese Männer nicht. Aber nicht Orden und Ehrenstellen waren ihr Lohn — dieser ehrenwerthe, geistvolle, so realistisch denkende Idealist, der schon 1819 für eine Schrift ähnlichen Inhalts „Das Frag- und Antwortbüchlein über allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders noth thut" in seiner Vaterstadt Darmstadt Ge-

fängniß und Enthebung von seiner Lieutenantsstelle hatte ertragen müssen, ist im Ausland als Verbannter gestorben, nachdem er einer langen Einkerkerung mit Hülfe seiner Frau sich durch die Flucht entzogen. Das Separatbündniß Preußens mit den Südstaaten wurde durch Metternichs geschickte Politik vereitelt, die den schwachen, vor allen Aenderungen sich ängstlich scheuenden Preußenkönig, welcher jetzt zu einem Statthalter seines Schwiegersohns, des Czaren Nikolaus, auf dem Throne Friedrichs des Großen herabsank, aufs neue durch Vormalung des rothen Gespenstes auf seine Seite gebracht hatte; Bernstorff mußte fallen, Ancillon trat an seine Stellung und damit wurde ein Satellit Metternichs Minister des Auswärtigen in Preußen. Und nun begann mit der Aktion des Bundestags, welche die Karlsbader Beschlüsse in verstärkter Form erneute und gegen all die Organe des Liberalismus und Nationalismus nicht nur mit strengen Zensurverordnungen, sondern meist mit völliger Unterdrückung und Kriminaluntersuchungen gegen ihre Redakteure vorging, auch das Rachewerk an Denen, welche im deutschen Süden die Hegemonie Preußens und die deutsche Einheit mit Ausschluß Oesterreichs propagirt hatten. Auch Cotta ward jetzt nicht mehr geschont; die „Politischen Annalen“ wurden durch besonderen Bundesbeschluß unterdrückt, die „Allgemeine Zeitung“ mit ähnlicher Strafe bedroht; damals schrieb der treue Gustav Kolb jenen theilnehmenden Brief an den alten Cotta, den wir im Heine-Kapitel S. 164 mitgetheilt haben, worin er den Widerspruch beklagt, in welchen der thätige Geist seines Wohlthäters mit dem Drang schwerer Zeiten gerathen, damals schrieb auch Gentz jenen höhnischen Brief, der Heine's Mitarbeit an der „Allgemeinen Zeitung“ untersagte, und jene Aufregungen und Heimsuchungen trafen den alterprobten Streiter, welchen er noch vor Ende des Jahres erlag. Der Druck Oesterreichs zwang jetzt König Wilhelm, offenkundige Beweise zu geben, daß auch er Ansichten wie die von Schulz für staatsverbrecherisch halte; war Pfizer schon vorher gemaßregelt und aus dem Staatsdienst entlassen worden, weil er in seinem Briefwechsel den Bestand des Königreichs Württemberg zu Gunsten der Kaiseridee allzu sorglos in Frage gestellt hatte, so wurde Wilhelm Schulz, der seine Ideen noch in einer besonderen Schrift: „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation“ wiederholt hatte, jetzt erst durch die Polizei des Landes verwiesen und verfiel nach seiner Rückkehr nach Darmstadt einer neuen Untersuchung, die mit seiner Verurtheilung zu fünf Jahren Kerker endete.

Wenn es aber noch eines Beweises bedürfte, daß König Wilhelm von Württemberg bis zu diesem Sieg Metternichs eine antiösterreichische,

preußenfreundliche Politik verfolgt hat, so würde die Berufung Ernst Münchs im Jahre 1831 zum Hofbibliothekar und Redakteur der Stuttgarter Hofzeitung der denkbar schlagendste sein. Denn dieser, erfüllt von den politischen Ideen des Oraniers, dessen Hofbibliothekar er 1830 geworden, hatte kurz vorher im Haag eine Schrift erscheinen lassen, die noch viel weiter als Schulz in der Anempfehlung der preußischen Hegemonie ging; wir nannten sie schon: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft“. Münch, wie Schulz und P. Pfizer, ein charakteristischer Repräsentant jener verhängnißvollen Zeit der Hoffnungen und Enttäuschungen, und wie diese damals im Anfang der dreißiger Jahre stehend, war ein geborener Schweizer vom Oberrhein, der 1818 in Freiburg dem engeren Bunde der Burschenschaft angehört, wie L. Follen dessen Ideen in Liedern zum Ausdruck bringend, dann nach den Karlsbader Beschlüssen als Flüchtling in Aarau gelebt hatte, wo er zum Herausgeber und Uebersetzer der Schriften Ulrichs von Hutten wurde. 1824 war er Professor der Geschichte in Freiburg, dann in Lüttich geworden, wo er durch die Anfeindungen, die ihm von katholischer Seite wurden, in intimere Beziehungen zu dem protestantischen König der Niederlande kam. Münchs Forderung aber lautete: Die deutsche Nation will Eine Nation sein, ein großer zusammenhängender politischer Körper, nach Außen mit einem kräftigen Zentralsenate, mit einer Achtung gebietenden Bundesmacht. Sie will, daß Deutschland als solches wieder in die Reihe der Großmächte eintrete, aus der man es vertrieben hat. Dazu ist vor allem nöthig, daß ein neuer Bund gestiftet werde. Das Präsidium desselben muß zu einer Art Diktatur in allen gemeinsamen, nationalen, völkerrechtlichen Beziehungen, in Folge freiwilliger Uebereinkunft aller übrigen Bundesglieder erhoben, und diese Diktatur an Preußen übertragen werden. Der Diktator oder Direktor, Protektor des Bundes muß ausgedehnte Vollmacht erhalten, um in Zeiten der Noth, bei Verhandlungen europäischer Fragen handeln zu können; er muß eine Art Initiative bei Bestimmung aller Bedürfnisse des Bundes und der Mittel zu ihrer Befriedigung haben und zugleich der Generalissimus der bewaffneten Macht sämmtlicher deutscher Staaten sein. Diese Idee, im Prinzip schon 1818 von Börne geäußert, der jetzt ihre Ausführung nur mit Hülfe der Revolution und auf republikanischer Basis für möglich hielt, wurde damals von vielen Patrioten, namentlich auch in Preußen selbst, von Arndt, Perthes, für leicht ausführbar gehalten. Als in Teplitz die Bündnißerneuerung zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland erfolgt war, sah man erst ein, wie auch die scheinbar reifsten Pläne

im Staatsleben nicht reifen können, wenn nicht eine starke staatsmännische Persönlichkeit in sich die Einsicht und die Macht zu ihrer Ausführung vereint und — in Monarchien — zugleich das Vertrauen des Regenten in seine Kraft genießt. Der starke Staatsmann befand sich damals aber bis 1848 auf österreichischer und derjenigen Seite, welche die Einheit Deutschlands mit aller Macht bekämpfte.

Indem Münch in seinem Vorschlag die Idee der Diktatur in den Vordergrund gestellt, die der Nationalrepräsentation aber unter den Tisch hatte fallen lassen, machte er sich einen im Grunde durchaus autokratischen Fürsten wie König Wilhelm von Württemberg sehr geneigt, brachte auch manchen gemäßigt-konservativen preußischen Patrioten und Diplomaten auf seine Seite. Für die liberalen Volksvertreter spielte er aber die Diskussion über die Einigung von der Hauptsache ab. Diese legten mit Pfizer und Schulz den Nachdruck auf die Nationalvertretung, nur daß sie die Antwort schuldig blieben auf die Frage, wie und ob Preußen in Kürze mit seinen alten und neuen Provinzen, mit seinem ruheliebenden König und den Doktrinären der Haller'schen Staatstheorie eine Verfassung erhalten könne. Hier setzte nun Gutzkow ein mit seinem Aufsatz, der noch im April 1832 — einen Monat vor dem Hambacher Fest — in Rottecks „Annalen" erschien. Dem Optimismus jener Schriften setzte er eine kühlere Betrachtung der „historischen Bedingungen" gegenüber. Und damit trat er zugleich in Kampf mit den Hauptgegnern eines Verfassungslebens in Preußen selbst, den Kämpen des „historischen Staatsrechts", die, von einer romantischen Auffassung der Geschichte verblendet, in Jarcke's Politischer Wochenschrift und anderen konservativen Organen die Meinung verfochten, Preußens Geschichte mache diesen Staat für eine konstitutionelle Verfassung nicht geeignet.

Gutzkow begann sofort mit jener Methode der Polemik, die auch dem Gegner gute Absichten einräumt. Das Bedürfniß eines gesicherten Rechtszustands habe den Wunsch nach Verfassungen veranlaßt. Er zweifele nicht, daß das Versprechen des Königs, Reichsstände einzusetzen, noch einmal Erfüllung finden werde. Das Zögern und die Ablehnung der Bitten der Provinzialstände erklärt er daraus, daß die Regierung nicht den Anschein dulden wolle, als gäbe Furcht den Drohenden, was Liebe den Hoffenden schenken werde. Der aufgeklärte Despotismus halte auf die Prärogative der väterlichen Fürsorge. „Von dem einstigen Thronfolger ist allgemein die Ansicht verbreitet, er werde dem väterlichen Versprechen nicht treu bleiben, sondern sich ihm durch irgend einen Gewaltstreich entziehen. Welche Annahme! Der Wille seines Vaters

wird ihm heilig seyn, durch seine Befolgung wird er ihn zu ehren wissen. Noch mehr! Sein erster Regierungsakt dürfte die Verfassung werden, aber damit zugleich ein Fehdehandschuh, dem ganzen zivilisirten Europa hingeworfen.“ In kurzen Zügen begründet er diese These. Während England, Frankreich, selbst Rußland organische Staatenbildungen seien, deren politische Institutionen nicht nur auf den Geist ihres Volkes berechnet, sondern auch durch diesen hervorgerufen sind, sei das gegenwärtige Staatswesen Deutschlands nicht ein Werk natürlichen Wachsthums, sondern mechanisch-künstlicher Herkunft. Er weist darauf hin, wie noch erst durch den Wiener Frieden hier Staatskörper entstanden seien, die sich nicht mit Volkseinheiten decken: ein Baden ohne Badener, was der Hauptanlaß sei, daß wir wohl Deutsche, aber kein Deutschland haben. Speziell Preußen sei ein politisches Kunstprodukt. Dennoch strebten in diesem Staat jetzt Doktrinäre nach der Führung, die das Bestehende aus historischen Gründen zu rechtfertigen vorgäben. Preußen sei berufen, die historischen Interessen zu vertreten, lehren diese Doktrinäre. Es gäbe keinen Fortschritt als einen durch frühere Zustände bedingten. Nicht in dem Willen der leicht erregten Masse, noch weniger in den Deklamationen der heutigen Wortführer liege das Gesetz der Vernunft, sondern in der Geschichte. „Das sind die Zauberformeln, mit denen man jetzt in Preußen die Jugend alt macht, und das Alte („Alles Hohe und Edle der Vergangenheit“ ein bekannter auf Marienburg ausgebrachter Toast) wieder verjüngt. Auf solche sogenannte historischen Bedingungen wird die Verfassung des Landes begründet seyn.“ Ist es nicht bewundernswürdig, wie G.'s weitschauender Blick die romantische Politik Friedrich Wilhelms IV. voraussah, obgleich derselbe eben erst begonnen hatte, seine Sinnesart durch den Verkehr mit den Gerlachs und dem Major von Radowitz nach außen hin sichtbar zu machen! — Der Grundcharakter des deutschen Staatslebens, wie er in der Geschichte hervortrete, sei aber gerade die Repräsentation. „Bei unseren Vorfahren wurde keine Gewalt anerkannt, die nicht ein förmlicher Vertrag als Recht festgestellt hatte. Was der eine dem andern zu leisten schuldete, war die Folge einer gegenseitigen Uebereinkunft. Die Zeit der Reformation machte diesem Verhältnisse ein Ende. Die Einführung des römischen Rechts, die mit dem erwachenden wissenschaftlichen Streben zusammenhing, zerstörte im Volke sein ursprüngliches Rechtsbewußtseyn. Das Recht wurde Sache der Gelehrsamkeit, und diese konnte nur unter dem Schutze vermögender Fürsten gedeihen. Die religiöse Anregung band die Gemüther nur noch insofern an die Ereignisse im weltlichen Gebiete, als sie jener förderlich oder hinderlich waren. Fürsten

und Bürger hatten dasselbe Interesse, sich gegen die Anmaßungen des Adels sicher zu stellen. Daraus bildete sich endlich der Begriff der fürstlichen Souveränität. Aus fürstlichen Bedienten wurden Beamte des Staats. An die Stelle der Landtage traten Verwaltungen. Aus Rezessen und Abschieden wurden Kabinetsbefehle. Gegen diese moderne Ausbildung der Souveränität reagirt unsre Zeit in zwiefacher Weise, als Revolution und Restauration. Beide kehren sich gegen das Bestehende, beide berufen sich auf die Geschichte, beide auf die Lehre. Aber die eine spricht von einer Vertretung der Intelligenz, die andere von der der Interessen. Jene hat die öffentliche Meinung; diese wird in Preußens nächster Zukunft mit Entschiedenheit auftreten; auch sie hat eine Macht, die Gewalt."

Es folgt nun ein Bild von Möglichkeiten, wie diese Gewalt wohl eine Verfassung nach den von ihr historisch benannten Bedingungen durchführen würde. Etwa nach dem Muster der gegenwärtigen Provinzialstände, in welchen der Adel dominire, weil er die bäuerlichen Grundbesitzer und die Beamten unter den Bürgerlichen terrorisire. Die mittelalterlichen Stände in Deutschland hätten ihre Freiheiten und Privilegien vertreten. Solche besäßen die preußischen Stände nicht. Die besitze nur noch ein Stand, der Adel. Wiederherstellung jenes alten Zustands wäre ein völliger Umsturz des herrschenden Finanzsystems, denn das Steuerrecht sei damals in viel größerem Umfange bei den Ständen gewesen. Die märkischen Städte waren Republiken mit vollständigem Gemeinwesen. Da sie ihren Ursprung auf Kolonisation zurückführten, sich selbst konstituirten und Gesetze gaben, so waren es nicht einmal Privilegien, die ihnen die Fürsten garantirten, sondern was sie diesen bewilligten, war Dank und Entschädigung für den Schutz, den ihnen die Markgrafen, ursprünglich eine militärische Schutzbehörde, angedeihen ließen. Im eigentlichen Preußen habe ein fast ganz unabhängiger mächtiger Städtebund neben dem deutschen Orden bestanden. „Alle diese Verhältnisse hat die Zeit anders gestaltet. Sie wieder herzustellen ist unmöglich. Jede Annäherung an sie ist eine Halbheit, weil ein Zustand damals den andern bedingte." In den neuen Provinzen am Rhein habe sogar bis in die neueste Zeit eine stetige organische Entwickelung gefehlt, so daß an eine Wiedergeburt hier nur durch Animpfung einer neuen Bildung zu denken sei. „Das ist überhaupt die Lehre, welche die Geschichte giebt: die neue Verfassung muß aus dem Geist der neuen Zeit geboren werden." Am Schlusse verwahrt sich Gutzkow, daß er keineswegs die Vergangenheit mißachte, „aber wir lassen sie in ihren Gräbern, da auch unsere Zeit einen so schönen Frühling von neuen Ideen und

Hoffnungen keimen läßt. O — wir fürchten den Kampf mit jenen vornehmen Meinungen nicht, die sich in Preußen so gern mit Purpurmantel, Krone und Scepter bekleiden! Unsere Zeit zittert vor keinem Gedanken mehr. . . . Das ist aber das Herrliche dieser Zeit, daß wer die Ansicht widerlegt, auch die Macht überwunden hat, die sie vertheidigen wollte."

Dieses stolze Kraftgefühl des Jünglings unterschätzte nur zu sehr die Macht der Gewalt in ihrem Kampfe mit dem Geiste der neuen Zeit, der öffentlichen Meinung, und ihres Organs, der Presse. Im April 1832 erschien der Aufsatz in den „Annalen", im August desselben Jahres erfolgte ein besonderer Bundesbeschluß, der die Rotteck'schen „Annalen" unterdrückte. Noch aber hielten sich die Anwälte des Volkes nicht für besiegt. Noch glaubte man durch Gründung von Vereinen zum Schutz der freien Presse, durch Demonstrationen, wie das bereits in Vorbereitung befindliche Hambacher Fest eine war, der eigenen Sache zum Sieg verhelfen zu können. Der Aufsatz des „K . . z . . w" aber fand in den Kreisen der Führer dieser Bewegung, und auch von Seiten der staatsmännischen Volksvertreter, wie Cotta, eine Würdigung, die ihn dem letzteren im hohen Grade empfahl.

Das Lob, das er dafür empfing, bestärkte ihn in dem Verlangen, seiner wissenschaftlichen Bildung auch in der Richtung auf Politik eine methodisch erworbene Unterlage zu geben. Und nachdem er erkannt, daß die Arbeiten für die Stuttgarter Blätter von ihm auch ganz gut anderwärts besorgt werden könnten, die Verhandlungen im Landtag aber trotz der Boller Adresse in Folge des Widerstands des Königs, der die Wirkung der Bundesbeschlüsse abwarten und sich zu nichts zwingen lassen wollte, bis in den Januar 1833 vertagt blieben, ging er Anfang April zwar nach Berlin zurück, um aus Rücksicht auf seine Braut die Arbeiten fürs Oberlehrer-Examen zu machen, beschäftigte sich dort aber vornehmlich mit staatswissenschaftlichen und historischen Studien und schrieb politische Korrespondenzen für Stuttgarts freisinnige Blätter. Von Kritiken, die er in dieser Zeit für Menzels Literaturblatt schrieb, giebt die folgende kleine Auswahl einen Begriff seines vielumspannenden Interesses; er besprach ausführlich: Schölls Geschichte der griechischen Literatur, Erhards Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, Raumers Briefe aus Paris zur Erläuterung des 16. Jahrhunderts, Stuhrs Die drei letzten Feldzüge Napoleons, P. v. Kobbe's Geschichte Frankreichs bis zur Wiederherstellung der Bourbons und Gruppe's Antäus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie. Der Gegenstand seiner philologischen Staatsexamenarbeit, die er damals einreichte, ist nicht überliefert, doch berichten die Rückblicke, daß er sie wirklich

vollendet habe. Und als Menzel im Herbst, im Hinblick auf die endlich zu erwartende Eröffnung des Landtags, ihn wieder in seiner Nähe haben wollte, ging er nach Heidelberg, wo er sich — inzwischen auf Grund seiner alten Preisarbeit de diis fatalibus in Jena zum doctor philosophiae promovirt — in der juristischen Fakultät als Student einschreiben ließ und in dem Wintersemester 1832/33 bei Morstadt (Völkerrecht), Roßhirt (Institutionen), Zachariä (Naturrecht) hörte. Ebenso hörte er im folgenden Sommersemester, obschon nun bereits mit einem großen Romane beschäftigt, bei Puchta in München Pandekten.

* * *

Eine politische Richtung hatte auch schon in Stuttgart der erste größere Versuch für das „Morgenblatt" genommen. Unter dem direkten Einfluß von Börne's Briefen aus Paris und sichtlich auch von Menzels Kritik darüber hatte er ihn unter dem Titel „Briefe eines Narren an eine Närrin" gleich im Januar 1832 entworfen. Menzel hatte von der in Börne unter dem Druck der Reaktion „tollgewordenen Vaterlandsliebe" gesprochen; mit solchen Tollheiten patriotischer Art wollte er eine Reihe von Briefen verbrämen, wie er sie wohl auf den Contumazstationen seiner Reise unter dem Eindruck all der kleinlichen Jämmerlichkeit damaliger Kleinstaaterei und des polnischen Flüchtlingselends, ähnlich an die in Berlin zurückgelassene Geliebte geschrieben hatte. War im Auge der „Korrekten" und Nüchternen jeder Freiheitsschwärmer ein Narr, dann war auch er einer; gut, sagte er sich, so werde auch meiner Narrheit freier Lauf; aber, damit die Zensur nichts davon merkt, sei jeder Brief so gefaßt, daß Anfang und Schluß nur schwärmerisch-phantastische Liebesergüsse bieten, wie sie etwa ein von Erotomanie Besessener an die Geliebte seiner Einbildung schreibt. Die Liebe, die im weiteren Verlauf der Briefe in Erscheinung tritt, sei aber die eines Freiheitsmannes zum Vaterland. In seinem Alter hat Gutzkow („Rückblicke" S. 67) die Arbeit eine „jeanpaulisirende" genannt und dazu erzählt, als er den ersten Entwurf davon Menzel zum Lesen gegeben, habe ihm dieser gerathen, er solle es ähnlich machen, wie Wilhelm Hauff bei seinem „Mann im Mond". Als der ihm die erste Fassung dieses Romans zur Begutachtung vorgelegt, habe er ihm gesagt, daß er wahrlich Besseres thun könne, als Clauren nachahmen. „Kehren sie den Spieß um, tragen Sie das Clauren'sche Colorit noch viel stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen und jeder wird sagen, Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben. Hauff folgte dem Rathe, be-

kanntlich mit großem Erfolge. . . . Machen Sie es ähnlich! Der kleine Aufsatz giebt ein Buch, wenn Sie Alles mit hereinziehen, was in diesem Augenblick die Menschen beschäftigt, Politik, Literatur, Kunst — ich will nicht sagen, daß es eine Satire auf Jean Paul werden soll, bewahre, aber besser verwerthen können Sie den guten Titel als durch ein paar Nummern im Morgenblatt." Gutzkow fügte hinzu: „Zur Satire auf Jean Paul war in mir nichts gerüstet. Aber das Ganze wurde durch Ergänzungen zu einem größeren Umfange gebracht und verdankte der Empfehlung Menzels einen Verleger in Hoffmann und Campe in Hamburg." Die Ergänzungen dürften die politischen Elemente und den satirischen Charakter der Schrift wesentlich verstärkt haben, gieng doch in dem Zeitraum dieser Umarbeitung das Recht freier Meinungsäußerung über Fragen der Politik wieder ganz verloren und die „verdeckte" Kampfesweise Börne's war wieder die zeitgemäße. Schließlich erschien das Buch — Spätherbst 1832 — dann in einem Augenblick, als in Preußen und anderwärts bereits, namentlich der Börne'schen Briefe wegen, der Gesammtverlag Campe's verboten war. Da es anonym erschien, konnte sein Erfolg, den es trotz des Verbots (oder gerade deshalb) fand, wenigstens nicht direkt den Ruf des jungen Autors fördern; das außergewöhnliche Lob, welches der originellen Erscheinung z. B. im „Literaturblatt" von Menzel, in der „Eleganten Zeitung" von Laube und von Börne im 3. Bande der „Briefe aus Paris" (unter dem 13. November 1832) gespendet wurde, galt einem Ungenannten. „Ein herrliches deutsches Buch," so rühmte es Börne — ein Lob freilich, das nicht nur bei dessen Gesinnungsgenossen, sondern auch bei den Organen der Staatspolizei lebhafte Beachtung fand.

Gutzkows „Briefe eines Narren an eine Närrin", sein erstes Buch, gehören zu den verlorenen Druckwerken, die in Folge der Bücherverbote damaliger Zeit nur in wenigen Exemplaren auf die Nachwelt gekommen sind. Gutzkow hat sie nicht in die Costenoble'sche Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen und konnte sich, als er die „Rückblicke" schrieb, auf ihr Wesen sichtlich selber nicht mehr genau besinnen. Mit Jean Paul haben sie nur durch das Medium Börne Verwandtschaft und durch die Wärme des Stils, die weichere Gemüthsstimmung in manchen Stellen, die nicht Gedanken, sondern Empfindungen äußern. Die Börne'sche Manier, mit politischen Ideen von oppositionellem Charakter in den Formen poetischer Unterhaltung Schmuggel zu treiben, ist dagegen hier auf die Spitze getrieben. Börne'sche und Heine'sche Ansichten sind im Raisonnement zu einer Einheit verschmolzen. Die Ausführungen selbst aber gipfeln in der Anschauung, daß die Poesie der Zeit doch eine höhere Aufgabe

habe, als ihre Formen dem politischen Raisonnement darzuleihen; eine hohe selbständige Mission falle ihr zu: die Nation für eine gemeinsame Wiedergeburt im Zeichen der Freiheit durch große befreiende Wirkungen, auf alle Deutschen berechnet, heranzubilden. Das Vorwort macht wie der Titel allen Ernstes glauben, es handle sich um die Veröffentlichung von aufgefundenen Briefen, die ein Tollhäusler an eine tolle Geliebte seiner Einbildung geschrieben. Auf Seite 40 findet sich aber die wirkliche Aufgabe, die sich der Autor stellte, direkt angedeutet, indem er von der Kunst spricht, „durch irgendeine untergelegte Diktion, etwa daß man einen Narren an eine Närrin Briefe schreiben ließe, seine Stellung zu den Parteien nur versteckt durch den Schleier des Indifferentismus anzudeuten." Uns Heutigen, die wir im Schutze der damals so schwer erkämpften Preßfreiheit nicht mehr viel Uebung haben in der Geschicklichkeit, solche geistige Palimpseste zu lesen, fällt es schwer, diesen Schleier des Indifferentismus zu lüften. Doch läßt sich die Methode all der zur Schau getragenen Verrücktheit bei näherer Kenntniß der Zeit unschwer begreifen. Zwischen die Extreme der sicheren Erwartung einer baldigen Revolution in Deutschland, wie sie auch Börne vertrat, und der Entmuthigung vieler Liberalen, daß nach dem kurzen Aufschwung des Liberalismus die Restauration der Fürstenallianz nur permanent geworden sei, stellte er seine Meinung: die Sache der Freiheit wird in Deutschland sicher zum Siege gelangen, aber erst, wenn die Kleinstaaterei und die Verworrenheit der Meinungen über das, was man eigentlich will, überwunden sein wird! Die Geschichte entwickle sich nicht sprungweise. Sie werde immer weniger durch den Willen Einzelner, als durch den der großen Massen bedingt. Revolutionen können nur siegreich sein, wenn die Einsicht Einzelner in ihre Nothwendigkeit zum Willen der Massen geworden sei. Die Geschichte ahme sich auch nicht nach. Die Bewegung, welcher Deutschland die politische Freiheit zu danken haben werde, könne unmöglich eine Kopie der von 1789 sein. Ja, es werde eine Revolution kommen, welche das Ueberlebte, Gewaltsame, welche Unrecht und Vergewaltigung aus dem Staatsleben beseitigt; aber für eine baldige Verwandlung Deutschlands in eine Republik nach dem Muster der französischen sei schon darum keine Hoffnung, weil in jedem einzelnen deutschen Staate etwas Anderes unter Freiheit verstanden werde, in Hessen, Bayern, Sachsen z. B. Reden und Handlungen als völlig loyal gelten können, die dem Deutschen Bundestag demagogisch erscheinen. Die Geschichte spiele sich auch nicht nur in der Zeitfolge ab; sie sei ein Nebeneinander und die Ereignisse, die das eine Land erschüttern, haben auf die Nachbarländer ganz verschiedene

Wirkungen. Mit diesem synchronistischen Prinzip wandte er sich gegen Hegel; auf dasselbe Prinzip gründete er später den „Roman des Nebeneinander". Mit der genauen Kenntniß, die er sich in Berlin erworben, schildert er den „Borussianismus", der die verschiedenen preußischen Liberalen beseele, weist er nach, wie die verschiedenen liberalen Strömungen im großen norddeutschen Staate ganz andere Ziele als die süddeutschen Liberalen verfolgen.

In dieser Partie des Buchs stellte er dem mehr theoretischen Inhalt des Paul Pfizer'schen Briefwechsels ein auf genauer Kenntniß der gegenwärtigen politischen Zustände Preußens beruhendes Bild entgegen. Dieses Kapitel (der 14. Brief) knüpft an Hegels Tod an. Hegels Philosophie sei nur äußerlich der preußischen Staatsdoktrin angepaßt worden. Der Organismus des Landes und der Regierung sei noch immer Fichtisch. Der Geist der Befreiungskriege habe in Preußen die Staatsidee mit dem Attribut des Absoluten ausgestattet. Man identifizire die Liebe zum Vaterland mit dem Respekt vor dem Bestehenden. Die Turner der Hasenhaide hätten für deutsche Freiheit geschwärmt, aber mit Stolz vor den Hoheiten und Majestäten Uhren und dergleichen Ehrengaben von den Kletterbäumen heruntergeholt. Die preußischen Burschenschafter hätten in ihren Liedern statt Landesvater Vaterland gesungen und von der deutschen Kaiserkrone geschwärmt, aber als Träger hätten sie sich immer Friedrich Wilhelm den Gerechten gedacht. Die alten Veteranen der Freiheitskriege habe man zwar als Demogogen verdammt, aber wenn so ein purifizirter preußischer Demagog es bis zu einem Oberlehrer in Märkisch-Friedland gebracht, so schreibe er als Ritter des eisernen Kreuzes noch nach den Julitagen ein kleines Gemälde der großen Völkerschlacht bei Leipzig als Zeitgemäßestes, oder eine Schmähschrift gegen die Franzosen wie Arndt. „Der preußische Liberalismus wird von Raumer repräsentirt und Hegel ist ihm sehr verwandt. Man liest mit Theilnahme die fremden Zeitungen, man wagt Einiges für Preußen zu hoffen. Man hört nicht ungern die Vorlesungen des Professors Gans und liest mit Vergnügen Börne's und Heine's Schriften. Nur wird an allen diesen Richtungen eines freieren Geistes nicht der Inhalt, sondern nur die Form beachtenswerth gefunden, mißfällt die letztere, so ist jenes völlig verloren. Der Liberalismus ist ihnen ein geistiges Vergnügen, aber nie ein Anlaß zur That." Er zeigt, wie in Preußen der Liberalismus eine Blüthe der geistigen Bildung und nur selten demokratischen Wesens sei, weil die Nachwirkung des Friederizianischen Geistes mit der Liebe für Geistesfreiheit auch ein Gefühl dankbarer Verpflichtung gegen den Gründer des preu-

ßischen Staates rege erhalte, der seinem Throne zu Gute komme. So sei es schwer, schon jetzt für alle Deutschen ein gemeinsames Ziel aufzustellen. „Wir kämpfen nur um die Wege zum Ziele, kennen aber das Ziel selbst nicht. Der letzte Grund unserer Wünsche ist noch kein bestimmter Zustand, sondern nur die Möglichkeit, sich frei zu bewegen, das Mittel, einst irgend einen Zustand herbeizuführen." Diese Mittel zu erkämpfen und zu behaupten, das sei die Aufgabe der Zeit. Die Organe der Oeffentlichkeit seien die beste Schutzwehr gegen weitere Reaktionen. Sie und die Literatur hätten die Aufgabe, das deutsche Volk für die Freiheit zu erziehen. „Die Willenskraft muß bis zum letzten im Volke wiedergeboren werden; erst muß ein jeder das unbeschränkte Gefühl seiner Person gewonnen haben, dann mag er hintreten und anfangen, was seines Geistes Gebot, seines Herzens Gelüst sein wird." Der Geist, der einst Rousseau, dann Jean Paul, dann Byron erfüllt, werde jetzt in der Literatur der im Restaurationszeitalter erstarkten, „von Börne, Heine, Menzel" erzogenen Schriftstellergeneration in zeitgemäßer Gestalt auferstehen; ihre Aufgabe sei: Erziehung der Nation zur Freiheit in Einheit.

„An Restaurationen glaube nicht, du Gute! Wir haben gelernt, auch Ketten mit Anstand und Würde zu tragen. . . . Die Schauspiele werden unsern Händen wieder anvertraut in der Hoffnung, sie müßten uns zu solchen Narren machen, die wir in den Tagen von Versailles waren. Aber eine veredelte Kunst wird auf die Höhe des Kothurns jene würdevollen Gestalten bringen, die durch ihre Tugend und Hoheit die Züge der Guten in die Gluth der Begeisterung, die hohlen Furchen der Bösen in die bleiche Kälte der Scham und der Furcht versetzen müssen. Auf dem Soccus gaukelt dann jener heitere Scherz, der nicht mehr von den Flicken seines Gewandes und den Wundern seiner Pritsche spricht, sondern von den milden Sonnenblicken der Hoffnung, die aus dem bald lachenden, bald weinenden Auge leuchten." (S. 205.) So sah er bereits mit 21 Jahren im Hinblick auf eine Bühne, die statt Schillers von Raupach, statt Shakespeare's von Iffland, statt Lessings von Kotzebue beherrscht war, die Aufgabe vor sich, der er sich später als Regenerator des deutschen Theaters gewidmet. Mit Entschiedenheit wendet er sich gegen die Romantik und den Indifferentismus als die schlimmsten Feinde des Fortschritts. „Nur nicht in die Rosengärten Saadis führe mich! Die poetische Weise Deiner Empfindungen, die Lust an jenen zarten Freuden, die jeden Schritt auf den Gedankenwegen des Gemüths mit Blumen bestreuen, setzt mich in Verlegenheit." Mit ähnlichen Floskeln geht es eine Weile fort. Dann heißt es weiter:

„Also, Du Süße, erinnere mich nicht so oft an jene Bilder der Vergangenheit! Sie wecken so schmerzliche Gedanken. Es thut mir weh, an Dinge geglaubt zu haben, die ich bei Andern so bitter tadle. Da sprichst Du von der Liebe zum Vaterland, und vergissest, daß überall die Welt Gottes ist. Bist stolz, daß Dich Berge von einem fremden Volk scheiden; und das Maulthier und das Saumroß des Kaufmanns bringen dem Nachbar Deine Waaren, und er Dir seine Sitten. Dich reizen noch die Trümmer alter Herrlichkeit auf Deinen heimathlichen Bergen, und aus Oekonomiegebäuden, Schenken und Judensitzen steigen Dir noch immer die Geister der Vergangenheit auf. Zünfte mit klingendem Spiel und den feierlich getragenen Insignien des Gewerks, voran der Fahnenschwenker mit seinen tollen Possen — o, es ist Deine größte Lust. Wenn Du einen wandernden Handwerksburschen die Straße heraufkommen siehst, schlägt Dir Dein Herz vor Freude, und Studenten scheinen Dir über und über in poetische Farben getaucht zu sein. — Hast Du je gefochten, bist Du je relegirt worden?" (S. 210.) Dieser Abfertigung der Reaktionäre aus romantischen Sympathien folgt dann eine gleiche, welche auf den Indifferentismus der „geistig Vornehmen" gemünzt ist. „Es giebt in Preußen Leute, die sich schämen, das Wort Konstitution in den Mund zu nehmen, und es sind die schlechtesten noch nicht! In Frankreich hält die Politik und der Kampf der Parteien alle Richtungen des dichtenden und denkenden Geistes zusammen. Dort sind die Helden des Tages auch Helden des Jahrhunderts. Wir Deutsche, bisher allem öffentlichen Leben entfremdet, haben von den Goldminen der Wissenschaft nie geahnt, daß sie unter dem Boden des Staatslebens sich fortziehen. Unser politisches Streiten ist demokratisch, wir sind aber gewohnt, nie die Feder zu ergreifen, als im Geiste unserer literarischen Aristokratie." (S. 215.) Resignirt aber schloß er seine Ausführungen (S. 324): „Noch sind uns alle Wege zum Ziele mit schwarzem Trauerflor behangen. So viele junge Herzen, die sich entschlossen haben, auf ihr ganzes Leben den Belohnungen der Machthaber zu entsagen, wandeln diese Thränenstraße. Ueberall müssen sie sich an spitzen Dornen blutig ritzen. Kaum aus den Kreisen des häuslichen Lebens herausgetreten, mit kindlicher Hoffnung Liebe und Treue erwartend, werden sie schon von den rohen Schergen der Gewalt ergriffen. Ihre Hoffnung wird Mißtrauen, und dies bis zum Haß gesteigert. Wenn in die Köpfe der Deutschen während der Restauration eine wahrhafte Oede und Leere eingezogen war, so ist dies die versteckte, nur die traurigsten Erinnerungen weckende Ursache. Wenn man ein Land in Bann legt, so läuten darin keine Glocken mehr."

Um dieselbe Zeit also, in der sich in Paris Börne und Heine über das Ziel der Freiheitsbewegung entzweiten, sprach hier ein von Berlin in den deutschen Süden versetzter junger Sohn der Mark im Gegensatz dazu den realpolitischen Gedanken aus: nicht über die Form des Endziels der Bewegung ist jetzt zu streiten, auf die Sicherung der Wege für die Bewegung zu dem erst nur geahnten Ziel komme es an. Aehnlich hatte Lessing in seinen Wahrheitskämpfen auf das „Streben nach der Wahrheit" den Nachdruck gelegt. Und während Börne aus Liebe zur Freiheit die Poesie zur bloßen Dienerin der Politik gemacht und von den liberalen Schriftstellern der Zeit gefordert hatte: sie sollten zu Gunsten der Politik die Poesie einstweilen ganz ruhen lassen; Heine dagegen sich zu einer bewußten Trennung der politischen Schriftstellerei und der poetischen Kunst, namentlich theoretisch, emporgerungen: stellte Gutzkow die neue Forderung einer Poesie auf, die in den Formen der Kunst die Deutschen zur Einheit des politischen Bewußtseins und zum Erwerb und Besitz der politischen Freiheit erziehen müsse. So reifte in ihm damals schon das Ideal für die deutsche Literatur jener Epoche, gerade dieser allein — wie er in dem Buche ausdrücklich hervorhebt —, seinem eigenen Streben als Dichter die Richtschnur gab. Gegen die „zügellose Subjektivität" Heine's als eines literarischen Prinzips sträubte sich sein Wesen. „Die Erziehung zur Freiheit", das hatte auch schon Schiller als Zweck der Dichtung in seinen Briefen an den Augustenburger bezeichnet, aber dabei die ästhetischen Wirkungen des Kunstwerks als Mittel ins Auge gefaßt; Gutzkow ging weiter: der geistige Inhalt der Dichtung sollte unmittelbar der hochgesteckten Aufgabe entsprechen.

Er ging damit über die Anschauungen Menzels hinaus, der mit seiner Neigung zur geschichtlichen Analogie, der Literatur der von ihm mitdurchlebten Uebergangszeit das Beispiel der Enzyklopädisten, der Diderot und Voltaire, aufstellte mit ihrem satirisch-kritischen, sichtenden, zersetzenden Grundcharakter. Als Kritiker gab Menzel seinem jungen „Adjutanten" in Bezug auf die poetische Produktion der Gegenwart manch gute Anregung. Er hatte eine kraftvolle, energische Art in der Ablehnung all der thatsächlichen Schwächen der Modeliteratur. Er haßte alles Sentimentale, Weichliche, Devote, Lüsterne, alles Prüde und Zimperliche. Obgleich selbst Romantiker, war ihm doch die Blau in Blau malende Verhimmelung des Mittelalters, wie sie Fouqué in die Mode gebracht, die weichliche Feld- und Wiesenromantik einzelner Nachahmer Uhlands ebenso zuwider, wie die klappernde Jambenrhetorik der Schiller-Nachahmer. Der volksthümlich-kräftige Geist und Ton, der Brentano's

Geschichte vom braven Kasperl auszeichnet, das war sein Geschmack. So war ihm andererseits Claurens kokette, moschusduftige Lüsternheit verhaßt, während er an der grandiosen Derbheit eines Rabelais und Swift die ehrlichste Freude hatte. Der üble Einfluß, den seine Voreingenommenheit gegen Goethe, seine Unfähigkeit, dem plastisch Schönen gerecht zu werden, sein Mangel an Sinn für das Architektonische in der Kunst, an Feingefühl für das unmittelbar Poetische im Gegensatz zur poetischen Rhetorik, eine Zeit lang auf Gutzkow als Kritiker ausgeübt haben, war namentlich der erstere nicht von bleibender Wirkung. Verhängnißvoller war sein Einfluß auf seines Jüngers beginnende poetische Produktion. Indem er in seiner Kritik der „Narrenbriefe“ (in Nr. 7 des Jahrgangs 1833) das satirische Spiel mit den Stimmungen rückhaltlos lobte, diese selbst als „Poesie“ gelten ließ und zu dem „Geistreichsten“ zählte, was in neuerer Zeit geschrieben worden, statt ihre Zwitterform und chaotische Stimmungsmalerei, die einen in kühnen Metaphern ausgedrückten abstrakten Gedanken schon für Poesie gelten ließ, nur als Produkt des Zensurdrucks zu entschuldigen, bestärkte er den jungen Dichter in einer bedenklichen Richtung, in welche diesen die begeisternde Wirkung Jean Pauls und Börne's hineingedrängt hatte. Auch deutete er den eigentlichen Charakter dieser von Liebesbriefen umhüllten Zeitsatire nur unvollkommen an, wenn er unter Anspielung auf Heine's und Börne's Polemik gegen die heimischen Zustände schrieb: „Unbeschadet der Narrheit herrscht ein Schmerz in diesen Briefen, der an Jean Pauls Schoppe und Giamozzo erinnert, und der oft in weiche Wehmuth übergeht. Diese Sentimentalität ist entschuldigt durch den Gegenstand, an den die Briefe gerichtet sind, denn es sind Liebesbriefe, und überdies wechselt Weinen und Lachen hier ganz so ächt humoristisch ab, wie bei Jean Paul. Ich halte diese Weichheit in der That für einen Vorzug vor der rauhen Manier, die durch Heine und Börne aufgekommen ist, denn der allzu stoische Hohn und die sarkastische Mitleidlosigkeit schließen eine gewisse Zartheit der Empfindung aus, die auf dem poetischen Gebiet eben so erwünscht ist, als sie allerdings aus dem publizistischen verbannt werden muß.“ Während Gutzkow dem Morgenblatt als erste Beiträge Skizzen aus dem Berliner Volksleben lieferte, Selbstgeschautes und Selbsterlebtes, scharfe Beobachtungen aus dem wirklichen Leben, mit einem von Ironie und Mitleid gleich beeinflußten Humor vorgetragen, lenkte Menzel ihn zur Nachahmung der satirischen Romane des 18. Jahrhunderts hin, und dies war eine Mahnung an die Verstandeskräfte des Werdenden, wo demselben ein Hinweis auf die anderen Seelen-

kräfte, ohne deren Hülfe nichts Lebensvolles in der Kunst entsteht, doch so nöthig gewesen wäre. Und so folgten dem „Sterbekassier", dem „Singekränzchen" — erst kleinere historische Novellen mit satirischer Tendenz, wie „Geständnisse einer Perrücke", „Chevalier Clement", „Der Prinz von Madagaskar", welche die Zeit des aufgeklärten Absolutismus zum Hintergrund hatten, dann der große satirisch-philosophische Roman „Maha Guru", der 1833 im Cotta'schen Verlage erschien.

* * *

Während er bereits Ende 1832 in einer Kritik von Spindlers „Invaliden" für das Recht des Romans eingetreten war, auch „die Geschichte der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart" zum Untergrund seiner Darstellungen zu nehmen, verirrte er hier sich mit klügelnder Phantasie in das Land der Vielmännerei, Tibet, und die Probleme der seltsamen Theokratie dieses hochasiatischen Priesterstaats. Doch müssen wir gerechter Weise bei der Beurtheilung Menzels in dieser Frage festhalten, daß Gutzkow als völlig mittellos darauf angewiesen war, in der Wahl der Stoffe für seine ersten Arbeiten mit der Nachfrage auf dem Büchermarkt, deren sich die Gattung erfreute, zu rechnen. Reiseromane, Beschreibungen fremder Sitten und Gebräuche waren damals — im Zusammenhang mit dem Aufschwung des Verkehrs seit Einführung der Dampfschiffahrt — sehr in Mode gekommen. Die „Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen" hatte damals gerade das „Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochinchina" von Crowford gebracht; Plaths „China und die Mantschurei" und Klaproths „Description du Thibet" wurden im „Ausland" und im „Morgenblatt" ausführlich besprochen. Dazu kam, daß die Parallele zwischen den heimischen Zuständen und denen im Reiche der Mitte ein vielbeliebtes Mittel der politischen Aufklärung und Opposition war. Schon in seinem ersten Beitrag ins „Morgenblatt" „Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anarchasis", jeanpaulisirenden Schilderungen seiner Rückreise von Stuttgart nach Berlin über Nürnberg und Bayreuth (Jahrg. 1832, Nr. 104—23), finden sich in dem Brief über Potsdam derartige Anspielungen. Vor allem reizte ihn aber das aufgegriffene religionsphilosophische Problem zur poetischen Gestaltung des Stoffes, der ihm aus den Eigenthümlichkeiten des in Tibet heimischen Lamaismus entgegenwuchs. Hierin folgte er ganz den Impulsen seines geistigen Wesens.

Der Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" wurde Ende 1832 konzipirt, im Sommer des folgenden Jahres in München vollendet.

Noch zur Herbstmesse desselben Jahres erschien er im Verlage der Cotta=schen Buchhandlung. Die in Tibet heimische Abart des Buddhismus, der Lamaismus, gründet sich auf den Glauben, daß Gott immer aufs neue in Menschengestalt auf Erden erscheine. Sobald die Priesterschaft ein solches Neuerscheinen des Gottes nützlich findet, weiß sie auch immer wieder ein Menschenkind zu entdecken, das sie als eine neue Verkörpe=rung Gottes in Szene setzt. Der Erkorene, ein schöner Jüngling, wird zum Glauben an seine Gottwerdung mit allen Künsten priesterlicher Schlauheit erzogen und zur bestimmten Stunde vor allem Volk als Dalaï Lama ausgerufen und verehrt. Von seinem Wahne berückt, er=giebt sich der so entstandene Mensch=Gott in die Verpflichtung, sich ganz von seinen irdischen Beziehungen, von Verwandtschaft und Freundschaft zu lösen. Ein anderes Merkmal des seltsamen Landes ist die Sitte der Vielmännerei, welche hier die besondere Form hat, daß die Ehe, die ein Bruder eingeht, von seinen Brüdern in aller Eintracht getheilt wird. Der Held unsres Romans, Maha Guru, ist ein solcher Gott gewordener Mensch. Von den Priestern dem Haus seines Vaters entführt und zum Dalaï Lama erzogen, läßt er sich zunächst von den Vorspiegelungen seiner göttlichen Würde berauschen und vergißt darüber auch seine Ge=liebte Gylluspa. Bei einer Begegnung mit dieser bricht aber die alte Liebe wieder hervor, um so stärker, als bei derselben Gelegenheit ihn die Unmacht, ihren Vater aus den Händen eines Ketzergerichts zu be=freien, seiner Scheingottheit inne werden läßt. Durch einen Aufstand um seinen Götterthron gebracht, begrüßt er die Freiheit mit Freuden und findet die Befriedigung seines Seins in einem idyllischen Leben an der Seite Gylluspa's. Das echte Glück rein menschlicher Liebe von Herz zu Herzen, dies lehrt der Roman, hat einen höheren Werth als eine erlogene Göttlichkeit. Die treibende Kraft dieser Handlung ist nicht der passive Maha Guru selbst, sondern dessen jüngerer Bruder. Als Mit=verlobter, der kraft eines stürmischen Temperaments Gylluspa mit größerer Leidenschaft liebt, als es sonst in Tibet bei jüngeren Brüdern wohl üblich, sieht er durch seines Bruders Gottwerdung sich die Geliebte für immer entrissen. Um in ihren Besitz zu gelangen, muß er auf ihre Vereinigung mit Maha Guru hinarbeiten. Die Leidenschaft macht ihn zum Zweifler an der Göttlichkeit seines Bruders. Er ist es, der den Aufstand anzettelt, welcher Maha Guru vom Götterthrone stürzt. In wirksamstem Contrast steht zu dieser Skepsis der Leidenschaft, welche einen Gott entthront, um ihn auf irdische Weise glücklich zu machen, die rein ästhetische Skepsis des Vaters von Gylluspa, Hali Jong, des

Götzenfabrikanten von Para. Diesen hat sein künstlerischer Sinn zu einer Abweichung von der traditionell geheiligten Nasenform seiner vorschriftsmäßigen Götzen verleitet, und ob dieser Neuerung wird er von einem Ketzergericht zum Tode verurtheilt. Hali Jong bleibt bei seiner revolutionären Aufwallung im Banne des kleinlichsten Fetisch-Dienstes; Maha Guru's Bruder sprengt mit kühner That die Fesseln eines zum Dogma erstarrten Priestertrugs und der Muth, der dem Menschen Götterstärke leiht, führt ihn zum Siege.

Der moderne Zug des Romans, der sich auf uns so ganz entlegenen Verhältnissen aufbaut, besteht in seinem ironischen Stil, in seiner satirischen Tendenz. In Gutzkows Verhandlungen mit Georg v. Cotta, der ihn von Uebernahme des Geschäftes an mit ganz besonderem Wohlwollen und Vertrauen beglückt hatte, findet sich die Erklärung, warum er sich hier für solche Tendenz der größten Objektivität befleißigt hat. Am 24. Juli 1833 schrieb er aus München an diesen: „Wenn Ew. Hochwohlgeboren die Bedingung der definitiven Annahme meines Romans an die Vermeidung politischer oder moralischer Verstöße knüpfen, so kann ich Ihrer Entscheidung mit Gewißheit entgegensehen. Meine erste Schrift: ‚Die Narrenbriefe‘, hat sich zwar mit jugendlicher Keckheit einigen mir als solchen erschienenen Irrthümern entgegengestellt, doch hab ich in der vorliegenden Schrift gerade einen Gegenstand gewählt, der mich von dem wirren, unklaren Kampfe der Zeit entfernt halten sollte. In moralischer Rücksicht kann ich ebenso sehr selbst einem strengen Urtheile entgegensehen. Allerdings schildere ich die Sitten eines Landes, wo eine Frau vier Männer nach einander ins Brautbett führen darf, aber nichts ist heiliger als das Herkommen. Ich habe überall das Unzarte, das nach unsern Begriffen in diesem Verhältnisse liegt, vermieden, und bin gewiß, daß die Tendenz des ganzen Romans eine erhebende ist. Ich schildere an dem Leben eines Gottes, wie wahr der alte Spruch ist, daß es ein Glück ist, ein Mensch zu sein.“ Das Verbot seiner „Narrenbriefe“ hatte ihn vorsichtig gemacht. Was er hier sagt, entspricht in gewissem Maße den Thatsachen, und doch sind auch diese Sätze, wie die Anrufung „nichts ist heiliger als das Herkommen“, in Ironie getaucht. In der That: kein Ausfall, keine Erwähnung berührt die heimischen Zustände der Gegenwart. Auch die Episoden, welche uns die Beamtenhierarchie Chinas und deren Lebensverhältnisse schildern, enthalten keine direkten Anspielungen. Die Satire herauszufühlen, blieb ganz dem Leser überlassen. Der Dichter bleibt immer im Bilde, immer Erzähler. Nur daß das bewußte Streben nach künstlerischer Objektivität eine gewisse

Kälte und Nüchternheit zur Folge hatte, die den poetischen Reizen des Stoffes Abbruch thut. Wer sich aber vergegenwärtigt, daß zu den Sentenzen Heine's, die damals in aller Leute Mund waren, auch die von der „Emanzipation des Königsthums" gehörte, die Forderung: „auch die Könige müssen emanzipirt werden", befreit werden von der unnatürlichen Erdentrücktheit des Gottesgnadenthums, so daß sie menschlich mit Menschen verkehren, lieben und heirathen dürfen, wie das Herz sie treibt, der hat den Schlüssel zu dem politischen Theil dieser Satire gefunden. Nicht für das größere Publikum war diese Art künstlerischer Satire, dafür war sie zu fein. Die Klärung des Stils, die Originalität der Erfindung, der architektonische Aufbau der geistreichen Arbeit fand aber vielfach kritische Anerkennung, und Menzel schrieb („Lit.-Blatt", 1834, 24. und 25. Februar): „Seit Ludwig Tieck gab es Keinen, der so jung an Jahren, schon so reif an Phantasie und Geist gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er die Klippen und Strudel vermeiden werde, die dem jungen Genius von allen Seiten drohen; wir sind schon jetzt überzeugt, daß er unter den Schriftstellern deutscher Nation eine bedeutende Rolle übernehmen und behaupten wird."

Daß Menzel sich um diese Zeit fördernd zu Gutzkows poetischen, nichtlyrischen Anfängen verhalten und nicht etwa, wie sein Eingangs mitgetheilter Brief und die Anzeige des Forums vermuthen lassen könnten, ihn andauernd auf die politische Journalistik und die literarische Kritik verwiesen hat, auch schon ehe er „die Narrenbriefe" aufzuweisen hatte, dies geht aus dem zweiten Brief Menzels an Gutzkow hervor, der sich in dessen Nachlaß erhalten hat. Derselbe, von Stuttgart, 2. Oktober 1832 datirt, war an den inzwischen zum Dr. phil. aufgerückten stud. jur. nach Heidelberg gerichtet:

„Lieber Freund! Der gute kleine Bähr war so eben bei mir und wird Sie ohne Zweifel sogleich nach seiner Rückkehr nach Heidelberg aufsuchen. Daß Creuzer sich nicht mehr für Sie interessirt hat, wundert mich in der That. Sie sind vielleicht nicht munter genug gegen ihn herausgegangen, haben ihn nicht Feuer genug blicken lassen, und er kennt Sie zu wenig, um zu wissen, was hinter Ihrem bescheidenen Wesen steckt. Uebrigens werden Sie doch wohl in Heidelberg so viel erträglichen Umgang finden, als man zur Noth bedarf.

„Diesen Mittag wurde ich an einen dritten Ort eingeladen, wo ich den Geh. Rath Müller von Weimar fand, der als wärmster Freund Goethe's und Herausgeber seines Nachlasses sehr nach der Bekanntschaft

seines wärmsten Feindes geizte, und mir bey dieser Gelegenheit bessere Begriffe von Goethe beyzubringen eifrigst bemüht war, indem er mir namentlich von dem Beschluß des Faust goldene Berge versprach. Dieser Schluß soll religiös, katholisch, mystisch sein, Gretchen erscheint als Geistin, als weiße Dame, als liebender Schutzgeist, und rettet Faust aus den Klauen des Teufels. Alles läuft zuletzt auf die Idee hinaus, daß die Liebe die Welt regiere und alle Sünden vergebe, daher auch noch die Jungfrau Maria eine große Rolle spielt, woran, wie Herr Müller hofft, die Katholiken sich nicht wenig ärgern werden, und noch mehr alle die, also, wie wohl ich, an Goethe's Frömmigkeit bisher gezweifelt. Ich äußerte ihm meine nicht geringen Besorgnisse hinsichtlich des Teufels, um den es doch schade wäre, wenn er sonach zu kurz käme, allein es scheint wirklich, Goethe hat diesen alten Freund desavouirt. Wir wollen die Sache abwarten, und wenn Goethe seinem Faust wirklich ein neues theosophisches Interesse gegeben hat (er soll die Mystiker sehr fleißig studirt haben), so wird mich das bald kritisch beschäftigen. Auch der vierte Band von Wahrheit und Dichtung soll viel Interessantes enthalten.

„Es freut mich, daß Sie an eine Novelle und ein Lustspiel denken, gelingt auch nicht gleich der erste Versuch, so kommen Sie doch in die Uebung; in diesen Formen läßt sich viel leisten.

Meine Gartengeschäfte zwingen mich zu schließen.

Adieu Ihr Menzel."

Auch Gutzkow betrachtete diese ersten Arbeiten nur als Versuche. In der Ueberfülle geistiger Triebkraft, die in ihm wogt und gährt, giebt er diese Arbeiten, den großen zweibändigen Roman wie die kleineren Erzählungen, die er fürs „Morgenblatt" schreibt, hin als kleine Abschlagszahlungen seines Talents, dessen Sinn nach weit Größerem steht. Unverrückbar sieht er vor seinem Auge das Ideal einer großen, aufs Leben, auf Reform und Befreiung gerichteten Thätigkeit als Schriftsteller, als Dichter einer Poesie, die nicht zwecklos unterhält, ergötzt, das Eigengefühl liebkost, sondern die begeisternd auf den Willen der Menschen wirkt, die gemeinsamen Ideale zur That werden zu lassen. Als er Anfang 1834 sechs dieser kleineren Erzählungen zu zwei Bänden zusammenstellte, die dann mit Erlaubniß Cotta's bei Hoffmann und Campe erschienen, erzählte er in der Vorrede, die Göttin der Gelegenheit sei ihm unlängst erschienen und habe ihn gewarnt, als ein dem großen Publikum völlig Unbekannter nicht mit neuen Ideen und originellen Dichtungen weiter hervorzutreten. „Sieh Dich vor! Verscherze Dein Talent nicht!

Zu den Bedürfnissen steige herab, laß Deine Götter Menschen werden! Gieb Dir um keinen Preis den Anstrich der Neuheit, sondern wirf Dich in die abgetragenen Kleider Deiner Vorgänger. Erfinde Dir allerhand kleine Anekdoten, lüge Dir Zeit, Ort, Stunde, Menschen zusammen, schreibe Novellen! . . . Vielleicht gefallen sie, spekulirt' ich weiter. Deine Charaktere sind vielleicht nicht alltäglich, Deine Verwicklungen sind spannend, Deine Staffagen neu. . . . Die Empfindsamkeit beweint Deine weiblichen Ideale, Du läßt der Tugend immer Gerechtigkeit werden und kein Laster ungestraft bleiben, Du bleibst auf der Stufe der ordinären Wirklichkeit, welche man nur treu zu schildern braucht, um für genial, unübertrefflich, und in seiner Art einzig gehalten zu werden. Man vergleicht Dich mit Zschokke, findet Verwandtschaft mit Georg Döring, giebt zu, daß ich sogar schon um einen Schritt weiter bin als Eduard Gehe, und gesteht, daß ich selbst nicht mehr zu weit entfernt bin, um einen Willibald Alexis zu erreichen. Ich kann mich recht lebhaft in die Lage denken, in welche mich die nächsten fünf Jahre versetzen werden. In keinem Almanache wird mein Name fehlen. . . In den Prospekten neuer Morgen- und Abendblätter werden sich die Herausgeber damit brüsten, daß sie außer dem Herrn v. Rumohr, der Frau Amalie Schoppe, der Frau Henriette Hanke, der Freifrau Wilhelmine v. Gersdorf, auch den beliebten Novellisten Karl Gutzkow gewonnen hätten. Die Köchinnen, welche für ihre Herrschaften Bücher aus der Leihbibliothek holen, werden immer nach mir fragen, wenn von Herrn v. Lüdemann nichts zu Hause ist! Auf den Toiletten bin ich heimisch, die schönsten Kinder Evens gehen mit mir zu Bett und vergessen darüber, das Licht auszumachen; ich werde verstohlen aus den Nähpulten geholt, wenn die Mutter ins Theater geht, und die hoffnungsvollen Söhne des Hauses, statt den Tacitus und Plutarch zu lesen, studiren die Phantasiegemälde, welche noch alle bei Kollmann und Wienbrack von mir erscheinen werden. Ich bin auf dem besten Wege, ein tägliches Bedürfniß zu werden, und Tausende werden mir nachlaufen, wie dem Meister Furibund. — Dann soll aber auch der Augenblick gekommen sein, wo ich meine zweite Rolle zu spielen beginne. Man liebt mich, man bewundert mich, man ist von meinem sittlichen Werth durchdrungen, man ist bereit, mir über Berg und Thal zu folgen. . . . Was ich mich sehne nach dem Ablauf dieser fünf Jahre! Zuweilen ergreift mich die Zukunft mit titanischer Gewalt und ich fühl' es dann schmerzlich, daß sie erst gelebt sein will; daß ich noch fünf Jahre auf die Galeere geschmiedet bin; daß ich noch fünf Jahre um die hohe Braut freien muß; daß ich noch fünf Jahre mit einer gewissen

Geringschätzung von mir sprechen werde, wenn ich die Novellen bevorworte, welche den beiden vorliegenden Bändchen folgen sollen."

Daß der Kern dieser scherzhaften Ausführungen einer selbstironischen Stimmung durchaus ernst gemeint war, geht aus vielen Stellen hervor, die sich in Gutzkows Briefen an Cotta aus dieser und der folgenden Zeit finden. Nur gab das Verhältniß zu diesem und der Cotta'schen Buchhandlung dem Bewußtsein einer vorläufigen Lehrzeit noch eine andere Richtung. Wie das glühende Interesse für Politik, für die Angelegenheiten des Vaterlands jenes Dichterideal geschaffen hatten, wie sie seinen theologischen, philologischen und philosophischen Studien eine Fortsetzung in der Fakultät der Rechts- und Staatswissenschaften gegeben hatte, so fühlte er sich auch getrieben, neben den Versuchen in der herkömmlichen Erzählungskunst auch solche auf dem Gebiete der rein politischen Schriftstellerei anzustellen. Er selbst hat später in den „Rückblicken", wo er auf seine juristischen Studien in Heidelberg zu reden kommt, diesen Zustand mit Worten charakterisirt, auf die wir bereits im 4. Kapitel kurz verwiesen: „Uebe dich so viel du kannst in Führung der neuzeitlichen Waffen", sei seine Devise gewesen. „Der Konstitutionalismus, ein im damaligen Preußen verpöntes Strebeziel der Politik, hatte im Lande Baden seine festesten Wurzeln geschlagen. Schon ging der eigentliche Drang des Gemüths über die Schranken der Schule und der akademischen Disziplinen hinaus. Es war die Zeit und das noch ungelichtete Chaos ihrer Forderungen, das mächtige Wehen und Rauschen in den neuen Luftströmungen, die über die Menschheit hinwegzogen . . ., was die Jünglingsseele fast nur noch allein erfüllte." Damals begann er, für das „Literaturblatt" eingehende Berichte zu schreiben über die neuesten Werke der Staatswissenschaft (von J. B. Say, Ad. Smith, Malthus, Pölitz 2c.), was er von München aus fortsetzte. In jener Heidelberger Zeit schrieb er auch, angeregt durch sein Interesse an der endlich bevorstehenden Eröffnung der württembergischen Kammer, eine Broschüre: „Divination auf den nächsten württembergischen Landtag", wiederum anonym, welche Ende November im Verlag von Friedrich König in Hanau erschien und eine Zeitlang in Stuttgart dem wegen seiner liberalen Grundsätze vom Bundestag abberufenen Minister Wangenheim zugeschrieben wurde. Er hat derselben in seinen „Rückblicken" kurz erwähnt. Das einzige Exemplar, das sich von uns finden ließ, besitzt die Königl. öffentliche Bibliothek in Stuttgart.

* * *

Diese zweite rein politische Schrift des jungen Geistes überrascht wiederum durch die überlegene Ruhe, mit welcher hier vom Standpunkt eines nationaldemokratischen Ideals zu einer maßvollen, streng realistischen Betriebsweise des politischen Fortschritts gerathen wird. Als gelehriger Schüler Börne's weiß er mit glänzendem Geschick den Vortrag radikaler Grundsätze so einzukleiden, daß als Hauptsache der Schrift die Mahnung an die württembergischen Landboten erscheint, sie sollten den Diplomaten die Kunst des Temporirens ablernen, und die Begründung der politischen Maxime, „daß die Zunahme unserer Hoffnungen in einem gleichmäßigen Verhältnisse zu der Wahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung stehen müsse". Kühlen Blutes sagt er der liberalen Kammermajorität ihr Schicksal voraus. Nach den Bundestagsbeschlüssen des letzten Jahres, welche dem Bundestag ein Interventionsrecht in die Angelegenheiten der Einzelstaaten und Verhandlungen ihrer Landstände eingeräumt, habe die Opposition wenig Aussicht, durch Geltendmachung großer politischer Gesichtspunkte, welche auf Freiheit und Einheit des ganzen deutschen Vaterlandes abzielen, etwas Thatsächliches zu erreichen. „Ist die Opposition darin einig, ihre auffallende Majorität zur Debatte über die Ideen zu benutzen, so siegt die Regierung entweder augenblicklich durch die Intervention des Bundestags oder durch ein bald eintretendes Zerwürfniß der nur nothdürftig zusammengehaltenen Parteien. In beiden Fällen ist für die materiellen Interessen der Württemberger ebenso wenig gesorgt, wie für die Hoffnungen des gemeinsamen Vaterlandes." Beiden Uebeln müsse man ausweichen. Das Recht der Steuerverweigerung, die mühsam errungene Preßfreiheit, seien durch Rechtsverpflichtung in Frage gestellt. Andererseits hätte diese Reaktion die Versöhnung der liberalen Parteien herbeigeführt, welche seit dem Hambacher Fest sich immer gefährlicher getrennt hatten. Diese Versöhnung nicht aufs Spiel zu setzen, sondern den Zusammenschluß der Opposition zu pflegen, bis günstigere Zeiten zu energischem Vorstoße kämen, sei für jetzt das Wichtigste. Nachdem die süddeutschen Fürsten ihren Frieden mit den Kabinetten von Berlin und Wien gemacht und der Bund die eigene Furcht vor der Revolution durch Gewaltmaßregeln zur Unterdrückung der öffentlichen Meinung überwunden, sei die Zeit für große parlamentarische Kämpfe in den Kammern, dem letzten Hort der Freiheit, nicht günstig. „Die stillschweigende Anerkennung der eingetretenen Schwierigkeiten möge die Freunde der Freiheit nur fester aneinander ketten, die für eine bessere Konstellation der Zukunft aufgesparten Kräfte erhöhen und jeden Bruch verhindern, der bei Mißverständnissen oder Nichtkenntniß der wahren Interessen und ihrer

besseren und schlechteren Auspizien eintreten müßte.“ Die Regierung selbst habe schon bewiesen, wie sicher sie sich trotz der drohenden Opposition im Schutze des Frankfurter Rückhalts fühle. Sie habe die dort unliebsamen Minister entlassen, die Organe der öffentlichen Meinung zum Theil unterdrückt, andere in ihren Privilegien beschränkt und mehrere stimmführende Demokraten kriminalistisch bedroht. „Die so gefährlich aufreizenden Durchzüge der Polen haben ein Ende genommen, die Banketts, die vor Kurzem noch die Wähler ihren Deputirten gaben, wiederholen sich seltener; die Musik, allerdings die gefährlichste Feindin der — — (hier folgen Zensurstriche), weil sie die Herzen anschwellt und zu großartigen Empfindungen stimmt, muß bei jeder festlichen Versammlung um zehn Uhr, also gerad' in dem Augenblick, wo die Köpfe voller, die Zungen gelöster und die Augen glühender werden, das Feld räumen.“ Was könne der württembergischen Regierung gegenüber die Opposition im Landtage ausrichten? In Frankreich und England würde ihre Majorität die dem König aufgezwungene Nothwendigkeit zur Folge haben, sich mit neuen Rathgebern zu umgeben, welche die Grundsätze der Opposition zur Geltung bringen. „Diese Folge wird aber eine württembergische Opposition niemals nach sich ziehen. Denn einmal ist die Durchbildung des konstitutionellen Systems bei uns noch nicht bis zu jener Konsequenz gediehen, wie wir sie über dem Rhein und dem Kanal antreffen; andererseits sind die Bestandtheile der deutschen Oppositionen Elemente, die in Frankreich vergebens nach einer Analogie suchen. Während hier die Parteien bis zur vollkommenen Abgrenzung ihrer Meinungen und Maßregeln sich ausgebildet haben, werden bei uns die vielfachen politischen Glaubensbekenntnisse noch lange vergeblich auf Reduktionen warten, werden die Koterien noch immer die innere Kraft der Fraktionen zerstören und die besonderen Bildungsgänge der Einzelnen den Sieg über die Uniformität davontragen ... Die Taktik der Whigs und Torys ist so alt wie die Privilegien der englischen Verfassung. Die linke und rechte Seite der Franzosen hat eine Erfahrung, die, was ihr an Dauer abgeht, durch ihre Großartigkeit ersetzt. Endlich rechne man, daß selbst die letzten Zielpunkte, auf welche eine als einig wirkende Opposition bei uns hinarbeiten könnte, immer wieder anders gegeben sind, als bei den verglichenen Nationen. Hier ist der König eine willenlose Eroberung, die jede Partei machen kann, wenn ihre Anstrengungen einen glücklichen Erfolg haben. Die Majorität in der Kammer bestimmt die Wahl des neuen Ministers und macht die Aenderung des bisherigen Systems zu seiner ersten Aufgabe. Bei uns dagegen wird ein Fürst nie Anstand

nehmen, einem Minister, wenn dieser auch jetzt seine Propositionen zurücknehmen müßte, das Portefeuille zu lassen, weil es schon längst in Deutschland hergebracht ist, daß wir nicht nach Gesetzen, sondern durch die Polizei regiert werden."

Um das Ziel der Konsolidirung der liberalen Opposition auf die wirklich allen gemeinsamen Prinzipien zu erreichen, sei vor allem Wahrheit nöthig, rücksichtslose Klärung von Illusionen, stillschweigend geduldeten Ausnahmen, gefährlichem Pietätskultus. Es sei falsch, die Führung gerade solchen Männern anzuvertrauen, die das Heil der Zukunft in der Vergangenheit, in romantischen Liebhabereien oder philosophischen Doktrinen suchen. Er steht nicht an, Uhlands Beruf zur Führerschaft zu bezweifeln, gerade weil dessen Besonderheit als Dichter viel zu sehr in poetischen Sympathien für das Mittelalter wurzle. Auch Paul Pfizer ist ihm nicht der rechte Mann, er sei zu tief von den Netzen der Philosophie umstrickt und gründe seine Freiheitssätze auf Gefühle und Doktrinen, statt auf das wirkliche Leben. Viel mehr Verständniß für eine praktische Oppositionsleitung verspricht er sich von den Männern, die sich um das Organ der Volkspartei, den „Hochwächter", schaaren, vor allem von Schott, dem er ebenso reiche ständische Erfahrung, wie Festigkeit des Charakters und Begeisterung für die Fortschrittsideen der Zeit nachrühmt. „Er ist der Hort der genannten Partei. Die Gründung des Hochwächters war entscheidend für die Hoffnungen derselben. Die großartige Theilnahme des ganzen Württemberg (an seiner Gründung) war das Signal einer neuen Zeit, die für das gedrückte Land anbrach. Jetzt hatten die vereinzelten Klagen ihren Zentralpunkt gefunden, fast eine Art von System allgemeiner Beaufsichtigung organisirte sich, die Beschwerden, die dort ein Landstädtchen, hier eine Gemeinde aus dem Gebirge schickte, ließen sich bald vergleichen, und es wurde möglich, auf Mißbräuche, die durch die ganze Verwaltung griffen, zu schließen ... Kein Land ist von einer anmaßenden Beamtenkaste so belästigt, wie Württemberg ... Alle diese Beschwerden sind in ihren Details durch nichts so hervorgetreten, als durch ein unscheinbares Volksblatt, dessen Verfasser man billig das ganze Land nennen kann. Vor diesem Feinde war die Regierung am meisten besorgt." Aber jetzt — nachdem ihr der Bundestag die gesetzlichen Mittel dazu gegeben, habe sie auch ihn mundtodt gemacht. Das Blatt sei zu offen mit seinen Plänen auf organische Volksvertretung des allgemeinen Deutschland hervorgetreten und habe dadurch den Zorn des neu befestigten Fürstenbunds auf sich gelenkt. Sein Schicksal sei lehrreich für das Verhalten der Partei in

dieser bedrängten Zeit. Ueberhaupt sei zu wünschen, daß sich die Volksvertreter, die für die schöne Idee des gemeinsamen deutschen Vaterlandes kämpfen wollen, über die Möglichkeiten, zu diesem Ziel zu gelangen, besser besinnen möchten. Nicht die Fürsten suche man vom Bundestage frei zu machen, sondern der heimischen Freiheit gebe man ihre Rechte! Oder denkt man gar, die Zukunft werde befreite Könige und nicht entfesselte Völker brauchen?" Am Schluß seiner Revue der Führer kommt er auf Menzel zu sprechen. Dieser erscheint ihm — wenn er den Versprechungen seiner Vergangenheit Wort halte, als der geeignete Mann. „Ich habe," sagt er, „nach der Lesung seiner Schriften immer die Meinung gehabt, Herr Menzel sey ein Freund der Wahrheit, wie es deren wenige giebt; er hasse jede Rücksicht, die verhindern könne, sie frei zu bekennen, und verachte die Schwäche, die an die Stelle des Wirklichen Träume und Phantasien setzt. Ich halte ihn mit Vielen für einen abgesagten Feind der Illusionen und vertraue der unparteiischen Ueberzeugung, die er auf der Höhe seines übersichtlichen Standpunktes muß gewonnen haben . . . Kann er die Stellung eines Deputirten den wahren Verhältnissen gegenüber verkennen? Die Vergangenheit wirft auf die Zukunft das beste Licht . . ." Der Schluß der Flugschrift sprach die Hoffnung des Verfassers aus, der glückliche Erfolg des neuen Landtags möge alle seine Besorgnisse widerlegen.

So trat Gutzkow auch in seiner ersten selbständigen, rein politischen Schrift als Realpolitiker ins Feld für die Ideale des Fortschritts.

Ob er darin aber den Geschmack seiner Gesinnungsgenossen in Schwaben traf, ist freilich eine andere Frage. Die Broschüre, welche noch im November 1832 in den Stuttgarter Buchhandlungen auslag, machte berechtigtes Aufsehen. Die staatsmännische Mäßigung des Grundgedankens führte die Vermuthung herbei, daß Graf Wangenheim oder ein anderer liberaler und von der Reaktion gestürzter Staatsmann der Verfasser sei. Menzel selbst rieth auf ersteren und zeigte sich dann enttäuscht, als er von seinem jungen Adjutanten, der zu Weihnachten von Heidelberg herüberkam, erfuhr, dieser sei der Verfasser. Aufgebracht war man natürlich in den Kreisen Paul Pfizers über die Flugschrift, und auch sonst waren viele Liberale wenig erbaut, als sie erfuhren, daß ein kaum in Schwaben warm gewordener halbwüchsiger Berliner der Autor dieser vielbesprochenen Schrift sei, die an den politischen Verhältnissen, Parteigruppen und Parteihäuptern Schwabens eine Kritik übte, die sich freimüthig über jede Parteirücksicht erhob. Aber gerade die bedeutendsten politischen Köpfe unter den süddeutschen Parlamentariern, wie Schott

und Cotta, erkannten die Bedeutung dieses jungen scharfäugigen Kopfes, der in so vielem den Nagel auf den Kopf traf. Gutzkow würde gewiß noch mehr Früchte von diesem Erfolge geerntet haben, wenn nicht der Triumph seiner Voraussagungen zugleich den Untergang seiner Hoffnungen auf eine politische Laufbahn bedeutet hätte. Wovor er gewarnt hatte, geschah, und die Folgen, die er vorausgesehen, traten ein. Paul Pfizer, dem der „Briefwechsel zweier Deutschen" und dessen demokratische Tendenz die Entlassung aus dem Staatsdienst zugezogen, dagegen die Wahl zum Abgeordneten von Tübingen eingetragen, war keineswegs gewillt, die ihm zufallende Führerschaft zu Gunsten eines Anderen aufzugeben und die in der „Divination" angerathene maßvolle Realpolitik zu treiben. Gerade was Gutzkow mit Recht als Dasjenige bezeichnet hatte, was die Uebermacht herausfordern würde, machte er sich zur Aufgabe: er nahm den Krieg mit dem Bundestag auf. Er veranlaßte die bekannte „Motion" gegen die Beschlüsse vom 28. Juni und fand für dieselbe auch eine bedeutende Majorität. Die Folge aber war, daß die Regierung bereits am 22. März den Landtag auflöste und im weiteren Verfolg ihres Vortheils die Neuwahlen so leitete, daß sie eine erdrückende Majorität von willfährigen Staats- und Gemeindedienern an die Stelle der Opposition brachten. Auf lange Jahre hinaus war durch die zwar mannhafte, aber unkluge Kampfesweise Pfizers das Verfassungsleben in Württemberg vernichtet. Die deutschen Hoffnungen auf die Vorarbeit der Ständekammern für das schließliche Einigungswerk einer Reichsvertretung waren hier wie auch anderwärts durch ein gegenüber der Uebermacht des neugestärkten Bundestags übel angebrachtes Ungestüm vernichtet. In den „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus" nahm Pfizer nun den Gutzkow'schen Standpunkt ein: auch er rieth jetzt zum Zusammenfassen der Kräfte, zum Ausbau eines Verfassungslebens in den deutschen Einzelstaaten, bis die Zeit erfüllt sei, welche das Zusammenschmelzen derselben zu einem deutschen Parlament gestatte. Vorher schon hatte er in einem Briefe an Friedr. Perthes, der ihn wegen seines „Briefwechsels" beglückwünscht hatte, voll Resignation geschrieben: „Jede Theilnahme für Preußen würde mir, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören; denn der Unwille gegen Preußen ist besonders infolge seines Benehmens gegen die Polen bei uns so groß und so allgemein, daß selbst die abgesagtesten Franzosenfeinde seinen Namen selten ohne einen Ausdruck des Abscheus oder

der Verachtung aussprechen. Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tag zu Tag, und mir verbietet mein eigenes politisches Gewissen, mich von meinen Landsleuten in einem Augenblicke zu trennen, in welchem man in Süddeutschland täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationaleinheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbrüdern scheint, und selbst die bescheidensten Erwartungen der Freiheitsfeinde täuscht." Nach den hohen Erwartungen, welche der „Briefwechsel" ausgesprochen, mag diese Erkenntniß dem Schwerenttäuschten hart genug angekommen sein.

Diese Arbeiten erweckten in Georg v. Cotta den Wunsch, Gutzkow womöglich ganz für die politische Schriftstellerei zu gewinnen. Ihm war die Aufgabe zugefallen, in schwierigster Zeitlage die Unternehmungen seines Vaters weiter zu führen. Selbst zur Diplomatie erzogen und von vornehm-staatsmännischem Wesen, imponirte ihm die große Selbstbeherrschung und diplomatische Ruhe dieses jungen Schriftstellerkopfs, dessen erstaunliches Wissen von einem seltenen Tiefblick und Wirklichkeitssinn regiert wurden, außerordentlich. Der sich aus diesen Anträgen ergebende Kampf in Gutzkows Seele wird uns im nächsten Kapitel beschäftigen. Das heutige schließen wir mit Gutzkows Antwort auf Cottas Einladung, zu seinen Instituten in ein festeres Verhältniß zu treten. Der Brief ward in München, gerade nach Beendigung des „Maha Guru", am 31. Juli 1833 geschrieben:

„Ew. Hochwohlgeboren

bin ich für die überwiesene Summe zu Dank verpflichtet. Ich würde es gern hören, wenn Sie selbige als Vorschuß auf meinen Roman ansähen; auf jeden Fall schick ich Ihnen beifolgend den zweiten Theil, und bitte Sie, dem Ganzen recht bald ein paar Mußestunden und ein günstiges Auge zuwenden zu wollen. Ich bin schon fast daran gewöhnt, den Zögling meiner Muse bei Ihnen in sicheren Händen zu wissen.

„Ew. Hochwohlgeboren verlangen von mir eine genauere Erklärung darüber, in wiefern ich Ihren Wünschen wegen festeren Anschlusses nachzukommen gedenke. Aber selbst wenn ich ein gerechtes Vertrauen in meine Leistungen besäße, würd' ich in Versprechungen zurückhaltend sein und den Athem nicht zu tief heraufholen. Was kann mir in meiner noch nicht langen Schriftstellerlaufbahn willkommener sein, als die Beachtung und die Theilnahme eines solchen Instituts, wie das Ihrige?

Ich kann da den Mund nicht voll nehmen, wo ich es für ehrenvoll halten muß, nur einige Worte zu sprechen."

Es folgt nun die Stelle, die wir schon früher mittheilten und in der er von sich sagt, daß seine Theilnahme am „Literatur-Blatt" ihm den Namen des Menzel'schen Adjutanten zugezogen habe.

„Ich hatte in früheren Jahren", schreibt er weiter über dieselbe, „in mehreren wissenschaftlichen Fächern mit eisernem Fleiße gearbeitet, und besaß deshalb Universalität genug, mich in die Tendenz und den Plan des Lit. Bl. gut zu finden. Ich werde die Verbindung mit Menzel niemals aufgeben, woran mich sowohl die Freundschaft dieses Mannes und die Dankbarkeit, zu welcher er mich mannichfach verpflichtet hat, verhindert, als auch mein eigener Vortheil. Denn nichts ist anregender, als kritische Beschäftigung, und die allgemeine Achtung, ja auch die Furcht und der Ingrimm, die das Literaturblatt begleiten, geben mir die Gewißheit, daß meine Kritiken hier am rechten Orte sind und gelesen werden, dessen man sich bei andern Instituten selten rühmen darf.

„Meine Narrenbriefe hab' ich in Stuttgart im Januar 1832 geschrieben" (die erweiterte Form wurde erst im Sommer beendet) „und in ihnen Alles geleistet, was man von einem 20jährigen jungen Manne verlangen kann. Die Kritiker sind mir günstig gewesen, ich habe mir Freunde dadurch erworben, und nun ich auch von meinem Verleger erfahre, daß der Absatz namentlich im Norden recht reichlich ausgefallen ist, ärgert es mich, daß ich meinen Namen verschwieg. Ich muß dies Versäumniß einholen und überhaupt darauf bedacht sein, einige Zeit hindurch mein werdendes Renommée zu poussiren, oder zu deutsch: es mit dem Keil zu treiben. Daher mein Maha Guru, daher mehre andre Pläne, die mich einige Jahre beschäftigen sollen. Man kann sich einen soliden Ruf nur durch Bücher begründen.

„Ich gestehe Ihnen, daß mich diese Ueberzeugung hindert, ausschließlich meine Thätigkeit auf Journalartikel zu beschränken. Doch bleibt dabei immer noch Einiges übrig, was ich unbedingt versprechen darf. Das Morgenblatt, wo ich mich von jetzt an zu meinen Artikeln nennen will, wird fleißige Sendungen erhalten. Den versprochenen Reisebericht, eine Novelle noch im Oktober (die Redaktion hat noch eine von mir liegen) und Korrespondenzen, wie ich sie früher schon von Berlin aus geliefert habe. Diesen werd' ich fortwährend andre Sachen folgen lassen. Ich will mit meiner Feder meine Existenz sichern und darf sie also nicht feiern lassen.

„Menzel schreibt mir, Sie hätten in Folge meiner staatswirth-

schaftlichen Aufsätze auch Beiträge für die Allgemeine Zeitung von mir gewünscht. Ich bin mit dem Versprechen, hier thätig sein zu wollen, rasch zur Hand, obgleich ich die Schwierigkeit des Gegenstandes, ja selbst des Ortes kenne. Ich denke frei, ich bin kein Freund der Monarchie, aber ich besitze Einsicht genug, zu wissen, was sich den Vertheidigern der andern Meinung sagen läßt, ohne ihre Gewalt herauszufordern. Mein Stil ist reflektirend, ich habe ihn ganz in meiner Gewalt und nehme meinen Standpunkt am liebsten mitten unter den Ereignissen oder über ihnen. Ich habe einige politische Flugschriften geschrieben, die von glühendstem Liberalismus diktirt waren, und die man für ministeriell hielt. Glauben Sie nicht, daß ich damit sagen will, die Allgemeine Zeitung soll aus einer Täuschung Vortheil ziehen, sondern ich wollte Ihnen nur damit die Garantie geben, daß ich, wenn ich Sie bitte, mir für Fragen des Tages und für Beleuchtung von Doktrinen zuweilen die Spalten der außerordentlichen Beilage zu öffnen, keine nackten herausfordernden Parteimeinungen geben will. Ich hätte es gern, daß ich, wie Heine die Zustände periodisch lieferte und v. Gagern die Vaterl(ändischen) Briefe, eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: „Die Fragen der Zeit" beginnen könnte, in denen ich die Politik des Jahrhunderts nach meiner Art erklären und beleuchten möchte. Das Ganze ließe sich zuletzt in einem Buche vereinigen. Schreiben Sie mir gefälligst, ob ich mir aus der Ausführung dieses Plans ein Geschäft für den Winter machen darf. Diese Aufsätze erhalten jeder eine eigene Ueberschrift: Statusquo, Neues Völkerrecht, Intervention, die Konferenzen, die Finanzfrage u. s. w. Die erste Probe dieser Art versprech' ich im Oktober, und würde Sie Ihnen früher schicken als der Redaktion in Augsburg.

„In einigen Tagen reis' ich von hier ab und werde den Weg durch Tirol und Steiermark nach Wien nehmen. Am 15. September treff' ich in Berlin ein. Sollten Sie mir vielleicht eine Mittheilung zu machen haben, so treffen mich bis zum 24. August Briefe, welche poste rest. zu diesem dato in Wien eintreffen. Spätere Briefe bitt' ich nach Berlin zu adressiren: Mauerstraße Nr. 64.

„Entschuldigen Sie diese weitläufige Epistel, von der ich wünschte, daß man sie Ihnen ins Bad nachschickte, weil Sie dort vielleicht mehr Muße haben, sie zu lesen, als im Kreise Ihrer häuslichen Geschäfte. Ich füge noch den Wunsch hinzu, daß Sie mit neuer Stärkung die von Ihnen besuchte Heilquelle verlassen mögen, und empfehle mich Ihrem geneigtesten Andenken.

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster K. Gutzkow."

Die Reise, die er hier ankündigte, war er im Begriff mit einem neugewonnenen Freund anzutreten, dem er sich in Gesinnung und Altersbedürfnissen näher fühlte als Menzel. Dieser Mitvertreter der von Gutzkow angekündigten neuen Schriftsteller-Jugend war Heinrich Laube, zur Zeit Redakteur des altbeliebten Leipziger Unterhaltungsblatts, der „Zeitung für die elegante Welt", von welchem ihm das Erscheinen der „Narrenbriefe" einen freudigen Zuruf der Sympathie eingetragen. Mit dieser Reise begann eine neue Aera voll Sturm und Drang für Gutzkow, ein unruhiges Hin und Her zwischen den Lockungen des journalistischen Berufs durch schmeichelhafte Angebote Cottas und den Einflüsterungen seines Ehrgeizes und seiner Umgebungen, die Führerschaft des jungen Poetengeschlechts zu übernehmen, das sich stürmischen Schritts in die ausgestorbene und verödete Walstatt des deutschen literarischen Lebens drängte.

„Und wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten" —

Rechts Poesie, links Politik,
Prophete in der Mitten.

VI.

Verbrüderungen und Konflikte.

Das Sommersemester 1833, das Menzels junger „Adjutant" in München verbrachte, Anfangs mit Eifer bei Puchta Pandekten hörend, dann mit wachsender Ausschließlichkeit der Vollendung seines „Maha Guru" hingegeben, erschloß dem überernsten Jüngling zum ersten Male einen Verkehrskreis, in dem zwar auch literarische und künstlerische Interessen das Leben beherrschten, aber das Leben dabei leicht genommen, die Kunst harmlos betrieben wurde. Seine ersten Eindrücke in München hatten ihm freilich wieder den ganzen Jammer der politischen Zustände in Deutschland zu Gemüthe geführt. Am 3. April hatte in Frankfurt jener Sturm von heimlich verbündeten Studenten und polnischen Flüchtlingen auf die beiden Hauptwachen stattgefunden, der von Metternich als Symptom einer großen internationalen revolutionären Verschwörung verfolgt und ausgenutzt wurde, von welchem aber der Historiker Ilse gesagt hat, daß es ihm beim Studium der Akten sehr problematisch geworden, ob nicht eine ganz andere Hand in letzter Instanz es verursacht gehabt, da jedenfalls der österreichische Bundestagsgesandte Graf Münch um dasselbe schon vorher gewußt habe. Am Tage nach dem Frankfurter Attentat, am 4. April, war Gutzkow von Heidelberg abgereist. Unter den betheiligten Insurgenten befanden sich auch Heidelberger Burschenschafter. Als Gutzkow sich am 8. auf dem Universitätsamt in München zur Immatrikulation meldete, wurde ihm dieselbe verweigert, bis er nachgewiesen habe, wo er zur Zeit des Frankfurter Attentats gewesen. Es währte geraume Zeit, bis die Alibis festgestellt wurden. Dabei wurde er von den Gensdarmen, den Amtsaktuaren bereits wie ein starkbelasteter Staatsverbrecher behandelt. Natürlich war er auch Gegenstand geheimer polizeilicher Ueberwachung. Hätte er sein Alibi nicht beweisen können, gewiß wäre auch er einer der vielen Untersuchungsgefangenen geworden,

die damals als politisch Verdächtige hinter deutsche Kerkermauern geriethen. Die Wirkung eines herrlichen Frühjahrs und jener Kreis angenehmer Bekanntschaften brachten ihn jedoch bald auf minder düstere Gedanken. Im Mittelpunkt dieses Kreises standen ein Novellist und eine Bühnendichterin, die beide vom Theater zur Literatur übergegangen waren und beide mit ihrem Talent nicht die Gestaltung von Idealen, sondern die anregende Unterhaltung des Publikums im Auge hatten: August Lewald und Charlotte Birch-Pfeiffer.

August Lewald, der sich von Hamburg her, wo er 1827 bis 1831 Regisseur am Stadttheater gewesen war, der Freundschaft Heinrich Heine's erfreute, dem er dann auch nach Paris gefolgt war und, als er im Jahre darauf die Seine-Stadt verließ, eine warme Empfehlung an Cotta zu danken gehabt, war durchaus ein Mann der praktischen Erfahrung und Spekulation in literarischen Dingen, wo Gutzkow noch aus Büchern und Zeitungen schöpfte und in Büchern und Zeitungen seine Welt fand. Damals gab er in München „Unterhaltungen für das Theaterpublikum" heraus in Konkurrenz zu Saphirs Skandal-Theaterblättern „Bazar für München", „Der Corsar" und „Der Horizont". Lewalds leichtflüssiges Fabulirtalent hatte ebenfalls Heine entdeckt und gefördert; er war einer der ersten, der in deutschen Journalen nach dem Muster der Pariser Boulevard-Feuilletonisten, wie Jules Janin, die tendenzlose Plauderei, die nur unterhalten und amüsiren will, mit Erfolg gepflegt hat. Von den Vielen, die vor, neben und nach ihm den Weg zur Literatur über die Bühne gesucht und gefunden, hatte er seine weltmännische Bildung und selten reiche Welterfahrung voraus, die sich auch in seinen Plaudereien und Lustspielen, seinen Novellen und „Skizzen" vortheilhaft geltend machten. „Er ist überall gewesen," schrieb Heine an Cotta, der ihn auf dessen Empfehlung zur Mitarbeit am „Morgenblatt" und dem „Ausland" einlud und später die Redaktion einer „Theater-Revue" übertrug. Kosmopolit durch Erziehung und Lebensgang, mit seinem gepflegten, früh ergrauten Schnurrbart und den feurig blickenden dunklen Augen im Aussehen den Eindruck eines polnischen Edelmanns machend, hatte er auch im Innern kein Echo für die patriotischen Ideale und Reformpläne des jungen Berliners, der bei den täglichen Zusammenkünften im Café Tambosi und den Schankstuben der Münchener Brauereien, auf den gemeinschaftlichen Ausflügen nach den Seen und Thälern des bayerischen Hochgebirgs, die damals noch keineswegs Modesache waren, sein aufmerksamer Zuhörer war. Die gemeinschaftlichen Beziehungen zu den Cotta'schen Blättern hatten die Bekanntschaft vermittelt.

Aus Königsberg (14. Okt. 1792) gebürtig und derselben Familie entstammend, deren nächste Generation der deutschen Literatur in Fanny Lewald ein noch entschiedeneres Talent gestellt hat, war August Lewald anfangs wider Willen Kaufmann gewesen, dann in Warschau Kanzleisekretär des Generals v. Rosen, hatte als Dolmetscher im Hauptquartier des Feldmarschalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht, war nach seiner Rückkehr endlich dem heimlichen Triebe zur Schauspielkunst gefolgt und daneben im Verkehr mit Karl Schall und Holtei in Breslau auch noch Lustspieldichter geworden, bis er für sein Verhältniß zur Bühne im Berufe des Regisseurs die rechte Mitte fand. Ehe er als solcher 1827 einem Ruf an das Stadttheater in Hamburg folgte, war er kürzere Zeit in München Dramaturg, in Nürnberg Theaterdirektor gewesen . . . kurz, neben seinen vielen kleinen Erzählungen hatte er einen höchst interessanten, ungedruckt und ungeschrieben bleibenden Roman verfaßt: den Roman seines eigenen Lebens.

Eröffnete das geistreiche und erinnerungsreiche Geplauder dieses abenteuerlichen Theatermannes dem werdenden Regenerator der deutschen Bühne einen weiten Ausblick über die bestehenden Bühnenverhältnisse in Deutschland und Frankreich, so war das Hauptinteresse der damals in frischester Entfaltung ihres dichterischen Talents begriffenen Schauspielerin Charlotte Birch-Pfeiffer den Geheimnissen der Bühnenwirkung zugewandt, die von so viel realeren Dingen abhängt, als sich der von einer idealen Anschauungswelt ausgehende junge Dichter bisher hatte träumen lassen. Die frühere Heroine des Münchener Hoftheaters, im 33. Lebensjahr stehend, fühlte sich durch den Erfolg ihres „Pfefferrösel" damals gerade ermuthigt, sich ganz der Bühnenschriftstellerei zuzuwenden. Ihr Mann, Dr. Birch, den sie 1825 in Hamburg geheirathet hatte, half ihr dabei, indem er als eifriger Leser von Romanen und historischen Werken nach Stoffen fahndete, die ihm zur „Bearbeitung für die Bühne" geeignet erschienen. Wie später Auerbachs „Frau Professorin", so hatte er ihr jetzt Ludwig Storchs „Freiknecht" empfohlen, und „Hinko, der Freiknecht" war unter der rührigen Hand Frau Charlottens im Werden. Eine Quelle besonderen Aergers waren der warmblütigen Frau damals die witzelnden Ausfälle und giftigen Spöttereien, mit welchen der gegen 1830 von Berlin nach München gekommene Saphir in seinen Witz- und Klatschblättern sie und ihr Schaffen verfolgte, wobei ihr braver Mann als „Doktor Harmlos" in das Gehege seiner oft zynischen Witze gerieth. Gegen Saphir, den Begründer jenes literarischen Klopffechterthums, dem die Kunstkritik nur ein Vorwand ist, um den eigenen

unsteten Witz auf Kosten des ernsten Schaffens flackern zu lassen, welchen damals König Ludwig I. — für literarischen Werth ein minder befähigter Kenner als für Werke der bildenden Künste — unglaublicher Weise zum „Hofintendanturrath“ ernannt hatte und als eine Art modernen Hofnarren eine Zeitlang zu seinem persönlichen Umgang heranzog, gegen Saphir fühlte Gutzkow eine innere Abneigung, und die Gemeinschaft dieses Gefühls gewann ihm die besondere Freundschaft der im innersten Wesen herzlich gutmüthigen Bühnendichterin. Sie weihte ihn in ihre Pläne, in ihre höheren Absichten ein, und er ließ sich gern von ihr unterrichten, wenn auch sein scharfes kritisches Auge nicht die Schwächen ihres Talents über den Vorzügen ihres guten Wollens übersah. Das hielt ihn nicht ab, ihren vorzüglichen Instinkt für das Bühnengemäße zu bewundern; auch später noch, als er in ihr eine Verderberin des Geschmacks bekämpfen zu müssen glaubte.

Inmitten dieser beiden Theaterpraktiker und unter dem Eindruck der allgemeinen Beachtung, die in München das Theater und alles, was mit ihm zusammenhing, genoß, regte sich alsbald auch in Gutzkow die Lust, sein Talent in dieser Richtung zu erproben. Wie wenig aber das verlockende Beispiel ihres industriösen Kunsttreibens im Stande war, die hochstrebende Richtung des jungen Idealisten zu beirren, der trotz seiner Armuth eben an einem Roman schrieb, welcher nur in dem engen Kreis der Höchstgebildeten auf Verständniß und Theilnahme rechnen konnte, dies zeigt uns der erste Dramen-Entwurf, der neben „Maha Guru“ gerade während dieses Verkehrs in ihm reifte. Wieder handelte es sich um ein Werk versteckter Satire auf die herrschenden Zeitverhältnisse: „Jupiter Vinder, phantastische Schattenspiele“ sollte dieser dramatische Erstling heißen; „Nero, Tragödie“ lautete der Titel, als er zwei Jahre später im Cotta'schen Verlag erschien. Das Zeitgemäße im Börne'schen Sinne war ihm jetzt noch wichtiger als das Bühnengemäße. Der Kontrast zwischen den Hoffnungen, mit welchen die deutschen Patrioten die Thronbesteigung Ludwigs I. begrüßt, und den Verfolgungen, welche jetzt den bayrischen Theilnehmern am Hambacher Fest, den Führern der Opposition gegen das oktroirte reaktionäre Preßgesetz, den Wirth, Siebenpfeiffer, Eisenmann, Behr, beschieden waren, zwischen dem idealen Schwung in den Gedichten des Königs, der als Kronprinz für „teutsche“ Einheit und Freiheit geschwärmt, und der feudal-partikularistischen Reaktion unter Schenk und Abel; der Widerspruch zwischen der Begeisterung für Griechenlands Freiheitskampf und der ängstlichen Abwehr aller freiheitlichen Regungen im eigenen Lande, der Kunstsinn,

der aus der Isarstadt ein neues Athen schuf, aber auch einen Saphir zum königlichen Intendanturrath ernannte, schienen dem scharfen Beobachter Analogieen in der Geschichte Nero's, des „Cytharöden", des Dichters auf dem römischen Kaiserthrone, zu finden. Die Hindeutung hierauf war der eigentliche Zweck der von Gutzkow geplanten ersten dramatischen Dichtung. Die Ironie der Romantiker, seiner jugendlichen Skepsis ein willkommenes Instrument, wollte er ins Spiel setzen im Geiste der liberalen Fortschrittsideen und in rein künstlerischen Formen, wie sie des Aristophanes Lustspiel als Muster vorstellte. Platens Romantischer Oedipus, der vor sechs Jahren in München zu Heine's grimmigem Aerger gedruckt worden war, war ein näher liegendes Muster; statt um literarische, war es ihm jedoch um politische Satire zu thun. Auch der 2. Theil des Faust und dessen allegorische Symbolik wirkten auf ihn ein. Seinem Gönner, Georg von Cotta, gegenüber legte er bei Ankündigung der neuen Arbeit freilich den Nachdruck auf ihren romantischen Charakter. „Soll ich Ihnen das Bild malen, das mir bei diesem Jupiter vorschwebt? Versetzen Sie sich nach Italien. Es ist Nacht, Mondnacht. Geheimnißvolles Dunkel schwebt über einem Myrten- und Orangenhain. Das Mondlicht fällt auf einige Statuen, welche marmorbleich aus dem dunklen Laube hervorschimmern. Tod herrscht in dieser Magie der Natur, nichts spricht, Alles ist kalt und doch weht durch Alles ein Hauch, eine Ahnung des Lebens; man sieht es, daß auf diesen stummen Lippen der Nacht wunderbare Worte liegen. In dieser Anschauung will ich mich halten, wenn ich das Rom vom Jahr 60 n. Chr. für meine Gruppen benutze. Es muß aber noch viel erwogen werden, ehe Alles, ja sogar die Hauptsache im Ganzen zum Abschluß kommt." Obgleich sein erster Entwurf dieses dramatischen „Schattenspiels" Lewalds Verurtheilung fand, welcher ihn mit Recht für völlig „bühnenunmöglich" erklärte, ließ er sich nicht abhalten, die Ausführung später aufzunehmen, und, wie schon angedeutet, zeigte sich Cotta geneigt, auch dieses neue Werk zu verlegen.

Ein größerer Einfluß als Lewald war einem dritten literarischen Talent vorbehalten, einem politischen Gesinnungsgenossen, der von Natur durch und durch Realist war und anfangs August mit anregender Frische in Gutzkows Münchener Lebenskreis trat, freilich nur, um ihn gleichzeitig aus demselben zu entführen. Diesem Einflusse hatte allerdings Lewald unbewußt gar erfolgreich vorgearbeitet, wenn er dem Lauschenden aus seinen Pariser Erinnerungen die lebendigen Eindrücke wachrief, die er dort von dem Treiben der Saint-Simonisten, von den Redakteuren des „Globe", den Führern einer jeune France empfangen, von denen

die einen in Kunst und Poesie, die anderen im sozialen Leben die Ideale eines neuen jungen Geschlechts zur Geltung zu bringen versuchten. Wenn er erzählte von dem Zusammenhalten dieser neuartigen „Romantiker“, die so wenig Aehnlichkeit mit den deutschen Romantikern hatten, weil sie bei aller Vorliebe für vergangene Zustände, entlegene Kulturen, freie Phantasiespiele, die Parole des Fortschritts auf ihre Fahne geschrieben, wenn er von der Macht Victor Hugo's über seine Genossen, von den Zusammenkünften bei ihm oder in der Dachstube Petrus Borels berichtete, oder gar von der Aufführung des „Hernani“, wo die „Jungen“ im Parterre, die Bohemiens der neuen Kunst, Alle für Einen und für den Einen um Aller willen eingetreten waren: wie regten sich da in dem jungen Propheten einer deutschen neuen Literatur die alten Träume von einem Zusammenschluß der Gleichgesinnten, von einer Brüderschaft der deutschen Ritter vom Geist, welche der Genius der Freiheit zum Kampfe für die politische und geistige Wiedergeburt des Vaterlandes berufen.

Seit Goethe's — am 22. März 1832 — und Hegels — am 14. November 1831 — erfolgtem Tode mehrten sich für Gutzkow die Anzeichen, daß er mit seinen Ahnungen und Wünschen in Deutschland nicht vereinsamt stand. Schon im Sommer 1832, als er von Stuttgart nach Berlin zurückgekehrt war, hatte er in einigen jüngeren Zeitungslesern bei Stehely, den Doktoren Kottenkamp und Sobernheim, Gesinnungsgenossen entdeckt und in Aufsätzen eines gleichalterigen Schriftstellers, Theodor Mundt, eine auffällige Schicksalsgemeinschaft erkannt, die ihn veranlaßte, dessen persönliche Bekanntschaft zu suchen. Auch dieser war zuerst mit einer politischen Schrift „Die Einheit Deutschlands“ hervorgetreten, in welcher auch er die Literatur als Einigungsmittel der Deutschen gefeiert hatte. In seinen ästhetisch-kritischen Beiträgen zu den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ und anderen Berliner Zeitschriften, die im nächsten Jahre in der Sammlung „Kritische Wälder“ erschienen, waren ihm deutliche Spuren eines ähnlichen geistigen Entwickelungsganges, wie er ihn selbst genommen, eines Kampfes der Selbstbefreiung aus den Banden der Hegel'schen Schuldoktrin und anderer akademischen Vorurtheile, die auch ihn umstrickt hatten, begegnet. Besonders in dem Aufsatz „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien“ hatte dieser engere Landsmann, der gleich ihm noch zu Füßen des alten Hegel gesessen, mit Grazie und im Sinne der Grazien die lähmende Wirkung der Hegel'schen Philosophie auf die Entfaltung poetischen Talentes aufgedeckt. Es war ein Kampf für das individualistische Prinzip gegen die Verallgemeinerungs- und Formelsucht des Hegelthums, für

das Recht der künstlerischen Phantasie auf Freiheit gegen Hegels Theorie der absoluten Nothwendigkeit, für die Bedeutung des Empfindungslebens gegen die These der „Enzyklopädie", daß der Mensch sich vom Vieh durch das Denken unterscheide, wogegen er das Empfinden mit diesem gemein habe. Der Eindruck, den Gutzkow von Mundt dann im persönlichen Umgang empfangen hatte, war zwar weniger günstig gewesen, aber die literarische Verbindung war aufrecht erhalten worden, um so mehr, als auch Mundt in seiner Berliner Vereinsamung sich von dem Beispiel der Pariser Romantisten im Zusammenschluß der literarischen „Jugend" mächtig bewegt fühlte, und er damals gerade dieses Treiben in der Novelle „Madelon, oder die Romantiker in Paris" zu schildern versuchte.

Ohne einen ähnlichen Entpuppungsprozeß aus der Befangenheit eines gelehrten Metaphysikers zu einem ans Leben unmittelbar anknüpfenden Schriftsteller zu erleiden, vielmehr aus der akademischen Welt nur die Elemente beherzten, übermüthig-kecken Burschenthums nach dem von Heine in der Harzreise gegebenen Beispiel ins Literarische hinübernehmend, hatte dagegen seit Anfang 1833 in Leipzig ein anderer junger Schriftsteller die Forderung einer Wiedergeburt des nationalen Lebens und im besonderen der deutschen Literatur zum Thema eines öffentlichen Wirkens erhoben. Das „Burschen heraus!" des Studenten wandte er an auf die literarische Jugend; den Kampf gegen die Philister erweiterte er zum Kampfe gegen Alles, was ihm überlebt und veraltet, seinem echten Wesen entfremdet schien in Staat und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft. Seit Anfang des Jahres zeichnete der Verfasser einer Schrift über die polnische Revolution und von „politischen Briefen" über die deutschen Zustände, denen zusammen er den stolzen Titel „Das neue Jahrhundert" gegeben, als Redakteur des schon 1801 von Jean Pauls Schwager, Karl Spazier, gegründeten und unter Methusalem Müller einer schläfrigen Behaglichkeit verfallenen Leipziger Unterhaltungsblattes, der „Zeitung für die elegante Welt". Dieser Mann des „neuen Jahrhunderts", der durch die eigene Jugendfrische sofort das methusalemische Blatt verjüngte, war Heinrich Laube.

Wir haben im 4. Kapitel Laube's schriftstellerische Anfänge bis zu seiner Ankunft in Leipzig im Spätsommer 1832 begleitet. Er wohnte hier Anfangs im Brühl, dann in der Nicolaistraße und aß an der Table d'hôte im Hotel de Bavière, an dessen Wirth Julius Kistner er einen werkthätigen Freund gewann, wie er auch sonst durch die Entfaltung seiner anregenden Geistesfrische bei der Tischunterhaltung zu einer Reihe interessanter

Beziehungen, z. B. zu dem Nationalökonomen Friedr. List, gelangte, dem damals in Leipzig lebenden Pionier des Eisenbahnwesens und der Handelseinheit von Deutschland. Durch ein paar aus spontanem Antrieb ins Leipziger Tageblatt gelieferte Theaterkritiken erregte er das Interesse des angesehenen Buchhändlers Leopold Voß, des Besitzers der „Eleganten", der ihn persönlich aufsuchte, um seine frische Feder für sein Blatt zu gewinnen. Durch polnische Freunde fand er, wie schon früher angedeutet, schnell intimere Beziehungen zu dem jüngeren Spazier, dem Sohn des Begründers der „Eleganten", welcher, mit einem großen Geschichtswerk über die polnische Revolution beschäftigt, in regem Verkehr mit bedeutenden Flüchtlingen stand. Diesem überließ er dann das von Campe aus Hamburg zurückerhaltene Salzbrunner „Memoire", wogegen Spazier ihm für das neue Werk, eine „Totalgeschichte Polens von den Uranfängen des Reichs bis zum Uebertritt des Restes der Revolutionsarmee ins preußische Gebiet", einen Verleger in Philipp Reclam empfahl, dessen Name heute in der „Universal-Bibliothek" seines Sohnes eine weltweite Verbreitung hat. Dieses Buch erschien Anfang 1833 (nach Heinsius' Bücher-Lexikon im Verlag von Fr. Korn in Fürth) unter dem Titel „Das neue Jahrhundert: 1. Band. Polen", während der 2. Band des Neuen Jahrhunderts mit dem Nebentitel „Politische Briefe" als Verlagsfirma das „Literarische Museum" in Leipzig nannte. Offenbar kaufte Reclam gerade damals den Korn'schen Verlag an und firmirte dann unter der letzteren Bezeichnung in Leipzig. Ob die ebenfalls Anfang 1833 in demselben Verlage erschienenen „Briefe eines Hofraths oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele von H. Laube" nur eine Separatausgabe der „Politischen Briefe" waren, ließ sich nicht mehr feststellen, da diese Schrift gänzlich verschollen ist. Aber auch im anderen Falle ist der Ideengehalt beider Werke ein fast identischer gewesen. In beiden legte er an Tagesereignisse und Literaturerscheinungen die Maßstäbe des Liberalismus in einer jugendlich kecken, etwas gesucht humoristischen, im Ausdruck oft überstürzten und doch kategorischen Art. Wir können dies aussprechen, da die Elegante Zeitung des Jahrgangs 1833 ästhetische und politische Plaudereien aus Laube's Feder enthält, von denen einige als Proben aus dem 2. Band des „Neuen Jahrhunderts" bezeichnet sind, andere als „Moderne Briefe", und in beiden Fällen handelt es sich sowohl um Kritiken über die Leistungen der Leipziger Bühne, in denen gegen die Romantik gekämpft wird und moderne Gesichtspunkte geltend gemacht werden, als auch um politische Betrachtungen der bezeichneten Art. Andererseits

befindet sich im 1. Bande der „Reisenovellen“ im Kapitel „Die Nicolaistraße“ ein Hinweis auf sein „Leipziger Reisejournal“, das aus „Briefen an eine gnädige Frau“ besteht, „welche sich lebhaft für Weltgeschichte interessirte und der Meinung war, er würde ein sehr berühmter Mann werden“. — „Damals schrieb ich den ganzen Tag Briefe über die Menschheit und das Ende der Welt und die deutsche Literatur und meine Leberkrankheit, und über den europäischen Krieg, der kommen müsse.“ Auch hier würden sich gewiß Gedankenfäden als Nachwirkung seines Verkehrs mit Frau von Niempsch verfolgen lassen, wenn sich überhaupt Spuren direkterer Art von diesem erhalten hätten. Durch eine Karlsbader Kur im Herbst 1832 wurde diese unruhige, noch tastende literarische Thätigkeit unterbrochen und in ein frischeres, fröhlicheres Fahrwasser gebracht.

Wer überhaupt den jungen Laube kennen lernen will, wie er jetzt in Leipzig als Verfechter der „modernen Ideen“ auftrat, der verschaffe sich den Jahrgang 1833 der Zeitung für die elegante Welt und studire den frischen Strom brausenden Jugendgeistes hier an der Quelle. Aus der Anschauungssphäre der „eleganten Welt“ spielte er den Begriff des „Modernen“ hinüber in die Welt der höheren Interessen; er identifizirte ihn mit dem des Fortschritts. Und wie von altersher sein Blatt die Leser von allem Modernen aus Paris und anderen Hauptstädten unterhalten hatte, so unterhielt er sie nun auch von den „modernen“ Ideen, die in Paris auf allen Kulturgebieten zur Erörterung und zur Geltung gelangten, welche die Juli-Revolution bewirkt, die Kunstblüthe der Neuromantik gezeitigt, die Sozialreform der Saint-Simonisten befruchtet, sprach er von einer „modernen“ Literatur und Kunst, die sich auch in Deutschland zu entfalten beginne und verfolgte deren Spuren mit lebhaftem Interesse. Mit frischem Wagemuth und einem außerordentlichen Instinkt für das Wesen einer auf Aktualität ausgehenden Journalredaktion gestaltete er das Methusalem Müller'sche Blatt völlig um: wie ein eben erst eingefangenes Vollblutfüllen stürmisch durch die Arena jagt, so stürmt hier ein ungefesselter Geist, im allzu flüchtigen Galopp sich übernehmend, dem Ziele zu: die Welt der „neuen Ideen“ sich und seinem Publikum zu erobern. Eine lebensprühende Herzhaftigkeit im Parteiergreifen für und wider, alle Vorzüge und alle Fehler einer warmblütigen und warmherzigen Jugend machen sich geltend — im Urtheilen, im Vortrag, im Stil. Durch Korrespondenzen aus Paris, Berlin, Wien, Breslau, Weimar, Stuttgart ꝛc., deren Verfasser gerade so jugendlich und jugendfrisch denken und fühlen wie er, durch politische

Betrachtungen und Bücherbesprechungen, die immer das Neue im Gegensatz zum Alten behandeln, ist damals in dieser Zeitschrift ein lebensvolles Bild des geistigen Lebens einer Epoche entstanden, in welcher in der That das Eintreten deutscher Jugend für die Freiheit, für realistische Hingabe an die Gegenwart, an die Ideale des Fortschritts, den hervorragendsten und einen ungemein liebenswürdigen Charakterzug bilden. Es ist das Spiegelbild einer Zeit, in welcher nicht nur Heine und Börne als politische Schriftsteller mit einander wetteifern, in welcher auch zum ersten Male von Oesterreich her die Hymne der Freiheit, und zwar gleichzeitig von zwei hochbegabten Dichtern, angestimmt wird, voll lerchenfröhlichem Frühlingsglauben durch Anastasius Grün, der dem vor der Julirevolution besungenen „letzten Ritter" nach derselben die ganz modernen, keck opponirenden „Spaziergänge eines Wiener Poeten" folgen ließ; voll düsterem Verzweiflungsschmerz durch Nikolaus Lenau, dessen erster Beitrag ins Cotta'sche Morgenblatt im Herbst 1831 ein ernstes Rügelied war, das die Gefängnißstimmung eines hinter Kerkermauern verzweifelnden Patrioten mit glühendem Mitgefühl schilderte. Das Bild einer Zeit, in welcher Byron durch die Adrian'sche Uebersetzung erst beginnt, in Deutschland wahrhaft volksthümlich zu werden und die Kunde von dem Lichtgeist Shelley in erlesenen Kreisen die Begeisterung für dessen Dichtungen verbreitet, in welcher ein neu aufblühendes Literatur- und Kunstleben in Paris sich gleichfalls gegen Veraltetes und Altes im Zeichen der Jugend vollzieht, in welcher Victor Hugo, Dumas, George Sand, Balzac, Nodier, als verwegene Frondeure, der französischen Lyrik, dem Roman, der Novelle, dem Märchen neue Stoffe, neue Tendenzen, neue Kunstgriffe und Kunstabsichten zuführen und die Muse Bérangers einen neuen Liederfrühling erlebt. Es ist die Zeit, in welcher Adalbert von Chamisso nach einem vollen Dichterleben als graugelockter Barde zum ersten Mal mit einer Sammlung seiner Gedichte hervortritt und die poetische Jugend entzückt durch die verwandten Töne, die hier die Hand eines Alten der von den Stürmen der Zeit bewegten Leier entlockt hat, in welcher sein Musen-Almanach für 1834 gleichzeitig von Kerner, Platen, Menzel, Wackernagel Polenlieder bringt und Uebersetzungen Gustav Schwabs von Liedern des größten polnischen Dichters Adam Mickiewicz, während die Uebersetzung von Silvio Pellicos „Prigioni" die wärmste Theilnahme für die Märtyrer der Freiheitssache in Italien erregt. Es ist die Zeit, in welcher neben Julius Mosen, Heinr. Stieglitz, G. Pfizer, Karl Beck eine ganze Reihe jugendlicher Dichter aus romantischen Träumern zu beherzten Zeitdichtern werden,

Immermann in der Neubearbeitung seines „Trauerspiels in Tirol" einen mächtigen Schritt vorwärts in der Kunst realistischer Gestaltung thut, in welcher die Mehrzahl der deutschen Erzähler, und an ihrer Spitze selbst Ludwig Tieck, eine ähnliche Wendung vollziehen. Und zu alledem die politischen Nachrichten aus dem Auslande, aus dem deutschen Süden, die erst nach den Bundesbeschlüssen, die dem Frankfurter Attentat folgten, die Farben der Hoffnung einbüßten, dann aber auch aus dieser Zeitung schwinden.

Wie Laube zu all diesen Erscheinungen Stellung nahm und über sie berichtete, anfangs naiv, am liebsten ein Buch, eine Nachricht als ein Erlebniß schildernd, allmählich darüber selbst zu eigenen Ansichten gelangend, die sich mit seinen bisherigen verschmelzen, das muß man in den Bänden der „Eleganten Zeitung" vom 1. Januar 1833 bis 1. Juli 1834 nachlesen, denn die später unter dem Druck strengster Zensur herausgegebenen „Modernen Charakteristiken", die eine Auswahl dieser Arbeiten bieten, sind durch Ueberarbeitung vielfach um den ursprünglichen Reiz gekommen, wenn seine Urtheile dabei auch an Reife gewonnen haben und nicht mehr, wie er selbst es gelegentlich ausdrückt, „in der bunten Tracht junger Freuden einhertanzen." Auch hier allein kann man bis ins Einzelne verfolgen, welch ungeheuren Einfluß im Einzelnen Börne und Heine auf die damalige deutsche Jugend, im besondern auf Laube ausgeübt haben, mit welcher Begeisterung dieser anfangs für beide als den Begründern einer neuen Geschichtsbetrachtung, einer „neuen Schreibart", als den Propheten des literarischen Frühlings, dessen Sprossen er in sich und um sich fühlt, eingetreten ist, freilich von Anfang an noch mehr angezogen von Heine's poetischerem Wesen als von Börne's herbem Puritanerthum. „Ich liebe Börne" — ruft er in seiner Anzeige der ersten Bände der Pariser Briefe. „Nicht weil er unser bester Humorist und Satiriker ist, nicht weil er gegen die alte Zeit und ihre vielfachen Gebrechen loskeult, nicht weil ich in vielen Dingen denke wie er — sondern weil er das beste Herz hat. Es hat seit Jahrhunderten Niemand so schonungslos gesprochen wie Börne, und doch hat Niemand mein Gerechtigkeitsgefühl mehr gebildet als er, weil ich selbst in den tollsten Uebertreibungen, im wildesten Zorne sein vor Gerechtigkeit blutendes Herz sah. So ist es gewiß Tausenden ergangen, darum wird er von Tausenden so geliebt, von Tausenden so gehaßt." Krieg den Philistern! ist immer die Losung: mit ihr geht er dem Geist der Kleinstaaterei in Deutschland, als der Wurzel alles Uebels, zu Leibe. Ueber den in Leipzig herrschenden Kasten- und Kirchthumsgeist schreibt er: „Die Klein-

staaterei ist das Vorbild der Kleinstädterei geworden; sie ist der Ursprung des deutschen Philisterthums. Denn Philister ist eben der, welcher mit dem kleinen, ihm angelernten Maßstabe Alles, auch das Größte mißt." Solche Beispiele ließen sich häufen. Er suchte schließlich auch die „Elegante" dadurch zum Organ der „modernen Ideen" zu machen, daß er deren deutsche Verfechter nicht nur in ihren Leistungen mit nachdrücklicher Zustimmung und Sympathie besprach, sondern auch zur Mitarbeit einlud. In diesem Sinne hatte er bald nach Beginn seiner Thätigkeit an Heine, an Börne in Paris, an Lenau, Mosen, H. König, Th. Mundt, auch an Gutzkow geschrieben. Da Menzel der Umwandlung der alten „Eleganten" in ein modernes Literaturblatt mit Mißtrauen und mürrischer Ungehaltenheit zusah, fühlte sich Gutzkow zurückgehalten, der Einladung zu folgen. Menzel mußte über den frechen Rivalen, der sich da in Leipzig plötzlich aufthat, um so ungehaltener sein, als er ihm in vielen wesentlichen Punkten widersprach: Goethe verherrlichte, weil er in der sittlichen Welt den Deutschen ein Befreier gewesen, Jean Paul, bei aller Anerkennung seiner Gedankenfülle und Gemüthswärme starker Mängel zieh in Bezug auf den künstlerischen Werth seiner Werke, als er überhaupt dem künstlerischen Element in der Poesie die entscheidende Bedeutung zusprach gegenüber der von Menzel und Börne geübten Kritik, welche nach der Gesinnung des Autors den Werth seiner Leistungen zu beurtheilen gelehrt hatten. „Jeden schlechten demokratischen und patriotischen Schriftsteller nur wegen seiner Gesinnung zu loben", überhaupt die Gesinnung nur zum Maßstab der Kritik zu machen, erklärte er gleich in seinem ersten „Literatur"-Aufsatz (Nr. 3 vom 4. Januar) als verfehlt. Aber er leitete andererseits diese Programmrede unter Anspielung auf den „eleganten" Titel der Zeitung mit folgenden Worten ein: „Zum vollen Kostüm neuer Eleganz gehört auch Anlegung des glänzenden Waffenschmucks der neuen Zeit — die Kritik. Wir leben in einer kritischen Epoche, Alles ist in Frage gestellt, das große Examen der Welt hat begonnen. Es rollt jetzt eine werdende Welt, ihre Fahne ist die Prüfung, ihr Scepter das Urtheil. In solcher Periode der Entwickelung scheint selten die wärmende Sonne; Alles sucht nach dem leitenden Monde — Kritik ... Die Literatur gestaltet sich meist nach den Hauptpostulaten der Zeit, ihre Gestalt ist oft die Vorrede der kommenden Geschichte ...; jetzt, wo in Deutschland der Kampf gegen die aristokratischen Prinzipien begonnen hat, ist die Literatur bereits auf der Höhe des Demokratismus." ... Welche Schaar von Fürsten der Literatur, klagt er, sei in jüngster Zeit gestorben. Aber wenn auch die einzelnen Höhen

schwinden, die ganze Masse rücke höher. Das Verallgemeinern der Güter sei die höchste Aufgabe des Kultivirens. Doch auch eine neue Blüthezeit großer Talente werde nicht ausbleiben. „Diese Art von Freiheit, welche jetzt Kunst und Wissenschaft aufzulösen droht, wird sich bald zu großen Regeln gestalten, denn Alles gestaltet sich in dieser Welt des Stoffs, und spätere Jahrhunderte werden die Auflösung dieser zur Ordnung gewordenen Anarchie sehen. Die Welt geht. Nur wer keine Geschichte kennt, erschrickt vor dem jetzigen Zustande unserer Literatur, statt sich darüber zu freuen, daß sie eine Krisis des Weltprozesses erlebt und am neu aufzulegenden Kodex der Weltordnung mitarbeiten kann.“ Er bespricht im Ueberblick die neuesten Leistungen der noch übrig gebliebenen Alten; das Resultat ist überall: Absterben des Ueberlebten. „So ist es denn gekommen, daß die jungen Tage in keine Gemeinschaft treten mit den alten stumpf gewordenen Männern. Diese haben ihre Schritte nicht also beflügeln können, sie sind zurückgeblieben, und die Fülle von Begebenheiten und Gesetzen der letzten Jahre ruht lediglich auf den Schultern der historischen Jugend.“ Und zur Poesie übergehend, stellt er Heine als Führer einer neuen subjektiven Poesie dem großen Meister der objektiven Poesie einer abgelaufenen Epoche gegenüber. Er feiert den freien Subjektivismus Heine's, aber bekennt sich sofort zu der Anschauung, daß auch ihm eine Periode objektiver Kunstübung folgen werde. „Jener enthüllt, entblößt schonungslos sein Inneres, es mag eben darin aussehen, wie es will — das Innerste des Menschen, sein Fühlen, sein Herzenstrachten ist immer poetisch — Alles ist poetisch, es kommt nur auf das Auge an, das sich darauf richtet. So spricht jene Partei. Diese, die objektive, öffnet nie die Brust, sondern bringt das Gefühl erst, wenn es von regelnder Hand beschnitten und geordnet ist. Die letztere war das Ergebniß einer abgelaufenen kritischen Epoche — auch wir werden einst wieder dahin kommen, aber der neu entdeckte Weg wird geebnet mit aufgenommen, unsere nächste objektive Poesie wird um so viel reicher sein, als die neuere Gattung sie jetzt arm nennt.“

Von diesem Gesichtspunkte aus brachte er nun in seiner Zeitung neben größeren Aufsätzen, „modernen Briefen“, in denen das Gebiet der erotischen Reisenovelle im Sinne des Heine'schen Sensualismus betreten und die Emanzipation der Liebe in recht unreifer Form zur Erörterung gebracht wurde, eine bunte Fülle literarischer Besprechungen zu Tage, in denen sich sehr bald die Forderung einer realistischen Kunst, die ohne Formgesetze auch in der Poesie nicht gedeihen könne, mit wachsender Bestimmtheit geltend machte. Den Begriff des Modernen vertiefte er,

indem er das Wesen der Mode selbst dahin definirte, daß sie der Ausdruck der eben sich aufschwingenden Hauptgesetze einer Epoche sei. Er bekämpft gelegentlich bereits das Vermischen der Formen, das Doziren von Ideen in novellistischer Form, was ihn freilich nicht abhält, in seinen eigenen Reisenovellen in denselben Fehler zu verfallen oder ihn an Heine's Reisebildern, die er wiederholt preist, zu feiern. Als unmittelbarsten Ausdruck der Poesie bezeichnet er rückhaltlos das Lied und feiert in diesem Sinn Eichendorff, Hoffmann von Fallersleben und Lenau. Er schwankt noch zwischen dem Drange, sein eigenes Verhältniß zur Zeit, sein Denken und Fühlen der allgemeinen Zustände in freiester Subjektivität nach Heine's Muster zu offenbaren, und der instinktiven Empfindung, daß in der Kunst auch der interessanteste Stoff und das lebendigste Gefühl ohne Form und Gestalt nur Stückwerk ist. In einer warmherzig anerkennenden Kritik von Heinr. Königs „Die hohe Braut“, deren Zeithintergrund, die Wirkung der großen französischen Revolution in Piemont und Savoyen, ihm sehr glücklich gewählt erscheint, tritt diese Empfindung in voller Stärke hervor. Auch die Art, wie er den politischen Charakter Börne's verehrungsvoll anerkennt und das starke Temperament seines Schriftstellerthums rühmt, aber an der negativen Richtung desselben Anstoß nimmt, wie er an Theodor Mundts Novellen „Madelon“ und „Der Basilisk“ den Mangel an plastischer Darstellung, an Fülle des Lebens tadelt, dagegen seinen Stil rühmt, wie er an das Lob Lenau's die Bemerkung knüpft, daß es nicht genüge, seine Schmerzen der Welt mitzutheilen, die Schmerzen der Welt müsse der Poet theilen und zum Ausdruck bringen, wie er an den „Zerrissenen“ des Baron Sternberg, an der Novelle „Julius Kühn“ von Ernst Willkomm, welche beide die Erörterung moderner Ideen mit der Lebensschilderung verschmelzen, das Kokettiren mit der eigenen Zerrissenheit tadelt, wie er die Ausschreitungen der Saint-Simonisten unter „Narziß-Enfantin“ verspottet, aber den ursprünglichen Charakter der Bewegung vertheidigt, das sind alles Symptome der eigenen Klärung. Bezeichnend ist auch sein Interesse für alle praktischen Fragen: für Lists Bemühungen um das Zustandekommen von Eisenbahnen, für die Organisation des deutschen Buchhandels und die damals erfolgende Gründung des Buchhändler-Börsenblatts, für die Errichtung einer allgemeinen Theaterpensionskasse u. s. w. Und so strebte er auch bereits eine Organisation der solidarischen Interessen des deutschen Schriftstellerstandes an, zunächst, indem er persönliche Beziehungen zu einigen jüngeren Autoren suchte, an denen er eine starke Richtungsgemeinschaft erkannte. Dazu ge-

hörten vor allem, außer einigen seiner alten Breslauer Aurora-Genossen, sein Dresdener Korrespondent Gustav Schlesier, der im Laufe des Sommers nach Leipzig übersiedelte und bei Laube's Abwesenheit dessen Vertretung in der Redaktion übernahm, dann der Verfasser eines Bandes von Kulturbildern aus Holland, Ludolf Wienbarg in Kiel, und Karl Gutzkow, dessen Adresse er nach einer Besprechung seiner „Narrenbriefe" erfuhr.

Die Kritik über diesen anonymen Erstling eines noch unbekannten Verfassers war von wärmsten Sympathien für den Geist desselben diktirt und in liebenswürdigsten Wendungen gehalten. Gutzkow mußte an ihr seine Freude haben, wenn ihn vielleicht auch schmerzen konnte, daß ihm all diese Anerkennung als Namenlosen zu Theil ward. Sie füllte sämmtliche acht Spalten der Nummer vom 28. Februar. Hier fand sich Laube durch den reichen Gehalt der Ideen noch einmal veranlaßt, die formensprengende Subjektivität in der zeitgenössischen Literatur als in der Zeit nothwendig begründete Erscheinung anzuerkennen. „Wer will den Frühling tadeln," rief er, „daß seine Blüthen so viel Farben in unsere Augen werfen, ohne Früchte für unsere Hände zu haben?" Auch der Frühling der Literatur, der sich jetzt knospentreibend rege, werde seinen Sommer, seinen Herbst haben mit baumhohen Grundsätzen, die aus dem Samen dieser Zeit aufgegangen sein werde. „Dreißig solche Narren wie mein närrischer Briefsteller könnten alsbald die gesetzgebende Versammlung des modernen Europa bilden, und die Subjektivität würde dann vorbei und die Objektivität da sein. Es wird mir Angst, wenn ich den Gedanken ausdenke; ich will's nur gestehen, daß mich der Kampf mehr freut als der Sieg. Wer möchte nicht lieber jung sein, trotz aller Unvollkommenheit der Jugend, und wenn dreißig solche Narren kommen, so ist es vorbei mit unserer Jugend, da sind wir gesetzte, wohlerfahrene Männer und mit meiner munter herumspringenden Kritik hat's auch ein Ende . . . Dieser Briefsteller ist aber darum so liebenswürdig, weil er so viel weiß und so wenig wissen will, weil er so reich ist und doch zu Fuß geht, weil er nicht bloß gelehrt, sondern auch gebildet, nicht bloß gebildet, sondern auch poetisch ist." Und weiter heißt es: „Wir opfern ja die individuelle Ungebundenheit gern der Gesellschaft, ja, wir helfen die neue Zeit verherrlichen, weil sie das Individuum mit starker Hand rettet aus alten unnützen Banden; wir helfen sie aufrichten, die neuen Schranken der Gesellschaftlichkeit, wir helfen sorgen für beengendes Recht und beengende Ordnung, weil sie Bedürfniß sind für die Allgemeinheit. Aber laßt uns zuweilen auch, frei von den nothwendigen Fesseln, schwärmen in kecken Vernunftoperationen, laßt uns

zuweilen ganz frei seyn. — So geht es ungefähr in diesen Briefen her; es ist ein zügelloses Treiben; aber es ist ein liebenswürdiges Treiben; ach, und es ist auch ein schmerzliches, da noch so viel Freiheit übrig ist, welche Ordnung, gesetzliche Ordnung werden könnte und noch nicht ist."

Bis dahin hatten die beiden jungen Schriftsteller nichts von einander gewußt. Jetzt schrieb Gutzkow aus Stuttgart voll Dankes an den gesinnungsverwandten Stimmführer in Leipzigs gelesenstem Unterhaltungsblatt und stellte sich ihm vor. Ein Austausch der Ansichten, ein freundschaftlicher Briefwechsel ergab sich aus dieser Anknüpfung und bald sprachen beide den Wunsch aus, sich persönlich kennen zu lernen. Als dann im Juli zufällig Jedem — für den vollendeten ersten Roman — eine erste große Honorar-Einnahme Reisegeld in die Hand spielte, erfolgte schriftlich zwischen Leipzig und München die Verabredung einer gemeinsamen Fahrt durch Oberitalien über Venedig, Triest nach Wien. Das Bedürfniß nach geistiger Bundesgenossenschaft hatte das Band der Freundschaft aus der Ferne gewoben.

* * *

Die Lust am Reisen zum Vergnügen und zur Selbstbelehrung war damals in frischestem Aufschwung. Wir haben in unserer Einleitung bereits den Zusammenhang dieser Erscheinung mit den gleichzeitigen Errungenschaften des Verkehrswesens betont. Nicht minder ist ein geistiges Verlangen nach Ausdehnung des Verkehrs, das mit der Entwickelung des Zeitungswesens Hand in Hand ging, als anregender Faktor in Anrechnung zu bringen. Reisebriefe, Reiseskizzen, Reisebilder zu schreiben, war eine literarische Mode, in der sich Mitglieder der Aristokratie wie Pückler-Muskau und Rumohr mit den literarischen Berühmtheiten der Zeit und den Mitarbeitern der neuen billigen Volksblätter und Pfennigmagazine begegneten. Es war nicht bloße Nachahmungssucht, geweckt durch das Beispiel und den Erfolg der „Schilderungen" und „Briefe", „Reisebilder" und „Zustände" von Börne und Heine; diese selbst waren nur Symptome derselben Zeitbewegung, die uns heute als die Wehen des Eisenbahnzeitalters und als das Drängen des deutschen Volksbewußtseins gegen die Schranken der 38 deutschen Partikular-Landesgrenzen erscheinen. In den Zeitschriften waren Sittenschilderungen aus den verschiedenen deutschen Einzelstaaten mit Betonung der Stammeseigenthümlichkeiten und der Volksgemeinsamkeiten, waren „österreichische", „norddeutsche", „schlesische", „sächsische", „braunschweigische", „bayrische", „schwäbische" — „Zustände" (diesen Plural hatte Heine erfunden) ständige

Rubriken, Plauderbriefe aus Paris, Berlin, Wien, Hamburg, München, Dresden, Stuttgart bahnten in den politischen Zeitungen die Einrichtung besonderer Feuilleton-Abtheilungen an und brachten in die belletristischen Unterhaltungsblätter ein politisches Element. Allein in jenem Jahre 1833 ließ Immermann sein „Reise-Journal", Wilibald Alexis die „Wiener Bilder", August Lewald sein „Album", Seybold und Traxel ihre „Briefe" aus „Paris" und „Frankreich", Adrian die „Skizzen aus England", Wienbarg „Holland in den Jahren 1831 und 1832", Pückler-Muskau die „Tutti Frutti", Rumohr „Drei Reisen nach Italien", Graf Prokesch die „Erinnerungen aus Aegypten" erscheinen. Bulwers „England and the English" und Washington Irvings „Alhambra" und „Skizzenbuch" machten jetzt ebenso Schule wie in Heine's Jugendzeit Byrons „Pilgerfahrt" und Sterne's „Empfindsame Reise". Die Pariser Sittenschilderungen im „Livre de cent et un", in Jules Janins und Balzacs humoristischen „contes" regten zu Versuchen ähnlicher realistischer Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben in deutschen Großstädten an. H. Normann, Ortlepp, Jakoby, Herloßsohn versuchten sich gleichzeitig mit Laube und Gutzkow in solchen Skizzen. Im humoristischen Genre trat Gutzkows früherer Mitschüler A. Glaßbrenner mit seinen keck vom Berliner Straßenpflaster ins Literarische versetzten Typen hervor. Auch Laube hatte schon „Reisenovellen" geschrieben und wurde von dem Verleger Otto Wigand ermuntert, mehr dergleichen für eine Buchausgabe abzufassen. Die subjektiv-romantische Art, wie er diese Schilderungen seiner Reise von Breslau nach Leipzig und weitere Ausflüge von hier nach Halle, Magdeburg und Braunschweig mit Abenteuern ausgestattet und dabei auf die Stagnation des Lebens, die verstockende Wirkung der partikularen Abgeschlossenheit ironische Streiflichter hatte fallen lassen, fand des klugen Verlegers, der den Geschmack des Publikums kannte, lebhaften Beifall. Von der gemeinsamen Reise nach Oberitalien versprachen sich Gutzkow wie Laube daher gut verwendbare Ausbeute. Sie reisten beide ausdrücklich mit der Absicht, Stoff für literarische Arbeiten solcher Art einzuheimsen, worüber sich Gutzkow dann auch in seinen „Reiseskizzen" für das „Morgenblatt" lustig machte.

Heinrich Laube war nahezu 27 Jahre alt, als er am 2. August dem um fünf Jahre jüngeren Genossen in München gegenüber trat. Alles was beide bisher von einander gehört und gelesen, kündete eine starke Gemeinschaft aller höheren Lebensinteressen an. Ihr bisheriger Lebensgang war in seinen Voraussetzungen und Wendungen sich so ähnlich, als habe dasselbe Schicksal sie für dasselbe Ziel herangezogen.

Beide gehörten durch die Geburt dem großen norddeutschen Staate an, der durch seine politischen Verhältnisse die Bezeichnung des „Polizeistaats“ sich zugezogen, dessen militärische Kraft zwar unter dem Aufschwung der Volksbegeisterung die Herrschaft Napoleons in Deutschland gebrochen, dessen politische Unmacht aber jetzt Rußlands Einfluß in Deutschland regieren ließ. Beide hatten als Kinder bei Kenntniß besserer Zustände das Brod der Armuth gekostet, hatten nur unter Entbehrungen und durch Stundengeben den Besuch des Gymnasiums durchsetzen können, waren auf Wunsch der Eltern beim Eintritt in die Universität Studenten der Theologie geworden, ohne Neigung, nur weil diese Fakultät die billigste war und die baldigste Versorgung in Aussicht stellte. Beide hatten sich mit jugendlichem Enthusiasmus der Burschenschaft, der heimlich nur in „Kränzchen“ fortbestehenden, zugewandt und durch ihre Tüchtigkeit im Kreis ihrer Sodalen eine führende Stellung erhalten; beide hatten frühe schon literarische Neigungen verspürt, als Gymnasiasten bereits poetische Versuche in Blättern gedruckt gesehen, waren unter der Wirkung der Juli-Revolution in eine politische Richtung gerathen und hatten die demokratischen Ideen, wie sie Börne und Heine verkündet, „wie die Leitfäden einer neuen Religion“ ergriffen. Wie der Student Gutzkow in Berlin auf eigene Gefahr sein „Forum der Journalliteratur“, hatte Laube als Breslauer Student die „Aurora“ herausgegeben. Wie dieser, war er als Kritiker der zeitgenössischen Literatur und ihren Moderichtungen mit ernsten Forderungen entgegengetreten, hatte aber auch dabei in Bezug auf äußeren Erfolg dieselben niederschlagenden Erfahrungen gemacht. Was diesem Menzel, war Laube Karl Schall gewesen, der, wie Menzel ein Goethe-Feind, ein Goethe-Enthusiast war, und beide hatten durch ihr Beispiel verhängnißvoll auf die jungen Talente gewirkt, da beide nach verschiedenen Richtungen den Dilettantismus vertraten. Beide hatten schließlich außerhalb Preußens literarische Verbindungen gefunden, die ihnen ermöglichten, ihre Zukunft ganz auf ihre Feder zu stellen; beide hatten eben erst ihrem akademischen Bildungsgang einen äußeren Abschluß durch die Einreichung einer Doktor-Dissertation in Jena gegeben. Der Dualismus politischer und literarischer Interessen, journalistischer und poetischer Arbeit bereitete beiden Konflikte und ihr erstes größeres Werk war den aktuellen Fragen der Politik, den Ideen der Revolution gewidmet, ihr zweites war ein Versuch, ihr geistiges Wollen der Kunst des Romans anzupassen. Gleichzeitig waren sie jetzt zum ersten Male dazu gelangt, über eine größere Einnahme für poetische Arbeit frei zu verfügen: Laube hatte für die zwei ersten Bände des

vorläufig abgeschlossenen Romans „Das junge Europa" von Otto Wigand, wie er in seinen „Erinnerungen" sagt, „einen ganzen Haufen Goldstücke erhalten, die er in seinem Hute nach Hause trug"; Gutzkow sah der ersten Hälfte des ihm für „Maha Guru" von Cotta bewilligten Honorars — 30 Karolin — entgegen, als Laube in Begleitung eines seiner Freunde von der Wirthstafel im „Hôtel de Bavière", dem „Starosten" der Reisenovellen, Arenfeld war sein Name, aus Leipzig in München eintraf.

Auch in Bezug auf die Cotta'sche Buchhandlung theilten sie gemeinsame Erfahrungen. Hatte sich doch auch Laube noch kurz vor Johann Friedrich Cotta's Tod ermunternder Theilnahme von dessen Seite zu erfreuen gehabt. Nach Stuttgart und Augsburg hatte auch er ausgeblickt, als das Interesse für Politik eine Lebensmacht in ihm geworden war. Die „Allgemeine Zeitung", die er als Hauslehrer in dem Herrenhaus an der Oder täglich gelesen, hatte darauf den entscheidenden Einfluß geübt. Im Herbste 1831 hatte er sich an Cotta mit einem ersten Verlagsanerbieten gewandt und wenn auch ablehnende, so doch ermunternde Antwort erhalten. Zurückdenkend an diese Zeit hat Laube im Alter in seinen „Erinnerungen" (1875) dem Andenken des Mannes und der historischen Mission, welche die „Allgemeine Zeitung" in jener Zeit der Stagnation so ruhmwürdig erfüllte, jene geistvolle Charakteristik gewidmet, die wir im 2. Kapitel zitirt haben. Sein eigenes Verhältniß zu beiden schildert er in folgenden Worten: „Der sogenannte ‚alte' Cotta, der Freund Schillers und Goethe's, lebte noch in Kraft und Fülle, ein Mann von wirklich großer buchhändlerischer Thätigkeit wie Fähigkeit, ein Buchhändler, welcher in der That literarisch spekulirte. Wie er das that, hatte ich selbst schon erfahren. Ich, ein namenloses, unreifes Skribentchen, hatte ihm aus jenem schlesischen Herrenhause mehrmals Pläne vorgelegt zu kulturgeschichtlichen Büchern, wie sie einem leidenschaftlichen jungen Kopfe beim Studium leicht und rasch in die Phantasie springen, und ich hatte immer von ihm selbst ausführliche, eingehende Antworten erhalten, dergestalt eingehend, daß sie meinen Gedankenkreis weit überflogen. Wo nahm dieser Mann die Zeit her?! Und wie tief und solid waren die Grundsätze, auf denen all seine Pläne ruhten! Er war wirklich ein literarisch schaffender Staatsmann. — Von jenem Austausche mit dem würdigen alten Herrn datirt meine Verbindung mit der ‚Allgemeinen Zeitung' und mein Bedürfniß, dieses Blatt jeden Tag zu lesen seit vierzig Jahren." Von Laube's Briefen und Cotta's Antworten aus jener Zeit der ersten Anknüpfung hat sich nichts erhalten.

Wohl aber befindet sich im Archiv der Cotta'schen Buchhandlung ein Brief des jungen Laube aus dem folgenden Jahre, den wir hier schon deßwegen mittheilen, weil er das einzige briefliche Zeugniß dafür ist, daß auch Laube in seinen literarischen Anfängen als politischer Korrespondent, in streng journalistischen Arbeiten sich geübt hat.

„Leipzig, Brühl N. O. 317, 2/9 32.

Ich sende Ihnen, geehrter Herr, den Anfang von einigen Artikeln, die sich auf dem Raume zwischen Sachsen und Braunschweig bewegen sollen — übermorgen folgt dem heutigen eine Beschreibung der hiesigen Konstitutionsfeier. Hoffentlich ist die Sprache, die übrigens bei mir hier unter den liberalen Schreiern immer gemäßigter wird, nicht mehr so im Wege, wie sie es bei dem Artikel aus Preußen war. Und da Ihre Zeitung den Ruhm der „Allgemeinen" behauptet, also auch alle Stimmen giebt und Zeitabdruck sein soll, so wird ihr vielleicht meine Anschauung der Dinge nicht unangenehm sein.

„Aus Böhmen und über Böhmen können Sie aber doch wohl Oesterreichs halber nichts brauchen.

„Ist es Ihnen also genehm, regelmäßig fortlaufende Artikel von mir zu haben, so bitte ich um die Gefälligkeit, mich dies durch einige Zeilen wissen zu lassen und die Adresse hinzuzufügen, unter der ich sie am bequemsten und raschesten schicken kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ergebener Heinrich Laube."

So mannichfach demnach die Berührungspunkte der beiden jungen Schriftsteller auch waren, so grundverschieden waren dagegen die beiden Individualitäten, die nun in den Laubgängen und Arkaden des englischen Gartens und auf den breiten Straßen und Plätzen zwischen Altmünchen und den blendendweißen Kunstpalästen des neuen ihre Erfahrungen und Hoffnungen austauschten. Und auf der vierzigtägigen Reise, die sie dann am Morgen des 4. August gen Süden antraten, wurde ihnen reichlich Gelegenheit, sich dieses Unterschieds bewußt zu werden. Für den einen wie den andern war diese Reise eine erste Ausspannung, ein frohes Aufathmen nach schwerem Kampf der Befreiung aus den Fesseln entbehrungsreicher Jugend. Die Sehenswürdigkeiten von Salzburg und Innsbruck, die Naturschönheit Welsch-Tirols, der erste Gruß des italienischen Südens versetzten sie in Stimmungen rückhaltloser Aeußerung ihres Empfindens. Im Ruderboot, das sie über die blaue Fläche des Gardasees — von Torbole nach Bardolino — führte, im Vetturin, der sie nach Verona, Vicenza, Padua, Venedig

trug, tauschten sie in hoffnungsvollster Laune ihre Erinnerungen und Zukunftspläne aus. In Wien, im walzerfrohen Wien, das aber zugleich auch jenes „Capua der Geister“ war, als das es wenige Jahre später, in den Ton des „Wiener Spaziergängers“ einstimmend, Franz Grillparzer mit ernstem Abschiedswort beschworen, wurden sie beide trotz der zerstreuenden Eindrücke gleich heftig ihrer Heimathlosigkeit im Staate Metternichs inne. Und in Prag verwandelte sich die Rückreise zur Flucht, als ihre Pässe auf der Polizei zurückbehalten wurden und ihnen im Gasthof der Portier nicht ohne Zeichen von Betroffenheit mittheilte, die Paßbehörde habe verlangt, sie sollten selber hinauf kommen. Oesterreich zu bereisen, um über dasselbe zu schreiben, war ja auch von Seiten notorisch liberaler Schriftsteller im Auge Metternich'scher Polizeibeamten unfraglich ein Staatsverbrechen.

Gutzkow und Laube haben später in ihren Memoiren dieser ersten, nachhaltig wirkenden Eindrücke gedacht. Laube erzählt, wie es ihm schwer geworden sei, sich über die Einheit des eigenthümlichen Wesens klar zu werden, das ihn an seinem Reisegenossen frappirte. „Zahlreiche und reiche Bestandtheile traten mir entgegen: Wissen, Schule, Geist nach allen Richtungen; aber eigentlich eine unfaßbare Persönlichkeit. Zuerst und zuletzt ist er ein Denker, sagte ich zu mir, als wir über den Brenner fuhren. Ein Denker! und alles Künstlerische ist angeeignet, aber reichlich und sorgfältig angeeignet. Bis auf den Stil. Selbst über diesen zeigt er theoretische Studien und weist geläufig nach, wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müsse, wo, wann und wie diese oder jene Redeform angewendet sein könne. Und dies belegt er mit wissenschaftlichem Nachweise aus den alten Sprachen, und wie Zumpt oder sonst ein Sprachgelehrter über diese und jene Nüance denke. Meine Stilgelehrsamkeit vom Glogauer Gymnasium erschien mir daneben recht dürftig, und Magister Roellers Regeln kamen mir vor wie bloße Hausmittel neben approbirten Rezepten der Fakultät. — Auch der schönen Natur gegenüber, welche da in Südtirol und am Gardasee uns farbenreich entgegentrat, war sein Verhalten ganz anders als das meinige. Oft schien es, als ob er die Schönheit gar nicht bemerkte; in einer späteren Bemerkung zeigte sich's aber, daß er sie gar wohl bemerkt hatte, nur anders, gleichsam auf anderem Wege. Vielleicht, weil er in großer Stadt aufgewachsen, welche ohne landschaftlichen Reiz. Für solche Großstädter wird auch der Naturreiz ein besonderer Akt der Bildung. Er war überhaupt viel schweigsamer, als ein Mann seines jungen Alters und seiner mannichfaltigen Wissenschaft zu sein pflegt. Seine mittelgroße

Gestalt erhielt dadurch etwas Suchendes, daß Hals und Haupt immer ein wenig nach vorn gebeugt waren; eine scharfe Nase und das oft nur halb geöffnete, kurzsichtig scheinende Auge stimmten zu dieser suchenden Haltung. Das Organ, ein angenehm hoher Bariton, war auch musikalisch geschult; das kam gelegentlich im Zimmer überraschend zum Vorschein. Im Freien hätte man nicht geahnt, daß er singen könnte. — Er machte durchwegs ganz andere Bemerkungen als ich, und als wir in Verona nach Romeo und Julia ausgegangen waren und die Arena betrachtet hatten, da kam ich zu dem Schlusse: wir sind zwei ganz von einander verschiedene Menschen, und es wird gar nicht leicht sein, daß wir einander gegenseitig gerecht werden." Was Laube hier in scharfer Profilirung skizzirt, hat Gutzkow in der Hauptsache bestätigt, wenn er in seinen „Rückblicken" z. B. schreibt: „Im Sommer 1833 las ich Heinrich Laube's Roman „Junges Europa" in Gegenwart des Autors auf den Wellen des schönen Gardasees, nahm zwar gründlichen Anstoß, daß einer der Helden des Buches durchweg ‚Hyppolit' statt ‚Hippolyt' gedruckt war, aber die Beziehung zu Menzel wurde lockerer." Wie ihn in Laube's Artikeln der Mangel an genügender Begründung, das allzu Schneidige der Form bei unreifem Urtheil zwar abgestoßen, die Frische und Natürlichkeit der Aeußerung aber angezogen hatten, so ging es ihm jetzt bei der persönlichen Berührung, wobei ein drittes Element sich sympathisch geltend machte: „Heinrich Laube," sagt er an anderer Stelle, „besaß die Kunst, im Kreise seines nächsten persönlichen Wirkens enthusiastische Freunde zu gewinnen . . . Es war der Zauber der Anlehnung an eine sichere Beherrschung des Lebens."

Laube hatte gar nichts vom Wunderkind, weder in Bezug auf Geist, noch in Bezug auf Talent. Aber dieser flotte Verfechter des Anrechts der Jugend auf Freiheit und Lebensgenuß blickte mit seinen großen blauen Augen unter der aufrechten Stirn so klar und sicher in die Welt, daß ihm auch im Kreise von älteren Genossen in praktischen Dingen meist die Führerschaft zufiel und in den Augen der Frauen das Unschöne seines Gesichts schön erschien. Ein echter Sohn Schlesiens, war er von Haus aus eine heitere, daseinsfrohe, lebensdurstige Natur; den Verfasser des „Maha Guru" hatten die Widersprüche des Lebens schon als Knaben zu einem ernsten Zweifler gemacht. Laube's „muntere" Augen — so nannte er sie damals selbst in einer der „Reisenovellen" — erfaßten die Dinge mit sinnlicher Lust am Schönen, und seine leicht erregbare Phantasie verarbeitete die Eindrücke zu farbigen Bildern, deren ideelle Bedeutung ihm erst dann aufging; Gutzkows scharfer Verstand zerglie-

derte alle Wahrnehmungen auf ihre Bezüge und aus der Welt des Abstrakten entblühte ihm Bild und Fabel. Es ist eine eigenthümliche Fügung, daß Laube gerade den jungen Schiller, Gutzkow den jungen Goethe zum Helden je eines Lieblingsdramas des deutschen Publikums gemacht hat; Beide erkoren sich just denjenigen zum Helden, mit dem sie als Poeten die mindere Aehnlichkeit hatten. Laube war zur Burschenschaft aus unbestimmtem, rein persönlichem Freiheits- und Lebensdrange gegangen; Gutzkow führte zur Mitgliedschaft die heilig-ernste Begeisterung für das Ideal des in Freiheit geeinten Deutschland. Gutzkow verließ die Theologie unter schweren inneren Kämpfen, und ein Stück Priesterthum blieb all seinem Wirken eigen; Laube folgte der Sehnsucht nach einem reicheren, gehaltvolleren Dasein, in dem sich die ihm eigenthümlichen Gaben natürlich und frei entfalten könnten. Beide hatten sich ihre Bildung durch eigene Kraft mühsam erringen müssen und sie theilten das hieraus sich ergebende Selbstgefühl; Gutzkow aber, der preisgekrönte Verfasser der Abhandlung de diis fatalibus, war vor Allem stolz auf sein Wissen; Laube hingegen darauf, daß er ebenso gut fechten, reiten, tanzen und plaudern konnte, wie irgend ein Kavalier. Für Laube war das letzte Endziel alles Strebens das Glück, Glück für sich, Glück für die Mitwelt. Und er glaubte an Glück! Gutzkow war auch hierin Skeptiker. Auf unbestimmte Glücksfälle hat er nie mit kecker Zuversicht sein Fortkommen begründet; er glaubte auch hier die Zukunft konstruiren zu können; er überlegte beim Vorwärtsschreiten bedachtsam die Möglichkeiten der einzuschlagenden Wege. Das brachte ihn um manchen Genuß und manchen Erfolg. Mit fröhlichem Leichtsinn sprang dagegen der junge Laube ins Blau seiner Zukunft, das Glück herausfordernd und das Gewonnene festhaltend. Was Goethe für den Verkehr mit Frauen empfohlen — „doch wer keck ist und verwegen, kommt fürwahr noch weiter fort" — befolgte er auch dem Glück gegenüber. „Ich bin immer frech mit dem Schicksal umgegangen — niemals demüthig gewesen," schrieb er damals in einer seiner ersten Reisenovellen.

So war ihm auch der politische Kampf nur ein Mittel des allgemeinen Kampfes der Menschen um Lebensglück, und während Gutzkow nach Börne's Beispiel die politischen Prinzipienfragen mit Pathos als Gewissenssache behandelte und Heine in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin" einen Abtrünnigen gescholten hatte, weil er in den „Französischen Zuständen" auch die Republikaner verspottet, war Börne für Laube zwar eine Respektsperson, die er aus der Ferne als Charakter höchlichst verehrte, Heine dagegen ein geliebtes Vorbild, dem er in seinen

ersten Reisenovellen eifrig nachahmte, um dessen Freundschaft er warb und von dem er sich hoch geehrt und im Innersten verstanden fühlte, als ihm dieser am 10. Julius 1833 — also gerade zwei Wochen ehe er zu Gutzkow nach München reiste — unter Danksagung für das ihm in der „Eleganten Welt" bekundete Interesse schrieb: „Sein Sie überzeugt, daß ich Sie verstehe, und also wahrhaft schätze und ehre. Sie stehen höher, als alle Anderen, die nur das Aeußerliche der Revolution, und nicht die tieferen Fragen derselben verstehen. Diese Fragen betreffen weder die Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten mußte. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Oekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns sofort verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel."

Die Freiheit, für welche Laube in seinen Erstlingsschriften focht, war denn auch im letzten Grunde die Freiheit, das Leben schön zu genießen. Für Wahrheit und Natur hatte er mit direktem Bezug auf die realen Bedingungen des menschlichen Lebensglückes gekämpft. Den Kampf Heine's gegen das fleischabtödtende Nazarenerthum und für die hellenische Anschauung des Rechts der Sinne auf Genuß hatte er mit Enthusiasmus begrüßt. Seine Begeisterung für Goethe, mit der er in seinem Blatte dann der Verketzerung desselben durch Menzel entgegengetreten, knüpfte an das hellenisch-sensualistische Element in der Poesie des Dichters der römischen Elegien an. „Mit kecker Dreistigkeit", urtheilte Laube im Alter über seine jugendlichen Aufsätze in der „Eleganten", „wurde alles getadelt, was mir unwahr erschien in unsrer Schriftwelt, unwahr in unsrer sozialen Welt, unfrei in unsern politischen Einrichtungen. Meine Jugend drängte sich dabei warmblütig hervor und was als Bemerkung von Werth sein mochte, das machte den herausfordernden Anspruch auf ein System. Das Recht der Sinnlichkeit, von unbestreitbarer Wichtigkeit in der Kunst, wurde wohl übermäßig betont und auch als soziale Spekulation unverzagt behandelt, ein bedenklicher Uebergriff für das ältere Geschlecht, ein verlockender Reiz für junge Leute. Die Saint-Simonisten in sozialer Frage, Heinse in literarischer Form hatten mir die Anregung

erzeugt und das Soziale wurde mir unklar vermischt mit dem Künstlerischen." Und an anderer Stelle: „Die erkünstelte Situation, die geschraubte krankhafte Empfindung wurden plötzlich verspottet, die Wahrheit wurde gesucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im Wesentlichen das, was man später Realismus nannte." Laube ging dabei von der wirklichen Welt aus, war Realist von Natur; Gutzkow, im Banne romantischer Vorbilder aufgewachsen, aber von einem starken Zug auf Leben und Gegenwart beseelt, gelangte aus einer Welt geistiger Bezüge erst zur Erkenntniß der Wirklichkeit und blieb Idealist auch dann, als er nicht ohne innere Kämpfe die Grundsätze des künstlerischen Realismus sich zu eigen gemacht und begonnen hatte, sein eigenes Schaffen danach zu richten. In diese Kämpfe wäre er sicher seiner ganzen Entwickelung und Anlage nach auch ohne Laube's Einfluß gerathen. Thatsächlich hat aber dieser letztere einen wesentlichen Antheil gehabt, wie Gutzkow in seinen Rückblicken ausdrücklich anerkannt hat.

Wenn Laube sich in dem oben angezogenen Selbstbekenntniß auf Heinse als Vorbild in künstlerischer Form beruft, so bezieht sich dies weniger auf seine kleineren Arbeiten für die „Elegante", auch nicht auf die ersten Bände der „Reisenovellen", obgleich in diesen bereits das künstlerische Bestreben hervortrat, das Geschaute als Erlebniß zu gestalten und der Schilderung den Charakter von Handlung zu verleihen, sondern auf seinen ersten Roman „Das junge Europa", den er von Leipzig fertig nach München mitbrachte und Gutzkow dann auf der Reise las. Wilhelm Heinse's „Ardinghello" gehörte zu den Büchern, deren Lektüre ihm in der Studentenzeit zu einem inneren Erlebniß geworden war, das sich zwischen seine theologischen Studien und seine Zukunft drängte. Die dämmerweiche Sehnsucht der Romantik nach einem Leben voll Schönheit in schöner Natur, welche sein schlesischer Landsmann Joseph v. Eichendorff in der träumerischen Wanderflucht seines „Taugenichtses" nach dem Süden mit naiver Frische und doch auch romantisch-märchenhafter Unklarheit dargestellt hatte, das gleichzeitig Heinrich Heine in der Harzreise so bezaubernd verschmolzen hatte mit dem übermüthigsten Spott über die von ihm geflohene verstockte und verzopfte Kultur der „glatten" Säle, „glatten" Herr'n und „glatten" Frauen, fand er in Wilhelm Heinse's, des „Stürmers und Drängers", schwärmerischen Künstlerroman als thatenfrische blutwarme Leidenschaft wirken mit kräftigem Bezug zu der Realität der von Winkelmann und seinen Nachfolgern aufgedeckten Kunst- und Schönheitswelt Italiens, eines Italien, das die Heimath jener Renaissance war, welcher die deutsche Sehnsucht einer Wiedergeburt des

Hellenenthums im wirklichen Leben entstammte. In seiner „Geschichte der neueren Literatur“ hat Laube — 1839 — diesen z. B. auch von Hermann Hettner und Adolf Stern sehr hochgestellten Roman, der das Künstlertreiben im Venedig der Tizian und Aretino zum Hintergrund hat, ebenso wie die Persönlichkeit Heinse's, des genialsten unter den Kraftgenialen der Sturm- und Drangzeit, näher besprochen. Wie alle Schönheit nur durch die Sinne wahrgenommen werden kann, führt er aus, so sind auch die Sinne die Vermittler alles schönen Lebensgenusses. Hatten die Moralisten, ja die ganze christliche Moral, wegen der Uebergriffe der Sinnlichkeit eine Mißachtung der Sinne, des Sinnlichen und damit des Wirklichen gepredigt und zu einem herrschenden Element der Weltbetrachtung gemacht, so hatte die Wiederbelebung des antiken Geistes die Wahrheit erneuert, daß die Sinne noch ein anderes und höheres Verhältniß und eine andere und höhere Bedeutung haben (als die moralische), daß sie für den Menschen offenbar die begabten Trabanten des Geistes sind, um eine Verbindung mit sonst Unerreichbarem anzuknüpfen. Diese Bedeutung der Sinne zu feiern, war der Gegenstand von Heinse's, unter Wielands Einfluß frei und reich erblühter Poesie, deren Bestes der Roman „Ardinghello“, das Produkt eines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien, enthält. „Das Mark seiner italienischen Reise, alle seine Schwärmerei für das Nackte, für bildende Kunst überhaupt und für ein frisches, fröhliches Leben, welches sich an solche Prinzipien lehnt, ist darin niedergelegt. Dies alles ist mit einer großen Herrschaft über die geistige Verbindung zwischen dem Geistigen und Aeußerlichen niedergelegt, und mit Ausnahme einiger milderen Produkte von Goethe, wie der Elegien, das stolzeste Resultat des klassischen Studiums, was mit einer vollen Gestaltung in unsere Literatur getreten ist. Es geht darum einen großen Schritt weiter als der ähnliche Versuch Wielands im Agathon und Aristipp, weil es entschlossener und ganzer das alte Leben in der Sinnenwelt auffaßt, weil es daneben den modernen Zustand, die moderne Forderung berücksichtigt und nach einer Vereinigung dieser Welten trachtet.“ Wenn Heinse dabei versäumt habe, „die wirkliche Welt zu einer gemäßen Bildung zu verarbeiten, wie es seinem frischen Blicke erreichbar gewesen wäre“, so sei dies die Folge der klassischen Modetendenz, die auch ihn beherrschte, gewesen.

In seinem Roman „Das junge Europa“, wie er jetzt vorlag — er führte mit Hinweis auf die geplante Fortsetzung den Sondertitel: „Die Poeten“ —, versuchte sich Laube, bei ähnlicher Tendenz und ähnlicher Form, an einer Gestaltung der wirklichen Welt, der Wirklichkeit, die er

selbst in den Jahren seit seinen literarischen Anfängen in Breslau erlebt. „Die Interessen der Zeit, die ihn selbst und die ihm verständliche Welt bewegten“, darzustellen, dieser Trieb habe den Roman veranlaßt, erzählt er in den „Erinnerungen“ und er habe dabei jetzt das Bedürfniß empfunden, die verschiedenartigen Meinungen in verschiedenartigen Menschen zu versinnlichen und diese individuell zu gestalten. In Form eines Briefwechsels, der sich zwischen den Mitgliedern eines Freundeskreises und mehreren Frauen und Mädchen, welche in Liebesbeziehungen zu einander gerathen, in bunter Folge abspinnt, schildern sie den Einfluß der Zeitereignisse des Jahres 1830/31 auf eine Schaar origineller junger Poeten, welche bis dahin ein „poetischer Verein“ in Breslau zusammengehalten und die, nun auseinandergesprengt, eigenthümliche Schicksale haben, deren Fäden in einem gräflichen Landschloß in Schlesien zusammenlaufen, wo sie nach und nach sämmtlich Gäste des freigesinnten Grafen Topf werden. Bis auf die Aeußerlichkeit, daß diese jungen Poeten ihre Spitznamen der fröhlichen Tafelrunde des „Prinzen Heinz“ in Shakespeare's Heinrich IV. verdanken, ist der Kern dieses bunten Durcheinanders von Geistes- und Herzensbeziehungen nach dem Vorbild von Laube's eigenen Erlebnissen gebildet. Die Zeit, da er in Breslau unter Karl Schall Theaterkritiker war und mit seinen Freunden, den Mitgliedern eines Poetenvereins, die „Aurora“ herausgab, bis er die Hauslehrerstelle in Schloß Jäschkowitz annahm, dessen Herrin ihn protegirte und im Verkehr mit polnischen Flüchtlingen und zahlreichen Gästen aus Breslau's geistigen Kreisen starke Sympathieen für die liberalen Ideen bekundete, ist in dem Roman wiedergespiegelt. Im Mittelpunkt des locker gewobenen Lebensbildes steht der junge Valerius, dem ein stiller Ernst und sichere Lebensbeherrschung ein männlich-energisches Wesen bei bescheidener Zurückhaltung geben, das auf die Männer und Frauen des Kreises gleich sympathisch wirkt. Dieser Valerius, der als geladener Gast nach „Grünschloß“ kommt, trägt Laube's Charakterzüge. Er wie seine Freunde sind verwickelt in leicht geschürzte Liebesverhältnisse, sind beherrscht von der Idee, daß in der Liebe vom Mann zum Weibe Treue ohne Weiterbestand der Liebe verwerflich sei; aber alle erfahren durch ihr Schicksal andrerseits, daß Liebe ohne Treue stets unglücklich macht. Auch Valer, der ernste Systematiker dieses Evangeliums der freien Liebe, der für die andern Alle der helfende Berather und Beichtvater ist, muß diese Erfahrung machen. In Verzweiflung hierüber sucht er den Tod im Kampf für die Freiheit, indem er in das Heer der gegen Rußland sich erhebenden Polen eintritt.

Nach allen Richtungen wird in den Briefen, den verschiedenen Charakteren und ihren Liebesschicksalen gemäß, das Thema der erotischen Freiheit erörtert, auch von den betheiligten Mädchen und Frauen, welche dieser Freiheitstheorieen Opfer werden. „Wie denken wir doch verschieden über die Liebe," ruft Hyppolit, eine ins Byronische gesteigerte Don Juan-Natur, dem alle Herzen entgegenfliegen: „Du liebst den Genuß der Liebe, Leopold liebt die Weiber, Valer, der immer was Besonderes haben muß, liebt die Liebe, William, der Narr, liebt die Gottheit in ihr, und weil er ein christlicher Pedant ist, schwört er zum Monotheismus und verdammt alles Andre, ich — ich liebe das Leben! Was mir nicht mehr am Leben ist, werfe ich weg . . . Ich kenne darum auch nicht Valers Pietät gegen das, was er geliebt, alles Todte ist für mich nicht da; ich kenne Leopolds Zärtlichkeit, Ueberschwänglichkeit nicht, weil ich nur Leben geben will für Leben." Und der junge Verfasser schwelgt in der Ausmalung der keck eroberten Don-Juan-Abenteuer dieses Hyppolit mit so sichtlicher Parteinahme für diese Form der Liebe, daß ohne den hervorgehobenen Schluß und ohne die gelegentlichen Einwände der Besonneneren gegen dieses Treiben die Behauptung nicht unberechtigt gewesen wäre, es sei dem Autor vornehmlich mit seinem Roman um eine Verherrlichung der freien Liebe oder doch der Liebesfreiheit, zu thun. Im Mittelpunkt der Frauenwelt des Romans steht neben der Tochter des Grafen und einer Freundin derselben, die Fürstin Constantie, welche in Hyppolits Philosophie des zügellosen Lebensgenusses begeistert einstimmt und, als sie sich in Consequenz derselben von diesem verlassen sieht, als eine Abenteurerin der Liebe ihre Netze nach seinen Freunden auswirft.

Eng mit dieser erotischen Dialektik verknüpft ist in dem Hin und Her der Mittheilungen und Meinungen die Erörterung der politischen Freiheit, doch auch hier steht dem Maßlosen der Gemäßigte gegenüber. Die Tendenz des Ganzen tritt mit Bestimmtheit hervor in der Antwort „Valers" auf die Anklagen Williams. Dieser hat ausgeführt, daß der Anspruch auf Liebe von Seiten der Männer ohne Gewährleistung der Treue dem grauenhaftesten Eigennutz entspringe. „Das Ich allein soll sich auf jede Weise wohlbefinden: mag nun um Euch herum alles darüber zu Grunde gehen. Und dabei wollen sich einige von Euch noch in die Mitte der demokratischen Zeitbewegung stellen, wollen sie loben und führen. Heißt das nicht den Bock zum Gärtner setzen! Das Wesen dieser demokratischen Richtung ist Allgemeinheit, Zurückdrängendes individuellen Interesses, um das der Gesammtheit auf den Thron zu setzen. Geberdet Ihr Euch nicht wie kleine Despoten, wenigstens Autokraten, die sich eben nur selbst

Gesetz sind, die all ihren Launen den Zügel schießen lassen. Und unseren Vereinigungspunkt, die Poesie anlangend, was hat uns da diese Richtung gebracht? Eine schamlose Enthüllung der eigenen Person, mit der die Poeten, feilen Dirnen gleich, kokettiren. Sie haben keinen anderen Mittelpunkt mehr als das persönliche, meist materielle Vergnügen, und je nachdem das nun groß oder klein oder gar nicht da ist, wird das Gedicht frivol oder abgeschmackt oder gottlos." . . . So William, der Vertreter der hergebrachten Moral, den aber seine Tugend nicht davor schützt, in eine friedlose Leidenschaft für eine verheirathete Dame, eben die Fürstin Constantie, zu verfallen, die er, von seiner Auffassung genarrt, für tugendhaft hält.

Dagegen die Antwort Valers: „Daß Du nicht in der Nähe des Walter Scott gelebt hast, als er seine „Schwärmer" schrieb, bedaure ich lebhaft; Du hättest ihm ja das beste Bild eines hartnäckigen und hartmäuligen Presbyterianers gegeben. . . . Erinnere Dich, Freund, daß ich Dich nie Deines Systems halber getadelt habe, wenn auch das System nicht das meine ist — ich bin ein Mann der Freiheit und sitze zur Seite ihres holden Töchterleins mit den lieben, klaren Augen, der Toleranz. Du sprichst aber despotische Worte und klagst doch, wunderlich genug, uns Leute der leichteren Moral des Despotismus an. Du berufst Dich zuerst auf die demokratische Tendenz unserer Zeit, der wir huldigen, und verlangst Zurückdrängen des Einzelnen, damit die Allgemeinheit gedeihe. Das hat seine vollkommene Richtigkeit und es ist Niemand so sehr dafür als ich: ich hasse wie Du den Egoismus des Staats in Bevorzugung Einzelner. Aber, Freund, Du siehst die Sache schielend an, und das Endziel aller Bestrebungen — die Freiheit — entgeht Dir. Die Einzelnen sollen nicht bevorzugt, aber jeder Einzelne soll frei werden. Damit dies nun aber auf eine der Allgemeinheit ersprießlichen Weise geschehe, predigen wir als höchste Blüthe der Bildung: Abstreifen jeder Art von Egoismus, Humanität. . . Das sind nicht Gegensätze, wie Du zeichnest, sondern Stufen. Die Freiheit widerspricht eben jeder Art Formel, sie betreffe Moral oder sonst etwas — erreichten wir selbst durch solche Formeln das allgemeine Wohl, so bezahlten wir dies doch mit dem allgemeinen Wohle, d. h. mit dem Wohle der Einzelnen, die von außen her nur gezwungen lebten, und nur in trostloser Gleichgewichtstheorie den allgemeinen Fall vermieden. So werden die Menschen beklagenswerthe Negationen und die Haupttugend wird wie in manchem melancholischen Christenthume die Unterlassung, die Demuth. Es ist aber ein größeres Ziel unserer Richtung, die Menschen selbständig zu veredeln

und die Veredelten Selbstherrscher werden zu lassen. Die Millionen Selbstherrscher sind das äußerste Ziel der Zivilisation. Dieses Ende verschließt Deine Autoritätstheorie für immer. . . . Dein Schluß muß eine starre Monarchie sein, der meine: die fröhlichste, ungebundenste Allherrschaft, wo jede Individualität gilt, weil jede sich gesetzmäßig ist und in ihrer Veredelung das neben ihr wandelnde Gesetz nicht stört. Zu diesem Ziele ist das Zurückdrängen des Individuums Weg — bei Dir aber leider Endpunkt. Darum tadle auch ich es, wenn Konstantin jetzt, wo die große Epoche des Demokratismus erst beginnt, ihre Vollendung für sich antizipirt und, nur sein persönliches Wohlsein im Auge habend, Unheil anrichtet. Er betrügt seine Umgebungen, die noch auf einer tieferen Stufe der Entwickelung stehen und in anderer Münze Zahlung erwarten, als er gewähren will." . . .

Zum Charakter dieses Werkes und zur Charakteristik Laube's gehört es auch, daß Valer, der Bürgerliche, unter fast lauter Adligen die Sache des bürgerlichen Fortschritts vertritt, wie dies ja auch persönlich das Schicksal des jungen Autors im Breslauer Poetenverein und auf Schloß Jäschkowitz gewesen war. Auch in Karlsbad war er durch seine Neigungen und Beziehungen in ein freundschaftliches Verhältniß zu Aristokraten, z. B. zu dem originellen Fürsten Fritz Schwarzenberg, der literarische Neigungen hatte und als Politiker seine eigenen Pfade liebte, gerathen. Ganz wie der Fürst Pückler-Muskau und die Baronin von Niemptsch, ist die Mehrzahl der Aristokraten des Romans liberal gestimmt, nur William (nach Karl Witte's Vorbild gestaltet) vertritt konsequent den Jarcke'schen Standpunkt. Mit diesen liberal gesinnten Aristokraten (die später in Auerbachs und Spielhagens Romanen bestimmtere Physiognomie erhielten) verbindet den bürgerlichen Valer die Abneigung gegen die Plutokratie. „Aber," sagt er, „es ist doch ein großer Schritt weiter, wenn der Erbaristokratismus gestürzt ist und wir vielleicht leider beim Geldaristokratismus angekommen sind, so ekelhaft dieser auch sein mag. Die nächste Morgenröthe kann mir Geld, einige Jahre können mir die Gelehrsamkeit, das Wissen bringen — keine Ewigkeit, kein Gott kann mir eine Vergangenheit, solche Ahnen geben, wie sie der Adel verlangt. Und darin liegt das Fundament zukünftiger Zeit, die vielleicht jetzt in Frankreich beginnt. Alle Wege müssen offen sein zu Allem — nicht unbedingte Gleichheit, aber unbedingt gleiche Befugniß zu Allem, das ist die Losung des neuen Jahrhunderts." — „Erbt einst der Sohn des Millionärs auch die Million?" warf abgehend von diesem Schlußsatz der Graf ein. Hyppolit antwortet für Valer: „Er kann sie morgen ganz

oder zum Theil verlieren und sein Nachbar kann sie gewinnen. Darin ruht der Widerspruch mit der neuen Theorie: Alles muß für Alle erreichbar sein."

Die Zeit ist noch nicht reif, um uns den Genuß der Freiheit zu gewähren; aber berufen sind wir von ihr zu Wegbereitern der Freiheit: in diesem Gedanken begegnete sich der Ideengang Laube's hier im „Jungen Europa" mit demjenigen in Gutzkows „Briefen eines Narren an eine Närrin". Alle diese jungen „Poeten" des Romans fühlen den Werdeprozeß einer neuen Zeit. „Wären wir nicht alle zukunftskrank, so würden wir eine stärkere Gegenwart haben," sagt einmal Konstantin, der, nach Paris gegangen, dort die „große Woche" erlebt, mit ihren Resultaten aber unzufrieden, sich einem wilden Genußleben ergibt. (Bezug auf Heine.) „Es wird und muß sich eine neue Zeit bilden, wir leben freilich in keiner, sondern in dem Zwischenraume, auf der Brücke zweier Zeiten." Wenn aber Konstantin weiter sagt, daß die Poesie der neuen Zeit verzichten müsse auf Helden und plastische Individualitäten und an ihre Stelle die öffentliche Meinung träte — Jean Paul habe diese Poesie angebahnt, da erwidert ihm Hyppolit, der für Shakespeare, den „strotzend gesunden", schwärmt: „Das Plastische darf der Poesie nie verloren gehen, was gäbe ich drum, schrieben unsere Bildhauer Novellen: das könnte eine stärkende Kur werden; was gäbe ich drum, lebten noch zwei Heinse, die einfachen Homöopathen der Beschreibung." Heinse einen Plastiker zu nennen, war freilich ein Irrthum; leidet doch sein an schönen Schilderungen reicher Roman an einer Ueberlast von Gefühlsausströmungen und Empfindungsmalereien, die uns beim Lesen lebhaft vergegenwärtigen, daß die „Geniezeit", aus der heraus diese Verherrlichung der Antike und der Renaissance entstand, auch das Zeitalter der „Empfindsamkeit", die „Wertherperiode", war. Und auch Laube ist weniger Plastiker und viel mehr ein Jünger Jean Pauls, als er selber meint, Handlung und reine Beschreibung treten zurück und die sozial-politische und sozial-ethische Erörterung bleibt im Vordergrunde des Werkes. Die „Poeten" des Romans sind, gerade wie zur Zeit er selbst und Gutzkow, weit mehr noch Politiker als Dichter. Der Realismus der Dichtung besteht mehr in dem lebendigen und unmittelbaren Bezug auf die politischen Ideen und Kämpfe der Gegenwart, in dem Zusammenhang des Stoffs mit Laube's eigenem Erleben, als in Vorzügen der Komposition und Darstellung; die Kunst des Dichters steckt nach Auffassung und Charakteristik noch tief im Dialektischen; die Phantasie gestaltet nicht, die Gestaltungskraft phantasirt. Dagegen war Gutzkow bei der Gestaltung seines weither

geholten romantischen Stoffes in der Schilderung und Komposition viel mehr Realist und Plastiker gewesen. Er bot in „Maha Guru“ bewußte sorgfältige Kunstarbeit, Laube im „Jungen Europa“ sorglos hingeworfene Improvisationen eines warmblütigen Naturells. Gutzkow fand das Lob strenger Kritiker, Laube lebhafteren Anklang beim Publikum. Die frische Unmittelbarkeit, der Realismus wie der prickelnde Reiz des Stoffes, die allgemeine Verständlichkeit des Ideenganges entschieden seinen Erfolg.

* * *

Am 14. September waren die beiden jungen „Poeten“ wieder am Schreibtisch; Laube in Leipzig, Gutzkow in Berlin. „Nach einer vierzigtägigen Reise gestern hier angekommen,“ schrieb letzterer an diesem Tag dem Chef der Cotta'schen Buchhandlung, „laß' ich es mein erstes Geschäft sein, Ew. Hochwohlgeboren meine herzlichste Empfehlung zu senden. Ich habe Salzburg, Tirol, Oberitalien, das Adriatische Meer, die Ländermasse von Triest bis Wien, Böhmen, Sachsen durchflogen und erst die Sandsteppen meiner märkischen Heimath nöthigten mich, in dieser Eile mich zu mäßigen. Ungeachtet dieser Schnelligkeit kehr' ich voll frischer, lebhafter Eindrücke zurück, die ohne Verzug, ehe sie noch verwischt werden könnten (sie sind alle mit Bleistift in meinem Portefeuille verzeichnet) zu leserlichen Artikeln verarbeitet im Morgenblatt niedergelegt werden sollen.“ Wir dürfen das Ergebniß dieser Reise für Gutzkow und Laube, die Bedeutung derselben für die Geschichte des Jungen Deutschlands, jedoch nicht nach dem literarischen Niederschlag beurtheilen, den nunmehr Gutzkow in seinen „Reiseskizzen“ für das Morgenblatt und Laube in dem 2. Bande seiner „Reisenovellen“ fixirte. Beide haben in diesen Erinnerungsbildern, die Gutzkow mit historischen Reminiscenzen, Laube mit frei erfundenen Liebesabenteuern durchwob, einander ohne Namensnennung erwähnt, aber mehr im Tone satirischer Neckerei als in dem einer gewonnenen Bundesgenossenschaft. Daß Laube bei seinen Liebesabenteuern immer selbst der beglückte Liebhaber war, während er dem „Archivar des Königs“ (als solchen bezeichnete er Gutzkow) immer das Zusehen ließ, hat ihm dieser, wie seine spätere ungünstige Kritik beweist, ziemlich übel genommen. Thatsächlich verlief die Reise viel zu schnell, als daß der eine oder der andere Liebesnovellen hätte erleben können. Charakteristisch für Beider Art und wichtig für ihr ferneres Verhältniß ist das Ergebniß eines Vergleichs dieser Arbeiten immerhin. Beginnt Laube sogleich in München die Reihe seiner novellistischen Einflechtungen, indem er erzählt, wie er dem „Archivar des Königs“ be-

hülflich gewesen sei, zu einem Stelldichein mit einer von ihm längst angeschmachteten Schönen zu gelangen, wobei dieser ein Opfer seiner Kurzsichtigkeit wurde, so beginnt Gutzkow seine Schilderung der Abfahrt von München mit einer ernsten Betrachtung darüber, daß Kranken-, Irren-, und Zuchthäuser unsere modernen Städte wie mit einem Ringe umgeben. Im Amphitheater Veronas erwachen in Gutzkow Erinnerungen an die lateinische Welt seiner Gymnasialzeit. Ihm fällt ein, daß Cornelius Nepos mit „seinem zierlichen leichten Latein" aus Verona gebürtig ist und widmet demselben eine gefühlvolle Apostrophe. Dagegen gedenkt er der Begegnung mit drei Engländerinnen in dem Hotel, das sie in Verona bewohnten, welche Laube zu einer buntbewegten „Novelle ohne Ende" ausspinnt, nur mit drei Zeilen, obgleich er es war, der sich in das Zimmer der Damen verirrte. Solche Erlebnisse erschienen ihm für die Poesie kein Gegenstand; mit scharfem Wort nannte er den Laube der Reisenovellen später einen „goethisirenden Clauren". Trotzdem wird der unbefangene Leser diese erotischen Phantasiestücke unterhaltender finden als das Produkt einer absichtsvollen und ihre Absichten doch verschleiernden Kunst, als das sich auch dem wohlwollenden Auge der „Nero" Gutzkows darstellt, dessen Entwurf ihm im Amphitheater Veronas sicher ebenso durch die Seele ging, wie die Gymnasial-Reminiscenz an den ehrsamen Quintanerquäler Cornelius Nepos. Andrerseits muß man auch der Verurtheilung Gutzkows Recht geben, denn die Laube'sche Methode, sich selbst als Helden einer ununterbrochenen Kette von leichtfertigen und flüchtigen Eroberungen darzustellen, wirkt auf die Dauer ermüdend und unwahr zugleich und als unschönes Gemisch von Koketterie und Renommage, das unerträglich wäre, wenn nicht immer wieder auch Schilderungen voll poetischer Stimmung und Ausbrüche schöner Begeisterung über geliebte Dichter und bedeutende Thaten jene Novellenfragmente unterbrächen, wie die Lobpreisung der Tiroler, die Erinnerung an Goethe's italienische Reise, die Phantasie über Romeo und Julia, die Apotheose Byrons in Anknüpfung an dessen Aufenthalt in Venedig. Gutzkow ist dagegen auch in dieser Richtung sachlicher und nüchterner; er übermittelt dem Leser scharfumrissene Skizzen der thatsächlich empfangenen Eindrücke und Erlebnisse. Ihm war das ganze Unternehmen nur literarische Handarbeit; die eigentliche poetische Ernte sollte seinem „Nero" zu gute kommen.

Während der Reise selbst war es übrigens keineswegs zu Reibungen zwischen ihnen gekommen. Wenn Gutzkow sich in Triest von Laube und Arenfeld trennte, so that er es, weil er im nahen Laibach seinen Jugend-

freund Bürger, der als Sänger zur Bühne gegangen war, ohne dabei sein Glück zu finden, engagirt wußte. Nachdem er diesen in seelischem Elend angetroffen und getröstet, stieß er wieder zu Laube, mit dem ihn schon seit Wochen das brüderliche Du verband. In Wien machten sie noch gemeinschaftlich die Bekanntschaft Grillparzers und Bauernfelds in deren Stammlokale, dem „blauen Stern"; sie fanden in Bauernfeld einen warmherzigen Gesinnungsverwandten, während Grillparzer sich seinem Wesen gemäß nur zurückhaltend gab; dann waren sie als Bundesgenossen und Freunde geschieden. Die auf der Reise begründete Kameradschaft war, trotz der tief empfundenen Verschiedenheit in den Lebens- wie Kunstauffassungen stark genug, daß beide von Plänen einer gemeinsamen Wirksamkeit erfüllt waren und nach Ablauf des Jahres Gutzkow nach Leipzig zog, um dort im täglichen Verkehr mit Laube an diesen Plänen weiterzuspinnen.

In seinen „Rückblicken" hat ersterer zugestanden, daß dieser Verkehr seinen literarischen Bestrebungen eine bedeutsame Wendung gegeben und sein Verhältniß zu Menzel wesentlich gelockert habe. Wenn wir die Beiträge Gutzkows zum Menzel'schen Literaturblatt aus dieser Zeit und die gleichzeitige Thätigkeit Laube's in der Eleganten Zeitung mit einander vergleichen, tritt uns das Gemeinsame, das sie verband, und der prinzipielle Unterschied ihres Wollens deutlich vor Augen. Vor allem aber wird uns klar, wie hier im Wettkampf mit einander ihre jungen Geister sich befruchtet und angeregt haben, theils zu Zugeständnissen und Nacheiferungen, theils zur Hervorkehrung und Herausbildung ihrer Eigenthümlichkeiten. Wir sehen Laube sich Mühe geben, seine Urtheile besser zu begründen, seine Ansichten wissenschaftlich zu vertiefen, das Aphoristische seiner Schreibweise aufzugeben zu Gunsten eingehender Charakteristiken; wir sehen Gutzkows Interesse an ästhetischen und rein literarischen Fragen ein unmittelbareres werden, seine Schreibweise sich des reflektirenden, philosophischen Charakters entwöhnen und etwas von der resoluten Bestimmtheit Laube's annehmen, wir sehen ihn sich zu der Anschauung bekehren, daß die Poesie modernen Geistes auch modernes Leben und moderne Menschen gestalten müsse. Dieser Prozeß vollzog sich nicht ohne Schmerzen und Opfer, nicht ohne scharfe Wortgefechte mit den Leipziger Freunden in ihm; hatte er doch mit seinem bisherigen Standpunkt auch seinen „Maha Guru" zu vertheidigen, welcher eben erschienen war und für den er von Laube, der doch seine „Narrenbriefe" so lobend besprochen, nicht minder warme Anerkennung erwartet hatte. Doch Laube war kein Freund der „verdeckten Satire", wie sie Börne

unter dem Druck der Zensur und zur Umgehung derselben erfunden, und er sagte es dem Freund auf den Kopf, daß Menzel ihn auf einen Holzweg gelockt, wenn er ihm gerathen, auch in der Poesie diese „verdeckte Satire“ zu pflegen. Noch schärfer ging ihm das ästhetische Orakel von Laube's Leipziger Freundeskreis, Gustav Schlesier aus Dresden, zu Leib: nicht Voltaire und Diderot — die modernen Franzosen mit ihrer Unmittelbarkeit der Lebensschilderung müsse er sich zum Muster nehmen. „Ihr Maha Guru liest sich wie Zadig oder Candide. Herzblut müssen Sie zeigen! Den Charakter der Gegenwart treffen! Sich Ihre Brust aufreißen! Nur modern, spezifisch ‚modern‘ muß der Schriftsteller von heute sein! Die deutsche Literatur darf nur noch den Weg wandeln, den allen Literaturen Europas die Baronin Dudevant, George Sand, vorgezeichnet hat!“ Zwei Bucherscheinungen und die von diesem angeregte Diskussion verstärkten diesen Appell. Von einem jüngeren Professor der Literaturgeschichte, Victor Aimé Huber in Rostock, dem Sohn jenes Ferdinand Huber, der mit Posselt Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ gewesen war und dessen Wittwe Therese lange Jahre hindurch das Cotta'sche Morgenblatt geleitet hatte, war im Herbst bei Brockhaus ein Buch erschienen, das sich mit der französischen Romantik eingehend beschäftigte: „Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geistigen Entwickelung des französischen Volks.“ Nach Art so vieler deutscher Gelehrten war hier die moderne Erscheinung auf weitentlegene Ursachen zurückgeführt und als ein Ergebniß der mittelalterlichen Kultur in Frankreich erklärt. In seltsamer Verkennung und nur erklärlich durch Eigenschaften vereinzelter Erscheinungen, wie Hugo's Notre dame de Paris, war hier von der französischen Romantik gesagt, im Grunde sei sie ein Zurückgreifen über die Literatur des Klassizismus und der Revolution auf das Mittelalter, eine Restauration der christlichen Ideale desselben. Gutzkow wies im Cotta'schen Literaturblatt (1833, Nr. 118) nicht ohne Hohn und Spott den Irrthum nach, bezeichnete die Freude einzelner Romantiker am Lokalkolorit älterer Zeiten als Aeußerung einer genußfreudigen Phantasie, wie überhaupt keineswegs mittelalterliche Askese, sondern ein starker Trieb zum Lebensgenuß die modernen Dichter des französischen romantisme charakterisire. Huber beantwortete diese Kritik mit stark persönlichen Invektiven in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung“, worauf Laube und Schlesier die Gutzkow'schen Argumente aufnahmen und dessen Ansicht in der „Eleganten Zeitung“ vertheidigten. Schon vorher hatte Laube Gelegenheit genommen, seine Sympathie für die zeitgenössische Literatur-

bewegung in Frankreich und zugleich seine Meinung zu äußern, daß die von ihm mitvertretene deutsche zwar mit jener verwandt, aber aus eigenen heimischen Ursachen emporgewachsen sei. Hierzu gab ihm den Anlaß die literarische Einleitung, mit welcher August Lewald, Gutzkows Freund, seine Uebersetzung der Gesammelten Erzählungen von Jules Janin begleitet. Lewald hatte hier gleichfalls ausgeführt, daß nicht der mittelalterliche Stoff, sondern die moderne Empfindung die Bewegung charakterisire, und dazu bemerkt, es zeige sich ein Widerschein derselben in der „unsrigen, jetzigen“. Dies erklärte er für einen Irrthum. (Nr. 238, 5. Dez. 1833.) Die französischen „Romantiker“ wären allerdings keine Romantiker im deutschen Sinne. Sie wollten die Wirklichkeit des Lebens darstellen, welche die deutschen Romantiker flohen. Die französische und die deutsche Bewegung seien aber selbständig entstanden und beide hätten ihren Bahnbrecher in Goethe. „Goethe hat die Wahrheit in unserer Literatur emanzipirt, er hat die Wirklichkeit gedichtet.“ „Es regt sich jetzt in allen modernen Richtungen der Literatur ein Streben, unverhüllt das darzustellen, was eben ist, und weil dies in einer bunten Zeit bunt ist, so erscheinen die Produkte ebenso. Aber die französischen Romantiker, so günstig wir ihr ursprüngliches Streben ansehen, wären wahrscheinlich nicht geeignet zu Vorbildern, die modernen Richtungen haben nur gleiche Intentionen gemein.“ So wahrte sich Laube neben Schlesier, der die Bedeutung der französischen Romantiker für unsere Literatur überschätzte, seinen eigenen, wir dürfen hinzusetzen richtigen Standpunkt. Und Gutzkow theilte denselben.

In Bezug auf dessen poetisches Schaffen hatte Schlesier aber ganz recht, wenn er in seiner Kritik des „Maha Guru“, die am 20. Febr. 1834 in der „Eleganten Zeitung“ erschien, ausführte, daß dieser phantastische Aufbau einer Welt von uns fremden und ganz entlegenen Zuständen um so weniger als Poesie wirken könne, je verhaltener der satirische Humor sei. So reiche Erfindungskraft auch auf das poetische Detail verwandt sei, so fesselnd der Vortrag im Einzelnen, so kalt lasse doch das Ganze, das in seiner ernsthaften Objektivität keine lebensvolle Satire, in seiner versteckten Absichtlichkeit kein lebensvoller Roman sei. Die Kritik war liebenswürdig gehalten und warnte den Verfasser der so geistesfrischen Narrenbriefe vor dieser „Poesie des Kalküls“ als einem Abweg. Dennoch war der Trank für Gutzkow bitter. Hatte er doch gerade eine neue Novelle beendet, die einen historischen Stoff mit jener ironischen Tendenz behandelte, welche zum Wesen von Voltaire's Erzählungskunst gehört hatte. „Der Prinz von Madagaskar“

behandelt ein psychologisches Problem, das eine auffallende Aehnlichkeit mit demjenigen hat, das Voltaire im „Ingénu“ gestaltet. Wie dort ein junger Kanadier, der unter den Huronen aufgewachsen ist, sich nicht in die Zustände des modernen Paris finden kann, so kann hier der Sohn eines Fürsten von Madagaskar, der in Paris aufgezogen worden ist, sich nicht in die Verhältnisse seiner in aller Kultur zurückgebliebenen Heimath finden. Die aktuelle Tendenz ist heute nicht unschwer zu erkennen: ebenso wie jenem Prinzen ging es ja auch den jungen Schriftstellern, die durch Goethe, Schiller, Heine, Börne zur Freiheit erzogen waren und sich in das Leben unter dem Geistesdruck des Metternich'schen Polizeistaats nicht finden konnten. Und auch an einem persönlichen Bezug fehlte es nicht: ihm selbst ging es ja vor allem wie diesem Prinzen, als er aus der erhöhten Lebenssphäre, die sich ihm in Heidelberg, München, in Tirol, Venetien aufgethan, sich wieder in den heimischen Verhältnissen, unter der niedrigen Decke und dem engen Horizont des elterlichen Heims zurechtfinden sollte. Wie viele Leser aber waren wohl im Stande, diesen aktuellen Reiz zu empfinden? Die Anspielung auf das wirkliche Leben war zu versteckt. Wie sehr er jedoch die Rathschläge Schlesiers beherzigte und sofort im Stande war, einen philosophischen Grundgedanken zur Unterlage einer streng realistischen Darstellung von fein beobachteter Wirklichkeit zu machen, davon war die reizende und zugleich tiefsinnige Idylle „Kanarienvogels Liebe und Leid“ ein Beweis, die in den Nrn. 79—81 des Jahrgangs 1834 vom „Morgenblatt“ erschien, eine Prosadichtung, welche später Professor Karl Rosenkranz gern zitirte als Beispiel der poetischen Kraft des damals noch so jungen Autors. Im Verkehr mit Laube, Schlesier und den anderen liberalen Schriftstellern der Leipziger Literatenkolonie, zu welcher auch Herloßsohn, der Herausgeber des „Kometen“, zählte, schrieb Gutzkow jene kecke Vorrede zur Sammlung seiner Novellen, in denen er diese selbst nur als Abschlagszahlungen seines Talents bezeichnete und die auch einen Satz enthielt, der Menzel mit einer Neckerei bedachte. Er hatte scherzhaft den Gedanken ausgeführt, daß jeder Schriftsteller, am Schreibtisch sitzend, an eine bestimmte Person als Leser dächte: „Der junge Poet dichtet einige Jahre hindurch nur für seine Geliebte oder er denkt nur an den Nelkenstock seiner Mutter.“ . . . Nach diesem harmlosen Anfang hatte er eine ganze Reihe zeitgenössischer Autoren genannt: Fürst Pückler schreibe für einige Leute in Berlin, die er durch seinen Geist ärgern wolle, Heinrich Laube habe nur den schlesischen Kavalier im Auge, Heine seinen reichen Onkel, Börne einige Frankfurter Senatoren und M e n z e l schreibe keine Zeile, ohne zu denken, was wohl der Kirchenrath

Paulus in Heidelberg dazu sagen werde. In der That hatte erst kürzlich Menzel im Literaturblatt einen scharfen Schwertgang zu Gunsten der Judenemanzipation mit einem Angriff auf Paulus, seinen alten Gegner, eingeleitet. Jedenfalls aber war die kleine „Rempelei“ ihrer Fassung nach nicht so ernst zu nehmen, wie Menzel es that. Derselbe sandte seinem „Adjutanten“ eine so heftige, kränkende Abstrafung, daß dieser ihm beleidigt die letzte von Stuttgart erhaltene Büchersendung zurücksandte und die Mitarbeit aufkündigte. Menzel habe Gutzkow wie einen literarischen Kommis behandelt, hat Laube bestätigt. Jetzt fing dieser auch an, in die „Elegante Zeitung“ Beiträge zu liefern: eine größere Charakterskizze „Julius Max Schottky“, welche eine originelle Figur seines Münchener Bekanntenkreises und einen gemeinschaftlichen Ausflug mit diesem Sammler „historischer Realitäten“ ins bayrische Hochgebirg mit reizvoller Frische und ungezwungenem Humor schilderte, wobei er sich auf Laube's köstliche Charakteristik Karl Schalls als ein Vorbild berief, unterzeichnete er mit seinem Namen. Einen Bruch hatte Menzel aber nicht gewollt. Die glänzende Besprechung des „Maha Guru“ (Lit.-Bl. 1834, Nr. 20) war jetzt das Pflaster, mit welchem er die geschlagene Wunde vorläufig schloß.

Gleichzeitig mit diesen Fragen, ja noch vorher und direkt als Ergebniß der gegenseitigen Anregung auf der Reise, beschäftigte die beiden Freunde die Idee, die jungen Elemente eines neuen literarischen Lebens zu konzentriren und der Bewegung ein Organ zu schaffen, das frei und unabhängig von Nebenrücksichten und achtunggebietend von vornherein ihr die Wege bahne, wie es etwa dem „jungen Frankreich“ der „Globe“ gethan. Daß sie dabei an Cotta als Verleger dachten und denken durften, fand seine Berechtigung in dem Zutrauen, mit welchem dieser den vielversprechenden Verfasser des „Maha Guru“ gerade in diesen Tagen bevorzugte.

Ein Brief vom 2. November 1833, von Gutzkow aus Berlin an Georg v. Cotta geschrieben, suchte die dahin zielenden Verhandlungen anzubahnen.

„Ew. Hochwohlgeboren

bin ich für die schleunige Zusendung des erbetenen Wechsels sehr zu Dank verpflichtet; ich hab' ihn des kürzeren Weges halber an den hiesigen Buchhändler Logier, einen vermögenden Mann, verkauft, der ihn bei Frege zu realisiren wissen wird.

„Auch Ihre Erlaubniß, die im Morgenblatt ohne meinen Namen erschienenen Artikel jetzt schon zu einer Sammlung benutzen zu können, kam mir sehr willkommen. Man muß die Meinung des Publikums

erobern, und gerade sind Novellen dazu das beste Mittel. Die Deutschen kommen den Autoren nicht so zuvorkommend entgegen, wie die Franzosen und Engländer den Ihren.

„Ich halte dafür, daß wir gegenwärtig auf dem Punkte stehen, einige entschiedene Dinge für die Literatur zu erleben. Die alten Aufregungen legen sich immer mehr: die literarischen Parteien haben für ihre kleinen Zänkereien kein Publikum mehr, und die politischen wenden sich ihren vier Pfählen zu, da es ziemlich windstill in der Tagesgeschichte wird und für die Einen die Hoffnung, zu gewinnen, ebenso wenig mehr genährt wird, als für die Andern die Furcht, zu verlieren. Ist doch seit vielen Monaten schon der Lauf der Ereignisse nur durch die Kämpfe der reagirenden Legitimität mit dem Status quo bestimmt worden, ohnmächtige Begebnisse, die uns daran erinnern, daß in der That in Europa der Friede herrscht. Für Deutschland sind solche Zustände immer die Faktoren neuer Veränderungen gewesen. Und haben wir nicht schon viel gewonnen, wenn für die Literatur eine frische, thätige Theilnahme erweckt wird?

„Es giebt zwei Erscheinungen, welche in dieser Hinsicht sehr charakteristisch sind: die schriftstellerische Aristokratie und die kaufende Pfennig- und Hellerdemokratie. Wenn die Herren Pückler-Muskau, von Rumohr, Rehfues, die Verfasser mehrer jüngst erschienener deutscher Memoiren, schreiben, so erregen sie unstreitig in vielen Zirkeln die Aufmerksamkeit, welche sich an eine Entfernung von der deutschen Büchermesse gewöhnt hatte; und wenn auf der andern Seite die Klempner und Strumpfwirker kaufen, so wird wenigstens die Gewöhnung an Geldausgabe erhalten, u. eine gewisse Achtung vor dem gedruckten Buchstaben von unten herauf erzielt. Diese beiden Erscheinungen sind aber nur die Symptome anderer Veränderungen, die durchgreifend sein werden. Jene vornehme Literatur wird zwar viele Dinge feiner und schärfer sehen, und manches passender, als bisher geschehen, ausdrücken können; allein Feuer, Kraft, Jugenddrang, Entschlossenheit sind die Elemente, welche auf diesem Gebiete immer nur entscheidend gewirkt haben und welche jenen Liebhabereien durchaus abgehen. Sie werden neuen Erscheinungen die Bahn brechen, welche vielleicht nicht mehr so fern hinaus liegen. Diese Zukunft wird von der Achtung zehren, welche der Literatur von einigen vornehmen Schreibfingern wieder zugewandt ist, und wird an Reichthum und Wahrheit doch bei Weitem ihre glänzenden Vorgänger wieder übertreffen. Hier ist der Punkt, wo sich die inzwischen gereifte und von unten herauf gebildete Bürgerklasse mit einer Literatur ver-

söhnen kann, welche nur auf dem Wege allgemeiner Anerkennung zu einer Sache der Nation wird. Nur an diese breite Masse, die wir Volk nennen, muß man sich wenden, wenn es sich um Eifer, Liebe und Bewunderung handelt. In dieser Sphäre wird der Lorbeer niemals welk, und man kann bestimmt darauf rechnen, daß Deutschlands größte Geister einen unverwüstlichen Tempel des Ruhmes besitzen, wenn sie hier ihren Grundstein legten. Legt nicht der Enthusiasmus für Schiller, der trotz aller Anfeindungen der vornehmen und gelehrten Welt immer derselbe bleibt, dafür den schönsten Beweis ab?

„Verzeihen Sie, daß ich Sie hier mit Dingen unterhalte, welche nur Das wiederholen, was Sie längst über diesen Gegenstand gedacht haben. Aber es hat für mich einen eigenen Reiz, diese Ansichten einem Manne mitzutheilen, dessen Lage, Erbe und Einsicht so unzertrennlich von dem Stolze der deutschen Nation ist. Sie versichern mich Ihrer wohlwollenden Freundschaft und ich erlaube mir, von einem Rechte derselben Besitz zu ergreifen, u. Sie zu bitten, folgendes noch anfügen zu dürfen:

„Das im Augenblicke gefährlichste Uebel ist unstreitig der Pfennigdemokratismus, wenn daraus ein unberechenbares Extrem werden sollte. Wenn die Schneider und Handschuhmacher sich schämen, daß sie nicht wissen, wo der Pfeffer wächst, wie die Baumwolle gewonnen wird, und ein Wagen ohne Pferde mit Dampf getrieben werden kann, so ist es brav, wenn sie sich darüber Aufklärungen verschaffen wollen. Allein die zahllosen Unternehmungen dieser Art bringen vielleicht selbst den gebildeten Mann auf die Sucht, sich unterrichten zu wollen und damit könnte viel verloren gehen, z. B. der Sinn für die freien Erfindungen der Phantasie, die Kauflust, welche sich durch Pfennige verschleudert, die Achtung vor dem Schriftsteller, der in dieser Literatur nur als schnell fertiger Uebersetzer etwas gelten könnte. Mögen die Buchhändler Alles an die vornehme Literatur wenden, so lange sich diese Sucht nicht legen will! Aber vielleicht läßt sie bald nach, vielleicht nehmen Bulwers Romane den Leuten nicht so viel Zeit und guten Willen für die Heimath weg, als ehemals Walter Scott, vielleicht wäre der Zeitpunkt, um einige junge Köpfe zu concentriren, bald erschienen. Die kleinen zarten, grünen Keime zu einer jeune Allemagne sind da; ich habe davon so viel Zeichen, und ein so festes Vertrauen, daß sie mich nicht trügen; ich lebe in dieser sicheren Hoffnung und sie ist für mich eine Aufmunterung, der ich nicht widerstehen kann. Hier ist nicht mehr die eingelernte Opposition, die uns noch vor einiger Zeit neu dünkte, nicht mehr die gemachte Entrüstung, die studirte Drohung, welche über kleinliche Schreibgilden Triumphe

feierte, nicht mehr die Wiederholungen der politischen Eiferer, die wie z. B. Heine trotz aller glänzenden Gaben der Phantasie und des Witzes sich doch nicht weiter wagen als zu Skizzen und Kritiken der nächsten Vergangenheit und unmittelbaren Gegenwart. Hier ist wieder sehr viel Ruhe (denn es giebt gewisse Dinge, die zu erwiesen sind, als daß man darüber viel Worte verlieren sollte), sehr viel Breite (denn die Literatur hat mehr Fächer als das Brief- und Genrefach) und sehr viel Positives (denn es ist fabelhaft, unsre ganze Literatur zur Kritik, zur Negation, zum Skepticismus machen zu wollen). Die Literatur hat ihre Krisen überstanden, ja selbst die letzte Krisis, die der Vielschreiberei, ist vorüber, seitdem sie es dem dermaligen an der Tagesordnung stehenden Enzyklopädismus nicht mehr gleich thun kann. Wär' ich jetzt nicht so jung, könnt' ich die Schriften aufzeigen, welche ich in drei Jahren werde geschrieben haben, besäß' ich das Selbstvertrauen, welches ich durch günstige Stimmen, auf die ich rechne, in späterer Zeit ohne Anmaßung vielleicht erworben habe, so würd' ich Ihnen jetzt Namen nennen, und mit Plänen anrücken, und Ihnen so viel Vorspiegelungen machen, daß Sie sich vor mir entsetzen, u. Ihr sonst geneigtes Ohr schließen sollten. Wie gut ist es also, daß ich noch kein berühmter Mann bin!

„Das ist ein langer Brief geworden. Ich behalte nicht einmal mehr Raum übrig, Ihre Besorgnisse, daß ich in Erfüllung meiner Versprechungen nachlässig werden könnte, durch eine Erklärung zu beschwichtigen, wie sie der ehrenvolle Werth, den Sie auf mich legen, verdient. Sei es genug, daß ich die früheren Ausdrücke meines Vertrauens auf Ihren Schutz und Ihre Theilnahme wiederhole! Ich habe alle meine hiesigen Verbindungen abgebrochen und mich entschlossen, mich unter die zahllose Menge von Schriftstellern zu begeben, welche gänzlich von der Gunst des Publikums abhängig sind. Kann mir eine glücklichere Vermittlung meiner Versuche und der Lesewelt geboten werden als die Ihrige? Ich will ganz allein von meiner Feder leben, und rechnete, als ich mich dazu entschloß, vor allen Dingen auf meine Verbindung mit der J. G. Cotta'schen Handlung. Sie sehen, daß ich alle Ursache habe, mit ihr in bestem Vernehmen zu bleiben.“

„Morgen send' ich den 2. Artikel meiner Reiseskizzen an die Redaktion des Morgenblatts, ein 3. wird demnächst folgen. — —

„Den Exemplaren meines Romans seh' ich erwartend entgegen. Ich unterzeichne mit freundlichem Gruße

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

K. Gutzkow.“

Wenn wir gleich hier diese Andeutungen und Ausführungen, in denen Gutzkow dem mächtigsten deutschen Verleger das Werden eines „jungen Deutschlands“ literarischer Art mit lockenden Farben ausmalte, in Verbindung bringen mit den weiteren Bemühungen Gutzkows, die Leitung eines neuen literarischen Organs zu gewinnen, welche im Laufe des nächsten Jahres eine Hauptangelegenheit seines Lebens blieb, bis er am Ende desselben dieses Ziel auch in Frankfurt erreichte, wenn wir ferner gleich hier die Thatsache verzeichnen, daß er mit dem Plane eines größeren Organes, das Cotta für die junge Literatur gründen sollte, um Mitte 1835 offen an diesen herantrat, so wird die Meinung wohl begründet erscheinen, daß ihm auch beim Schreiben des obigen Briefs ein solcher Plan vor der Seele gestanden.

Sein Gönner in Stuttgart hatte aber ganz andere Absichten mit ihm; der rege Verkehr, den er gleich nach Gutzkows Rückkehr nach Berlin mit ihm angeknüpft hatte, entstammte seinem lebhaften Wunsche, die Feder desselben womöglich ganz für die politische Schriftstellerei, für die Allgemeine Zeitung zu gewinnen. Was ihm der vielseitige „Adjutant Menzels“ vor dem Aufbruch nach dem Süden noch aus München über seine Bereitschaft geschrieben, nun auch für die Allgemeine Zeitung Beiträge zu liefern, hatte sein höchstes Interesse erregt. Mehr noch als sein Vater, dem der immer schwieriger werdende Kampf mit der Zensur, wie wir sahen, das Leben während der letzten Jahre so sehr verbittert hatte, fand in den Jahren nach dem Hambacher Fest sein Sohn Georg sich die Aufgabe erschwert, die Augsburger Allgemeine Zeitung auf der Höhe zu halten eines Organs des liberalen und nationalen Fortschritts, dem die maßvolle Form der Opposition die Duldung der Regierungen eintrug. Es wurde immer schwieriger, brauchbare Männer von Talent und Geist für den journalistischen Beruf heranzuziehen. In Gutzkow glaubte Georg v. Cotta einen solchen gefunden zu haben. Und im Laufe des nächsten Halbjahrs sehen wir diesen sich mit weit entgegenkommenden Anträgen überbieten, um Gutzkow ganz ins Lager der Journalistik hinüberzuziehen, unter Entfaltung eines Zutrauens, welches das Selbstbewußtsein des Dreiundzwanzigjährigen nicht wenig steigern mußte.

* * *

Zunächst bot Cotta ihm die Stelle eines Berliner Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung an, die aber Gutzkow ausschlug, da er mit der Novelle „Der Prinz von Madagaskar“ beschäftigt war, welche den Doppelband der bei Hoffmann und Campe jetzt in Druck befindlichen

Novellen kompletiren sollte. Er schlug ihm jedoch als Ersatz einen seiner politischen Freunde vor, den Westfalen Dr. Kottenkamp, den er als Stammgast im Zeitungszimmer bei Stehely kennen gelernt hatte und dem er auch später in Frankfurt literarische Beziehungen verschaffte. „In der Ihnen jetzt gewiß zugekommenen Antwort," schrieb er am 19. Dezember noch von Berlin aus, „versprach ich einen Neuigkeitsmann zu stellen und entschuldigte mich, daß ich nicht selbst als solcher auftreten mochte. Nichts desto weniger will ich der Allgem. Zeitung vertraut werden, und habe mir durch 4—5 Briefe, die vielleicht schon zum Abdruck gekommen sind, den Eintritt in dieselbe erkauft. Ich werde diesen von Zeit zu Zeit anderes folgen lassen, aber Raisonnirendes, Abhandelndes, mit dem ganzen Jesuitismus freilich, den die jetzigen Verhältnisse zur Pflicht machen. Das kann ich auch von Leipzig aus, wo ich bis März wohnen will. — Meine dargebotene Hülfe präsentirt sich im beifolgenden Ew. Hochwohlgeboren selbst. . . Es versteht sich, daß die Nachrichten, welche er schickt (wie Probe zeigt) nicht in den Kaffeehäusern aufgefangen sind; sondern er besitzt Verbindungen. Der Hamburger und Nürnberger Korrespondent (Friedenberg und Mügge, Privatgelehrte) pflügen auch nur mit fremden Kälbern, mit Beamten, die ihnen die Materialien zufließen lassen. Kottenkamps Quellen sind mehre unterrichtete Employés, von denen er bei jedem Besuch mit dem Finger auf dem Munde Neues erfährt. Dazu kommt aber, daß Kottenkamp politisches Talent und stupende Kenntnisse besitzt, daß er im Korrespondiren routinirt ist, durch keine fremdartigen Beschäftigungen gestört wird und ein politisches point de vue besitzt, das ihm erlauben wird, vom preuß. Standpunkt aus zuweilen rekapitulirende Blicke auf das größere Gebiet der auswärtigen Politik zu werfen. Kottenkamp schrieb lange Zeit für französische Blätter, dann mit mir zusammen für Erhards verbotene Deutsche Allg. Zeitung, des Dienstes, den er der Allg. Zeitung leisten will, ist er also nicht ungewohnt, und er verspricht, sich völlig der Stellung dieses Institutes anzubequemen."

Auch wie Gutzkow Kottenkamp des weiteren für eine Vakanz nach Augsburg empfiehlt, ist für ihn und die damalige Zeit sehr charakteristisch. „Zwar besitzt mein Klient kein schaffendes, aber viel beobachtendes Talent. Sollte sich vielleicht einmal in Augsburg eine Vakanz bei Ihren Blättern ergeben, so empfehle ich Ihnen Kottenkamp dringend. Er spricht französisch, englisch, spanisch, versteht italienisch und ist ein tüchtiger Philolog in den alten Zungen. Die kombinatorische Politik ist sein Lebenselement und die Geschichte seit 1789 ihm so gegenwärtig, daß er selbst biographisch

über die kleinsten Nebenpersonen der neueren Geschichte Notizen angeben kann. Da ihn, wie mich, der Ueberdruß unsres ursprünglichen Berufes, der Philologie, ergriffen hat, so ist sein Unterkommen schwierig und ein Engagement nach Augsburg wär' in der That die passendste Richtung, die man seinen Talenten geben kann. In diesem Falle ließ ich alle Quellen seiner Berliner Correspondenz an mein Ohr leiten und würde später sein Amt übernehmen. Meine unruhige Reiselust wird sich mit der Zeit schon verlieren." Aus Leipzig, wo er sich dann seit dem 17. Jan. 1834 befand, schrieb er in Bezug auf letztere Eventualität noch folgenden Absatz, der, wie die vorigen, auch für die Geschichte der deutschen Presse höchst interessant ist. „Das Honorar für Kottenkamps Briefe an die Allg. Zeit. bitt' ich Sie, auf so viel für die Spalte zu stellen, daß 4 Louisd'ors auf den Bogen herauskommen. Berlin ist kein konstitutioneller Ort, wir haben in Verwaltungen und höherer Politik keine Oeffentlichkeit und es kostet bedeutende Anstrengung, in den Besitz interessanter und verbürgter Nachrichten zu kommen. Man kann z. B. aus Leipzig weit mehr schreiben, als aus Berlin. Eine Berliner Korrespondenz drückt sich in jeder Zeitung, wo man sie trifft, nur lakonisch aus: das liegt in unsern Verhältnissen und ich bitte Sie, darauf gütige Rücksicht nehmen zu wollen. Sollten Sie übrigens Kottenkamp heut in Augsburg placiren, so reist' ich morgen nach Berlin, um seine Funktionen zu übernehmen. Ebenso ist es meine Absicht, die Zeit, welche ich hier bleibe, mit Arbeiten für die Allg. Zeitung zum Theil auszufüllen. Wenn ich nur erst den rechten point de vue gefunden habe, wird mir diese Beschäftigung nicht so ungewohnt sein. Desgleichen hab' ich eine Morgenblatt-Novelle im Plan und muß auf den kranken Menzel in Betreff des Lit. Blatts eine ernste Muße verwenden. Vom Beginn meines Jupiter Pinder wird hier nicht viel werden. Will man in Leipzig als Poet leben, so ist nichts störender als der Lärm der Preßbengel und der Geruch der Druckerschwärze, welcher alle Straßen verpestet."

Was er für Kottenkamp erbeten, wurde ihm selbst einige Monate später, als er an einem dritten Orte — Hamburg — der Verwirklichung seiner literarischen Zukunftsträume nachhing, von Cotta unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen angeboten. Die ersten größeren Aufsätze, die er in die Beilage der „Allgemeinen" geliefert: „Ein Blick auf Spanien", „Der Statusquo in Deutschland", der Nekrolog auf Schleiermacher († 12. Febr. 1834), der Aufsatz über „Pfennigliteratur" hatten auf Cotta und nicht minder auf Kolb den günstigsten Eindruck gemacht. Er selbst hatte Freude an dieser journalistischen Wirksamkeit großen

Stiles gewonnen und am 15. Febr. schon aus Leipzig geschrieben: „Mit der Zeit gewinn' ich den rechten Ton und fühle mich in den Spalten Ihrer Zeitung heimisch, so daß ich allen Ereignissen des Tages zuletzt die benutzbare Seite abgewinne u. mich entschließe, eine Art von fortlaufender Bulletins, eine laufende Geschichte zu schreiben. Es kommt immer nur darauf an, die rechte Spiegelung eines Gegenstandes zu finden, dann ergeben sich hundert Straßen nach allen Seiten hin, benutzbar für die Dialektik. Die deutsche Publizistik wird besser werden, je mehr sie die Absichtlichkeit, die Krallenpfote der anderen Meinung, verstecken lernt." Ende April erfolgte der Antrag einer festen Stellung an der „Allgemeinen". Der hieraus sich ergebende Briefwechsel sei, wie er sich erhalten, thunlichst im vollen Umfange mitgetheilt.

„Hamburg, den 19. Mai 34.

„Ew. Hochwohlgeboren werden durch einen Brief an die J. G. Cottasche Buchhandlung bereits erfahren haben, daß ich meinen Aufenthalt, Berlin, mit Hamburg vertauschen wollte. Seit einigen Tagen bin ich hier, und eile, Ihnen davon Anzeige zu machen. Ihre Zuschrift vom 27. April erhielt ich noch in Berlin. Die Aussichten, welche Sie mir darin für die Allgemeine Zeitung eröffnen, beschäftigen seitdem alle meine Kombinationen, und ich habe sogar schon angefangen, mich daran wie an etwas Entschiedenes zu gewöhnen. Unter solchen Verhältnissen, wie Sie mir Ihr vorläufiges Anerbieten wahrscheinlich macht, würde ich augenblicklich meine Wanderlust zügeln und mich ehrlich zwischen vier Pfählen fixiren. Ich habe das Verlangen danach und suche schon lange, es möglich zu machen. Hoffmann und Campe beabsichtigten die Herausgabe eines Unterhaltungsblattes, das mit dem neuen Jahre in Leipzig erscheinen und allenfalls von Berlin aus redigirt werden sollte. Ich sollte dafür die Besorgung einer kritischen Beilage übernehmen. Ich breche sogleich diese Unterhandlung ab, wenn ich in Augsburg eine mir bei Weitem willkommenere und angemessenere Stellung erhalten könnte.

„Sie werden kaum daran gedacht haben, daß ich übersetzend an der Herstellung jeder täglichen Nummer arbeiten solle; denn Sie fügen hinzu, es werde mir noch Zeit genug zu meinen anderen Arbeiten bleiben. Wozu ich mich anheischig machen kann, ist dies: Ich liefere im Durchschnitt wöchentlich eine zu bestimmende Anzahl Spalten (etwa 4—5) für die Auß. Beilage, in denen ich gewissermaßen die Leading-Artikel der Allg. Ztg. gebe, die Bulletins der französischen Blätter, eine laufende Geschichte, das Protokoll der gestrigen und die Tagesordnung der morgenden Sitzung, vermischt mit Tendenzaufsätzen, philosophisch-politischen

Divinationen, Abschweifungen, wenn sie durch eine Erscheinung des Tags hervorgerufen werden, auf Kirche, Statistik, Naturrecht, Staatsökonomie, auf große Männer und Charaktere, die auf- oder untergehen, auf interessante Erscheinungen der publizistischen Literatur. Ein reiches Feld, auf dem ich mich mit Liebe und Eifer bewegen würde. Jeder Aufsatz mit seinem eigenen Gesichtspunkt, mit seinen eigenen Prämissen, seinen eigenen Schlußfolgerungen, nur die Dialektik in allen dieselbe. Man soll nicht errathen, daß eine Tendenz sich in die Zeitung geschlichen habe, daß ein Dozent die Fragen des Tages zu Folien macht, um seine Ansichten über den Lauf der Dinge systematisch zu verbreiten, sondern die Begeisterung, der Nerv der Darstellung, soll erst durch die Frage selbst angeschlagen werden, und somit nicht der politische, sondern der historische Gesichtspunkt vorwalten. Die beste Philosophie ist die Philosophie der Entschuldigung, die Apologie. Sie schmeichelt sich den Gemüthern ein und würde es auch dann thun, wenn sie weniger gefahrlos wäre, als sie es zufällig ist. Um in Deutschland ein guter Publizist zu sein, muß man Versöhnlichkeit, Gerechtigkeit, muß man Sinn für das Erhabene und Perspektive genug haben, um jede Frage nur aus einer gewissen Ferne anzusehen. Dies ist die wahre Humanität, der allmählich alle Reste der jüngsten Aufregung in unsren Gemüthern Platz machen müssen. . . . Es ist nicht Furcht, wenn ich mehr von der Vergangenheit, noch mehr von der Zukunft als von dem Heute sprechen werde, mehr von unsern Vätern und Söhnen als von uns; sondern die Konsequenz eines Systems, welches von heiliger Ehrfurcht vor den Offenbarungen der Geschichte durchdrungen ist, und in jeder ihrer Erscheinungen eine Metamorphose des Weltgeistes anerkennt.

„Mit solchen Grundsätzen würd' ich an meine Aufgabe gehen. Flößen sie Ihnen Vertrauen ein? Ich bitte Sie, mir recht bald zuverlässigen Bescheid zu geben; ich fände dann Zeit, mich in manchen Dingen noch vorzubereiten und alle meine sonstigen Verhältnisse auf diese Erwartung hinzulenken. Ich bleibe hier so lange, bis mein Jupiter Vindex vollendet ist, gehe dann vielleicht über Holland nach dem Rhein, stelle mich Ihnen in Stuttgart oder wenn Sie in einem Badeorte sind, suche ich Sie da auf, und möchte dann am 1. Oktober in Augsburg sein. Meine hiesige Adresse ist Alter Jungfernstieg Nr. 1.

Hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren K. Gutzkow."

Die Antwort Georgs v. Cotta, „Stuttgardt, d. 30. Mai" geschrieben, lautete nach der Kopie:

„Verehrtester Herr!

„Zu meinem größten Vergnügen erhalte ich heute bey meiner Rückkehr von Frankfurt Ihr Schreiben, welches sogleich zu beantworten ich nicht unterlassen will.

„Alles, was ich in der letzten Zeit von Ihnen gelesen, brachte mir nicht erst die Ansicht, daß Sie nur Geistreiches schreiben können, denn diese hatte ich schon, sondern drängte die Ueberzeugung auf, daß, wie selten es auch gefunden wird, bey Ihnen sich mit dem Geiste der klarste politische Verstand verbinde.

„Ihr Brief vom 19. hat diese, auf Ueberzeugung gegründete Ansicht noch befestigt, und die in demselben ausgesprochenen Grundsätze flößen mir vollkommenes Zutrauen ein. Ich freue mich daher dessen, was Sie in Betreff der Verbesserungen sagen, welche der A. Z. noch zu geben sind, und wie Sie hiefür mitzuwirken geneigt seyen, ob ich gleichwohl das Verdienst der bisherigen Leistungen der Redaktion um so weniger verkennen darf, je besser ich die Hindernisse kenne, auf welche man in dieser Branche stößt.

„Mit wahrer Freude würde ich nicht allein, würden auch die übrigen Mitglieder der Redaktion, und besonders Kolb, Sie an ihrer Aufgabe festen Antheil nehmen sehen, über dessen Richtung Sie sich hauptsächlich zu verständigen haben würden, und woneben ich nur den Wunsch hätte, daß Sie auch dem ‚Ausland‘ in Etwas Ihre Theilnahme schenkten, und die bisher dem Morgenblatt gewidmete nicht aufgeben möchten.

„Kolb, ein ebenso geistreicher als ganz vortrefflicher junger Mann, den ich mit Stolz meinen Freund nenne, würde sich, wie gesagt, ungemein freuen, wenn Sie zu uns nach Augsburg kämen.

„Allein selbst in dem ungünstigeren Falle, daß Sie sich nicht entschließen könnten, sich jetzt schon fest zu etabliren, hoffe ich doch auf eine feste Verbindung zwischen Ihnen und der Allg. Zeitung. Sie finden zur Theilnahme an derselben, selbst in dem durch Ihren Brief bezeichneten Sinn, überall Stoff und Veranlassung, Sie mögen in Berlin, Hamburg, am Rheine oder wo immer sich aufhalten.

„Uebrigens bleibt bei einer Fixirung zu Augsburg eine alljährige Reise im Turnus mit den andern H. H. Redakteuren gar nicht ausgeschlossen.

„So geht heuer Stegmann vom 1. Jun. bis medio Julius nach Wiesbaden; Lebret von da bis Mitte September nach Paris; und dann Kolb nach Ober-Italien.

„Als Schlußfrage bleibt also: 1) wollen Sie sich unter solchen Bestimmungen fixiren und 2) welchen fixen Gehalt wünschen Sie für einen zu bestimmenden Umfang Ihrer Theilnahme an dem Augsburger Redaktions-Geschäfte?

„So gewiß wir uns hierüber verständigen werden, so gewiß werden Sie die letztere Frage nicht mißdeuten, als wie Sie wissen, jedes eigenthümlichbestehende Unternehmen sein separates Budget hat.

„Sie können es ja einmal versuchen und sehen, wie es Ihnen zuschlägt.

„Lassen Sie mich nun wissen, ob Sie unser Uebereinkommen bis auf mündliche Besprechung verschieben wollen, die Sie noch im Spätsommer hoffen lassen oder theilen Sie mir schriftlich Ihre Wünsche mit.

„Jedenfalls hoffe ich, daß wir uns immer näher und näher kommen werden und daß die Allg. Zeitung Sie von nun an zu Ihren Mitarbeitern zählen darf.

„In unwandelbarer freundschaftlicher Hochachtung."

Zwischen die hier von Cotta behandelten Möglichkeiten, entweder Redakteur in Augsburg mit fixirter täglicher Bureauarbeit oder ständiger Mitarbeiter bei beliebigem Aufenthalt zu werden, zog aber Gutzkow, der ersteres, bei seinen literarischen Plänen, ganz von sich wies, einen scharfen Strich, indem er betonte, er habe aus Cottas erstem Vorschlag eine dritte Möglichkeit herausgelesen: Mitglied der Redaktion zu werden, ohne andere als rein literarische Pflichten. Er wollte den Schriftsteller in sich nicht dem Redakteur opfern. Wenn er dies jetzt in etwas empfindlicher Weise zum Ausdruck brachte, so war dies nicht allein in seinem damaligen kränkelnden Zustand begründet, sondern auch in der Unbehaglichkeit seiner Lage zwischen den sich bekämpfenden Interessen und Aussichten des Journalisten und Dichters in ihm. Wäre Gutzkow nur Journalist gewesen, würde er in heller Freude den ehrenvollen Posten angenommen haben, vor dem die Interessen des Dichters Gutzkow ihn warnten. So aber schrieb er:

„Hamburg, den 8. Juni 1834.

„Ew. Hochwohlgeboren

gütiges Schreiben vom 30. v. M. löst leider den Redaktionstraum, wenigstens wie ich ihn ausgelegt hatte, in Nichts auf. Es fand ein Mißverständniß zwischen uns statt; denn wenn die Geschäfte einer Zeitungsredaktion darin bestehen, die Journale zu lesen, mit dem Rothstift anzustreichen, die eingelaufene Korrespondenz zu revidiren und zuletzt selbst Hand an die Uebersetzung der fremdzüngigen Artikel zu legen, so wär'

ich dafür wenig tauglich. Selbst wenn ich mehr Kenntniß der neuern Sprachen besäße, als für die Bildung gerade nothwendig ist, so würden mir meine literarischen Arbeiten, die Einlösung eines gleichsam dem Publikum gegebenen Versprechens doch weit mehr am Herzen liegen, als die Opferung meiner Zeit an eine freilich an sich ehrenvolle und belohnende Beschäftigung.

„Als Sie mir die Redaktionsstelle anboten und hinzufügten, ich würde dabei noch immer meinen sonstigen Arbeiten obliegen können, so schloß ich auf die Leistungen, welche Sie für die „Allg. Zeit." so zuvorkommend aufgenommen haben. Ich wußte, daß ich Ihnen von einer praktischen Seite nicht konnte empfohlen sein, da ich nirgends den Wunsch geäußert hatte, so beschäftigt zu werden, wie es die Redakteure der „Allg. Zeit." zu sein scheinen. Vielmehr glaubt' ich immer nur, Ihr Vertrauen gölte meiner Feder, und deshalb bestimmte ich in meinem letzten Briefe meinen Antheil an der „Allg. Zeit." als einen solchen, der nur in Originalbeiträgen bestehen konnte. Mir schwebten die französ. Blätter vor, deren Bülletins von Männern verfaßt werden, welche mit der sonstigen Herstellung jeder Nummer nichts zu thun haben und doch zum Conseil der Red. gehören. Ich glaubte, Sie hätten Lust, Ihrer Zeitung ein solches Element und Supplement einzuverleiben, obschon ich damit, wie Sie mich unrichtig verstehen, keineswegs sagen wollte, es gäbe in der „Allg. Zeit." eine Lücke auszufüllen. Eine solche Bemerkung würde ich mir gerade dann am wenigsten erlauben, wenn ich mich in demselben Augenblicke anheischig machte, die Ausfüllung jener Lücke, die in der That nicht vorhanden ist, selbst zu übernehmen. Aber, daß man solche Aufsätze, wie ich versprach, in der Eigenschaft eines Redakteurs schreiben müsse, schien mir erwiesen, da ich für dieselben einen fortlaufenden Parallelismus mit der Zeitung, Kommunikation mit der Redaktion, ihren allgemeinen Grundsätzen, ihren augenblicklichen Maßnahmen u. s. w. für nothwendig hielt.

„Sie sagen selbst, daß ich eine solche Wirksamkeit, wie ich sie verspreche, von jedem Orte aus unterhalten kann, und lerne daraus, daß Sie meinen Antheil am Redaktionsgeschäft in andern Leistungen sehen wollen, als die ich anbieten kann. Ich bin zu den Geschäften, welche ich oben anführte, gewiß untauglich.

„Es schmerzt mich recht, daß eine so schöne Aussicht eine Illusion gewesen ist. Ich hatte, um nur vom Materiellsten zu reden, auf eine Fixirung meines Aufenthaltes und meines Einkommens gehofft, doch weiß ich, daß dieses Mißverständniß gewiß den Gesinnungen keinen Ab-

bruch thun wird, welche ich Sie immer für mich zu bewahren bitte. Wenn eine Kette, die uns vereinigen wollte, plötzlich zurückschnellte, so möge es deshalb sein, damit sie künftig nur desto fester angezogen werde.

„Leider kommt noch hinzu, daß ich krank bin. Hamburg mit seinen Nebeln, Wasser- und Kohlendämpfen und ganz abscheulichem Klima hat mich bald niedergeworfen. So lang ich hier bin, bin ich Invalid, fiebre und beschwöre Aeskulap. Schreiben konnt' ich noch nichts. Jupiter Binder schläft und wird erst spät, in Jahr und Tag (ein ordentliches Buch braucht Zeit) erwachen. Lesen darf ich, und so hab' ich denn eine Menge Schriften über Amerika um mich versammelt, um bei endlich eintretender Genesung mich mit einem Versuch über die Amerik. Gesch. beim „Ausland" einzuführen. Dann such' ich aber den Süden, Schwaben, Stuttgart; dort bin ich gesund und habe Freude.

„Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgeboren mit Hochachtung

K. Gutzkow."

Durch den mißmuthigen Ton dieses Briefs ließ sich Cotta in der Hoffnung nicht irre machen, doch zu seinem Ziele zu gelangen. Er selbst ging ja gar nicht darauf aus, den reichbegabten Schriftsteller an die untergeordneten Bureauarbeiten des redaktionellen Berufs zu fesseln, wenn ihm auch daran liegen mußte, ihn dem Redaktionsganzen in einer Weise einzuordnen, die den anderen Redakteuren keine Unterordnung zumuthete. Das war die Hauptschwierigkeit in der Frage für ihn.

Seine Antwort, vom 14. Juni, lautete:

„Ihr Schreiben vom 8. dieß., mein Verehrtester, das ich soeben erhalte, beeile ich mich um so mehr sogleich und umgehend zu beantworten, als Sie, wie ich sehe, mein letztes durchaus nicht in meinem Sinne verstanden.

„Ich begreife sogar nicht, wie Sie aus meinen Worten all das entnehmen konnten, was Ihr Brief mir in Betreff Ihrer beabsichtigten Theilnahme an der „A. Z." sagt, in dem Sie diesen Plan nunmehr als unausführbar bezeichnen.

„Mir schien es nie, mir scheint es auch heute nicht, und im Gegentheil würde ich, wie die andren Redakteure, mich von Herzen freuen, wenn er wirklich von Ihnen ausgeführt würde.

„Lassen Sie mich hoffen, daß mißverstandene Worte nicht zum auflösenden Hinderniß werden sollen.

„In der That, die Art, wie Sie mein Schreiben aufgenommen zu haben scheinen, und die meiner Ansicht und meinen Wünschen schnurstracks entgegenläuft, hat mich recht geschmerzt.

„Ich fürchte aber wieder mißverstanden zu werden und unterlasse daher, nochmals auf diese Materie einzugehen.

„Gleichwohl wünsche ich, daß Sie mir meine an Sie gemachten Fragen beantworten möchten, indem ich sodann hoffe, bei der später zugefügten Besprechung, auf die ich im Spätsommer zähle, mich schnell mit Ihnen zu vereinbaren.

„Denn es ist mir allerdings um Ihre Feder zu thun, es ist mir ernstlich daran gelegen, Sie für unsere Institute zu gewinnen, und glaube ich Ihnen davon auch schon sprechende, unzweideutige Beweise gegeben zu haben.

„Lassen Sie mich daher annehmen, daß Ihr Brief vom 8. nur in der üblen Laune des Unwohlseins geschrieben seye, verlassen Sie Hamburg bald und kommen Sie in unsern freundlichen Süden, was Sie dem Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung anbieten, Alles soll willkommen sein.

„Nur mißverstehen Sie mich um Gottes Willen nicht, geben Sie den Plan nicht auf, auf welchen ich so großen Werth lege und zweifeln Sie nie an meinem Wunsche, nicht als Besitzer einer Buchhandlung allein, sondern hauptsächlich als Freund Ihnen näher zu treten. Ich hoffe und bitte daher, daß Sie mich zu rechter Zeit auch davon in Kenntniß setzen, wenn Sie in unsre Gegenden kommen, weil mich meine verschiedenartigen Geschäfte zu häufigen Reisen nöthigen, ich Sie aber nicht verfehlen möchte.

„Mehrere Pläne, die ich Ihnen vorlegen will, warten auf Sie. — Ich danke sehr für die „Republik in Frankreich" wie für Alles, was von Ihrer Feder kommt. Indem ich Ihnen Lebewohl sage, bitte ich, daß Sie mich bald mit einem Briefe erfreuen möchten, der mir erlaube, die frühere Aussicht nicht für eine Illusion, meine Hoffnungen nicht für vereitelt anzusehen.

Verehrungsvoll und treuergebenst."

Natürlich konnte auf einen solchen Brief die Antwort eines jungen Schriftstellers nur von den Gefühlen aufrichtigen Dankes diktirt sein. „Wenn Ihnen mein letzter Brief Anstoß gab," schreibt Gutzkow nach Versicherung dieser Auffassung, „so kann die Ursache wohl nur in dem etwas zu schroffen Auseinanderhalten unsrer beiderseitigen Wünsche gelegen haben." Auch jetzt glaubt er von einer Umgrenzung dessen, was er zu übernehmen bereit ist, nicht abgehen zu sollen. Er kommt den Wünschen Cotta's insoweit entgegen, daß er sich zur Uebernahme bestimmter Redaktionsarbeiten literarischer Art bereit erklärt. Vor allem

will er aber größere politische Aufsätze schreiben. Und so formulirt er seine Bereiterklärung in drei Gruppen.

„Sie wollen Antwort auf die beiden Fragen: was kann ich bei der Redaktion auf mich nehmen? und wie viel verlang' ich dafür? Und so will ich denn wenigstens die erste Frage theils negativ, theils positiv erledigen.

„Was ich bei der Redaktion nicht übernehmen kann, sind Uebersetzungen und fremde Journallektüre zum Behuf derselben, wie überhaupt keine Verbindlichkeit, das tägliche Quantum der Zeitung herzustellen. Dagegen würd' ich mich zu Folgendem verpflichten:

„1) Ich will die Revision eines Theils der Korrespondenz übernehmen, namentlich der außerordentlichen. Ich will eingesandte Berichte, deren Inhalt aufnehmbar ist, die aber in der Form vernachlässigt sind, umarbeiten, mitgetheilte Materialien und Notizen für den Druck zurecht machen, und ähnliche Geschäfte dieser Art, welche jedenfalls bei der Redaktion oft vorkommen. Ferner will ich französische oder deutsche Brochüren, wenn sie Thatsachen enthalten und ein Zeitinteresse haben, exzerpiren und für die Zeitung benutzbar machen. Desgleichen will ich aus meiner Lektüre, welche in Reisebeschreibungen, neuerer Geschichte, Finanzen und ähnlichen Fächern besteht (meine Stellung zum Lit.-Bl., die vom Herbst an wieder fester werden soll, hilft mir hier) jede statistisch-politische Notiz, welche ein lehrreiches Supplement der Zeitereignisse sein dürfte, abliefern.

„2) Könnt' ich mich in dem Falle, daß mir die Ankunft der Journale und die Ablieferung des Druckmaterials in eine günstige Zeit fiele, dazu entschließen, die Redaktion der Artikel: Deutschland und Preußen zu übernehmen. Namentlich weiß ich, daß für Preußen manche Quelle statistischer und administrativer Notizen noch zu benutzen ist. Dies ist ein Versprechen, das ich, falls die Umstände nicht zutreffen, mir zurückzunehmen vorbehalte.

„3) Will ich eigne Artikel für die Zeitung schreiben. 4 Spalten wöchentlich unterzubringen, kann der Zeitung nicht schwer fallen. Ueber den Inhalt hab' ich mich bereits erklärt und ich füge nur hinzu, daß es meine Absicht ist, diese Aufsätze so einzurichten, daß ich sie später noch benutzen kann. Dies ist eine Garantie, wie sehr mir nicht nur an guter Abfassung, sondern auch an der Wahl passender Gegenstände gelegen sein muß. Dinge, die nur den Augenblick berühren, müssen durch ihre Behandlung längeren Werth erhalten, z. B. die Wahlen in Frankreich — Prognostikon der neuen Kammer — Frankreich und Neapel —

die spanische Anerkennung Südamerika's — Uebersichten des Status quo u. s. w. Mit solchen wechseln größere Artikel ab: Talleyrands politische Maximen — Kirche und Staat in England — deutsche Staatsmänner (namentlich möcht' ich über Ancillon einmal eine Skizze in der Gattung schreiben, wie jetzt über französische Staatsmänner solche Aufsätze geliefert werden und trete gewiß mit ihm darüber in Verbindung. Es ist mir um Satire und Kritik nicht zu thun: ich will nur schildern). Dann giebt ein Buch wieder Veranlassung oder ein Todesfall (ich hätte Lafayetten gern eine Parentation gehalten, aber ich konnte nicht). Kurz zu diesen Artikeln freu' ich mich, denn sie sind ein reiches Feld, wo ich glaube, Gutes wirken zu können. Rechnen Sie nun hinzu, daß dies Alles vorläufig auf 1 Jahr Statt haben soll, so haben Sie meine Antwort auf Ihre erste Frage: die zweite Frage lassen wir bis zum August. Ich denke nämlich, Ende des andern Monats so weit hergestellt zu sein (noch bin ich arg krank und kann nicht arbeiten), daß ich abreise. In der Mitte des Augusts träf' ich in Stuttgart ein: sind Sie nicht da, so wart' ich; denn ich werde überhaupt wohl August und September dort bleiben, schon um Menzels willen, der nach Italien reisen will.

„Ich wünsche sehnlichst, daß Sie mit diesem Briefe zufriedner sein mögen, als mit dem letzten. Es ist möglich, daß Sie von No. 1 meiner Anerbietungen sagen, sie sind zu unbedeutend, von No. 2, ich ließe sie ja selbst noch ungewiß, und von No. 3, daß ich diese auch als Mitarbeiter machen kann; dann wären wir wieder auf dem Punkte, den ich vielleicht allzuschnell in meinem letzten festsetzte. Wir werden uns gewiß darüber in Güte verständigen und sowohl Sie aus dieser Verhandlung das Resultat ziehen, daß ich aufrichtig genug bin, meine Inkompetenzen offen zu gestehen und nichts übernehmen zu wollen, dem ich mich nicht mit ganzer Seele hingeben kann, als auch ich die neue Bestätigung Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich. Ehren Sie mich bald durch ein Schreiben von Ihnen und erlauben Sie mir, von dem Rechte der angebotenen Freundschaft schon einen Gebrauch machend, Ihnen einen herzlichen Gruß zu senden.

Hochachtungsvollst

K. Gutzkow."

Als es dann im Herbst 1834 zwischen Cotta und Gutzkow in Stuttgart zu der verabredeten mündlichen Verhandlung kam, wurde eine Verständigung doch nur dahin erzielt, daß ein kontraktliches Verhältniß des letzteren zur Allgemeinen Zeitung nicht als Redakteur, sondern nur als Mitarbeiter für leitende Aufsätze festgesetzt wurde. In diesem Ver-

hältniß hat er jetzt und im folgenden Jahre neben „Rhapsodien über England" und ähnlichen Aufsätzen die „Oeffentlichen Charaktere" geschrieben, biographisch-kritische Aufsätze über bedeutende Männer der Zeit, Fürsten, Minister und Führer des Volkes, über Daniel O'Connell und Bernadotte, Doktor Francia und Carrel, Chateaubriand und Ancillon, den Sultan und Rothschild, Wellington und Talleyrand, die Napoleoniden und Mehemed Ali u. s. w., die Ende 1835 auch in Buchform bei Hoffmann und Campe erschienen und später im 9. Bande der „Gesammelten Werke" mit verwandten Artikeln zusammengestellt worden sind. Sie erregten damals vielfaches Interesse, auch dasjenige Metternichs, der sich nach ihrem Autor erkundigen ließ; Cotta war entzückt von diesen Beiträgen und noch heute sind sie Musterstücke pragmatischer Geschichtsschilderung in Anwendung auf die Gegenwart, liberaler Zeitkritik in objektiver Form, unterhaltend und anregend zugleich. So wurde die Frage zu Gunsten von Gutzkows literarischen Ambitionen entschieden.

Wir wissen nicht, warum derselbe später von all diesen, für ihn so ehrenvollen Verhandlungen in seinen „Rückblicken" keine Erwähnung gethan hat; über die Gründe ihres Ausganges läßt sich dagegen dort mehrfach eingehende Auskunft finden. Zu dem im Eingang dieses Kapitels erwähnten Münchener Kreise von Schriftstellern, Künstlern, Studenten, dessen Haupt August Lewald war, hatte auch ein junger Student der Rechte, Karl Löwenthal aus Mannheim, gehört. Von lebhaftem Interesse für Kunst und Literatur beseelt, doch ohne Talent, um sich in dieser Richtung schöpferisch zu bewähren, dabei tief erregt von den liberalen Ideen der Zeit, hatte auf diesen Gutzkows tief innerliche, aus einem bescheidenen und treuherzigen Wesen explosiv aufflammende Genialität eine mächtige Anziehung geübt. Die schwärmerischen Prophetien von einer neuen Blüthezeit der deutschen Literatur hatten in seinem Geiste gezündet. Ja, nach Gutzkows Scheiden von München hatte ihr Echo in ihm den Entschluß gereift, das juristische Studium ganz aufzugeben, um wenigstens als Buchhändler der neuen Aera des geistigen Lebens zu dienen. Viele Anzeichen vereinigten sich damals, diesen Entschluß auch geschäftlich klug erscheinen zu lassen. In Leipzig, Stuttgart, Hamburg regte sich der allgemeine industrielle Aufschwung auch im Buchhandel. Neue Firmen, neue Unternehmungen entstanden; die Gründung des „Pfennig-Magazins" in Leipzig war typisch für den volksthümlichen Zweig dieser Unternehmen; in Stuttgart entfaltete sich eine gutfundirte lebhafte Konkurrenz zum Cotta'schen Verlage, wie sie schon die Gebrüder Franckh und Liesching in den zwanziger Jahren begonnen hatten. In dem jungen

Mannheimer waren aber zunächst nur ideale Interessen lebendig. Das Erscheinen von Gutzkows „Maha Guru“ bei Cotta, seiner Novellen bei Hoffmann und Campe, das Lob seiner „Narrenbriefe“ in Börne's Pariser Briefen, erhöhten sein Vertrauen und bald folgte er dem Drange, sich mit seinen Plänen an Gutzkow als sein literarisches Orakel zu wenden und an dessen eigenen einen Rückhalt zu suchen. Um im täglichen Verkehr mit ihm an diesen weiter zu spinnen, war er nach Berlin gereist, hatte dort den Freund krank und in seinen persönlichen Verhältnissen tief unglücklich gefunden; er lud ihn ein, mit ihm nach Hamburg zu gehen. Zunächst scheinen die beiden mit Campe verhandelt zu haben wegen gemeinsamer Gründung eines Unterhaltungs- und Literaturblattes, das (vgl. den Brief Gutzkows an Cotta vom 19. Mai) „mit dem neuen Jahre in Leipzig erscheinen und allenfalls von Berlin aus redigirt werden sollte“, mit Gutzkow als Redakteur der kritischen Beilage und Löwenthal vielleicht als Geschäftsführer des Leipziger Verlagsbureaus. Cotta's Anträge hatten dann zunächst die Wirkung, diese Pläne zurückzudrängen und an der Schicksalswage Gutzkows die Schale des Journalisten siegen zu lassen. Sie steigerten aber auch in Löwenthal die Ueberzeugung, daß sein genialer Freund Außerordentliches für die Zukunft verspreche. Uebrigens blieb es jetzt noch bei Zukunftsträumen für ihn auch aus anderen Gründen; es war ihm noch nicht gelungen, die Zustimmung der Eltern zu dem Berufswechsel und die entsprechende Geldbewilligung zu gewinnen. Um so freier und kühner konnte man sich im Plänemachen ergehen. „Schöne Sommermonate, in einem Häuschen an der Alster, das später der Brand verzehrte, wurden dort mit gemeinschaftlichem Zusammenwohnen, Studien, Arbeiten, Träumereien, Genuß der Natur und des Lebens zugebracht. Selbst die Beziehungen zu dem nur von Heine und Börne erfüllten Buchhändler Julius Campe traten zurück gegen den Reiz, den die glückliche Lage der Stadt, die malerischen Ufer der Elbe, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle und Ueppigkeit des materiellen Lebens gewährten. Neue Charaktere, wenn auch wenige von der Bedeutung eines Gabriel Riesser, traten uns da und dort entgegen. Ein Empfehlungsbrief führte mich in das Haus des alten Salomon Heine, der mich zu einem sonntäglichen Familiendiner einlud.“

Im August erfolgte dann der Aufbruch von Hamburg nach Stuttgart. Nicht nur Cotta erwartete ihn dort; auch Menzel, der wieder seine Vertretung brauchte. Bei herrlichem Wetter ging's den Rhein hinauf. Löwenthal begleitete ihn bis Mannheim, wo er im Hause von dessen Eltern einige Tage verblieb. Ein Abstecher nach Schwalbach wurde durch

eine Einladung von Frau Birch-Pfeiffer veranlaßt. „In stiller Abendstunde bis gegen Mitternacht las sie mir ihren hier entstandenen „Johannes Gutenberg" vor. Das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst stand bevor, die Enthüllung der Thorwaldsen'schen Statue in Mainz; da lieferte sie den Bühnen ein Festspiel, das sich lange Jahre erhalten hat und wohl auch noch auf kleineren Bühnen bisweilen auftaucht." Auf der Reise wurde Frankfurt a. M. berührt und hier war es, wo die Sehnsucht Gutzkows nach einem eigenen Organ ihre Erfüllung fand. Auch in Frankfurt waren die „zarten grünen Keime" eines jungen Deutschland hervorgebrochen. Auch hier, in der Umgebung des Bundespalais in der Eschenheimer Gasse, wo die Gesandten aus Wien und Berlin ihre drakonischen „Vorschläge dekretirten", regte sich, weil eine Steigerung der Reaktion kaum noch denkbar war und die geheime Gegenbewegung einen starken Rückhalt im Volke fand, der Glaube an den Frühling einer neuen Zeit. Wie einer der Hoffmann u. Campe'schen Verlagsartikel das Wort „Völkerfrühling" damals zum „geflügelten" erhoben, so ging jetzt der Verleger Friedrich Rückerts, J. D. Sauerländer in Frankfurt, damit um, eine „Frühlingszeitschrift" zu gründen, die unter dem entsprechenden Haupttitel „Phönix" vom 1. Januar 1835 auch erschien. Ein junger Oesterreicher, Lyriker und Novellist, aus Schwinds Wiener Freundeskreis, Eduard Duller, war zum Redakteur des Hauptblattes ausersehen. Jede Woche sollte auch eine Literaturbeilage bringen. Für deren Redaktion wurde Gutzkow gewonnen. Daraus ergab sich in Stuttgart der nur bedingte Abschluß mit Cotta und der völlige Bruch mit Menzel von selbst. Aber das Ergebniß des Jahres war für Gutzkow ein reiches: er hatte erreicht, was er erstrebt: für die höchste Form des publizistisch-politischen Wirkens war er zu dem ersten Journal Deutschlands in ein festes Verhältniß getreten, für die der literarischen Kritik hatte er ein eigenes Organ gewonnen.

* * *

Und der Dichter? Hatte er nicht an Cotta geschrieben, daß den poetischen Begabungen der Zeit, den Vertretern einer literarischen jeune Allemagne wahrlich andere Aufgaben gestellt seien, als sich ganz an die politische Opposition und die literarische Kritik zu verlieren. Hatte er nicht in jenem Programm vom 2. November 1833 Werke großen und reinen Stils von dem neuen Poetengeschlechte in Aussicht gestellt und gefordert?!

In jenen Sommertagen, die er körperlich krank, aber geistig rege

in dem Landhaus an der Alster unter den alten Eichen von Harvestehude verbracht, hatte er als Dichter das erste größere Werk gestaltet, das dem eigenen Herzens- und Seelenleben, den geheimsten Kämpfen seines Innern entwachsen war, die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“, welcher bekanntlich Paul Heyse in seinem Novellenschatz einen höheren künstlerischen Rang eingeräumt hat als Gutzkows späteren modernen Novellen und die dem bedeutendsten Drama des Dichters, „Uriel Acosta“, zu Grunde liegt. Nach einem Briefe an Cotta brachte der Dichter diese neue Novelle nach seiner Ankunft in Stuttgart im September zum Abschluß. Gedruckt erschien sie noch in demselben Jahre in den Nummern 235 bis 252 des Cotta'schen Morgenblattes.

Was er in den drei Jahren von seiner Ankunft in Stuttgart im Herbste 1831 nach dem ersten Auf- und Ausflug aus seiner verzweifelten Lage in Berlin bis zu der nunmehrigen Wiederkehr in die Resenstadt im innersten Gemüthe erlitten und erstritten, hier hatte er es — ein Werk poetischer Selbstbefreiung im Sinne Goethe's — in einem glücklich gefundenen und gegriffenen Stoffe nachgestaltet. Zweimal war er in dieser Zeit zu längerem Aufenthalt nach Berlin zurückgekehrt, beide Mal hatte er dort vorbereitende Schritte gethan, um auf Grund seiner Studien sich — trotz alledem — eine gesicherte bürgerliche Existenz zu schaffen. Er hatte sie gethan, während alle seine geistigen Interessen dem literarischen Beruf zustrebten, den er wie eine heilige Mission empfand, er hatte sie gethan im vollen Widerspruch mit der Forderung seiner Ueberzeugungen, die ihn vor Uebernahme jedes Staatsamts, sei es als Prediger, sei es als Lehrer, zurückschreckten, bei dem damals herrschenden Regierungssystem. Und veranlaßt hatte ihn dazu die Liebe, die Rücksicht auf das Mädchen, deren reine Neigung ihn sehnsüchtig begleitet hatte, als er zuerst hinausgefahren war in die lockende Welt eines stolzen freien Berufs. Um ihretwillen war er im Frühjahr 1832, im Sommer 1833 nach Berlin, das ihm als Schriftsteller gar nichts bot, zurückgekehrt, hatte er sich aufs Examen — wenn nicht für die Kanzel, so doch zum Oberlehrerberuf gerüstet, hatte er angefangen, auf ein sicheres Einkommen durch journalistische Thätigkeit zu denken — alles nur unter Kämpfen auch mit ihr selber, denn als Predigtamtskandidaten hatte sich ihm das Mädchen angelobt, bewundernd hatte sie ihn schon auf Schleiermachers Kanzel eine Probepredigt halten hören; weniger noch als sie konnte sich ihre strenge und strenggläubige Mutter in den Berufswechsel finden. Sie beharrte denn auch auf ihrer Forderung von Garantien einer solideren Zukunft und als sich sein freigeistiges

und antikirchliches Wesen immer rückhaltloser offenbarte, auf ihrer Weigerung, ihre Einwilligung zu der Ehe zu geben, bis sie kurzweg erklärte: er oder ich!

In der Einleitung zu den „Rückblicken" hat uns Gutzkow von dieser Jugendliebe erzählt, wie wir schon im 4. Kapitel kurz berührt haben. „In Berlin ist alles, was ehdem Garten hieß, im nächsten Umkreise der alten Stadtmauer bis auf den letzten Baum getilgt. Aber die Trauerweide, wo nach zweijährigem Minnewerben das angebetete Mädchen zitternd die Worte sprach: ‚Ich kann nicht mehr — mich beherrschen!', erstickte an der Brust des sich redlich zum Oberlehrer-Examen Rüstenden und deßhalb endlich offen Heraustretenden — und rings die anderen Bäume, in deren Schatten bereits von einer künftigen Wohnung bei einem Oberlehrergehalt von 600 Thalern geträumt wurde, sie stehen noch in der Königin Augustastraße zwischen der Potsdamer- und Schellingstraße . . . Warum erzähle ich diese Momente der Vergangenheit? Weil dieser Bund Tage, Wochen, Monate der Verzweiflung heraufbeschwor, weil er eine Richtung meines Schaffens bedingte. Denn die innigste Liebe hatte hier die gehorsamste Tochter nicht bewegen können, dem Gebote einer Mutter zu trotzen . . . Der Nibelungen-Hort, den ich im Frauenthum gefunden zu haben glaubte, versank mir unwiederbringlich. Keinen Muth, keine hochherzige Willenskraft hatte die Reinste ihres Geschlechts zu zeigen vermocht." Zuvor aber hatte ihm die treue hingebende Liebe des Mädchens die poetische Schönheit erster kraftvoller Neigung in allen Reizen offenbart. Sie war gewillt gewesen, ihm auch auf die ungewisse Laufbahn des Schriftstellers zu folgen; sie hatte schon begonnen, sich ihm als guten Kameraden in seinen geistigen Arbeiten, als Uebersetzerin und Vermittlerin von wichtigen Berliner Nachrichten zu bewähren; nur in die kalten Regionen atheistischer Grübeleien vermochte sie ihm nicht zu folgen, vor dem „Gottesleugner" erkaltete in schwerer Stunde ihr Herz; darüber erfolgte der Bruch.

Die Treue, die der Dichter dem Gedächtniß dieses Mädchens bis ins Alter bewahrt hat, ist die Bewahrerin rührender Zeugnisse dieser Liebe gewesen, die der Dichter nie vergessen konnte und die in ihm wiederholt als entscheidendes poetisches Motiv gewirkt hat. In seinem Nachlaß haben sich Briefe vorgefunden, welche das Mädchen in der Zeit von Gutzkows Aufenthalt bei Laube in Leipzig an den Geliebten geschrieben. Sie lassen uns auch ahnen, daß Gutzkows schnelle Erfolge als Dichter, die hochgesteckten Ziele, denen seine feurige Jugend nachstrebte, sicher keinen geringen Antheil gehabt, ihn den engen Verhältnissen zu entfremden,

die seiner Braut natürliche Umgebung waren. Ein Gefühl davon warf auf die Liebesbekenntnisse des Mädchens schon jetzt einen Schatten. So heißt es gleich in dem ersten der uns erhaltenen Briefe, vom 25. Januar 1834:

„Nun aber Ihr erster Brief, wie jubelnd, wie freudig klingt er, möge nur der Glanz Ihres Ruhms Ihnen Leipzig nicht zu angenehm machen, alle andern Städte, die Sie besuchen, sind empfänglicher, wärmer für Sie eingenommen und das, fürcht' ich, müßte Sie nur noch mehr bestimmen, Berlin nur als eine Art Absteigequartier zu betrachten, wo Sie, einmal der zahllosen Lobpreisung Ihres Geistes überdrüssig, incognito seyn wollen und menschlich wie wir, d. h. nicht göttlich. Warum muß mir gerade jetzt einfallen, daß Sie der Verfasser des Maha Guru sind? Ich glaube gar, ich warne Sie, das wäre doch einzig, ich wüßte nicht wovor. — Wenn wir getrennt sind, so haben Sie immer den Vortheil, auch entfernt fast so bestimmt zu wissen, was ich in dieser Stunde mache, wo ich in jener hingehe, wo ich sitze, kurz Sie kennen jeden Fleck, jede Stelle wo ich bin und seyn kann; während ich, ganz fremd mit Ihrer Umgebung, ohne einen Begriff zu haben von der Lokalität, nur erwarten muß, daß Sie mir etwas mittheilen, daß Sie mich einführen in Ihre Kreise, mich ein wenig bekannt machen mit den Leuten, die Sie sehen und sprechen." . . . „Dies kleine Blatt Papier," heißt es im nächsten Schreiben, „muß ich benutzen, weil ich kein anderes habe und den Augenblick des Alleinseins nicht vorübergehen lassen möchte, ohne Dich zu begrüßen. Es wird freilich nicht lange dauern, denn Mütterchen ist in der Küche beschäftigt und kann mich jede Minute überrumpeln. Sie könnte zwar wissen, daß ich an Dich schreibe, doch würde sie den vertraulichen Ton nicht billigen, der mir dies à la dérobée-Schreiben so reizend macht." Sie schreibe auf einer kleinen Fußbank und thue so, als stopfe sie Strümpfe. „Neben mir der Notenstuhl, hinter mir der Ofen. Don Juan dient mir als Unterlage und jedes Mal, wenn ich die Thüre gehen höre, werf' ich mein Papier fort und bin fleißig." Sie meldet ihm die baldige Vollendung einer Uebersetzung, die sie angefangen, sowie den Rücktritt eines Kabinetsraths Albrecht und die Krankheit Schleiermachers. Man kann nicht ohne das tiefste Mitgefühl die Aeußerungen dieser reinen heißen keuschen Mädchenliebe lesen, die unter den Kämpfen und Wirrungen zwischen Herz und Geist in jenen Tagen eingebüßt zu haben, Gutzkow in späteren Jahren noch oft schmerzlich bereut hat, wie zum Beispiel folgende, nur seinem Tageskalender anvertrauten Zeilen beweisen:

„Als wir uns beide einst getrennt,
Ich heller Zorn, Du nicht im Frieden,
Da ließst Du mir, Du riefst sie selber nicht —
Die quälendste der Eumeniden.“

Vielleicht, wenn sie in jenen Tagen ihren Werth dem seinen gegenüber nicht zu gering angeschlagen, ihm ihre Liebe weniger offen gezeigt, ihm nicht gestanden hätte, daß sie ihn auch lieben werde, wenn er sie fallen lasse, vielleicht daß dann ... Aber dann wäre sie eben nicht die wahre echte Natur gewesen, die so nachhaltig auf des Dichters Seele gewirkt hat. „Ja ich fühl' es, theuerster Karl, daß Du recht der Mittelpunkt meines ganzen Daseins bist, daß ich Dich erst jetzt recht liebe, denn ich vermisse Dich überall, heute morgen war ich in einer solchen Aufregung, daß ich gar nicht mehr an die Entfernung dachte, die uns trennt, und daß ich im Begriff war, Dich in meinen Armen zu zerdrücken. Du hast mich mit einer Zaubergewalt umgeben und mich in so zarte Liebesbande geschlagen, daß ich ordentlich böse auf Dich bin, und mich vor nichts fürchte als vor dem Ausgange, den es nehmen kann.

„Bin ich nicht wirklich ganz verändert, hätt' ich sonst wohl so zu Dir gesprochen, ohne auf eine Erwiderung rechnen zu können, oder auch nur zu wollen, ermüd' ich Dich wohl noch mit der Frage, ob Du mich lieb habest, um mich etwa danach zu richten, nein, Du siehst, was Du aus mir gemacht hast, und ich und mein ganzes Wesen und meine unaussprechliche Liebe zu Dir sind nur Deiner Hände oder Deine Werke. Und jetzt kannst Du dafür auf den wohlerworbenen Lorbeern ruhn, und Dich von unten herauf anbeten lassen.“ Auf demselben Blatt: „Den 28. Januar. Lieber Karl, warum schreibst Du denn nicht? Ich bin so betrübt darüber, daß ich mürrisch und unfreundlich gegen alle Welt war, gestern hatt' ich ganz bestimmt auf einen Brief gerechnet und weil nun doch keiner kam, so hab' ich Dich auf alle mögliche Weise bei meinem Herzen zu entschuldigen gesucht, weil mein anderes Ich, was nicht mein Herz ist, Dich gegen dasselbe anklagte ...

„Mich wundert, daß das Papier, auf dem ich dies alles geschrieben, sich nicht widerspänstig zeigt, sondern es ruhig hinnimmt, daß ein Mädchen ihren Geliebten so nachdrücklich um Nachrichten von ihm bitten muß; wenn ich das Papier wäre, ich empörte mich, oder, lieber Karl, sind Sie vielleicht krank? Fast wünsch' ich es, Gott verzeih' mir's, weil ich ...

„Ich bitte Sie, lieber Karl, verbrenne diese Stückchen ... Ich vertraue mich nur Dir und würde von meinen Eltern in die äußerste Finster-

niß verdammt werden, wenn sie denken könnten, daß ich so um eine Gunst flehe, auf die ich so viel Ansprüche habe. Lebe wohl, mein einziger Freund, wenn ich kann, setz' ich diese kleinen Mittheilungen fort, aber nicht eher, bis ich einen Brief habe.

Deine Rosalie,
so lange Du willst und länger."

Der Empfänger dieser Briefe aber war wirklich krank und zwar hat das lang andauernde Siechthum, von welchem die Briefe aus Hamburg an Cotta sprechen, und das ihn schon in Leipzig plagte, nicht günstig für die Liebe, die ihn so warm nach Berlin zurückrief, gewirkt. Das Uebermaß an Geistes- und Willenskraft, das der so vielseitig Begabte in einem Alter, wo andere noch die Universitätsbänke drücken, eingesetzt, um — wie sein Verhängniß es wollte — als Dichter und Publizist zugleich zu einer geachteten Stellung aufzurücken, hatte sein Empfindungsleben überreizt, sein Nervenleben in eine krankhafte Unruhe versetzt, die jetzt der Entscheidungskampf zwischen einem korrekt bürgerlichen Beruf und einer öffentlichen Laufbahn als freier Schriftsteller noch steigern mußte. Diese krankhafte Reizbarkeit mußte naturgemäß sich gerade dort geltend machen, wo er seine Willensfreiheit von Derjenigen gelähmt fand, um derentwillen er so eifrig nach einer festen Stellung, nach einem sicheren Einkommen strebte; die stufenweis erfolgende Abnahme seines Interesses für eine feste Stellung in Augsburg zu Gunsten seiner Freiheit als Schriftsteller ist als Spiegelung zu betrachten der gleichzeitigen Abnahme seiner Hoffnung auf eine dauernde Verbindung mit Rosalie. Und die noch vor der Abreise nach Hamburg erfolgte Entzweiung war bei dem vorhandenen Gegensatze um so weniger zu vermeiden, als gerade damals in Berlin, was die politischen Kämpfe der Zeit nicht vermocht hatten, die Fragen des kirchlichen Bekenntnisses den Geist der Bevölkerung bis in seine Tiefen aufwühlten und eine oppositionelle Bewegung im Volke wachriefen, an welcher Gutzkow seiner ganzen Art nach den lebendigsten Antheil nehmen mußte.

Der sogenannte „Agendenstreit" erreichte im Jahre 1834 in Preußen seinen Höhepunkt. Friedrich Wilhelm der Dritte, der sein kirchliches Hirtenamt sehr ernst nahm, hatte zur endgültigen Durchführung der von ihm am Lutherfest 1817 angebahnten Union der lutherischen und der reformirten Kirche den Kodex für den gemeinsamen Kultus, die Berliner Dom-Agende, ausarbeiten lassen, und zwar nicht auf dem Wege der Vereinbarung, sondern in seinem Kabinet unter seiner persönlichen Leitung. Hatte schon die Verkündigung der „Union", statt ein Werk der

Einigung zu sein, nur die Gegensätze verschärft und aus der evangelisch-lutherischen Kirche das Altlutheranerthum als besondere Gemeinschaft neu hervorgehen lassen, so wurde jetzt der Versuch, eine neue Ordnung des Gottesdienstes zu dekretiren und den widerspänstigen Gemeinden aufzuzwingen, das Signal zu einer schnell anwachsenden Opposition, denn die Agende des Königs befriedigte weder die Altlutheraner, noch die Vertheidiger des Prinzips der protestantischen Freiheit. Und was jetzt in zahlreichen Streitschriften der Geistlichkeit ins Wort trat, fand von den Kanzeln herab den Weg ins Volk; Pastoren und Professoren wurden gemaßregelt, so auch Wegscheider in Halle und Marheineke in Berlin, bei denen Laube und Gutzkow als Theologiestudenten gehört hatten. Andere wurden entlassen und verließen Preußen, um in den fränkischen Sprengeln ein Unterkommen zu finden. Gerade als diese Bewegung ihrem Höhepunkt zueilte, starb in Berlin Schleiermacher, der bis zu seinen letzten Lebensjahren ein Hort der protestantischen Freiheit gewesen war und als solcher auch den Plan der Agende mannhaft bekämpft, in diesen letzten Lebensjahren aber nachgegeben und um des lieben Friedens Willen seinen stillschweigenden Segen zu dieser verhängnißvollen Art, kirchliche Gegensätze mit Gewalt auszugleichen, gegeben hatte. Als der berühmte Theolog nun starb, beeilte sich die Partei der Unionisten und die evangelisch-lutherische Orthodoxie, ihn für sich in Anspruch zu nehmen und als einen der Ihren zu feiern. Der Zorn über diese Geschichtsfälschung drückte Gutzkow die Feder in die Hand und er schrieb in Leipzig seinen Nekrolog für die „Allgem. Zeitung", der in Berlin ungeheures Aufsehen machte. Wie aus einer Tagebuchnotiz Varnhagens hervorgeht, fahndete man selbst in Regierungskreisen mit Eifer nach dem Namen des anonymen Verfassers und nicht nur in den Organen der Hengstenbergianer sprach sich der Aerger über die Rücksichtslosigkeit desselben, der Haß kirchlicher Parteileidenschaft aus. Bei aller Anerkennung der „unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge" des großen Theologen, hatte Gutzkow ausgeführt, daß in den Jahren nach der Julirevolution die „Resignation der Verzweiflung" das Wesen von Schleiermachers Wirksamkeit gebildet habe. Wie er seinen bis dahin gegen die Dom-Agende geführten Kampf eingestellt und der gewaltsamen Einführung einer künstlich geschaffenen Ordnung des Gottesdienstes ruhig zugeschaut habe, so habe er in seinen Predigten durch den Geist einer resignirten Abwendung von der Welt und einen der Leibhaftigkeit des Erlösers geweihten Kultus seine frühere antidogmatische Lehre verleugnet. Seit der Choleraepidemie habe sich diese pietistische

Richtung noch verstärkt und so habe er auch die Seuche als eine Strafe Gottes für die Anmaßungen einer aufrührerischen Zeit bezeichnet. „Männer dagegen, die noch den Muth besaßen," fuhr Gutzkow fort, „jeder Erscheinung des Lebens ins Auge zu sehen, die in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Vertreter der Lebenslust, des freudigen Vertrauens, des Siegesjubels der Jugend, diese hielten sich seitdem von Schleiermacher, dem zerstoßenen Rohre, fern. Seine Hülflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein (früheres) Leben und sein thätiges Christenthum opferte." Indem Gutzkow solche Worte schrieb, verfolgte er nur einen der „Wege", die für bessere Zeiten offen zu halten er sich zum Zweck seines Wirkens gesetzt. Von ganz demselben Standpunkte aus hatte er gleich in seiner ersten Kritik in Menzels Literaturblatt über Steffens geschrieben, der damals noch neben Schleiermacher gegen die Annahme der Dom-Agende, wenn auch von pietistischem Standpunkt, protestirt hatte. Auch hier hatte er den Ruhm früheren Freisinns in Gegensatz gestellt zu dem reaktionären Pietismus, dem Steffens aus Haß gegen das „Allgemeine" und die modernen Ideen sich in die Arme geworfen . . . Die pietätlose scharfe Kritik an ihrem Lieblingsprediger durch den eigenen Geliebten verwundete Rosalie schmerzlichst. Ihr enthielt es Gutzkow nicht vor, daß er der vielverketzerte Verfasser derselben sei. Als sie sich wiedersahen, kam der Zwiespalt zum offenen und heftigen Ausbruche, dessen Bewußtsein Gutzkow schon lange zuvor mit bedrückender Schwere in sich getragen.

Wie Laube in seinen „Reisenovellen" unter Anspielung auf Goethes „Clavigo" den Freund als „Archivar des Königs" eingeführt hat, so dürfen wir ihn als Gutzkows „Carlos" in diesem Clavigo-Kampf der Loslösung aus solchem Verhältniß bezeichnen. Wie Goethes „Carlos", den er in Breslau von Seydelmann mit hinreißender Wahrheitskraft hatte darstellen sehen, nannte auch Laube seinem ganzen Charakter gemäß die kraftvergeudende Selbstqual des Fortspinnens eines aussichtslos gewordenen Liebesverhältnisses einen „dummen Streich". Er selbst hatte festen Herzens sich früher aus solch ungesundem Zustand befreit. Und während Laube solchermaßen auf Gutzkow-Clavigo einwirkte, spielte diesem der Zufall einen Stoff in die Hand, der wie geschaffen war für ein poetisches Abbild dieser inneren Kämpfe. Vermuthlich hatte ihn die Lektüre von Llorentes „Geschichte der spanischen Inquisition" auf die Selbstbiographie des Uriel Acosta, „Urielis exemplar humanae vitae", gelenkt. Dieser geistestrotzige Vorläufer Spinoza's, der aus Wahrheits-

drang den Lehren der Kirche und den Priestern der Synagoge entgegentritt und vom Sanhedrin deßhalb in Acht und Bann gethan wird, der diesem Banne anfangs mit stolzem Bekennermuthe trotzt, dann aber den Bedenken des Gemüthes und Herzens Gewalt gibt über den Geist, die diesem den Widerruf abringt, erschien ihm als warnendes Beispiel für die eigenen Entschlüsse. „Herzblut zeigen“ sollte er in seinen Dichtungen, hatten ihn Laube und Schlesier gemahnt; heiß wallte sein Herzblut dem Unternehmen entgegen, das Schicksal Acosta's dem eigenen Schicksalsgange anzupassen. Er begann die Novelle „Der Saduccäer von Amsterdam“. Daß er sich auch hier als Sprecher fühlte von vielen unter dem Druck der Verhältnisse leidenden Zeitgenossen, wird uns durch eine Bemerkung bestätigt, die er um dieselbe Zeit in eine Kritik von H. Königs Roman „Die hohe Braut“ einfließen ließ. In Bezug auf den Titel sagt er da nämlich (Lit.-Bl. 1834, Nr. 9): „Man glaubt, der Verfasser wolle das heimliche Klagelied der Junggesellen dieser Zeit singen, und den Zwiespalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlandes in ein tragisches Licht setzen, allein für die vielen Seufzer, welche diese Trennung zweier Interessen schon gekostet hat, soll der Dichter noch erst gefunden werden.“ Zu diesem Dichter fühlte er sich berufen. Das Bekennen der Vaterlandsliebe als ein verpöntes Verbrechen fand ja in Acosta's Bekennerthat ebenso ein Gegenspiel wie sein eigener Trieb, die Loslösung vom heimischen Kirchenthume öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Auch dem Protest freier Geister, die um ihres Glaubens willen gegen eine ihnen von der weltlichen Macht aufgedrungene Kultusform protestirten, und lieber Maßregelung und Entlassung ertrugen, als sich der Gewalt zu beugen, lieh er in seiner Dichtung ein Echo. Aber auch jetzt war dieser Zeitbezug in dem historischen Gewande der Novelle zu versteckt, um von Jedermann erkannt zu werden, und da sie nur im Morgenblatt und nicht in Buchform an die Oeffentlichkeit trat, blieb ihre Wirkung auf einen immerhin kleinen Leserkreis damals beschränkt. Dann aber war diesesmal dem Dichter selber der Schaffensakt vor allem ein Akt der Selbstbefreiung und dieser Trieb ließ die Zeitbeziehung während desselben ganz in den Hintergrund treten.

Ihm galt es, zu zeigen, was aus ihm selbst hätte werden können, wenn er den Geboten seiner Eltern, den Bitten der Geliebten, dem Verlangen von deren Mutter nachgegeben hätte und gegen die eigene Ueberzeugung, gegen die Forderung seines Wesens der Orthodoxie sich gebeugt und ihrer Handlanger einer geworden wäre. Darum gab er

dem Helden der Novelle, der in Wirklichkeit zur Zeit der Verfolgung durch die Synagoge und seines Selbstmords in den fünfziger Jahren stand, die eigenen jugendlichen Züge, darum machte er zur Geliebten dieses Acosta ein Mädchen, das er nach dem Bilde seiner eigenen Geliebten schuf. Darum nimmt der Uriel dieser Novelle, nachdem er einmal den öffentlichen Widerruf geleistet, diesen nicht nach Erkenntniß der Nutzlosigkeit seines Martyriums wieder zurück, wie in der späteren Tragödie, sondern er erschießt sich, weil er die Schande nicht zu überleben vermag. Auch ganz von dem Drama abweichend, in welchem Judith dem Bannfluch der Priester trotzt und zum Geliebten hält, mit ihrem heldenhaft empfundenen „Er wird geliebt, glaubt besseren Propheten!" ist in der Novelle der Charakter der schönen Tochter Vanderstraatens gezeichnet. Ihr Charakter ist ein psychologisches Portrait Rosaliens; dieselben Vorwürfe, welche der Dichter in den „Rückblicken" seiner Jugendgeliebten macht, macht hier Uriel seiner Judith. Judith ist hier wohl stark genug zu leidenschaftlicher Aussprache ihrer Liebe, zu Anläufen, um den Geliebten auch geistig zu verstehen und so auch seinen Geist an sich zu fesseln, aber zu schwach, um dies dauernd durchführen zu können. Als der Bannfluch der Synagoge den Zweifler zum ersten Male trifft, unterliegt sie der Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit, sich ihrem Vater unterzuordnen, tritt sie auch ihrerseits von dem Geächteten zurück. Doch ihre Liebe erstarkt aufs neue, nachdem sie den Theuren verloren; sie macht sich auf, den Verbannten zu suchen; diesen rührt dieser Liebesbeweis und er läßt sich von ihr zum Widerruf bekehren. Im erneuten Verkehr mit ihm kommt ihr dann die ganze Größe der von ihr gestellten Zumuthung zum Bewußtsein: sie hat den Geliebten genöthigt, sich selber untreu zu werden. Und wie er seinen Schritt bereut, bereut sie den ihren. Sie sucht denselben wieder gut zu machen durch ein gelehriges Eingehen auf seine Ideen und Anschauungen, doch zeigt sich ihre weibliche Seele der scharfen Dialektik des grübelnden Skeptikers nicht gewachsen, und als er so weit geht, auf ihre direkte Frage darüber, auch den Glauben an die Unsterblichkeit zu leugnen, an die Unsterblichkeit selbst ihrer einander liebenden Seelen, wird sie an ihm irr. Sie ist kein Gretchen, das sich an pantheistischen Umschreibungen genügen ließe. Judith kann den Leugner der Unsterblichkeit nicht länger lieben. Im Gram über diese Sinnesänderung läßt sich Acosta von dem Verräther Ben Jochai, der hier sein Vetter ist, überreden, durch einen erneuten Widerruf — denn er hat die Verfolgung der Synagoge bereits wiederum auf sich geladen — das Vertrauen Judiths zurückzuerwerben. Während

der Gefangenschaft Acosta's weiß Jochai die Unschlüssigkeit des Rivalen zu Gunsten seiner Zwecke auszubeuten, und als der Verrathene nach der erduldeten Schmach Jochai aufsucht, um sich für den Verrath, dessen Größe er nur zur Hälfte kennt, zu rächen, da findet er ihn als Bräutigam an der festlichen Tafel in Vanderstraatens Haus. Er schießt nach ihm, trifft aber Judith; die zweite Kugel durchbohrt sein eigenes Herz, und so stirbt er mit ihr zugleich.

Dieser Acosta und diese Judith sind, wie gesagt, seinem eigenen und dem Charakterbild seiner Braut nachgebildet. Was in der Novelle der Bannfluch der Priester, war in seinem Leben die Wirkung seiner Schriften auf die kirchlichen und staatsgebietenden Behörden. Vanderstraatens Widerstand findet sich hier bei Rosaliens Mutter. Dem ersten Widerruf Acosta's entspricht in Gutzkows Jugendleben der Versuch, um der Geliebten willen doch noch einen „korrekten" Lebenslauf einzuschlagen. Das zweite Einlenken Judiths ist Rosaliens Bestreben, sich auch in Gutzkows Schriftstellerlaufbahn zu finden. Den Unsterblichkeitsgesprächen entsprach so manche Stelle in den Narrenbriefen und dem „Maha Guru", vor allem aber die Wirkung von Gutzkows kritischem Nekrolog auf Schleiermacher in der „Allgemeinen Zeitung" auf die Geliebte und den Erörterungen zwischen ihnen, die sich an sein Erscheinen und die Polemik gegen ihn in den Berliner Blättern naturgemäß knüpfen mußten. Wenn er in der Novelle von dem Elend spricht, das stets da eintritt, wenn sich großangelegte Geister herablassen, im Sinne der kleinen zu handeln, wenn er Judiths Bemühungen schildert, sich Acosta's Ideenwelt zu nähern, ihre Freude, die Vertraute eines starken Geistes zu sein und dann wieder ihre Schwäche, die sich immer wieder dem Außerordentlichen nicht gewachsen zeigt, wenn Acosta sich anklagt: „Ich zerriß selbst das Band, das sie an mich fesselte, denn welches Weib möchte dem freigeistigen Uebermuth, womit ich in ihrer Nähe spielte, vertraut sein? . . . Ich löste sie von einer Welt ab, deren Sprache und Gesinnung ihr verständlich ist, und gab ich ihr dafür eine neue wieder? Nein, nichts als Unvollendung, Zweifel, Grundloses, Luftiges erntete sie aus meinem Umgang!" — so sind das Bekenntnisse aus dem Seelenleben des jungen, in stürmischer Geistesgährung begriffenen Dichters. Sie sind wie Goethe's Werther — wenn auch auf fremde vergangene Zustände übertragen — mit seinem Herzblut geschrieben. So unmittelbar hatte er eigenes Erleben bis dahin noch nie gestaltet. Er überwand die hemmende Leidenschaft und ließ Rosalien hinter sich wie der junge Goethe einst die bedauernswerthe Friederike Brion. Beide Mädchen starben nach einem Leben in

Zurückgezogenheit unvermählt. Beide Dichter haben ihrer nie vergessen können.

Und Laube? Der Carlos in diesem Clavigo-Konflikt? Wo war dieser inzwischen hingerathen mit seinen Plänen gemeinsamen Wirkens? Gegen ihn hatte sich bereits ein wirklicher Sanhedrin von Ketzerrichtern erhoben und vor seine Schranken gefordert! Aber ein Sanhedrin weltlicher Art. Am 30. Juli 1833 war auf's neue, wie im Anfang dieses Kapitels schon erwähnt, eine Zentralbehörde zur Untersuchung demagogischer Umtriebe durch den Bundestag eingesetzt worden. Zur Unterstützung derselben hatte sich in Berlin durch Kabinetsbefehl des Königs eine Ministerialkommission mit Kamptz an der Spitze gebildet. Auf's neue füllten sich die Gefängnisse mit Gefangenen, für deren Einkerkerung der bloße Verdacht der Betheiligung an irgend einer demagogischen Demonstration gegen die Bundesverfassung genügte, wofür auch schon die Zugehörigkeit zu irgend einem burschenschaftlichen Kränzchen als ausreichend erachtet wurde. Im Frühjahr 1834 lenkte dann ein Antrag Preußens die Aufmerksamkeit der Bundesbehörde auf die immer üppiger emporgeschossene nichtpolitische Literatur, welche in unterhaltender Form der Propaganda staatsfeindlicher Ideen diene. Und Laube ward eines der ersten Opfer dieser neuen Verfolgung. Und dies geschah, als er gerade für seine kritische Thätigkeit den Standpunkt einer Objektivität gewonnen hatte, welcher das Vermischen von Poesie und Politik ganz verwarf. Er hatte den alten Leopold Voß dafür zu gewinnen gewußt, daß jede Donnerstags-Nummer der „Eleganten" mit dem Nebentitel eines Literaturblatts erschien. Hier schrieben er, Schlesier und der ihm durch brieflichen Verkehr näher getretene Wienbarg größere Literaturbetrachtungen und Besprechungen von literarischen Novitäten, wobei sie alle drei das realistische Prinzip sowohl für die Poesie, wie die Geschichtsschreibung, wie die Kritik zur Geltung brachten. Da ereilte ihn das Verhängniß. Nachdem er noch am 5. Juni Anlaß genommen, das „Literaturblatt" der Eleganten mit der Anzeige zu begleiten, „daß zur Abfassung seiner Kritiken drei Genossen sich vereinigt haben und daß in Zukunft diese Kritiken ohne Unterschrift die Namen Ludolf Wienbarg, Gustav Schlesier oder Heinrich Laube verschweigen", sah er sich am 31. Juli genöthigt, das so schneidig gehandhabte Szepter der Redaktion niederzulegen und die Nummer dieses Tages, die noch einen größeren Aufsatz über Rahel Varnhagen aus seiner Feder enthielt, mit einem Abschied an die Leser zu schließen. Er that es mit Dank für das lebhafte Interesse, mit dem das Publikum seine Redaktionsthätigkeit begleitet; er that es zugleich im Namen seiner beiden Mit-

arbeiter am Literaturblatt, den Genossen Wienbarg und Schlesier. „Die bisherigen Kritiker treten mit der Erklärung zurück, diese Anstrebungen einzeln und vereint unablässig verfolgen und auf anderem Terrain baldmöglichst fortsetzen zu wollen. Möge man die unvermeidlichen Schwächen und die schonungslose Besprechung einem höheren schriftstellerischen Kreuzzuge nachsehen, möge man sich in späterer Zeit mit anerkennender Liebe dieses Zwischenreiches in den Jahrgängen der eleganten Zeitung erinnern." Was war geschehen? Bei der Sicherheitsbehörde in Leipzig war schon einige Zeit vorher von Seiten der preußischen Regierung auf dem Wege durch das sächsische Ministerium das Verlangen eingetroffen, den pp. Laube aus preußisch Schlesien, dessen Name auf die Liste der preußischen Untersuchungsbehörde für demagogische Umtriebe gelangt war, freundnachbarlich auszuweisen. Der entsprechende Ausweisungsbefehl hatte natürlich im Redaktionsbureau der „Eleganten" keine geringe Panik erzeugt. Laube aber, da er sich keines Fehls bewußt war und den Rigorismus der diesmaligen Demagogenverfolgung nicht ahnte, so daß die politischen Freigeistereien seiner Kritiken wie seiner bisherigen Werke „Das neue Jahrhundert", „Das junge Europa, Bd. 1", „Reisenovellen, Bd. 1 und 2" ihm keineswegs als Staatsvergehen erschienen, die ein Strafverfahren gegen ihn rechtfertigen könnten, und von dem Gefühle durchdrungen, daß er nur in einer größeren deutschen Stadt als Schriftsteller gedeihen könne, als Flüchtling oder Schübling dagegen wie so viele deutsche Patrioten damals dem ungewissesten Schicksal sich aussetzen würde, beschloß, nachdem seine Protestation gegen die Ausweisung nichts genutzt, direkten Wegs an den Sitz der ihn verfolgenden Behörde zu gehen und dem drohenden Prozeß die Stirn zu bieten. In aller Heimlichkeit war er nach Berlin gegangen, geleitet von der Hoffnung, vielleicht auf indirektem Wege zu erfahren, was eigentlich gegen ihn vorliege. Wahrscheinlich hatte er auch gemeint, hier am wenigsten gesucht zu werden. Jedenfalls hatte er in Absicht, den Schutz des mächtigsten Gönners der „jungen Literatur", Varnhagens von Ense, dem er sich durch wiederholte Besprechungen seiner Schriften, durch Vermittelung Schlesiers und durch sein Eintreten für Heine bestens empfohlen wußte, zu suchen. Vergeblich! Vergeblich auch alles weitere, was er zu seiner Sicherung unternahm. Als Gutzkow am 1. Januar 1835 die Redaktion des neuen Literaturblattes zum „Phönix" in Frankfurt a. M. antrat, saß der Verfasser des „Jungen Europa" zu Berlin als politischer Gefangener hinter Schloß und Riegel in einer Zelle der

Stadtvoigtei, angeklagt verschiedener Preßvergehen und nicht mehr „verdächtig", sondern überwiesen „der Burschenschaft". Der erste Versuch einer Organisation der literarischen Bewegung, welche die Julirevolution in Deutschland hervorgerufen, scheiterte trotz der inzwischen erfolgten Läuterung an den Folgen, welche die gleichzeitige politische Bewegung und die dadurch geweckte Furcht der Machthaber über das deutsche Geistesleben heraufbeschworen. Mit Laube's Redaktion hörte die „Elegante Zeitung" für's erste auf, ein Organ der „jungen" Literatur zu sein; ein halbes Jahr später übernahm Gutzkow im Frankfurter „Phönix" die Führung.



Laube

Nach einem dem Pecht'schen Oelgemälde von 1845 nachgebildeten Stahlstich.

Drittes Buch.

Das Junge Deutschland und Goethe.

VII.

Wienbargs „Feldzüge" und Laube's „Krieger".

Von Arndts Idee eines Zusammenschlusses der Gleichgesinnten zur Herbeiführung der Wiedergeburt des Vaterlandes, von den Grundprinzipien der Burschenschaft war Gutzkows bereits im „Forum" hervorgetretener Gedanke ausgegangen, daß die deutsche Literatur der neuen Zeit das Organ werden müsse solcher Verbrüderung gleichgesinnter Geister. Von Menzels Idee, daß die Literatur die Aufgabe habe, eine ideelle Vertretung der nationalen Interessen zu sein, war Gutzkows Gedanke in den „Narrenbriefen" ausgegangen: die deutsche Literatur der Epoche habe die Nation für den Genuß der Freiheit und die Ermöglichung der Einheit zu erziehen und auf Börne's Lehre, wie man in Zeiten der Unterdrückung der Presse die Poesie zum Mittel politischer Aufklärung machen müsse, hatte er sich dabei berufen, wiederum unter Bezug auf die Gemeinsamkeit einer neuen literarischen Jugend. Diese Anregungen Gutzkows waren von Laube mit Jubel in der „Zeitung für die elegante Welt" aufgenommen worden, die Uebereinstimmung hatte zur Annäherung, zum brieflichen Verkehr, zu der gemeinschaftlichen Reise nach Italien geführt und das Ergebniß hiervon war eine lebhafte Auseinandersetzung zwischen ihnen und ihren literarischen Freunden über die Aufgaben, Mittel und Grenzen der poetischen Literatur, schließlich eine kräftige Wendung von der Politik zur Kunst, eine Abkehr von Menzel und Börne zu — Goethe. Jetzt ward für ihr gemeinsames Streben zur Richtschnur die Forderung Laubes: die Verfechter des nationalen Fortschritts, soweit sie Poeten seien, sollten nicht Prediger der neuen Lehren, sondern Gestalter von neuen Menschen und neuen Schicksalen sein. „Bilde Künstler, rede nicht", diese Goethe'sche Kunstweisheit trat beiden Dichtern mit sieghafter Kraft ins Bewußtsein, freilich ohne hindern zu können, daß das vorhandene Bedürfniß, mit direkter Rede an der

Gestaltung des Lebens, an den Fragen des Tags, den allgemeinen Interessen des Vaterlandes theilzunehmen, sich mit dem erstarkenden rein künstlerischen Streben in mancherlei Form kreuzte. Als Gutzkow im „Sadduccäer von Amsterdam" sein innerstes Erleben zur Darstellung brachte, als Laube im „Literaturblatt" zur „Eleganten" begann, seine ästhetischen Ansichten fester zu formuliren, nachdem ihre Klärung sich namentlich auch im 1. Theil des „Jungen Europa" vollzogen hatte, da fühlten sich beide als Jünger Goethe's.

Dieser Sieg des Goethe'schen Genius über ein Geschlecht widerstrebender junger Geister, die gelehrt worden waren, von Goethe gering zu denken, weil er für die politischen Ideale der deutschen Jugend kein Interesse gehabt, weil er sich ablehnend verhalten zu den Ideen, die ihre Jugend begeistert, drückt dem Jahre deutscher Literatur, das die eigentliche Geschichte einer literarischen Vereinigung „Das junge Deutschland" umfaßt — was bisher nicht beachtet wurde — seinen Stempel auf.

Am 22. März 1832 — zwei Monate vor dem Hambacher Fest — war Goethe gestorben. Der Aufschwung der politischen Leidenschaften, der in jenen Tagen alle anderen Interessen zurückdrängte, hatte zunächst dem bedeutungsvollen Ereigniß das gebührende Echo im Bewußtsein der Nation versagt. Schiller, der Dichter des Tell, war der Abgott des Volkes, nicht Goethe. Erst als den Tagen von Hambach die Reaktion der Gewalt und die Ernüchterung des Volksgeistes folgte, als die jungen Schriftsteller, soweit sie nicht fliehen mußten oder in Kerker geriethen, sich nothgedrungen von der Politik ab- und rein literarischen Fragen und Bestrebungen wieder zuwenden mußten, wurden auch sie und mit ihnen weite Kreise des Verlustes inne. Die Thatsache seines Todes wurde für sie zum Anlaß, sich die Totalität seines Wirkens, vor allem das leuchtende Bild seiner heißen Jugend vor die Seele zu führen und mit Ausnahme seiner überzeugtesten Widersacher, wie Menzel und Börne, beugten sich auch die Gegner des „Alten von Weimar" in Bewunderung vor dem Genius des Dichters, der als unsterblicher Geist aus dem frischen Grabe in strahlender Schönheit erstand. Und mit Genugthuung vernahmen sie, daß der große Dichterpatriarch, der nacheinander Uhland und Heinrich von Kleist, Platen und Gustav Pfizer so kühl abgelehnt hatte, der von den Burschenschaftern und den patriotischen Schriftstellern der Freiheitskriegszeit nichts hatte wissen wollen, daß er für sie, für die poetische Jugend, die nach ihm kam, dennoch ein besonderes Testament neben dem unermeßlichen Erbe seines Wirkens hinterlassen hatte — in jenen Worten „Für junge Dichter", die er im letzten Jahr seines

Lebens geschrieben und nun im fünften Nachlaßband seiner Werke erschienen. Hier fanden sie ihre Ansicht bestätigt, daß der Weg zur Größe für den Dichter einer neuen Jugend unmöglich in der Nachahmung der Klassiker der vorausgehenden Epoche bestehen könne. In diesem Sinne, erklärte Goethe, sei er Niemandes Meister gewesen. Die Wahnvorstellung, die bis heute so viele begabte Köpfe beherrscht und irregeführt, daß die Fortentwickelung der deutschen Poesie nach Goethe an die Nachahmung seiner Kunstformen hätte gebunden bleiben sollen, lehnte er mit Entschiedenheit ab. Wenn er aussprechen solle, was er den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden, so dürfe er sich wohl ihren Befreier nennen: denn sie seien an ihm gewahr geworden, „daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird." „Worauf alles ankommt," fuhr er fort, „sey in Kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch seyn möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus ... Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens ... Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben, fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte auch gefördert habe." Und er schloß mit der Mahnung: „Man halte sich an das fortschreitende Leben, und prüfe sich bei Gelegenheit, denn da beweist sichs im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren."

Das Streben, das Laube in seinen „Poeten" bekundet hatte, das Gutzkow zur Gestaltung seines Sadduccäers getrieben, entsprach diesen „letzten Worten" Goethe's mit Ausnahme der Forderung: „er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, alles Mißreden und was nur verneinen kann." Sich an das „fortschreitende Leben" zu halten, dies war ja ihr oberster Grundsatz schon immer gewesen, nur daß sie dabei die allgemeinen, nicht die persönlichen Zustände im Auge hatten; auch sie hatten auszusprechen gesucht, „was lebt und fortwirkt", nur daß ihnen die allgemeinen Zustände, die Goethe abgelehnt hatte, als persönliches Erlebniß, als fortwirkende Mächte erschienen. Und aus diesem Unterschied hatte sich mit Nothwendigkeit ergeben, daß Widergeist und Widerrede, gerichtet gegen die allgemeinen Zustände, die der Jugend ein persönliches Ausleben des Individuums im Goethe'schen Sinne unmöglich machten, ein unentbehrlicher Faktor ihres Dichtens geworden war. Der

Widergeist gegen das Bestehende war ihnen die Muse gewesen, die sie zu Schriftstellern geweiht, das Mißreden und Widerreden eines Börne, Menzel und Heine war ihnen zunächst als leitendes Beispiel erschienen. Aber hatte nicht Goethe — der junge Goethe, da er so jung noch wie sie — auch solchem Widergeist gehuldigt; hatte er nicht gegen die sozialen Zustände und den Fluch der Konvenienz im „Werther“, gegen die Anmaßungen der Privilegirten im „Götz“, gegen das Herkömmliche im Liebesverkehr im „Egmont“, gegen eine ganze Welt des Bestehenden im „Faust“ geeifert, ja gegen Gott selbst, gegen den Herrschergott im Himmel, wie ihn die Kirche lehrt, im Fragment des „Prometheus“ . . . „Bedecke deinen Himmel Zeus mit Wolkendunst!“? Ja — auch Goethe hatte widergedacht und widergesprochen, mit Entfaltung eines heldisch-kühnen prometheischen Titanentrotzes wie seit Aeschylos kein anderer Dichter, aber stets war der lohende Flammengeist gebändigt und geläutert und zu fester Form gestaltet hervorgetreten — als Wesen eines Kunstschönen. Und wie weit sie alle zurück waren in dem, was das Dichten zur Kunst macht, das fühlten sie jetzt mit Beschämung. Den Trieb ihres Geistes, den allgemeinen Zuständen im Vaterlande den Spiegel der Dichtung vorzuhalten, durch künstlerische Gestaltung ihrer politischen und sozialreformatorischen Ideale an der Umgestaltung des Bestehenden mitzuwirken, wollten sie jetzt den künstlerischen Pflichten unterordnen, welche Goethe's Beispiel sie lehrte. Hand in Hand damit ging das Bedürfniß, sich laut und vernehmlich zu Goethe zu bekennen und durch die Anknüpfung an Goethe der literarischen Bewegung, die sie vertraten, einen neuen Charakter zu geben.

In diesem Sinne hatte Laube nach der Rückkehr aus Italien das „Literaturblatt“ der „Eleganten Zeitung“ geleitet, hatte er sich mit Schlesier und Wienbarg zu einer solidarischen Vertretung desselben geeinigt, hatte er in dem Band seiner „Reisenovellen“ von der italienischen Reise, bei der Ankunft an dem Gardasee, ein Kapitel „Goethe“ eingefügt, ein Kapitel zum Preise der Goethe'schen Objektivität. „Wenn ein Deutscher nach Italien reist, so denkt er an Goethe. Es hat noch kein Schriftsteller das Land so treu geschildert wie er, er hat es porträtirt. Goethe war das größte historische Talent, das wir besessen haben, seine Augen waren so unbefangen wie das Sonnenlicht: er sah nicht mehr und nicht weniger als da war, und auf diesen Augen beruht seine Größe, wenn er Geschichte oder Reise beschreibt. Die Gelehrten nennen solche Augen Objektivität.“ Diese Objektivität habe in den Jahren, da deutsche Vaterlandsliebe Deutschland aus seiner tiefsten Er-

niedrigung befreite, viel scharfe Verurtheilung, bürgerliche Entrüstung erfahren. Ludwig Börne's langer Sündenzettel habe denn auch seinen Zorn erregt gegen Goethe's Selbstsucht und aristokratisches Wesen. Eine wilde Jugend habe nach seinem Tod sogar den Fluch des Vaterlandes auf seine Asche gerufen, weil er die freie Volksentwickelung aufgehalten, die Knechtschaft besungen habe. „Da bin ich schweigend zurückgetreten und ich protestire hiermit feierlichst gegen solche Weltgeschichte des Augenblickes. Wolfgang Goethe hat einen so weiten Blick in die Dinge zwischen Himmel und Erde gehabt, und seine Worte über das, was er gesehen, sind so tief in das Innere unsrer Nation gedrungen, daß er das deutsche Wesen mehr als tausend Andre fortgebildet hat. Seine Poesie ist so wahr und ächt, wie das unzweifelhafte Gold in der Erde Schooß — laßt uns anhalten, wenn wir auf dem historischen Wege an seinen Namen kommen. Nicht von heute zu morgen gehen die wichtigsten Samenkörner auf — es werden noch Blumen und Bäume seines Geistes und Herzens aus der Erde wachsen, wenn die Stätte nicht mehr zu finden sein wird, wo man seinen Sterbetag in Stein gegraben hat . . Goethe ist wie eine Geschichtsperiode nicht nach Einzelheiten zu beurtheilen, sondern als ein sich entwickelndes Ganze. Man wird alsdann leicht die innere Nothwendigkeit seines Wesens erkennen; sein Leben schuf seine Werke, und nicht diese allein, sondern seine Werke und sein Leben bilden seine Geschichte." Von diesem Gesichtspunkt aus bespricht er Goethe's Werke im Zusammenhang mit Goethe's Leben, soweit es ihm bekannt ist. Er sucht allen gerecht zu werden, am wärmsten klingt sein Lob stets, wo die einzelne Dichtung sich unmittelbar darstellt als Gestaltung erlebter Wirklichkeit. Bezeichnend für seine Richtung ist sein Lob der Jugendlyrik, des Werther, des Clavigo, des Wilhelm Meister, der römischen Elegien. Bemerkenswerth ist sein Ausspruch über „Hermann und Dorothea": „Wären die Verhältnisse größer, so hätten wir vielleicht darin das größte dem Homer verwandte Gedicht; denn es existirt kein Kunstwerk, was so volksmäßig einfach gehalten und zugleich so künstlerisch geläutert ist." Selbst für den „westöstlichen Divan" hat er verständnißvolle Würdigung. „Als er daran geschrieben hatte, war die Welt voll Krieg, Goethe aber voll Ruhe und Befriedigung gewesen, und da hat er es für gut gehalten, den Leuten in Gegensatz zu ihrem Treiben die ewige Heiterkeit solchen Zustands zu schildern. Es ist dasjenige von den besten Büchern Goethe's, das am wenigsten anerkannt worden ist, weil es wenige objektiv hinnahmen und hinnehmen wollten. Das sei überhaupt das größte Unglück gewesen, daß er mit seiner ruhen-

den, forschenden, betrachtenden Sinn- und Denkweise in eine Geschichtsperiode gerieth, wo der Gedanke geflügelt, die That alltäglich geworden war. Das sei aber nicht sein Unrecht, sondern sein Schicksal gewesen. Seine bequeme Kontemplation habe unter den Zeitgenossen gerade den Troß der thatlosen unfruchtbaren Gourmands zu einer Gemeinde werden lassen, die sich namentlich auf ihn berief. Diese haben mehr denn alles Andre beigetragen, ihn während der letzten Zeit in so großen Mißkredit zu bringen. Seine Freunde, die auch noch die Natürliche Tochter, die Wanderjahre für lebensvolle mustergültige Offenbarungen seines Genies erklärten, hätten ihm mehr geschadet als seine Feinde. Die meisten Dichtungen seien plastische Darlegungen seiner eigenen Irrthümer. Er wollte poetische Schönheit geben, nicht moralische Vorbilder. Die schöne Menschlichkeit ist bei ihm an sich sittlich. Darüber gerieth er in ein Kreuzfeuer von zwei Seiten, die ihn aus moralischem Prinzip angriffen. „Die äußerste biblische Rechte und die junge menschenrechtliche Linke hatten sich in ihrer Feindschaft gegen ihn die Hände gereicht." So Laube in den Reisenovellen, die er nach seiner Rückkehr von der mit Gutzkow unternommenen italienischen Reise schrieb.

Vorher aber schon — Anfang April 1833 — hatte Heinrich **Heine** seine Schrift „**Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland**" über den Rhein geschickt und eines der Exemplare war direkt an Laube gerichtet, der bereits acht Tage später Auszüge aus diesem „Programm" des ihm von allen „Modernen" am höchsten stehenden Dichters in der „Eleganten Welt" veröffentlichen konnte. „Es war nöthig," hatte ihm Heine in seinem Begleitbrief geschrieben, „nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine **neue** Literatur an, so ist dies Büchlein zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, mußte wohl dergleichen geben." Und an der Spitze der Schrift fand sich dementsprechend der Satz gestellt, daß der Tod Goethe's den Abschluß der aristokratischen Literatur bedeutet habe, das **alte** Deutschland sei mit ihm zu Grabe gegangen, und eine ganz neue Literatur, die demokratische, habe begonnen. Geplant als solche Programmschrift war dieser Essay zwar nicht, da bei seinem Entwurf der Dichter an ein französisches Publikum gedacht und von dem Wunsche geleitet war, den Franzosen ein Gegenstück zu dem Buche De l'Allemagne der Frau von Staël zu liefern, wie denn auch als sein Hauptzweck erscheint, der durch den Einfluß Fr. Aug. Schlegels in das Staël'sche Buch gelangten Verhimmelung der deutschen Romantik, welche er im Geistesleben einzelner Pariser Roman-

tisten fortwirken sah, eine Darstellung der romantischen Schule Deutschlands entgegenzustellen, welche Klarheit und Wahrheit über dieselbe in Frankreich verbreiten könnte. So war die Schrift zunächst unter demselben Titel wie das Buch der Staël in der Europe littéraire erschienen, ehe ihm die aktuelle Bedeutung des Buchs als eines Programms für die neue Literaturbewegung in Deutschland aufging, was ihn nun sofort zur Vorbereitung einer deutschen Ausgabe veranlaßte, die er in der Pariser Filiale der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung, Heideloff und Campe, in jenem Frühjahr erscheinen ließ. Die beabsichtigte Wirkung blieb nicht aus. Die Unterscheidung Heine's zwischen den Prinzipien des Spiritualismus und Sensualismus, die er hier in Anwendung auf die klassische und romantische Literatur strikt durchführte, die Charakteristik der klassischen Kunst, als derjenigen, welche eine Identität zwischen dem Kunstwerk und der durch sinnliche Anschauung der Natur gewonnenen Idee des Künstlers anstrebt, und der Romantik, welcher das Kunstwerk nur Symbol ist für übernatürliche spiritualistische Vorstellungen und Bezüge, vor allem die Folgerungen daraus, die in einer Verherrlichung Lessings, Goethes und Schillers, in einer vernichtenden Kritik der spiritualistisch-reaktionären Tendenzen der deutschen Romantik gipfelten, wurden in Deutschland nicht nur von den jugendlichen Neuerern mit lautem Beifall begrüßt. Ein Programm für die Zukunft enthielt die Schrift aber nicht; der entsprechende Abschnitt, welcher jetzt das Buch „Die romantische Schule" schmückt und von einer neuen Literatur spricht, deren Jünger sich als Apostel des Fortschritts fühlen, wurde erst zwei Jahre später, Ende 1835, hinzugefügt. Jedoch in der Art, wie Lessing, Schiller und Goethe gefeiert waren: Lessing als Johannes der fortschreitenden Humanität und Vernunftreligion, der das Prinzip der Denkfreiheit auf alle Gebiete des geistigen Lebens übertrug, Schiller als der große Dichter der politischen Freiheit, der an dem großen Tempel baute, welcher alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll, Goethe aber als Hoherpriester des Pantheismus, der Naturgöttlichkeit in Kunst und Leben, gab er die Richtung an, welche eine neue poetische Jugend nach dem Sieg über die Romantik einzuschlagen habe. Ebenso in der Angabe der Fehler, die jene Großen im Banne eine älteren Zeitbildung dennoch begangen. Lessings Hinneigung zur Nachahmung der Alten, Schillers Rhetorik und Schwäche in der poetischen Gestaltung des natürlichen Lebens, Goethe's Absonderung seiner Kunstwirklichkeit und Naturerfassung von der zeitgeschichtlichen Welt, deren Hoffnungen und Bedürfnissen — in all diesem fand sich angedeutet, welche

Fehler die neue Literatur zu vermeiden habe. Und in den herrlichen Sätzen über Goethe's Faust tauchte das positive Grundprinzip seiner Lehre wieder auf, das Prinzip einer Poesie, welche der Leiblichkeit des Menschen wieder ihre natürlichen Rechte einräumt, die ihr geraubt worden seien vom asketischen Spiritualismus der mittelalterlichen Kirche, welche die Materie durchgeistigt und den Geist durchsinnlicht, die Ansprüche des gesunden Geistes wie des gesunden Körpers versöhnt, Gedanken, die dann im nächsten Jahr in dem zweiten Buche de l'Allemagne: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie", ihre weitere Darlegung fanden und von Laube und seinem Anhang wie andrerseits von Gutzkow mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden.

Im Sinne einer Rückkehr zur Kunst und einer Anlehnung an Goethe's Vorbild hatte auch Gutzkow nach der Heimfahrt aus Italien jenen vertraulichen Brief vom 2. November 1833 an Georg von Cotta geschrieben, in welchem er die erste Aeußerung von einem literarischen jungen Deutschland, einer jeune Allemagne fallen ließ, das reif sei, wie die junge Literatur in Frankreich „konzentrirt" zu werden, und gleichzeitig ausführte, daß die jungen poetischen Begabungen, welche bei ihrem Hervortreten der Politik und der Journalistik gedient, nunmehr über die Kritik, die Negation, die Verzweiflung und Prophetie hinausgehen müßten zur positiven plastischen Gestaltung des Lebens. Wir haben im Verfolg der inneren Kämpfe, welche die zwiespältige Neigung zur Politik und Poesie, die verlockenden Anerbietungen Cotta's und der anspornende Verkehr mit Laube und Schlesier in dem jungen Autor des „Maha Guru" erregten, bereits dessen Laufbahn bis zum Schluß des Jahres 1834 geschildert und gesehen, wie er um diesen Zeitpunkt der Versuchung, sich ganz der politischen Journalistik zu widmen, durch Uebernahme der Redaktion eines eigens für ihn gegründeten Literaturblatts zum Frankfurter „Phönix" definitiv entging, wie er andererseits bei Uebernahme dieser Stellung gleichzeitig als politischer wie als poetischer Schriftsteller Produktionen an die Oeffentlichkeit brachte, die ihn ins erste Glied der zeitgenössischen Literatur stellten, indem er als Nachfolger von Heine und Gagern die „öffentlichen Charaktere" für die Beilage der Allgemeinen Zeitung schrieb und im Morgenblatt den „Sadducäer" darbot. Nicht ohne Grund konnte er sich jetzt, zumal sein unglücklicher Freund und Rivale den von ihm so siegesfroh durchtummelten Kampfplatz inzwischen mit dem Demagogenkerker hatte vertauschen müssen, als Führer der Bewegung fühlen, deren Entstehen er zuerst empfunden und vorausgesagt hatte; als solcher ergriff er nun das Wort in seinem

„Literaturblatt“ im Frankfurter Phönix. Und wie Heine Goethe's Pantheismus und Sensualismus, Laube Goethe's Objektivität gepriesen hatte, so legte er in seinen Berufungen auf Goethe den Nachdruck auf die Humanitätsidee, die seine Dichtung beseele. Und indem er sich Mühe gab, das neue Literaturblatt zu dem von ihm seit langem erträumten Organ des literarischen jungen Deutschlands zu machen und auf seine Weise das Programm einer solchen Gemeinsamkeit zu entwerfen, führte er in der That einen Zusammenschluß von Gesinnungsverwandten herbei. Es war die geistige Verbrüderung einer Anzahl liberaler junger Autoren thatsächlich im Werden, als der Bundestagsbeschluß gegen das „junge Deutschland“ die Hauptbetheiligten traf. Das aber ist das Tragische ihres Schicksals, daß man ihre Bestrebungen, die vor dem Hambacher Fest in der That politischen Charakters gewesen waren, jetzt noch darum unterdrückte, weil man den Geist der politischen Revolution in ihnen zu treffen vermeinte, während doch das Gemeinsame an ihnen in einer Abkehr von der Politik, einer Rückkehr zur Kunst und zu denjenigen Lebensinteressen bestand, die von jeher den Hauptgegenstand der neueren Poesie gebildet, den Bezügen der Geselligkeit und Liebe, das revolutionäre Element ihrer Gemeinsamkeit also in der That einen rein literarischen Charakter trug. War es aber Gutzkow vorbehalten, dieser von ihm hauptsächlich angeregten Vereinigung und Bewegung das so erwünschte Organ zu schaffen, so war es dem bisher nur beiläufig erwähnten Ludolf Wienbarg gegönnt, ihr nicht nur den Namen, sondern auch durch die vertiefteste und geistvollste Kodifizirung ihrer Grundsätze den Stempel seines Geistes zu geben, während Heinrich Laube im Gefängniß die erste größere künstlerische Leistung, welche diesen Grundsätzen wirklich entsprach, ins Leben rief.

* * *

Als Gutzkow und Laube gemeinsam von München nach dem Gardasee fuhren, brachte ein junger Privatdozent der Aesthetik in Kiel ein Kolleg populärer Vorlesungen zum Abschluß, in denen er es gewagt, Heine's eben erst erschienenes Buch „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ zum Ausgangspunkt von ästhetischen Feldzügen gegen die herkömmliche Kunstorthodoxie im literarischen Leben zu machen. Und gleichzeitig mit dem Reisenovellenband, der Laube's Verherrlichung von Goethe's „Objektivität“ enthielt, erschienen diese Vorträge unter dem Titel: Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg. Während Gutzkow noch vergeblich sich mühte, der

„jeune Allemagne", von der er Cotta geschrieben, ein Organ zu gewinnen, „stickte" hier Wienbarg — wie es dieser selbst zwei Jahre später bezeichnete — „den fröhlichen und hoffnungsreichen Namen: junges Deutschland auf die Fahne der jungen Literatur."

Von allen Denen, die damals mit und neben ihm dem von der Romantik verdrängten Realismus in der Dichtung die verschütteten Pfade frei zu legen und neue Wege zu bahnen suchten, erscheint Wienbarg als der urwüchsigste, von der Skepsis der Zeit in seinem Denken am wenigsten beirrte Idealist. Auf ihn hatte Hegels Philosophie keinerlei ungünstigen Einfluß geübt, weder seine Dialektik, noch seine abstrakte Schulsprache; dagegen war Hegels Idee der Entwickelung wie in Heine's in Wienbargs Geiste zu selbständigem Leben erstarkt. Sein Temperament war ein sanguinisches, enthusiastisches, sein geistiges Wesen, obgleich unproduktiv für die Kunst, war bedingt von ästhetischem Empfinden. Seine Begeisterung für die Ideale des politischen, sittlichen und geistigen Fortschritts, für die revolutionären Ideen der Zeit, sein nationaler Standpunkt hinderten ihn nicht, die Schönheit der poetischen Meisterwerke aller Völker und Zeiten zu genießen. Denn im klassischen Alterthume hatte, wie für Gutzkow, die Schule seines Geistes gestanden; er hatte Pindars Hymnen übersetzt, ehe auf ihn als Studenten Heine's Lieder und Harzreise von berauschender Wirkung gewesen; er war in Plato's Ideenwelt heimisch, ehe er zum Kultus der „modernen" Ideen gelangte. Seine Wiege hatte in einer Schmiede gestanden, seine Kindheit hatte den Nordseestrand zum Spielplatz. An die Kunst des Schmiedes muß man denken, wenn man seine im Funkensprühn eines feurigen Geistes scharf und rein geformten Sätze liest, an den Trieb des Strandbewohners zum weiten Ausblick, wenn man die Neigung seines Geistes verfolgt, sich in weiten Perspektiven der Geschichte zu ergehen. Wienbargs literarische Begabung war spröde; er konnte nur schreiben unter dem zwingenden Antrieb der Begeisterung; dann aber theilte sich auch der hochgestimmte Zustand seiner Seele dem Ton seiner Rede mit, verlieh seinem Pathos Glanz und Schwung und seinen Gedanken die innere Gluth heiliger Ueberzeugung. Aus solchem Zustand stammen die Reden, die er im Sommersemester des genannten Jahres zu Kiel vor einer großen, schnell enthusiasmirten Studentenschaar über die Voraussetzungen und Aussichten einer neuen Blüthezeit der Poesie in Deutschland hielt: der begeisterte Apostel eines neuen Glaubens.

Wienbargs Werdegang bis zu diesem Zeitpunkt ist kurz erzählt, obgleich er damals schon — der älteste vom Jungen Deutschland —

das 30. Jahr überschritten hatte. Die natürliche Vermittelung seines hochstrebenden idealistischen Schönheitssinns mit den realpolitischen Forderungen der Sozialreform verwirkte auch bei ihm das persönliche Erleben der Armuth. Als Sohn eines Schmieds, in dessen Familie dieser Beruf erblich gewesen, kam er am Weihnachtstag 1802 in Altona zur Welt. Seine erste Erziehung war darauf gerichtet, ihn später übers Meer zu einem Vetter in Baltimore zu senden, der dort ein begüterter Kaufmann war. Seiner Neigung zu den Wissenschaften ward aber doch Raum gegeben. Mit 13 Jahren kam er in das Gymnasium zu Altona und 1822 konnte er die Universität der damals zu Dänemark gehörenden deutschen Nordmark, Kiel, beziehen. Mit einer Rede in deutschen Versen über die bildende Macht der Poesie nahm er seinen Abschied von der Schule. Wie Laube und Gutzkow wiesen auch ihn die Familienverhältnisse auf das billigste Studium, das theologische. Wie diese bahnte auch er seinem Geist aus dem Bannkreis der Dogmatik und Exegese einen Weg zur freien Wahl der Kollegien. Auch er wurde gerade durch die Theologie und unter dem Anhauch unserer großen Dichter aus einem unruhigen Bezweifler der christlichen Dogmen ein gläubiger Pantheist. Wie in Gutzkow wurde in ihm die romantische Auffassung des Mittelalters durch gediegene Studien im Bereich der aufblühenden Germanistik beseitigt. Mit ganzer Seele ergab er sich aber vor Allem in Kiel dem Kultus der burschenschaftlichen Ideale; der reckenhaft gebaute Holste mit der blonden Löwenmähne war auf der Kneipe wie dem Fechtboden, als Sprecher und beim Pokal eine Hauptstütze der Kieler Burschenschaft. „Die Urschichten seiner Begriffe," sagte später Gutzkow von ihm, dem Schicksalsgenossen in schwerer Bedrängniß, „wurzeln in dem schönsten Theile der burschenschaftlichen Ideale, vor deren einseitiger Ausbildung, etwa nach der Seite einer leeren Vergötterung Arndts, Jahns, Fichte's und anderer Namen hin, ihn seine wissenschaftliche Forschung, das Studium Schleiermachers und Goethe's und später die geschmackvolle Hingebung an Heine's Originalität schützte." Noch vor Abschluß seiner Studien sah er sich genöthigt, eine Hauslehrerstelle zu suchen. Wie Laube erhielt er eine solche in einem Herrenhaus in ländlicher Gegend. Drittehalb Jahre lang war er Hauslehrer bei den Kindern des Grafen Bernstorff-Gyldenstern, eines Enkels des berühmten dänischen Staatsministers. Das Schloß desselben lag im Lauenburgischen, umgrenzt von den alten Eichen und Föhren des Sachsenwaldes und jener Haide, deren stiller Reiz in Theodor Storm später seinen Dichter gefunden. Das einsiedlerische Leben hier ward unterbrochen durch Reisen nach Kopen-

hagen und den dänischen Inseln, öfter auch durch ein lebhaftes gesellschaftliches Treiben auf dem Schloß und seinen Jagdrevieren, wobei sich der deutsche und dänische Landadel in freundnachbarlichen Beziehungen mischte. Während aber Laube unter ähnlichen Verhältnissen an der schlesisch-polnischen Grenze eine Freude am adeligen Sport, am Reiten und Jagen, den Trieb, es den Kavalieren gleich zu thun, empfunden, blickte Wienbarg mit zurückhaltendem Trotz und dem Mißtrauen des Demokraten und Burschenschafters in das lärmende leichtsinnige Treiben und fand sein ausschließliches Glück im Lesen der Dichter und in idealen Spekulationen. Heine's Jugendlyrik, die Poesie seiner Nordseebilder ging damals mächtig in ihm auf — und wenn wir Gutzkows Andeutung in den „Rückblicken" beachten, daß der Klingsohr des 1. Bandes vom „Zauberer von Rom" den jugendlichen Wienbarg mit zum Modell gehabt habe, so dürfen wir annehmen, daß ein damaliges Herzenserlebniß dieser lyrischen Stimmungswelt entsprach. Den äußeren Abschluß seiner Studien verfolgte er dann in Bonn, indem er sich in Platos Werke, die von Schleiermacher so klassisch übersetzten, zum Zwecke einer Doktorarbeit mit Ausschließlichkeit vertiefte; eine Abhandlung über die ursprüngliche Natur der Platonischen Ideen (de primitivo idearum Platonicarum sensu) war die Frucht dieser Studien. Doch machte er sein Examen selbst in Marburg, da eine Verwickelung mit der westfälischen Landsmannschaft ihn nöthigte, auf Anrathen des Universitäts-Kurators von Rehfues die rheinische Universität zu verlassen.

Ehe er aufs Neue eine Hauslehrerstelle annahm, lebte er als Privatgelehrter in Altona und knüpfte durch Beiträge modern-kritischer Art Beziehungen zu den Hamburger Journalen an, die ihn auch mit dem kleinen Hamburger Schriftstellerkreis, der Professor Zimmermann, den Aesthetiker, zum Mittelpunkt hatte und in welchem damals — es war im Jahre 1830 — der aus Berlin zurückgekehrte Heine wieder einmal den Ton angab. Lewald, Maltitz, Merckel, Töpfer, Dr. Assing waren weitere Mitglieder dieses Kreises, der sich im „Pavillon an der Alster" gern zusammenfand. In seinen „Skizzen aus den Hansastädten" (Hanau 1836) hat Ed. Beurmann, einer der Schildknappen des Jungen Deutschlands, die äußere Erscheinung des Wienbarg jener Tage entworfen: eine lang aufgeschossene Figur mit blondem Haar, einem nonchalanten, aber doch charakteristischen „Pli" — eine Mischung von Student und Professor mit holsteinischem Anstrich. „Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit der Kreide

doziren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada in ciceronianischer Eleganz." Als Wienbarg Heine zuerst gegenüber trat, war er überrascht, in ihm statt einer kräftigen, burschikosen, feurigen Natur einer feinen, stillen, vornehmen und freundlichen Persönlichkeit zu begegnen. Diese persönliche Bekanntschaft mit Heine änderte nichts an seiner Verehrung für den Dichter, dessen erste Lieder er früher gekannt hatte als seinen Namen. Er erzählte bei diesem Besuch auf dem Neuenwall, wie er diese Gedichte in Kiel als Student schon kennen gelernt. Freunde von ihm hatten bei ihren geselligen Zusammenkünften so manchen pikanten Vers jener Lieder zitirt, die dem ersten Theile der „Reisebilder" vorausgehen, und sich bei der herkömmlichen burschikosen Reiberei am Philisterthum höchlichst an dem Aerger ergötzt, der keuschen Philisterohren durch solch übermüthige Weisen bereitet ward. In den „Wanderungen durch den Thierkreis", wie er 1835, um den Zensor irre zu führen, eine Sammlung kleinerer Aufsätze zur modernen Literatur nannte, findet sich dieser Besuch im Aufsatz „Skorpion" geschildert. Auch seiner gedenkt Wienbarg dabei. „Ich kümmerte mich während meiner Studienjahre bitter wenig um die erscheinende neueste Literatur. Madame Schwers in Kiel wird im Folioregister ihrer Leihbibliothek meinen Namen kaum anders als mit der Nummer Goethe'scher Werke, die ich las und wieder las, auf einer Linie erblicken. Dieses geschah nicht aus Verachtung des Neuesten, denn ich kannte es nicht. Auch nicht aus Prinzip oder übermäßig gelehrtem Eifer, sondern wohl hauptsächlich deswegen, weil ich als Knabe und Gymnasiast schon das allgemeine Lesefieber so ziemlich überstanden, ferner weil in mir durch frühere Versuche und derzeitige poetische Anlässe und Aufregungen der eigene Schöpfungstrieb in voller Blüthe stand, und endlich, weil ich zu lebhaften Geschmack und Antheil an der burschikosen Tagesgeschichte nahm, um mich in fremde, fernliegende und noch dazu papierene Phantasiewelten eben sehr neugierig einzudrängen. Der Kreis, in dem ich mich bewegte, bestand aus lebhaften und geistreichen jungen Leuten, die sich zum Theil weniger literarischen zeigten, als ich selber. Auf Spaziergängen nach dem Düsterbrooker und Wiburger Holze und im weinduftigen tiefen Schacht, in den wir des Abends fröhlich hinabfuhren, hörte ich so manchen „göttlichen Witz", so manche Phrase, „die wahrhaftig auch nicht von Haferstroh", so manche Lieder und Liederverse rezitieren, daß ich so ungefähr die neue Literaturglocke läuten hörte, ohne sie zu sehen und zu wissen, wo sie hinge." Höchst charakteristisch für seinen von Haus aus aufs Klassische

gerichteten Geschmack ist es, daß eine seiner ersten Schriften die Frage erörterte: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?“ und im letzteren Sinn entschied; er konnte nicht ahnen, daß einer seiner Gesinnungsgenossen, der Mecklenburger Fritz Reuter, der um dieselbe Zeit sein Burschenthum mit schwerer Festungshaft büßen mußte, die aufgeworfene Frage später durch die That mit entscheidendem Erfolg zu Gunsten des Plattdeutschen entscheiden, daß der plattdeutsche Roman „Ut mine Festungstid“, der damals erlebt ward, zum geistigen Eigenthum der ganzen Nation werden sollte. Er selbst befand sich zur Zeit der Julirevolution mit seinen Arbeiten vorwiegend unter dem Einfluß Platos und der klassischen Schönheitswelt, der Poesie von Alt-Hellas. Der Zug der Russen über den Balkan unter Führung des Generals Diebitsch regte ihn zur Uebersetzung einer Episode aus Pindars vierter pythischer Siegeshymne (Jason) an. Heine sagte ihm mit Bezug auf diese: „Professor Zimmermann hat Ihre Verse gelobt, der Bau ist schwungvoll und elegant, aber das hat in meinen Augen weniger auf sich. Ihre Vorrede hat mich entzückt, ich beneide Sie um Ihre Prosa.“ Als der Belobte ihn mit etwas spöttischem Unglauben ansah, rief Heine aus: „Nein, nein, das ist kein Kompliment von mir, das ist meine aufrichtige Meinung. Sie sind noch ein freies Roß, ich — habe mich Schule geritten.“ Nicht zum wenigsten wird es neben der auch ihn mächtig aufrüttelnden Julirevolution, deren erste äußere Wirkung auf deutschem Boden ja eine Aufstandsbewegung in Hamburg war, dieser Theilnahme Heine's zu danken sein, daß Wienbarg sich jetzt in derjenigen Gattung mit einem größeren Werke versuchte, in welcher Heine's Prosa, da auch sie noch ein „freies Roß“ war, die unbestrittensten Triumphe gefeiert, der Reiseschilderung. Ein zweijähriger Aufenthalt in Holland als Erzieher im Hause des dänischen Gesandten im Haag, Baron von Selby, gerade in den Jahren, da Belgien sich von Holland durch siegreichen Aufstand löste, gab ihm mit seinen mannigfaltigen Eindrücken dazu Anlaß und Stoff zugleich. Das zweibändige Werk „Holland in den Jahren 1831 und 1832“, erschienen in zwei Bänden zu Anfang und zu Ende des Jahres 1833, ist heute noch als eines der besten Bücher zu bezeichnen, die über das moderne Holland erschienen sind, ganz abgesehen von der geistreichen Frische des Vortrags, der Heine gegenüber viel mehr Selbständigkeit des Stils aufweist als Laube's Reisenovellen. Als es bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien, fand es bei der Kritik allgemein eine freundliche Aufnahme. Wie seine günstige Besprechung durch Laube nähere Beziehungen zwischen diesem und Wienbarg zur

Folge hatte, die dessen Mitarbeit an der „Eleganten Zeitung“ bewirkten, in der auch einige Abschnitte aus dem zweiten Bande des Holland-Buches erschienen, ist schon im vorigen Kapitel erwähnt worden. Auch Menzel lobte das Buch im Literaturblatt (17. Januar 1834). „Mit sehr guter Laune geschrieben,“ dekretirte er. „So muß man in Holland reisen, um sich nicht zu langweilen, mit viel Einbildungskraft und einem guten Vorrath Witz. Die einzelnen Schilderungen sind sehr lebendig.“ Eine gewisse Ueberhebung, wie sie in Deutschland bis in unsere Tage, wo „Rembrandt als Erzieher“ das Gegentheil lehrt, den Holländern gegenüber hergebracht war, verleugnet auch er nicht. Doch giebt er sich Mühe, ihrer Geschichte und dem in ihr bewährten festen Bürger- und Gemeinsinn, ihrer Treuherzigkeit und Arbeitslust volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Poesie ihres Wesens geht er in den Bildern ihrer Maler wie in den Liedern des Volkes mit feinem Verständniß nach. Auch er war ein Rembrandtverehrer, aber kein Vergötterer desselben. Eine geistreiche Parallele zwischen Rubens und Rembrandt schließt er mit folgendem Satze: „Rembrandt war ein großer Maler — der Antike, den Italienern, dem Idealen, den Grazien und der Schönheit selber zum Trotz.“

Einige Proben, welche Wienbargs Betrachtungs- und Ausdrucksweise, sein Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft charakterisiren, mögen die Berechtigung dieses Lobes veranschaulichen. Ueber die Nordsee und den holländischen Wasserstaat sagt er: „Ich kam vom königlichen Antikenkabinet, mir war so klassisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen; ich ging nach Schevelingen, ich sah die See, die brandende brausende Nordsee und verweht waren meine griechischen Ideale und ich fühlte mich im Kern meines Wissens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer. Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner jonischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth; glückliche Inseln, goldene Aepfel, hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lyrisch, leidenschaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürmen, Strudeln, Gefahren, Abenteuer. Im jonischen Meer sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirthlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im jonischen Meer ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Fluth, in der

Nordsee kreisen sie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizont. In beiden lebt die Seele der Menschen und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche troß Winckelmann und Goethe. — Der größte und beste Theil Hollands liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher zwischen den beiden Extremen der durch Ebbe und Fluth alle sechs Stunden veränderten Wasserstände, würde also alle sechs Stunden unter Wasser und alle sechs Stunden wieder aufs Trockene gesetzt werden, ohne das Vorhandensein jenes natürlichen Bollwerks und andererseits der künstlichen Dämme und Deiche, womit die Einwohner die Ufer ihrer Flüsse, der Südersee u. s. w. beschirmen." Es folgt eine sachlich-anschauliche Beschreibung dieses künstlichen Schleußensystems und die Einrichtung der Ueberwachungskommission der Hemradschapij. „Gleiche Noth, gleiche Gefahr vereinigt alle Kräfte für diese wichtigste Angelegenheit des Landes, dieses kleinen Landes, das so große Dinge durchgesetzt hat. Die Noth hält sie beständig in Athem. Sie gleichen Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unterzugehen."

Von Leiden erzählt der Reisende: „Die erste Frage, die ich bei meinem Besuch in Leiden that, war: ‚Wo habt Ihr Schills Kopf?' Der Leser muß wissen, daß der Kopf des unglücklichen Mannes schändlich zerhauen, wie er ihn in seiner Todesstunde sinken ließ, von Stralsund durch die holländischen Truppen nach Holland kam, wo er zu Leiden, in eine Spiritusflasche gesetzt, unter Mißgeburten aufbewahrt wurde. Auf der Anatomie von Leiden hat er gestanden noch im Jahr 1817, und der König, für den dieser Tollkopf fiel, hatte ihn bis dahin noch nicht abgefordert. ‚Wo habt Ihr Schills Kopf?' fragte ich also den Famulus. ‚Er ist seit einigen Jahren aus der Anatomie verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin; vermuthlich hat ihn Jemand gestohlen.' Es ist immerhin merkwürdig und für den deutschen Nationalstolz tief beschämend, daß Schills Kopf ein solches Schicksal haben konnte. Man kann nur fragen: sind die deutschen Köpfe nicht mehr werth, als von Holländern in Spiritus gelegt zu werden. Oder ist Deutschland keines Kopfes werth, da die Nation auf diese schmachvolle Weise mit ihren Köpfen umgehen läßt?" ... Charakteristisch, wie das Vorstehende für seinen entschieden nationalen, ist für seinen entschieden demokratischen Standpunkt das Urtheil, welches er über die damalige liberale Bewegung in Holland fällt. Dieselbe entspräche keiner natürlichen Volksregung, sie sei

ein künstliches Machwerk der Regierung und der mit ihr verbündeten altrepublikanischen Aristokratie. „Ueberdies besteht die zweite Kammer dem größten Theil nach aus dem aristokratischen Element reicher Mynheers, auf deren Wahl nach den bestehenden Wahlgesetzen die Regierung bedeutenden Einfluß übt. So lange die jetzigen Wahlgesetze fortbestehen, wird nicht leicht irgend eine Absicht des Ministeriums in den Kammern scheitern, und die Konstitution wird hier, wie anderswo, nur das geduldige Saiteninstrument sein, worauf die souveräne Gewalt ihre Volkslieder setzt und spielt." In der belgischen Frage steht er ganz auf Seiten der Belgier, deren Recht auf Selbständigkeit er gegen die rein dynastischen Interessen, die sie mit Holland verknüpften, wiederholt vertritt. Und gleiche Bemerkungen finden sich zu Gunsten der Polen.

Mit besonderer Sympathie weilt Wienbarg bei dem gemeinnützigen Vereinswesen, in welchem sich der aristokratisch-republikanische Geist der Holländer von der vortheilhaftesten Seite offenbare. Die Maatschapij van weldadigheid rühmt er mit folgenden Worten: „Aus ihr gingen die berühmten holländischen Armenkolonien hervor. Der Fleiß findet dort Mittel und Wege etwas vor sich zu bringen. Der tüchtige Arbeiter kann mit der Zeit freier Eigenthümer werden, kann den Besitz, den er mit seinem Schweiße gedüngt hat, beim Tode seinen glücklicheren Kindern überlassen. Das lasse ich mir gefallen. Sonst, ich hasse diese Hungergaben, diese Haide-Sibirien, diese Zuchthäuser in freier Natur, diese Armen-Kolonien mit ihren todblassen Gesichtern, die muthlos auf den Boden starren, mit ihren gespenstigen Weibern, die, ihre Säuglinge an der welken Brust, die langen dürren Hände zum Betteln ausstrecken, mit ihren Hütten, die das menschliche Elend selbst gebaut und aufgezimmert zu haben scheint, um sie von ihrer leibeigenen Tochter, der Hoffnungslosigkeit, bewohnen zu lassen; ich hasse diese Kolonien, wo das Land kein Wasser, die Mutter keine Milch, der Vater keinen Muth in der Seele und kein Mark in den Knochen hat. Dagegen bin ich überzeugt, daß die meisten von den 2200 Menschen, die in den holländischen Kolonien einen Grund von 1100 Pundem Land ur- und fruchtbar machen, Schullehrer, Prediger und Bücher haben, die Wohlthat der Gesellschaft dankbar anerkennen und segnen. Sie haben nicht viel, aber sie haben die Hoffnung, sie sind arm, aber sie sind keine Bettler, sie wohnen einsam, aber sie sind nicht ausgestoßen von der Gesellschaft, sie werden von ihren Nachbarn vielleicht nicht beneidet, aber auch nicht bemitleidet, sie haben einen Weg hinter sich, einen Weg vor sich, und niemals, wenn sie nur wollen, Noth und Kummer an ihrer Seite. Da läßt es sich

leben. Und selbst jene zwei andern Kolonien, welche die Gesellschaft außerdem errichtet hat, um eine wohlthätige Scheidewand zu ziehen zwischen dem Fleiß der Armuth und der in Faulheit versunkenen Bettelei, selbst diese beiden Kolonien sind menschlich, sind mit menschlichem Sinne auf menschliche Bedürfnisse berechnet, lassen der Furcht und der Hoffnung eine Thür offen und gewähren dem Bettler, der arbeitet, die nahe und gewisse Aussicht, kein Bettelkolonist zu bleiben, sondern in die achtbare Gesellschaft der drei oberen Landbaukolonien einzutreten.“ . . .

* * *

In demselben Frühjahr, in welchem Wienbarg mit diesem ersten größeren Werke hervortrat, habilitirte er sich in Kiel als Privatdozent für deutsche Literatur. Er las Gothisch und Mittelhochdeutsch, Geschichte der deutschen Literatur und jenes collegium publicum über Aesthetik, das im Druck den Titel „Aesthetische Feldzüge“ erhielt. Diese Vorträge fanden ein großes empfängliches Auditorium, das den geistigen Gährstoff moderner Ideen, den sie enthielten, begierig aufnahm. Es ist überliefert, daß er „trotz dieser Aufnahme“ die von ihm nachgesuchte Anstellung als Professor nicht erhielt; nach Prüfung des Inhalts dieser „Feldzüge“ muß wohl richtig gesagt werden: „wegen“ ihres Erfolgs; denn diese Feldzüge richteten sich nicht nur gegen die ästhetischen Schuldoktrinen, welche die akademische Weihe hatten, der hier kämpfende Geist ging auch keck und kühn gegen den Geist an, der die Fakultäten damals überhaupt meist beherrschte, gegen den „Kultus der Vergangenheit“. In den „Worten der Zueignung“ des Buchs an „das junge Deutschland“, worunter er zunächst die deutsche akademische Jugend verstand, gab er dann dieser Tendenz noch einen schärferen Ausdruck.

„Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten,“ hebt diese geharnischte Vorrede an. „Ein jeder Schriftsteller sollte nur gleich von vorn herein erklären, welchem Deutschland er sein Buch bestimmt und in wessen Händen er dasselbe zu sehen wünscht. Liberal und illiberal sind Bezeichnungen, die den wahren Unterschied keineswegs angeben. Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiströse alte Deutschland, aus welchen drei Bestandtheilen dasselbe bekanntlich zusammengesetzt ist. Wer aber dem jungen Deutschland schreibt, der erklärt, daß er jenen altdeutschen Adel nicht anerkennt, daß er jene altdeutsche todte Gelehrsamkeit in die Grabgewölbe ägyptischer Pyramiden verwünscht,

und daß er allem altdeutschen Philisterium den Krieg erklärt und dasselbe bis unter die Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze unermüdlich zu verfolgen Willens ist.

„Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüths nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen. Ich hielt sie als Vorlesungen auf einer norddeutschen Akademie, hoffe aber, sie werden den Geruch der vier Fakultäten nicht mit sich bringen, der bekanntlich nicht der frischeste ist. Ich war noch von der Luft da draußen angeweht und der Sommer 1833 war der erste und letzte meines Dozirens. Universitätsluft, Hofluft und sonstige schlechte und verdorbene Luftarten, die sich vom freien und sonnigen Völkertage absondern, muß man entweder gänzlich vermeiden oder nur auf kurze Zeit einathmen. Riechflaschen mit scharfsatirischem Essig, wie ihn z. B. Börne in Paris destillirt, sind in diesem Fall nicht zu verachten. . . .

„Preußen trägt sich mit dem Plan, die alten Universitäten umzuschmelzen. Immerhin, und mag das gelehrte Deutschland auch Blut über den Frevel schwitzen. Ich traue freilich dem neuen Gusse nicht, weil ich nicht einsehe, woher Preußen das rechte Metall dazu nehmen will, es wäre denn preußisch-evangelisches Kanonen- und Glockengut. Aber auch dieses halte ich für besser als die alte tonlose Mischung, die selbst unter Thors Hammerschlägen keinen Klang mehr von sich geben würde.

„Zur Zeit der Reformation waren die Universitäten Stützpunkte für den Hebel des neuen Aufschwungs. Gegenwärtig bewegen sie nichts, ja sie sind Widerstände der Bewegung und müssen als solche aus dem Wege geräumt werden."

Es war das Thema, welches Heinrich Heine in seiner Harzreise als Göttinger Student angeschlagen. Er hatte mit graziöser Hand Narrenschellen an die Zöpfe geheftet, während sein klatschender Pritschenschlag den Puder aus ihnen hervorklopfte. Die Pritschenschläge des leichtlebigen Rheinländers hatten scheinbar noch wenig genutzt, jetzt rückte der wuchtige Niederdeutsche mit anderen Waffen heran und warf dröhnend die Wurfgeschosse seines entfesselten Pathos gegen die alten Gemäuer.

An Heine's Vorbild knüpfte auch der Gedankengang an, den Wienbarg in seinen, weit wissenschaftlicher gehaltenen Vorlesungen verfolgte. Das Buch schließt nicht nur mit einem Zitat aus Heine; eine Stelle aus der „Anti-Romantik" ist in den beiden Hälften, in die das Buch zerfällt, wiederholt und beide Mal zu einem Mittelpunkt des Rückblicks in die Vergangenheit und des Ausblicks in die Zukunft er-

hoben. Und bezeichnend für den Geist, der diese Reden durchdringt, ist vor allem die Beziehung dieser Stelle auf den größeren Dichter, der sich selber am Ende seines Lebens auch einen „Befreier der Deutschen“ genannt hat, auf Goethe. Es ist die Stelle, in welcher Heine von Goethes „Faust“ spricht, ihn die „weltliche Bibel“ der Deutschen nennt und als eine That bezeichnet, die an Bedeutung neben die Protestationsthat Luthers zu stellen sei. Wie Luthers That die Befreiung des Geistes aus den Fesseln des starren Kirchenglaubens eingeleitet habe, so sei Goethe's „Faust“ der gewaltigste Protest gewesen gegen die Tyrannei des Geistes zu Gunsten des Anrechts des sinnlichen Menschen an das Leben. Der Doktor Faustus, den am Ausgang des Mittelalters die Phantasie des deutschen Mittelalters gestaltet und am Ausgang der kirchlichen Aufklärungsperiode von Goethe zum Helden seiner mächtigsten Dichtung gemacht worden ist, der Doktor Faustus, „der nicht nur die Erkenntniß der Dinge, sondern auch die reellsten Genüsse vom Teufel verlangt hat“, sei das deutsche Volk selber: „es ist selber jener Spiritualist, der mit dem Geiste endlich die Ungenügbarkeit des Geistes begriffen, und nach materiellen Genüssen verlangt, und dem Fleische sein Recht wiedergiebt“. Wienbarg hat diesen Heine'schen Vergleich sammt der leitenden Idee, daß die moderne Kultur von dem Kampf zwischen Sensualismus und Spiritualismus bedingt sei, sowohl in den ersten geschichtlichen Theil seiner Ausführungen wie in den zweiten eingeflochten, welcher Gesichtspunkte für die Kunstentwickelung in Gegenwart und Zukunft aufstellt. In beiden Fällen bezeichnet er den jungen Goethe, den Goethe des Götz und Faust und Egmont als den Führer einer neuen Bewegung in Literatur und Kunst, welcher die unmittelbare Beziehung zum Leben, zur Wirklichkeit, ein realistisches Prinzip innewohnt. Er hat in beiden Fällen den Vergleich und die Idee Heine's weiter ausgeführt und tiefer begründet.

Sein historischer Rückblick, der die Kultur der Inder, Ebräer, Griechen und des christlichen Mittelalters durchfliegt, mündet in der Darlegung, daß Leben und Kunst immer dort der Schönheit ermangelten, wo die herrschenden Ideen das Recht der Menschen auf Genuß der Reize des Lebens verkümmert, daß sie da sich zur Blüthe entfaltet, wo die Bedürfnisse des Geistes und der Sinne sich in Freiheit und Harmonie entwickeln durften. Er schließt mit der begeisterten Prophetie: „Behauptung der Rechte des Verstandes und des sinnkräftigen Gemüths, darauf drängt der Geist der neuen Zeit. Ueber unserer Asche wird sich ein neues europäisches Griechenthum erheben, angemessen dem geistigen

Fortschritt, den das Christenthum vorbereitet hat. Nur zweimal hat der Erdball die Erscheinung erlebt, daß Menschen in sinnlich-geistiger Eintracht organische Monaden bildeten und ein Leben der Frische und Gesundheit führten. Von dem einen berichtet uns die Sage des Paradieses, von dem andern die Geschichte Griechenlands. Indien vernichtete das Sinnliche, Palästina überhob das Geistige, zwischen beiden blühte Griechenland wie zwischen zwei Abgründen, deren bodenlose Tiefe es ahnungslos mit Rosen und Lorbeern überstreute. Aber die Menschheit mußte hinüber und dem germanischen Stamm war es vorbehalten, in die tiefste Tiefe hinabzuschauen und selig den zu preisen, „der lebt im rosigen Licht". Dem germanisirten Europa bleibt die dritte Entwickelungsstufe vorbehalten, in der das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommt."

Als das Haupthinderniß zu diesem Ziel bezeichnet er den Irrthum, daß das Sittlich-Gute und das Sinnlich-Schöne Gegensätze seien, die sich ausschließen. Kunst und Moral hätten den gleichen Zweck, die Organisirung der einzelnen Elemente zu einem gebildeten Ganzen, das bei der größten Mannigfaltigkeit seiner Theile von einer Grundidee durchdrungen und zur Einheit verknüpft werde. Jeder Einzelne habe die Aufgabe, sein Leben zu solcher Harmonie zu gestalten, jedes Volk habe die gleiche Pflicht seinem Staat, seinem Zeitalter gegenüber. Nur wenige seien zu Künstlern geboren; alle aber, um Selbstkünstler, Bildner ihrer Persönlichkeit zu sein. Die Moral sei wie der Schönheitsbegriff nichts Feststehendes; wie anders war bei den Aegyptern, wie anders bei den Griechen, was sie gut und schön nannten. Beide Begriffswelten entwickeln sich in Wechselwirkung mit einander, mit den politischen und religiösen Anschauungen des Volkes und Individuums; bei den Griechen hätten sie sich in Einklang mit einander entwickelt, die Kirchenlehre des Christenthums habe diesen Einklang zerstört. Statt einer Moral, die nur verbietet, nur negirt und vernichtet, die alles Treibende und Liebende in uns für sündhaft erklärt, fordert er im Namen des jungen Geschlechts, dem er angehört, eine Moral der That, die statt uns die Flügel zu beschneiden und unsere Fortschritte zu hemmen, uns beflügelt und zur Ausübung alles Guten und Schönen anleitet. Diese Moral, welche der Idee des Fortschritts entspräche, sei das Ideal der nun zu erstrebenden Bildung des Menschen und der Menschheit; ihr Walten darzustellen sei die Aufgabe der Poesie. Schon einmal sei sie zum Volkseigenthum geworden — bei den Griechen;

und in neuerer Zeit sei sie in einer einzelnen Persönlichkeit, in der Goethe's, Ereigniß geworden. Wienbarg untersucht, wie das „schöne Gute“ der Hellenen in Deutschland zum bewegenden Prinzip der Bildung gemacht, und wie das Schönheitsgefühl, das wir in Goethe's Schaffen und Leben wirken sehen, Gemeingut einer zukünftigen Generation glücklicher Deutscher werden könne. Der Einfluß der Kunst und Poesie habe hier reformatorisch zu wirken, und diese Bestimmung giebt ihm den Maßstab für seine Beurtheilung ihrer Produkte. Begeisterung für die schöne That wie für die schöne Erscheinung ist ihm ebenso unentbehrliche Voraussetzung für das bedeutende Kunstwerk wie für ein menschenwürdiges Dasein. Die innere Freude an der schönen That, der Abscheu vor der häßlichen sind die besten Wegweiser zur wahren Tugend. Sie vermitteln die sittliche Freiheit des Denkens und Fühlens. Nur die aus diesen Elementen erwachsende Kunst könne wieder die Begeisterung für die schöne That und das schöne Sein im Leben der Menschheit und des Einzelnen hervorrufen. Denn das sei die gewaltige Zaubermacht der Kunst, daß sie das einzelne Schöne in That und Sein des Lebens, indem sie es zum dauernden Bildwerk forme, für neue Generationen erhalte und durch dies Medium in Tausenden von Nachgeborenen die Sehnsucht nach Verwirklichung dieses Schönen im Leben, die Freude an der schönen That, am Guten, erwecke.

Als Hauptgebrechen ihrer eigenen Zeit schildert er seinen jungen Zuhörern, wie sehr gerade ihr das Gefühl für den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben, Schönheit und Sittlichkeit abhanden gekommen sei. „Was nennt man heute,“ ruft er, „unisono eine schöne That? Denken Sie an den Aufstand der Polen! — Daß vor vielen Jahrhunderten die Schweizer sich von Oesterreich losrissen, daß Tell den Geßler erschoß, daß Winkelried der Freiheit eine Mauer war und die feindlichen Lanzen in seine eigene Brust schob, das finden wir allerdings unisono schön und es ist jedem Deutschen sowohl polizeilich als ästhetisch erlaubt, darüber in gelinden Enthusiasmus zu gerathen. Allein, daß ein schändlich zerstücktes und unterdrücktes Volk vor unsern Augen die Eisdecke der Tyrannei in die Luft sprengt, daß es eine Nacht gab, wo wir ruhig in unseren Betten schliefen und Gott weiß, von welcher Oper träumten, eine Nacht, wo eine Handvoll kühner Jünglinge den Palast zu Warschau stürmten und nach der Flucht und dem Tode von wenig feilen Kreaturen einer Morgenröthe zujauchzten, welche die gesprengten Ketten einer großen und edelmüthigen Nation beleuchtete, dieses Ereigniß — und alle die glänzenden Thaten und Opfer, die es nach sich zog — fand es

so allgemeinen Anklang, riß es so allgemein und wahrhaft die Gemüther hin, oder hörte man nicht, wo Zwölf zusammenstanden, den Einen verabscheuen, den Andern bewundern und Zehn mit den Händen klatschen, als wohnten sie nur im Theater der Welt der Aufführung eines schönen Stückes bei? . . . Hier sehen Sie eine That, von deren Schönheit man durchdrungen sein muß, wenn man einen Tropfen Römerblut, einen Hauch aus Timoleons Seele in sich spürt, wenn nicht Alles Lüge und Schulgeschwätz ist, was wir der alten Geschichte nachrühmen, der kontrastirendsten Beurtheilung anheimfallen. Ein solches Schicksal, meine Herren, wird jede andere schöne That unter uns erleben: Viele werden sie schön finden, nicht als Ereigniß der Geschichte, nicht als sittliche Handlung, nicht als wiederbegeisternde Begeisterung schöner Seelen, sondern als ein schönes Natur- oder Kunstprodukt, dessen bequeme und ruhige Betrachtung wohl eine angenehme Wärme im Herzen verbreitet, aber eine Wärme, die für das Herz so flau und unschuldig ist, wie eine Tasse Thee für den Magen; immer nur Wenige wird es geben, denen die That auf's Herz schießt, wie ein Blitz, entzündend, begeisternd, zu ähnlichen Thaten beflügelnd, kurz, auf deren Gemüth die geschichtliche, lebendige Schönheit, wie es in ihrem ursprünglichen Wesen liegt, geschichtlich und lebendig wirksam ist . . ." „Aber," fährt er fort, „lassen Sie ein Dichtergenie, gleich dem des Shakespeare, die Polenrevolution, den Kampf und Untergang der Freiheit, großartig poetisch in ruhiger Zeit auf die Bretter bringen, welche nicht die Welt sind, sondern die Welt bedeuten, wie Schiller sagt, dann werden Sie hören, wie alle Urtheile sich vereinigen, wie das Parterre klatscht, wie die Fähndriche sich in die Brust werfen, wie die Kritiker ihre Brillen wischen, welcher Enthusiasmus sich in die Logen verbreitet und wie vielleicht selbst ein erstarrtes Amts- und Ministergesicht am Schluß des Stücks und der Freiheit — Thränenwasser und einen Rest von Mitgefühl und Wehmuth auf den Wangen hat . . . So durchläuft die Schönheit einen doppelten Kreis und bringt zweifache Wirkung hervor, einmal im Leben, als sittliche, poetische, historische, gesellschaftliche, das andere Mal in der Dichtung, als künstlerische, dramatische, epische. In beiden Fällen wirkt sie ein ästhetisches Gefühl, aber im ersten mehr ein thätiges, im andern mehr ein leidendes, im ersten mehr ein unmittelbar, im zweiten ein mehr mittelbar rückwirkendes. So sollte, wollte ich sagen: die Schönheit einen doppelten Kreis durchlaufen und sowohl auf den Willen wie auf das Gefühl ihren zaubervollen Einfluß ausüben; allein wir gingen mit Recht davon aus, daß der Zauberstab der Schönheit, womit sie die

Zuschauer und Hörer schöner, großer Thaten, selbst wieder zu schöner und großer That bewegt, leider keine Macht über uns ausübt, und daß nur das Lustigere der Kunst unsere Gemüther bewegt und zur passiven Mitempfindung anreizt."

Aus diesem Zusammenhang von Kunst und Leben ergiebt sich Wienbargs Auffassung vom Wesen der Schönheit. Dieselbe ist durchaus realistisch. „Es kann ebensowenig eine abstrakte Kunst geben, die dem menschlichen Geschlechte angehörte, als eine solche Moral; dagegen findet sich das Elementarische der Kunst, die ästhetischen Ideen, in den Kunstwerken aller Zeiten und Völker wieder, und nur der individuelle Komplex derselben, der organische Zusammenhang und Alles, was zur konkreten Lebendigkeit gehört, macht das Unterschiedliche und Eigenthümliche in der Kunst der Völker aus. So unterscheiden wir zunächst in der Einen Moral und Kunst die besondre Weltanschauung, welche im Ganzen und Großen ihren Zeitcharakter bildet. Allein hierbei bleiben wir noch nicht stehen. Die eine Moral und Kunst der besonderen Weltanschauung spaltet sich nun wieder tausendfach in ihrem Kreise, nach dem Naturell der Völker, der Individuen, welche sich mit ihrer Ausübung beschäftigen. Hier verschmilzt sich der Volkscharakter mit dem Charakter des Einzelnen zu einer Kraft, der Einzelne, auch der Talentreichste und Größte, bleibt immer ein Kind seiner Zeit, ein Sohn seines Volkes, und als solcher steht er zwischen ihm und der Menschheit und empfängt die Aufgabe, seine Individualität geltend zu machen, ohne weder dem rein Menschlichen, noch dem Volksthümlichen den gerechten und nothwendigen Tribut zu versagen." Was so von Kunst und Moral gilt, habe auch von der Schönheit überhaupt zu gelten. Sie sei von Ursprung nichts Ideelles und Abstraktes, sondern stets etwas Konkretes und Besonderes, das an einem bestimmten Stoffe — sei's That, sei's Marmor, sei's Fleisch und Blut — zur Erscheinung kommt. Ebenso individuell wie die Schönheit selber müsse das Auge sein, das sich ihrer erfreut, und so sehen wir es im Wesen der Schönheit selbst begründet, daß sie nicht Allen schön ist und daß sie in verschiedenen Anschauungskreisen verschiedene Wirkungen hervorruft. Jedes Auge aber werde das, was es schön findet, um seiner besonderen und individuellen Eigenschaften, um seines Charakters willen schön finden. Goethe habe dies Charakteristische das „Bedeutende" genannt: wo Bedeutendes zu einer glücklichen Behandlung gelangt sei, sei Schönheit. Ebenso ließe sich von der Natur sagen: der höchste Grundsatz der Natur sei das Bedeutende, ihr glücklichstes Resultat aber das Schöne. Jedoch

die Natur sei in ihrem Streben nach Bedeutung und Schönheit viel mehr behindert als die Kunst. „Die Kunst gehört dem Reiche der Freiheit, die Natur dem Reiche der Nothwendigkeit an; die Kunst kann nur wollen, und ihrem Willen gelingt das Schönste, die Natur aber, beim besten Willen, sieht sich nicht selten genöthigt, durch den Schrei der nackten Existenz innerlich gezwungen, ihren auf das Schöne gerichteten Willen zu brechen und zunächst nur die ärmlichen Forderungen des Daseins zu erfüllen. Die ganze Organisation ist ja nur die Frucht eines Kampfes der bildenden Natur mit den rohen Kräften des Chemischen, Unorganischen, Chaotischen, das von allen Seiten auf das Organische eindringt, tückisch auf jede Blöße lauert, welche dasselbe darbietet, und dann sogleich den nagenden, zerstörenden Zahn unmittelbar auf den Nerv der kranken Stelle heftet. Licht, Luft, Erde, Wasser, Wärme, Kälte u. s. w. behindern unaufhörlich die ideale Thätigkeit der Natur, und was zu den schönsten Formen berechnet war, kann der Zufall in die ärmlichsten und schlechtesten hinabdrücken.“ Dagegen sei die Kunst in dem Streben, organische Einheiten von Bedeutung und Charakter zu bilden und dieselbe mit dem Reiz der Schönheit anzuhauchen, durch nichts als die Unzulänglichkeit der Mittel und der Talente gehindert. Diese Freiheit, ungehindert aus der Fülle der Einzelheiten das Vollkommene in seiner Bedeutung, im Charakter des Individuellen zu bilden, sei ihr größter Vorzug. Jede Kunst habe nach ihren Mitteln und Absichten eine andere Auffassung des Bedeutenden, sie suche das malerisch, das plastisch, das dramatisch Schöne. Dieser Umstand bedinge die Wahl der Objekte. An das Wirkliche müsse sich der Künstler halten, aber er habe es nicht als wirklich nachzuahmen, sondern dem Wirklichen, seiner natürlichen Bedeutung gemäß, eine künstlerische Bedeutung zu geben. So ist Wienbarg Realist und doch auch ein Gegner jenes Naturalismus, der sich zum Abschreiber der zufällig gegebenen Natur erniedrigt. In diesem Sinne zitirt er Schelling: „Die Forderung zu idealisiren, die Manche an den Künstler machen, scheint aus einer Denkart entsprungen zu sein, nach welcher nicht die Wahrheit, Schönheit, Güte, sondern vor Allem das Gegentheil das Wirkliche ist. Wäre das Wirkliche der Wahrheit und Schönheit entgegengesetzt, so müßte es der Künstler nicht idealisiren, sondern vernichten, um an dessen Stelle die Schönheit hinzupflanzen.“ Aus diesen Forderungen ergiebt sich für die Poesie als Aufgabe: Darstellung des Schönen im wirklichen Leben in seiner individuellen Bedeutendheit. Der Stoff der Poesie ist das Seelenleben der Menschen, die poetische Schönheit ist die Offenbarung der reinen

menschlichen Natur im seelischen Handeln einer besonderen Persönlichkeit im Gegensatz zur konventionellen Moral. Er umschreibt hiermit, was er in seiner Theorie der Moral die „schöne That" genannt hat. Das Streben in der Natur, sich durch Ueberwindung des Unorganischen, des Unwesentlichen, Störenden, Feindlichen zur Gestaltung des Organischen und Bedeutenden durchzuringen, wie es sich auch in der sittlichen Welt, im Kampf der menschlichen Willenskräfte, vollzieht, ist als Wesen der sittlichen Schönheit Gegenstand der poetischen Kunst. Darum wurzle die Poesie zwar ganz im Individuellen und erhebe sich doch über alle Unterschiede der Religion, der Nationalität und Gesellschaftsordnung. „Die Poesie ist die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen, und sie ist es dadurch, daß sie unmittelbar aus dem Herzen bringt, aus jener unergründlichen Tiefe, wo die Kraft neben der Leidenschaft schläft, aus jenem Kern des menschlichen Wesens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menschheit in Staub zerfallen ließe. Nicht als ob die Poesie in ihrer Aeußerung bei diesem, jenem Volke, diesem, jenem Menschen keine persönlichen, volksthümlichen, charakteristischen Elemente und Beisätze enthielte — es giebt ebensowenig eine abstrakte Poesie, als überhaupt etwas abstrakt Lebendiges —, sondern es hat die Poesie vom Himmel die Gabe empfangen, trotz ihrer beschränkt-geschichtlichen Aeußerung im Tiefsten das Reinmenschliche, allen Verständliche, allen bis zu einem gewissen Grade Genießliche für ewige Zeit aufzubewahren; eine Gunst, der sich weder Philosophie noch Religion zu rühmen vermag." Und er preist die Poesie als die Offenbarung der reinen Natur, der ursprünglichen Menschheit, die sich mit jeder besonderen Erscheinung auf dem Felde der Geschichte gattet und daher, so allgemein menschlich sie in ihrer Quelle ist, doch jedesmal einer besonderen Menschheit, einem bestimmten Zeitalter angehört. Mit sieghaften Worten wendet er sich gegen die quietistische Irrlehre der Schulromantik, daß die Poesie nur ein Spiel der Phantasie sein solle, das uns über die Rauheiten und Bitternisse des Lebens hinwegtäusche.

Befreiung des individuellen wie des nationalen Lebens vom Joche einer konventionellen Moral, die der Wahrheit, Schönheit und Freiheit des Handelns widerstrebt, sei auch das Ziel von Goethe's Poesie gewesen, ehe er „Kunst und Alterthum" als Prinzip der Natur und Jugend gegenüberstellte. Der junge Goethe, der den Werther, den ersten Theil des Faust, den Egmont, den Promotheus und die Lieder an Friederike geschrieben, sei „der Luther seines Jahrhunderts gewesen, dessen Bibel die

Natur und dessen Schüler und Anhänger die Jahrhunderte selbst sind, die nach ihm kommen." Seine Poesie sei seinem eigenen begeisterten Herzen entströmt und sein Empfindungsleben sei tausendfach verflochten gewesen mit dem Empfindungsleben seines Volks und seiner Zeit, mit ihren Ahnungen und Hoffnungen, mit ihren Leiden und Schmerzen. Seine Werke spiegelten diesen Zusammenhang in organischer Einheit. „Es ist wahr, Goethe war ein Aristokrat in der Politik, ein Verehrer des Hof- und Fürstenwesens, ein Panegyrist der angestammten Macht, ein Protektor der leidlichen Mißbräuche, bei denen es sich immer noch ziemlich behaglich leben läßt, ein Freund des Manierlichen und äußerlich Distinguirten, ein strenger Vertheidiger des äußeren Unterschiedes der Stände, des Herkömmlichen, Anstandsvollen; aber in dieser Charakteristik Goethe's liegt so wenig Charakteristisches für sein Genie, daß es auf jeden Kammerherrn und Hofmarschall im deutschen Reiche paßt. Derselbe politische Aristokrat, dieser Mann, der das große geschichtliche Element der Völker von einem so kleinen höfischen Standpunkte betrachtete, übersah das religiöse, sittliche und wissenschaftliche Leben mit den Blicken eines Adlers, und vom Standpunkte einer Zeit, den Gott weiß welche Generation unserer Urenkel erst mühsam erklettern wird. . . . Goethe trug als Jüngling die ganze neue Zeit, die kommende Weltanschauung in seiner Brust, und was ihn damals im tiefsten Grunde bewegte und womit er die Welt und seine Zeitgenossen überraschte, das wird früher oder später die Welt bewegen und Deutschland politisch und moralisch umschaffen. Allein Goethe gehört zu denjenigen Charakteren, welchen nicht die unmittelbare Gestaltung der Außenwelt, sondern zunächst die Bildung ihrer eigenen Persönlichkeit von der Natur zum Grundgesetz gemacht zu sein scheint; daher er sich auch bald aus der Gewitterregion, welche aus dem Innersten und Tiefsten der Leidenschaft Blitze in die Welt schleudert und deren Stärke einzig und allein den Luther, den Demagogen macht, zurückzog in die klarere Region eines mehr ruhigen, um die Welt scheinbar unbekümmerten Selbstbewußtseins, das, nach Außen durch eine freie und würdige Stellung befriedigt, nach Innen in stetem Bildungsprozeß zu immer größerer Kraft und Klarheit beschäftigt wurde. Eine solche Persönlichkeit ist ganz durchaus auf sich basirt; daß Andere es ebenso machen, sich ebenso unabhängig in der Welt hinstellen, mag und kann ihr nur recht sein, aber sie sucht nicht durch Umwälzungen die sittlichen und politischen Fundamente fremder Persönlichkeiten zu basiren, sie schließt sich egoistisch in ihrem Kreise ab und begrüßt Jeden, der diesen durchbrechen will, unwillig mit elektrischen

Schlägen. So denke und erkläre ich mir den ganzen Goethe und es sagt mir ein Etwas, daß ich dieses hohe Ziel nicht zu weit verfehlt habe."

Das Streben der neuen Zeit dagegen suche jene sittlichen und politischen Fundamente zu schaffen, die nöthig sind, daß die allgemeinen Zustände allen Edelwollenden ein Leben in Freiheit und Schönheit gestatten, wie es Goethe für sich erstrebte. Noch sei es eine Zeit des Uebergangs, das Alte habe noch Gewalt über das Neue, aber die Jugend dränge unerschrocken vor. Und aus dem Charakter dieser neuen Zeit, in welcher sich in qualvollem Kampf und schmerzlichem Ringen der Geist einer neuen Zeit aus der Welt des Bestehenden emporlöse, erklärt er den Charakter der Literatur seiner Tage. „Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte. Die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienste der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen; sie können nicht mehr so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengesetzte ist." Als Führer dieser Bewegung feiert er nach Goethe Byron, Jean Paul, Börne und Heine, ihre Größe und Schwäche aus dem Wesen ihrer Herkunft und des Uebergangszustandes charakterisirend. Den Goethe dieser neuen Zeit müsse die Zukunft bringen. Die Propheten desselben seien durch den Kampf gegen das Alte an dem rein künstlerischen Gestalten des Neuen gehindert. Die Zeiten des Epos seien vorüber; „an die Stelle des Epikers ist der Romandichter getreten, der mit Entäußerung der epischen Maschinerie und des Rhythmus sich im allerfreiesten Elemente bewegt und den in moderne Prosa, moderne Gesinnung überpflanzten Epiker darstellt". Die Lyrik der neuen Zeit sei das Ausströmen des Revolutionären; am unmittelbarsten aber offenbare sich der Geist der Zeit in der subjektiven Prosa, deren Meister vorläufig Heinrich Heine. Und damit klingt der Schluß — eine Verherrlichung der Satire und des Humors, die „über der Tiefe des Ernstes"

das Strahlenspiel des Witzes schweben lassen — aus in demselben Ton, auf den auch der Anfang gestimmt ist, vor allem in folgenden Sätzen: „Wie sich aber unser nationales Leben in Zukunft gestalten und entfalten wird, so viel scheint gewiß zu sein, daß die Hoffnung der Zukunft einerseits beruhe auf der Jugend, andererseits auf der Wahl desselben Weges, auf dem Luther den ersten Riesenschritt machte und auf dem ihn die Pygmäen der Folgezeit im Stich gelassen haben. Ich meine auf dem Wege des Protestirens, des Protestirens gegen alle Unnatur und Willkür, gegen den Druck des freien Menschengeistes, gegen todtes und hohles Formelwesen, Protestiren wider die Ertödtung des jugendlichen Geistes auf unsern Schulen, wider das handwerksmäßige Treiben der Wissenschaften auf unsern Universitäten, Protestiren wider die Duldung des Schlechten, weil es herkömmlich und historisch begründet, wider die Reste der Feudalität, wider die ganze feudal-historische Schule, die uns bei lebendigem Leibe ans Kreuz der Geschichte nageln will, und vor allen Dingen protestiren gegen den Geist der Lüge, der tausend Zungen spricht und sich mit tausend Redensarten und Wendungen eingeschlichen hat in alle unsere menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse.“ Unsere Zeit vergleicht er an anderer Stelle mit der des Kaisers Julian. Auch er habe gegen den neuen Glauben, der damals tagte, eine „heilige Allianz“ geschlossen, und überall, wo dieser aus dem webenden Dunkel hervortrat, ihn zu vernichten gesucht. „Die neue Weltanschauung aber behielt den Sieg.“ Darum habe die Jugend mehr Ursache zur Hoffnung als zur Furcht. Auch davor brauche die Nation keine Furcht zu hegen, daß der Verstand der neuen Zeit alles Heilige zum Gespötte, alle Ahnung zum Kindertraum, alles Schöne zum Bedürftigen herabwürdigen werde. Wohl sei der Verstand ein Handelsherr, ein Maschinenmeister, ein Konstitutionsschmied, und an sich mehr Feind als Freund des Gemüths und des poetisch sinnlichen Lebens. Aber ihm gegenüber mache sich geltend ein poetischer Sinn, der in der Kraft der Jugend wurzelt, der dem Verstande allerdings dankbar ist für die in der Befreiungssache geleistete Hülfe, keineswegs aber gesonnen, sich von ihm als einem neuen Despoten unter ein neues Joch spannen zu lassen. Fürchten soll man auch nicht, daß die neue Jugend im Ueberschwang der befreiten Sinne menschliches Maß überschreiten werde. „Nie wird die Liebe aus der Welt gehen, nie der Heroismus, nie der Glaube, daß in Gott alle Dinge leben, weben und sind. Aber eben darum, und weil noch immer in der zertrümmerten Welt Heroismus, Glaube und Liebe die Wache halten, giebt es eine neue Geschichte, giebt es Märtyrer der Freiheit und des Glaubens,

giebt es Enthusiasten und Opfer, giebt es Hochgefühle in unserer Brust, die erhabener und reiner sind als die, welche der verwitterte Glaube und die erkaltete Liebe der Vorzeit zu erregen im Stande sind.“

Flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle entsprungen aus derselben Sehnsucht des Gemüths nach einem besseren und schöneren Volksleben: hat Wienbarg selbst diese Reden an das junge Deutschland genannt. Ihre Schwäche, der Mangel einer tieferen Begründung seiner Gedanken, die Hast der Beweisführung, der Ueberschwang im Behaupten, hat er damit ebenso eingestanden, wie angedeutet ihre vorzüglichste Eigenschaft: jeder Satz in ihnen ist geboren aus einem begeisterten Gemüth voll des innigsten Antheils für die Schmerzen der Mitwelt, voll des herrlichsten Frühlingsglaubens an die einstige Herrschaft der Schönheit im irdischen Leben. Die Forderungen der Zeit, ihr Durst nach Freiheit im politischen und sozialen Leben, ihr Ringen nach einer Kunst von unmittelbarster Lebendigkeit und befruchtender Wechselwirkung mit dem Leben waren hier in Zusammenhang gebracht mit den erhabensten Ideen der edelsten Menschlichkeitslehre, mit dem Ideal des „schönen Guten“ und der Weltharmonie bei Plato, mit Schillers Lehre vom Berufe der Kunst, die Menschheit „zur Freiheit zu erziehen“, vor allen mit Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die nach ihrem Erscheinen ja auch einem Zensurverbot in Oesterreich erlagen. Bei Herder, dem großen Bildner des modernen Humanitätsideals, das sich unter Rousseaus Einfluß aus den Geisteskämpfen der deutschen Stürmer und Dränger im Aufklärungszeitalter losrang, findet sich bereits der Ansturm gegen die Herrschaft von abgelebten Ideen und von Institutionen, die der Geist des Mittelalters geschaffen, findet sich die Lehre, daß alle Humanität durch die Nationalität und diese durch den Charakter der Individuen bedingt sei; findet sich der realistische Zug auf Wirklichkeit und Gegenwart, der ja auch die von ihm beeinflußten Dichter zunächst erfüllte und in Goethe's Werther und Schillers Kabale und Liebe die unvergänglichste poetische Form gewann, bei ihm, dem Humanitätsapostel aus dem deutschen Nordosten, findet sich dieselbe warme Liebe zum Vaterland und die Ueberzeugung, daß jede Nation den Mittelpunkt ihrer Glückseligkeit in sich selber habe. Auch von Wienbargs „ästhetischen Feldzügen“ hat zu gelten, was Kant von seinem kühlen Standpunkt von Herders Ideen sagte, daß sie oft dort durch die beflügelte Einbildungskraft geleitet, wo die „behutsame Vernunft“ die Führung hätte übernehmen sollen. Dies ist aber im Wesen solch kühner Ausblicke in die Menschheitsentwickelung bedingt. Es war die Nutzanwendung des

Herder'schen Grundsatzes, daß jede echte Poesie der Wirklichkeit entquollen sei und entquellen müsse, der Wirklichkeit einer stark empfindenden Persönlichkeit, die in sich die Empfindung ihrer Zeit und ihres Volksthums trägt, wenn Wienbarg für die deutsche Poesie der eigenen Zeit eine revolutionäre Lyrik und satirische Prosa, erfüllt von dem Geist des Protestes gegen alles Unlebendige und Lebensfeindliche in Gesellschaft, Staat und Kirchenthum, forderte und als ihr gemäß pries. Er fühlte sich und das deutsche Volk von einem leidenschaftlichen Freiheitsdrange, von politischen Ideen erfüllt, und fand den wünschenswerthen Zusammenhang zwischen Poesie und Leben darin, daß die erstere auch von diesem leidenschaftlichen Freiheitsdrange und den politischen Reformbedürfnissen der Zeit und Nation sich erfüllt zeige. Indem er so der Poesie seiner Zeit eine bestimmte Tendenz vorschrieb, verstieß er andererseits gegen einen Herder-schen Grundsatz, den, daß der Zweck einer Sache stets in ihr selbst liege und durch ihre Mittel bedingt sei, also ein Kunstwerk nach Zweck und Mittel künstlerischer Natur sei. Wie Heine im gleichen Verhältniß, war auch Wienbarg viel zu einsichtsvoll und kunstverständig, als daß er diesem Satz hätte widersprechen wollen. Da sie aber doch von dem Bewußtsein durchdrungen waren, daß der Dichtung, dem höchsten Ausdruck lyrisch gesteigerter Beredsamkeit, dem mächtigsten Mittel der Veranschaulichung von Ideen eine hohe Aufgabe zufalle im Kampf der Völker um Selbstständigkeit und Freiheit, weil sie sich und ihre Zeit in einem Uebergangsprozeß begriffen fühlten, dessen Prinzip im Kampf des Neuen gegen das Alte zu Gunsten der Freiheit bestand, so fanden sie den Ausweg, für solche Uebergangszeit der Poesie ein Ausnahmegesetz zu erwirken, nach welchem der Tendenz eine höhere Bedeutung zufiel, als es sonst im Wesen der Kunst, ihrer Mittel und Zwecke begründet sei. Hierauf ist auch der Gegensatz begründet, in den sich Wienbarg zu **Schiller** stellt, der zuerst der Kunst und dem Schönheitsgefühl die Kulturaufgabe nachgerühmt, den Menschen zum Genuß der Freiheit zu erziehen, in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung an seinen fürstlichen Freund, den letzten Herzog von Holstein-Augustenburg, einen Landsmann Wienbargs. Denn während Schiller der Meinung ist, erst müsse die Menschheit durch den Einfluß der Kunst und des Schönen sittlich und geistig wiedergeboren werden, ehe die Politik den freien Staat für wahrhaft freie Bürger schaffen könne, verficht Wienbarg die Ansicht, daß in einem geknechteten, von Willkür regierten Staat, in welchem Presse und Bühne durch Gewaltmaßregeln ihrem natürlichen freien Beruf entzogen seien, die ästhetische Erziehung der Nation zur Freiheit unmöglich sei. 1795 hatte

Schiller aus der Reife seiner Einsichten heraus ganz im Geiste seines Jugendenthusiasmus, seines Marquis Posa geschrieben: „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das herrlichste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum der Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grunde eines veredelten Charakters ausführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu schaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.“ Jetzt, nachdem vier Jahrzehnte verflossen, in welchen die Ernte der großen Kunstblüthe von Weimar im Sinne dieser ästhetischen Erziehung hatte wirken können und auch gewirkt hatte, jetzt, wo Deutschland nicht mehr der Bürger für eine freie Verfassung, die Mehrzahl der Bürger aber noch immer der Verfassung entbehrte, wandte Wienbarg die Forderung um und führte aus: weil von den absoluten Machthabern, aus egoistischer Sicherung ihrer Macht, Schranken errichtet wurden, die eine Entwickelung zu schönen Daseinszuständen im Vaterland unmöglich machen, brecht diese Schranken nieder und, ihr Poeten, singt, wie einst Tyrtäus, Kriegslieder zu dem Sturm, damit die Göttin der Schönheit ihre milde Herrschaft unter den Völkern endlich beginne. Schillers Predigt vom befreienden Charakter der ästhetischen Wirkung war so in Wienbarg, wie in unserer Einleitung dies schon angedeutet wurde, zum ästhetischen Feldzug geworden, in dem die Freiheit der Schönheit das Banner entgegentrug, um nach erfochtenem Sieg ihrer friedlichen Hand es anzuvertrauen.

*

Auf einen historischen Nachweis des Ursprungs seiner Ideen hatte es Wienbarg nicht abgesehen. Er berief sich gelegentlich auf Herder wie auf Goethe, auf Schelling und Heine, er polemisirte gelegentlich gegen Schiller und Kant; mehr ließ der Charakter der Reden, spontanen Improvisationen seines Geistes, nicht zu. Sie selbst standen im Dienst der Tendenz, die sie der zeitgenössischen Literatur als ideale Aufgabe zuertheilten. Wirken wollten sie auf diese, und diesen Zweck erreichten sie auch allein. Denn die größere allgemeine Wirkung der vielen fruchtbaren, zeitgemäßen Ideen eines für den Realismus in der Kunst begeisterten Idealisten wurde ihnen abgeschnitten durch das Verbot des Buchs, die Konfiskation der noch bei Hoffmann & Campe lagernden Exemplare, welche noch im Jahre 1834 dekretirt wurde. Vieles, was in einer vielbesprochenen Erscheinung unserer Tage, der Schrift „Rembrandt als Erzieher“, sich als neu giebt, im Besonderen der fruchtbare

Grundgedanke, daß die Kunst im Individuellen und im Nationalen wurzeln müsse, würde ohne diese Unterdrückung schon damals auf das Bildungsleben der Nation im Weiteren eingewirkt haben.

Das nationale Prinzip, das Wienbargs Ausführungen überall beherrschte, war vornehmlich das Unterscheidende zwischen ihnen und Heine's gleichzeitigen Schriften von ähnlicher Tendenz. In dem Freiheitskampfe des Jahrhunderts wies er dem deutschen Vaterlande die Rolle des Führers zu. Eine warmblütige Vaterlandsliebe ist überhaupt ein Grundzug in Wienbargs geistiger Physiognomie. Er war in den Tagen des Befreiungskampfes gegen Napoleon bereits alt genug gewesen, um die Franzosenherrschaft in Hamburg in ihrer Schmach zu empfinden und als daß nicht der patriotische Schwung der ihr folgenden Jahre bestimmend an der Bildung seines Geistes mitgewirkt hätte. Die Hoffnungen der deutschen Liberalen auf Frankreich vermochte er auch nach der Julirevolution nicht zu theilen. Gerade im Jahre 1830 gab er für die vaterländische Lyrik den Ton an, auf welchen später auch Nikolaus Beckers Rheinlied und Schneckenburgers „Wacht am Rhein" gestimmt waren. Kurz nach der Julirevolution ließ er im „Norddeutschen Merkur" das folgende Lied erschallen, ein Appell an das Selbstbewußtsein der Deutschen:

„Mag der Franke den Marseiller singen,
Schlürfen den Champagner der Gesänge,
Der, weil ihm die Flasche ward zu enge,
Ließ den Kork bis an die Newa springen.
Deutsche, schlürfet nicht den fremden Schaum;
Dürstet, dürstet nach dem Rheinweinliede,
Das für künft'ge Luther, Winkelriede
Wächst auf eurer eignen Berge Saum.

Mag der Franke seine Trikolore
Wehen lassen über Frankreichs Lande!
Ha, er trug sie einst in unsre Thore
Und sie flatterte um unsre Schande.
Deutsche, holt des Reiches Fahne her,
Wo sie modert, aus dem Arsenale,
Daß der junge Morgen sie bestrahle,
Und sie flattre über Land und Meer."

Und als er nach Ausgabe der „Aesthetischen Feldzüge" in Hamburg ein Dutzend kleinerer Arbeiten zu den „Wanderungen durch den

Thierkreis" zusammenstellte, und in einem derselben „Der Krebs" (oder ‚Das Unvermögen der Zeit, zu glauben oder zu handeln') dieses Gedicht zum Abdruck brachte, schrieb er darunter: „Die Deutschen, mitsammt den übrigen Europäern haben sich einmal daran gewöhnt, die Axe des europäischen Lebens sich vom Schicksal so gezogen zu denken, daß Frankreich den positiven Freiheitspol, Rußland den negativen darstelle. Allein diese französisch-russische Polarität, so lebhaft sich dieselbe namentlich in den Julitagen aufdrang, ist nur eine flüchtig vorübergehende Erscheinung im erhabenen Prozesse der europäischen Freiheitsentwicklung. Der Russe, einzeln und persönlich genommen, läßt sich so leicht französiren, und der einzelne Franzose, ja die ganze Nation, wie unter Napoleons autokratischem Scepter so hastig russifiziren, daß ihre beiderseitigen Polaritäten sich austauschen können, ehe man die Hand umdreht. Deutschland, das ewige, natürliche Zentralland der Bewegungen Europas, sieht seinen nationalen Genius, trotz seiner Selbstverkennung, weder mit dem russischen noch mit dem französischen Volksgeiste verwandt und wird daher weder dem Russenthum, noch dem Franzosenthum, weder seinen östlichen Fürsten, noch seinen westlichen Demagogen dauerhaften Vorschub leisten. . . . Von Deutschland, oder wenn man will, von der skandinavischen Halbinsel ging (durch die Gothen) die neueuropäische Bewegung aus. In der pyrenäischen Halbinsel fand sie ihr Ende. . . . Wenn nun die Freiheit durchaus nur aus dem Geiste der Nationalitäten hervorblühen kann, wie ich's behaupte, so sollte man die Axe des europäischen Lebens in jener Richtung ziehen, wie Spanien und Skandinavien sich polarisch gegenüber stehen, und Deutschland als die Zentralkraft begrüßen, welche, wenn irgend das im göttlichen Plane liegen sollte, einen neuen Lebensumschwung bewirken müßte." Auch in der Frage der Emanzipation des Weibes erwartet er keine Hülfe aus Frankreich; er verspottet die Doktrinen der Saint-Simonisten vom freien Weibe und der freien Liebe und knüpft seine Forderungen zu Gunsten einer würdigeren, minder rechtlosen Stellung des Weibes an diejenige an, welche der Jungfrau und Frau die alten Germanen einräumten. Wir schließen aus den „Aesthetischen Feldzügen" als weiteres Beispiel einige Sätze hier an, welche dem Ruhm der deutschen Sprache geweiht sind. „Freilich, an äußerem Reiz ist manche ihr überlegen, heitrer, anmuthiger, gesellschaftlicher ist die französische, grandioser die spanische, sangreicher die italienische, allein seelenvoller und herzinniger, gestaltreicher und gedankendurchsichtiger als alle ist und bleibt die deutsche. Die französische und alle abgeleiteten Sprachen mehr und minder sind

mehr rhetorischer, die deutsche und alle ursprünglichen Sprachen mehr poetischer Natur. In jener hat sich die Sprache abgelöst vom sprachschaffenden, sprachbildenden Genius, vom Herzen, vom Bewußtsein der Nation, sie ist ein Aeußeres und Fremdes geworden, und wer sich ihrer bedient, nimmt sie nicht aus sich, sondern aus dem Vorrath konventioneller Formeln und Redensarten, die für alle Zeiten gestempelt sind. In dieser, der ursprünglichen, ist Sprache und Seele eins, wer deutsch spricht, spricht es aus seinem eigenen Innern heraus und bedient sich der Sprache nicht wie einer bloßen Konvention, sondern als eines Naturprodukts, das in seinem eigenen Lebensblute Wurzel faßt und seinen Geist vielastig mit Blüthen und Früchten durchwächst. . . . Herz und immer wieder Herz muß dringen und klingen aus deutscher Rede, ob sie einfach-prosaisch dahin fließt, oder rhythmische Echos hören läßt. Wir haben eine Natursprache, die sowohl an den Gedanken als an die Empfindung sich anschmiegt, ohne der gallonirten Kleider zu bedürfen: Natur, Wahrheit, Herzlichkeit, das sind die drei Farben, welche dem Deutschen so wohl stehen und die keine Kunst der Rednerei, der Witzelei, der Phantasterei ersetzt." Die Freude, mit Deutschen ein Deutscher zu sein — trotz all der Kläglichkeit der herrschenden Zustände —, hat noch an manch andrer Stelle des Buchs feurigen Ausdruck gefunden, der in dem jungen Deutschland, das er begrüßte, freudigen Wiederhall fand. „Ein Glaubensbekenntniß" hat er darum mit Recht in der Vorrede zu dem nächsten Buch, eben jenen „Thierkreis-Wanderungen", sein Werk genannt, „das in vielen kühnen Herzen ein lebhaftes Echo gefunden."

Dies Echo kam vornehmlich aus literarischen Kreisen, auf welche später das Wort vom jungen Deutschland als Name — je nach Dem, der es aussprach, als Ehrenname, als Schmähname oder als Verbrecherbrandmal — überging.

Sowohl Gutzkow als Laube, Mundt als dessen Freund Gustav Kühne haben es später ausgesprochen, daß diese „Aesthetischen Feldzüge" damals von ihnen als Codex ihrer eigenen ästhetischen Ueberzeugung begrüßt wurden.

Gutzkow, der, wie wir schon sahen, von Mai bis August 1834 in Hamburg weilte und dort mit Wienbargs Verleger, Campe, in geschäftliche Unterhandlungen trat, die auf die Gründung eines Organs für die junge Literatur abzielten, war in der Lage, die empfundene Gesinnungsgemeinschaft im persönlichen Verkehr zu besiegeln und einen Freundschaftsbund anzuknüpfen, der im nächsten Jahr zu der Verbindung beider in der Redaktion der „Deutschen Revue" führte. Er vermittelte

oder stärkte auch die Beziehungen, welche Wienbarg weiterhin bis zur Bundestags-Katastrophe mit den literarischen Freunden Gutzkows in Leipzig und Berlin unterhielt. „Ich habe mir Freunde erworben," schrieb er, „und den Kreis meines Strebens erweitert. Kann man sich anders befestigen, als durch die Hand der Freundschaft und im Bunde mit Gleichgesinnten? Und mir ist dieses Glück zu Theil geworden. Meine Hand hat sich geweiht und gestählt durch den Druck der Freunde, und mein Auge schaut kühner in die Welt, indem es rings umher am Horizont die Wachtfeuer unserer Bundesgenossen unterscheidet." . . . „Demokrat, deutsch," so schilderte Gutzkow einige Jahre später (Jahrbuch der Literatur 1839) den Eindruck, den er empfing, „fortschreitend von Plato's Idealen zu Schleiermacher und Fries, wählerisch in seinen ästhetischen Hingebungen an Goethe, wo ihm der Stern des Ministers nicht des Dichters früheste Jugend und Geniusoffenbarung verschloß, innigst vertraut mit der neuzeitlichen Anschauung durch seine Vorliebe für Heine, erschreckend vor keiner Gefahr, die der Gesellschaft aus dem freien Gedanken kommen könnte, hat L. Wienbarg theoretisch am reinsten die Grundzüge einer Literatur gezeichnet, welche wir als die eigentlich neue begrüßen sollten. Er drang auf eine Schönheit der ästhetischen Gebilde, die nicht erstorben wäre, sondern auf der die blutvollen Adern des Lebens sich hinschlängeln müßten, wie auch die Thaten der Geschichte ein Schönheitsgesetz abspiegelten. L. Wienbarg war bestimmt, die unmittelbare bessere Fortsetzung W. Menzels zu werden; denn, demselben Boden wie dieser entsprossen, dieselben demokratischen Neigungen und Urtheile über die Gesellschaft in sich vereinigend, übertraf er ihn dadurch, daß er einen ästhetischen Takt sich erworben hatte, Goethe's Genius zu würdigen, und das Neue, ohne es auch in seinen Auswüchsen zu billigen, doch selbst in diesen noch zu genießen verstand." Bedingter ist das Lob, mit welchem Heinrich Laube die Zusammenfassung seines Urtheils 1840 in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" durchsetzt hat; aber auch er bekennt, daß diese Feldzüge als rasche muthige That wirkten, die auch auf Publikum und junge Schriftwelt sehr eindrucksvoll gewesen sei. Die Einzelheiten der Forderungen wären zwar meistentheils schon von anderen in vereinzelter Kritik ausgesprochen gewesen; Wienbargs Buch sei aber der erste entschlossene Versuch gewesen, die jüngeren Literaturbestrebungen in einem größeren Zusammenhange zu zeigen. Vor allem habe er durch den Zauber überzeugungsvollen Ernstes, eine energische dogmatische Strenge in dogmenfeindlichen Dingen, die Jugend enthusiasmirt. Wenn Laube dabei Wienbarg den Vorwurf macht, er habe nur Theorie geboten

und bei den eigenen Versuchen, diese in Thaten umzusetzen, ein karges, unzulängliches Talent bewiesen, so war er damit leider ganz im Rechte. Aber im Ausdruck dieses Tadels ließ er die frohe Unbefangenheit vermissen, die er früher, in der ersten Zeit seiner Redakteurschaft an der „Eleganten Zeitung", wenn es sich um das Streben Gesinnungsverwandter handelte, entfaltet hatte. Recht hatte er, wenn er schrieb: „Die Behauptung an sich hat noch wenig geholfen in der schönen Welt, sie wird erst etwas, und bleibt, wenn sie mit und hinter der That kommt. Die Fahneninschriften, welche jede neue Schule vor sich hertrug, sind niemals der ganze Gewinn für die Literatur, so wie Schößling und Wurzel des Baumes kaum Garantie für einen Baum, aber nicht der Baum sind. Erst dasjenige, was den Muth und die Kraft hat, über den theoretischen Anfang hinauszugehen in die unberechenbare Möglichkeit des thatsächlichen Kreises, was hinausgeht selbst auf die Gefahr, die äußerliche Anknüpfung mit dem theoretischen Anfange zu verlieren, erst das wird wahrhaft lebendig." Recht hatte er mit dieser allgemeinen Einschränkung und ihrer Nutzanwendung auf den Programmdichter des jungen Deutschlands gewiß; aber der tragische Irrthum Wienbargs, seine Begabung eine Zeitlang für die schöpferisch-gestaltende des Dichters zu halten, berechtigt uns nicht, von ihm zu fordern, daß er ein großer Dichter hätte sein müssen, weil er der Dichtung der neuen Zeit, mit prophetischem Tiefblick in ihre Lebensbedingungen und Aufgaben, die Bahnen der Entwickelung vorgezeichnet und dabei vielfach das Rechte getroffen.

Dieser ernste Prophet eines dereinstigen Reichs der Freiheit und Schönheit auf Erden hatte in der That etwas vom Tiefblick in die großen Zusammenhänge des Lebens, auf denen die Prophetie beruht, deren Besitz den alten Barden des deutschen Nordens von Sagen und Geschichten nachgerühmt wird. Diesen Tiefblick des Geistes anzuwenden in Besprechung der Zukunftsideale des Vaterlands, dies war seine Bestimmung. Daß die liberale Neugestaltung des Vaterlands sich nur in der Beschränkung auf die eigenen Kräfte vollziehen könne und dürfe, haben andere deutsche Demokraten ja auch damals schon — trotz Börne und Heine, Rotteck und Siebenpfeiffer — geäußert, so Wirth auf dem Hambacher Fest und W. Schulz in „Das Eine, was noth thut". Aber die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines politischen Zusammengehens von Rußland und Frankreich, wie unsre Tage es zeigen, den Beruf des skandinavischen Nordens als Wegbereiter der Freiheit, wie er inzwischen zu Tage getreten, das waren im Jahre 1833 wirkliche Prophetien. In

Erfüllung gegangen ist alles, was er für die Literatur der anbrechenden Zeitperiode damals prophezeit: „Jeder große Dichter, der in unserer Zeit auftritt, wird und muß den Kampf und die Zerrüttung aussprechen, worin die Zeit, worin seine eigene Brust sich findet.“ Die Lyrik wurde revolutionär und sog aus der politischen Ideen- und Vorstellungswelt die Kraft zu einem neuen glänzenden Aufschwung, sie wurde revolutionär, wie in politischer, so auch in sozialer und religiöser Beziehung. Sie wurde revolutionär nicht nur in Heine und Chamisso, Dichtern von lebhaften politischen Instinkten wie Anastasius Grün, Karl Beck, Freiligrath, Kinkel, Herwegh, Dingelstedt, Moritz Hartmann, sie wurde revolutionär auch in Naturen, deren Talent in subjektiver Abgeschlossenheit groß und stark geworden, in Rückert, Platen und Lenau. Wienbarg hatte ferner dem Drama und dem modernen Epos, dem Roman, die Aufgabe zugesprochen, treue, lebensvolle Spiegelbilder der Zeit mit ihren Leiden und Freuden, ihren Entbehrungen und Hoffnungen, ihren Verwickelungen und Konflikten, zu bieten und dabei — soweit es die Wahrheit gestatte — auf Darstellung der schönen That zu dringen, in welcher die Humanität, ein großes Wollen für das allgemeine Beste, über den Egoismus triumphirt. Wo die Wirklichkeit aber solches Streben unmöglich mache, da möge in der gegenwärtigen Zeit des Uebergangs zu besseren Zuständen der Protest gegen konventionelle Moral und Tyrannisirung des Lebens den Werken Charakter geben. Auch auf diesen Gebieten hat die Entwickelung der neueren Literatur den Forderungen Wienbargs entsprochen. Natürlich nicht in Folge seiner Rathschläge; den Bedürfnissen der Volksseele, denen dann die Dichter mit der That entsprachen, hat er nur zuerst mit voller Entschiedenheit Ausdruck in Worten voll Ueberzeugungskraft verliehen.

In Bezug auf den Roman, den Zeitroman, wie er ihm als Ideal vorschwebte, hat er im letzten Aufsatz der „Thierkreis-Wanderungen“ Ausführliches geäußert, in dem er unter dem Doppeltitel „Die Fische“ — „Faule und frische Romane“ gegen die Herrschaft des damals in Mode stehenden historischen Romans ankämpft. „Mein Held müßte ein Zeitgenosse sein, mein Roman ein zeitgeschichtlicher,“ bemerkt er gleich im Anfang in Opposition zu Walter Scott und seinen deutschen Nachahmern. „Junge Dichter, fühlt ihr Talent und Trieb, nach der höchsten Palme zu ringen, einen Roman zu schreiben, wandelt nicht die verfallene menschenleere Straße einer abgestorbenen Zeit, klopft nicht an die Gräber, um die Todten aufzuwecken — sie haben für euch nie gelebt, euer Herz kennt sie nicht — sie gehören entweder der Geschichte an, oder der Vergessenheit. Greift in die Zeit, greift in euren eigenen Busen. Vor allem

aber, greift nicht eher zur Feder, werdet nicht früher Schöpfer, Gestalter, als bis ihr selber gestaltet. . . . Greift in die Zeit, haltet euch an das Leben. Ich weiß, was ihr entgegnet. Nicht wahr, es ist verdammt wenig Poesie in dieser Zeit, in diesem Leben, das wir in Deutschland führen? Woher der Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman? Ich frage aber dagegen, woher entnahm Goethe ihn für Wilhelm Meister? — Versteht mich recht. Um alles in der Welt keinen Wilhelm wieder. Der ist abgethan, der ist Goethe's und seiner Zeit. Was und wer ist euer? Welcher Idee könnt ihr Leib und Seele verleihen? Was habt ihr erlebt und gestrebt? Welche Bekanntschaften, Ansichten und Lebensverhältnisse vermögt ihr in die Region der Poesie mit hinüber zu nehmen? Ich gebe zu, und mir blutet das Herz dabei, ja wir leben in einer Zeit, wo der matte Quell der Poesie kaum über die ersten sechszehn Jahre unseres Lebensalters hinaufspringt. Aber gut. Haltet einmal Abrechnung mit der Zeit, entzieht einmal durch einen herzhaften Entschluß dieser heutigen deutschen Literatur den Schimmer poetischer Lügen, deckt einmal auf, ihr Dichter, was ihr schauet, laßt einmal den Staub wirbeln in der Wüste und zählt die Grashalme, die auf grünen Inselfleckchen wachsen, zeigt uns den Himmel, wie er grau und schmutzig über uns niederhängt, und fangt die Sonnenstrahlen auf, die sich auf euren Scheitel stehlen, reißt der Zeit den Mantel der Heuchelei, der Selbstsucht, der Feigheit vom Leibe und macht mit dem Kusse eures Mundes aller Welt bemerklich, wo nur noch ein ächter Faden, der rothe Faden der Poesie hinzieht, klopft, hämmert an alles taube Gestein und sucht die Erzadern zu erforschen, wie sparsam, tief und versteckt sie auch fortlaufen. Noch einmal, haltet Abrechnung mit der Zeit, mit eurem eigenen Leben! Das bischen Poesie, das sich darein verzettelt, das bischen aufzuweisen bringt euch Ehre und der Zeit Schande. Jetzt müßt ihr euch schämen. Wendet das Blatt. Die Philister nennen euch Lügner, Schaumbläser, Puppenspieler, Romanschmierer, und bei Gott, die Philister haben Recht."

Und nun bekennt er, daß er sich selbst mit dem Plane zu solch einem zeitgeschichtlichen Sittenroman trage. „Er sollte den Lebenslauf eines meiner Freunde darstellen, eines Unglücklichen, der, mit einer Liebe und Reinheit begabt, wie sie kaum noch in Träumen blüht, jammervoll unterging und in dem Norddeutschland, wie es ist, untergehen mußte. An innerem, psychologischem Interesse würde ich seiner Person zuzuwenden suchen, was ihr an äußerem mangelt — welcher Glanz von Begebenheiten fiele auch auf einen armen dunkeln Schüler, Studenten, Kandidaten der Theologie. Aber ich würde zum Leser sprechen: verachte

nicht mein kleines Licht. Die Luft, die seinem Flämmchen Nahrung giebt, ist dieselbe, in der wir beide athmen, die unser eigenes Lebenslicht entzündet, unterhält und verzehrt ... Ich würde im Johannes Küchlein einen nicht unbedeutenden Abschnitt meiner eigenen Vergangenheit abspiegeln. Die Freunde meines Helden sind zugleich die meinigen. Die Orte in Norddeutschland, die er besucht, sind plastische Orte für meine Erinnerungen. Ich kenne die Gassen, in denen er wandert, die Giebel der Häuser, die ihn aufnehmen, winken mir vertrauliche Grüße zu. Stadt- und landbekannte Leute zeigen sich ihm wie mir im Lehnstuhl, auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel. Alte Lindenalleen, die noch blühen, und junge Mädchen, die schon verblüht sind, erkenne ich an Wuchs, Blüthe, Schleier aus weitester Ferne. Auch sie — auch ihr kleines rothseidenes Hütchen, so welthistorisch für mein Herz, sähe ich nicken und vorüberschweben, es drängten sich grüßend heran die Bilder der geliebten Jugendfreunde — Mitglieder eines ohnehin phantastischen und seltsamen Lebenskreises wie des studentischen, die den brausenden Most junger Thorheiten in die alten Universitätsschläuche füllten, herrliche Gesellen damals auf dem Platz, nun in alle vier Winde zerstreut, Bursche, deren Herz einmal im Leben für Liebe, Freundschaft und Vaterland warm geschlagen und in deren Erinnerung drei Jahre flammen, wo sich die Schlange Selbstsucht noch nicht um ihre Brust geringelt. — Seht Dichter," so schließt Wienbarg diese Apostrophe, die zugleich den Schluß des Buches bildet, „ich würde mehr als die Hälfte meiner Reichthümer, mein bischen Lebenspoesie zu Markte tragen, wenn ich meinen Wunsch ausführte. — Und wann wirst du deinen Vorsatz ausführen? — Wenn die unsichtbare Hand, die mir die Feder leitet, die Erlaubniß dazu ertheilt."

Ach, er hat den Vorsatz nie auszuführen vermocht! Ueber Anläufe zu einer solchen Schöpfung, über novellistische Fragmente ist er nie hinausgekommen. Was ihm aber als Ideal eines deutschen zeitgeschichtlichen Sittenromans damals schon vorgeschwebt, das hat bald darauf in Immermanns „Epigonen" und „Münchhausen", in Gutzkows „Blasedow und seine Söhne", dann den „Rittern vom Geist" und dem „Zauberer von Rom", in Holteis „Christian Lammfell", in Reuters „Ut mine Stromtid", in Freytags „Soll und Haben" in Berthold Auerbachs, Levin Schückings, Spielhagens ersten Zeitromanen, in Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" und hundert andern Prosadichtungen Gestalt gesucht und in verschiedenster Weise gefunden.

* * *

Der erste aber, der einen modernen Zeitroman von realistischer Ausführung und künstlerischer Komposition den romantisch-historischen Romanen entgegenstellte, war Heinrich Laube. Der zweite Theil von „Das junge Europa", ein selbständig abgerundetes Werk, „Die Krieger", entstand kurz nach dem Erscheinen von Wienbargs „Aesthetischen Feldzügen"; den ersten Theil, „Die Poeten", in Bezug auf poetische Kunst hoch überragend, ist derselbe die bedeutendste dichterische That jener Sturm- und Drangzeit junger Fortschrittsgeister, die wir das „Junge Deutschland" nennen, wie Wienbargs Buch die bedeutendste Fassung der von allen gehegten literarischen Reformgedanken. Während aber der letztere diesen Ruhm unbestritten genossen hat, blieb jenem die Anerkennung und gerechte Würdigung seiner viel bedeutenderen Leistung vorenthalten.

In fast allen Literaturgeschichten findet sich „Das junge Europa" in seinen drei sehr verschiedenwerthigen Theilen obenhin als Ganzes besprochen und die Fehler des ersten formlosen Bandes „Die Poeten" dem Ganzen aufgebürdet. Es erklärt sich dies daraus, daß das Erscheinen der „Krieger", wie des letzten Theiles „Die Bürger", erst in die Zeit nach dem allgemeinen Verbot aller Schriften Laube's, auch der künftigen, fiel und daß im Jahre 1837, dem Erscheinungsjahr, das Ende 1835 ergangene Verbot noch in Geltung war. Die Bände drangen nicht ins große Publikum und sind den späteren Literarhistorikern offenbar schwer zugänglich gewesen. Erst ganz neuerdings — in Hellmuth Mielke's „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts" — ist den „Kriegern" Laube's in gewissem Maße die Anerkennung geworden, die sie verdienen. Mielke (der bei der sichtlichen Kenntniß des Werks den unbegreiflichen Irrthum begeht, als Gesammttitel desselben den Titel des ersten Laube'schen Buchs „Das neue Jahrhundert" anzugeben) nennt das Werk das Zeugniß einer merkwürdigen Reife seiner Anschauungen und Gedanken. Die Zerrissenheit der Komposition, die dem ersten Roman „Die Poeten" eigen gewesen, sei hier überwunden. Noch heutigen Tages könne man den Roman nur mit Vergnügen lesen. Von diesem Buch könne man sagen, daß eine jetzt schon halbverwehte Spur zu den kommenden Romanen Spielhagens und Freytags führe. Der jungdeutsche Ueberschwang zeige sich in ihm zu männlichem Ernste verklärt. Jedermann, der Laube's „Krieger" mit Interesse und ohne Voreingenommenheit prüft, wird diesem Urtheile Mielke's zustimmen müssen. Aber auch dieser verlegt die Entstehung in eine zu späte Zeit. Auch er hat übersehen, daß Laube in seinen „Erinnerungen" ausdrücklich hervorgehoben, daß der Roman bereits im

Jahre 1834 entstanden, im Gefängniß entstanden sei, eine Thatsache, die doch schon 1838 in Nowacks Schles. Schriftsteller-Lexikon (Heft 3) nach Laube's Angaben festgestellt worden war. Die Verzögerung des Erscheinens erklärt sich sehr natürlich durch das Vorgehen des Bundestags gegen die Schriftsteller des jungen Deutschlands; noch ehe die Schlußbände des „Jungen Europa" druckfertig waren, wurden sie im voraus verboten. Dieser Zusammenhang ist aber für die Charakteristik Laube's wie die seines besten Jugendwerks von gleicher Wichtigkeit. Nicht weniger ist es charakteristisch, daß der beste Roman des Jungen Deutschlands aus der Zeit, da die Bewegung Gegenstand politischer Verfolgung wurde, im Kerker entstanden ist.

Wir haben Laube verlassen, als er sich von Leipzig mit der Schnellpost nach Berlin begab, um der auf Veranlassung des preußischen Gesandten in Dresden an ihn ergangenen Ausweisung zu genügen. Er stieg unter den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln im Hotel de Russie ab, wo ihn ein günstiger Zufall die persönliche Bekanntschaft von Glaßbrenner machen ließ, der den forschen Verfechter der Fortschrittsideen, der ihm aus der Eleganten Zeitung bekannt war, mit lebhafter Theilnahme begrüßte und dessen Interessen zu den eigenen machte. Dem Verfasser des „Eckensteher Nante", dem übrigens damals auch eine eben erst gegründete Zeitung unterdrückt worden war, gelang es leicht zu erfahren, daß der Berliner Polizei noch keine Weisung vorlag, auf einen pp. Laube zu fahnden; insofern hatte dieser ganz Recht gehabt, wenn er meinte, am Sitze seiner Verfolger noch die größte Sicherheit zu finden, weil man eine Flucht dorthin am wenigsten erwarten würde. Varnhagen, der ihn freundlich aufnahm, warnte ihn jedoch dringend, diesem Frieden zu trauen, und rieth ihm, nach Paris zu Heine zu gehen. Aber wie dies thun ohne Paß? Da er von der Absicht des Fürsten Pückler unterrichtet war, eine Reise nach Aegypten anzutreten, wofür derselbe einen literarisch gebildeten Reisegenossen suchte, empfahl er dem jungen Schützling weiter, sich um diesen Posten zu bewerben, was dieser auch that. Als aber die bejahende Antwort eintraf, hatte ihn bereits das Schicksal ereilt und er saß hinter Schloß und Riegel. Vorher hatte er eine Flucht in die Heimath versucht, denn der Aufenthalt in Berlin, wo selbst das Rauchen einer polizeilichen Ueberwachung ausgesetzt war, war ihm immer unheimlicher geworden. Er war nach Sprottau gefahren, zum erstenmal seit vielen Jahren. Aber kaum war er in sein Vaterhaus getreten, da ließ auch schon der dortige Polizeiinspektor sich nach seinem Paß erkundigen und als der Paß ausblieb, da that er es selbst. Hier in der

Vaterstadt schienen die Herren in Berlin ihn also erwartet zu haben. Er wartete eine Reklamation nicht ab, sondern floh weiter — wie er es im dritten Bande der „Reisebilder" und später mit geringer poetischer Ausschmückung in dem Roman „Die Böhminger" erzählt hat. Damals hatten die Zeitungen die ersten Nachrichten von der neuen Heilmethode des „Wasserdoktors" Prießnitz in Gräfenberg gebracht; das weltentlegene Dorf an der schlesisch-österreichischen Grenze erschien dem einer Nervenfrischung sehr bedürftigen Flüchtling als ein geeigneter Schlupfwinkel. Er kam auch unangefochten hin und ließ alle Beschwerden der noch sehr primitiven Kurmethode duldsam über sich ergehen, erkaufte er sich doch damit die Freiheit. Eines Tages aber trat Prießnitz in die Bauernstube, welche Laube bewohnte und brachte die geheimnißvolle Mittheilung, daß die österreichische Regierung seinen Patienten unter polizeiliche Spezialüberwachung gestellt und er selbst am Abend zuvor die Anzeige erhalten habe, daß in den preußischen Grenzorten Befehl ergangen sei, ihn festzunehmen, wenn er die Grenze passire. Auch von seiner Verbannung aus Sachsen zeigte sich der besorgte Naturarzt unterrichtet, der ihn zum Schluß einlud, nur ruhig seine Kur in Gräfenberg fortzusetzen. Ruhig — unter solchen Umständen, nach der aufregenden Wirkung der bisherigen Wasserheilkünste! Briefe aus Breslau gaben den Ausschlag; jetzt läge auch in Berlin die Ordre für seine Verhaftung vor. Auf einem Bauernwagen, nur ein Bund Stroh zum Sitz, trat er in nächtlicher Stunde aufs Neue die Flucht an, jetzt mit der Absicht, auf österreichischem Gebiet bis zur sächsischen Grenze zu fahren und dann in Dresden beim dortigen Ministerium Lindenau-Karlowitz, das doch, nachdem es mit der konstitutionellen Verfassung ins Leben getreten, immerhin noch liberal war und Preußen gegenüber nach Möglichkeit seine Selbständigkeit wahrte, Schutz zu suchen. Er erhielt auch die Erlaubniß, vorläufig in Dresden zu bleiben, jedoch in einer Form, die er für eine Ablehnung nahm, und so schloß er sein Anliegen mit der Bitte, wenigstens noch vierzehn Tage lang in Leipzig bleiben zu dürfen, damit er seine Geschäftsangelegenheiten ordnen könne. Damals erschien jener Abschied in der „Eleganten Zeitung". Allmittäglich wurde im Hotel de Bavière berathen, was zu thun sei, und das Resultat war wiederum Laube's Entschluß, sich selber in Berlin der Verhaftung zu stellen. Die Freunde waren einig, daß, wohin er sich auch wenden würde, er doch keine Ruhe finden und schließlich doch ausgeliefert werden würde: dem Gehetztwerden wollte er aber ein Ende setzen; er hatte genug und die ihm in Berlin drohende Untersuchung konnte nach seiner Meinung doch kaum eine erhebliche Bestrafung ihm zuziehen. Varnhagen war

freilich anderer Meinung. Seit der Einsetzung der neuen Zentraluntersuchungsbehörde hatten Demagogen das Schlimmste von der Untersuchungshaft zu befürchten.

Nun aber war jeder Rath zu spät. Am Morgen nach seiner Ankunft wurde Laube verhaftet; der Polizeirath Dunker vollzog in Begleitung zweier Geheimpolizisten die Verhaftung persönlich. Er führte auch die erste Untersuchung im Verhörzimmer der Stadtvogtei. Der unglückliche Gefangene erfuhr nun, daß einige inkriminirte Stellen in seinen bisher erschienenen Büchern und in Artikeln der „Eleganten Zeitung" Anlaß zu seiner Verfolgung gegeben hätten. Auch der Verlauf der ersten Verhöre bestärkte ihn in der Hoffnung, daß er mit einer gelinden Strafe davon kommen werde. Denn der Polizeirath Dunker, der von der Berliner Verbrecherwelt allgemein gefürchtete Inquirent, schien die Sache selbst nicht gar ernst zu nehmen. Dies war freilich nur ein Symptom seiner Geringschätzung dieser Art von Prozessen; der berühmte Kriminalbeamte interessirte sich nur für wirkliche Verbrecher. Das ganze System der „Demagogenverfolgung", das ihm die Gefängnisse mit gebildeten Männern anfüllte, deren Versündigungen ganz außerhalb des eigentlichen Verbrecherthums lagen, war ihm zuwider. Er ließ in dieser Beziehung nach den Verhören sogar sehr freimüthige Aeußerungen über seinen Chef, den Geheimrath Tzschoppe, fallen, welcher die eigentliche Seele des Systems war und aus Strebersucht noch die Absichten seiner Vorgesetzten, des Ministers von Rochow und des Fürsten Wittgenstein übertrumpfte. So führte Dunker das Verhör über Laube's schriftstellerische Sünden mit einer verhaltenen Ironie, die diesen ermuthigen mußten. Die „Erinnerungen" haben uns davon ein szenisch lebendiges Bild überliefert. „Dunker sagte es nicht, daß er auf meiner Seite stünde, aber er handelte auf meiner Seite. Endlich kam das einmal zum Ausbruche bei einer Stelle in den ‚Reise-Novellen'. Sie lautete: ‚Um die Kirchen ist immer viel Wind.' — ‚Wie können Sie das verantworten?' fragte Dunker mit einer Strenge des Tones, welche seinem weichen Organe gar nicht natürlich war. Ich berief mich auf die örtliche Stellung der Kirchen, welche immer auf freien Plätzen stünden, und auf freien Plätzen herrsche immer Zugwind; ich hatte aber das Wort Zugwind noch nicht ganz ausgesprochen, da überraschte uns ein schallendes Gelächter. — Hatte uns Jemand zugehört? Nein, wir waren allein; wir Beide hatten so unwillkürlich gelacht. — Trotzdem wurde der diskrete Lustspielton zwischen uns nicht geändert, es folgte keine platte Erklärung des Gelächters, sondern Dunker sagte, nachdem er sich die überfließenden

Augen mit dem Taschentuche getrocknet: „Diese topographische Begründung ist werthvoll, aber einseitig. Was meinen Sie zu dem Beisatze: Friedrich der Große hat dergleichen oft gesagt"? Ich entgegnete sehr ernsthaft, daß ich für alle ähnlichen inkriminirten Stellen zu Protokoll gäbe, sie stammten aus dem Studium der Schriften, welche der preußische König Friedrich der Zweite in Druck gegeben, und ich glaubte deshalb nicht, daß sie im Königreiche Preußen strafbar sein könnten."

Da auf einmal änderte sich das Bild. Man hatte in seinen Papieren die alte Universitätsmatrikel mit dem Vermerk gefunden: „Der Burschenschaft verdächtig". — „Unglücklicher," rief ihm nach den ersten sechs Wochen der Untersuchungshaft Dunker zu, „Sie sind in Halle Burschenschafter gewesen!" — „Nun?" — „Das hat man jetzt nach sechs Wochen entdeckt, und nun hat man hinreichenden Grund zu längerer Haft. Jetzt werden Ihre Schriften Nebensache, jetzt beginnt eine Kriminal-Untersuchung gegen Sie." — „Wegen einer Burschenschaft?" — „Ja wohl! Wer der Theilnahme an der Burschenschaft überwiesen ist, wird zu sechs Jahren Festungsstrafe verurtheilt." — „Mehr nicht?" — „Diese Gesetzesbestimmung existirt. Sie ist entstanden in Folge der Ermordung Kotzebues, in Folge der langen Mainzer Untersuchungskommission, in Folge des Hambacher Festes, in Folge des Sturmes auf die Konstablerwache in Frankfurt, in Folge der politischen Tendenz in der Burschenschaft, welche seit der Juli-Revolution auf den Universitäten ausgebildet worden ist." — „Aber ich bin ja drei, vier Jahre vor der Julirevolution auf der Universität Halle gewesen, und damals — es sind sieben Jahre her — hat kein Mensch, auch kein Burschenschafter an eine Revolution gedacht." — „Einerlei. Burschenschaft, sagt man, ist Burschenschaft. Dies Wort ist eine kriminelle Parole, und mit dieser bloßen Anklage sind Sie uns, der Polizei und der Stadtvogtei, entzogen, sind Sie der Hausvogtei verfallen; ich muß Sie hinüberbringen, der Wagen wartet schon unten." Tzschoppe triumphirte. Laube gegenüber verfolgte er den doppelten Zweck: einen unbequemen Stimmführer der Opposition auf möglichst lange Zeit mundtodt zu machen, womöglich aber auch seinen Zusammenhang mit der revolutionären Propaganda der vermutheten Geheimverschwörung nachzuweisen. Jetzt konnte man seine Untersuchung mit dem großen Demagogenprozeß verknüpfen, dessen Fäden bei der Bundes-Zentral-Kommission in Frankfurt zusammenliefen und der in Preußen mit solcher Strenge geführt wurde, daß bereits einige Hundert politische Untersuchungsgefangene in der Hausvogtei, dem Berliner Kriminalgefängniß, saßen, dem nun auch der unglückliche Dichter des

„Jungen Europa" überwiesen ward. Hier war nicht Dunker der Untersuchungsrichter, sondern Dambach, der düstere Torquemada der Burschenschaft, Dambach, „der preußische Reim auf Hambach", wie die Mitgefangenen in der Hausvogtei sagten. Dambach verstand es, durch Hinausdehnen der Untersuchung, durch Verschärfung der Haft, durch hundert Mittel geistiger Tortur die vermeintlichen Verschwörer zum Geständniß und zur Verzweiflung zu bringen. Auch für Laube begann eine Leidenszeit voll unbeschreiblicher Qualen, welche gleich damit begann, daß er in ein lichtloses dumpfes Verließ gesteckt wurde, das von den Gefängnißwärtern selbst das „Loch" benannt war, um — ohne Bücher, ohne Zigarren, ohne Nachtlicht — Wochen lang dem ersten Verhör entgegenzuharren. Man wollte ihn mürbe machen. Sechs Monate dauerte im Ganzen diese zweite Untersuchungshaft.

Noch ehe der Dichter diesen gräßlichen Verlauf ahnen konnte, kurz nach seiner Verhaftung durch den Polizeirath Dunker, dessen milde Untersuchungsart ihm die Hoffnung auf baldige Befreiung gelassen, war Laube an den von Anfang an projektirten zweiten Theil seines Jungen Europa gegangen. Als Trösterin war ihm die Muse genaht und hatte ihm gelehrt, die ihn umstarrende grabesdumpfe Wirklichkeit über der Darstellung einer lebensvolleren zu vergessen. Er ging an die Fortsetzung der „Poeten". Waren aber die Gespräche und Briefe der Helden dieses ersten Bandes bewegt gewesen von fieberhafter Erwartung eines erlösenden Umschwungs in allen höheren Angelegenheiten des Lebens, wie sie den jungen Autor selbst erfüllte, so wurden „Die Krieger" zum Organ einer resignirten Stimmung. Sein romantisch-phantastisches Freiheitsschwärmen war auf allen Gebieten mit der rauhen Wirklichkeit gar hart zusammengestoßen. Mehr als es gewiß im ursprünglichen Plane des Gesammtwerks gelegen, wurde jetzt sein Dichten von dieser Erfahrung gelenkt.

Hatte der erste Band damit geschlossen, daß Valerius Grünschloß verläßt, um an dem Freiheitskampfe der Polen theilzunehmen, und bald danach das Gerücht von seinem Tode auf dem Schlachtfeld von Grochow die Zurückgebliebenen erschreckt, so war von vornherein für den zweiten Theil die Aufgabe reservirt, in Valerius einen Vertreter der für die Freiheit begeisterten deutschen Jugend an der polnischen Revolution von 1831 in ihrem ganzen Verlaufe theilnehmen zu lassen. Wienbargs Theorie der „schönen That" gerade angewandt auf die polnische Revolution, wie dieser es beispielsweise in seinen Vorlesungen gethan, war ihm zur selben Zeit bereits Gegenstand eines poetischen Planes geworden, als dieser vom Kieler Universitätskatheder herab dieselbe verkündigt hatte.

Die Poesie der schönen That, wie sie sich im Aufstand der Polen für ihre nationale Freiheit offenbart, hatte in den „Kriegern" dargestellt werden sollen; nun schlich sich ein Zug der Resignation in die Ausführung des Bildes. Laube's dämmerungsgraue Einsamkeit füllte sich mit den Gestalten der Helden der polnischen Revolution, mit Männern des Volks, aus dem Walde von Wawre, mit russischen Soldaten und Vertretern des polnischen Reichstags, wie er sie vor drei Jahren in Salzbrunn von seinem Freund, dem verwundeten polnischen Offizier, mit frischester Anschaulichkeit geschildert bekommen; von nichts unterhalten, von nichts zerstreut, lebte er — als sei er persönlich dabei — noch einmal alle die Hoffnungen und Enttäuschungen der polnischen Freiheitskämpfer durch, die Schlachten und Truppenmärsche, die politischen Umtriebe in der Bevölkerung Warschaus und die lärmenden Reichstagsscenen vor der Belagerung und Eroberung der Hauptstadt, die begeisterte Erhebung Polens und die schmähliche Niederlage, mehr herbeigeführt durch eigene Schuld, durch die Uneinigkeit der Führer, den Ehrgeiz der Demagogen, das Mißtrauen des gemeinen Volks gegen den Adel, die Unfähigkeit des Adels, die eigenen Vorrechte für die Freiheit des Vaterlands zu opfern, kurz, alles was er mit frischer Hand damals in seinem ersten Buche geschildert, als er in Leipzig im Verkehr mit Spazier die mündlichen Berichte namhafter Polenflüchtlinge zur lebendig sprudelnden Quelle hatte.

Dabei machte sich aber die Situation des Gefangenen in einer unerwarteten Weise geltend. Die Wirkung der veränderten Lebenslage äußerte sich nicht nur in der resignirten Weltanschauung, sondern auch in einer vervollkommneten Darstellungsweise. Hatte er früher das in der Wirklichkeit Gegebene unterschätzt, weil sein Geist in lauter Zukunftsidealen lebte, so lehrte ihn jetzt die Gefangenschaft all das wirkliche Glück schätzen, das ihm die Wirklichkeit draußen gewähren könnte, wenn er nur frei, nichts als frei wäre. Von den grauen Kerkermauern ganz auf sein geistiges Auge angewiesen, während die leiblichen nach Licht und Farbe lechzten, steigerte sich dessen Vorstellungskraft zu einer Energie des Schauens, die es bisher nie entfaltet, mit seinem rastlosen Lebensdurst auf ein Leben in der Phantasie beschränkt, versetzte er sich in die Zustände seines Helden mit einer Hingabe, daß er sie wie eigenstes Erleben erzählen und schildern konnte, und so gewann er im Gefängniß und durch das Gefängniß die Konzentration des echten epischen Schaffensprozesses, der nicht redet, sondern bildet in der Form geschlossener Erzählung; der nicht willkürlich bunte Abenteuer an einander reiht, sondern die Erlebnisse einer Per-

sönlichkeit in ihrer Folge erzählt: ein Abbild des organischen Wachsthums des Lebens. Nicht mehr in einem bunten Durcheinander von hastig hingeworfenen, erregte Stimmung wiedergebenden Briefen entwickelte sich der Roman, sondern in der objektiven Form einer gleichmäßig fortschreitenden, in schönem Verhältniß sich aufbauenden Erzählung.

In seinen „Erinnerungen" hat Laube später dieses Vorgangs gedacht unter Hervorhebung eines Romans von Tieck, der ihm zum Muster geworden sei. „Woche auf Woche verging. Draußen war ewiger Sonnenschein; jener wunderbare Sommer des Jahres 1834 war im Gange; nur in meine gen Norden gelegene Zelle drang kein Sonnenstrahl. Ich ertrug indessen mein Loos mit leidlicher Fassung, weil mich Dunkers Aeußerungen trösteten. Künstlerische Bestrebung kam mir zu Hilfe: ich hatte eine Roman-Anlage in mir, und es war mir ein Genüge, daß ich in meiner Gefängnißstille ganz und gar in den bewegten Fluß einer Erzählung hineingeriethe. Die Tieck'schen Novellen, damals fast die einzige epische Produktion, welche feineren Geist athmete, hatten die volle Romanform ziemlich verdrängt. Der Geist sprang immer vorlaut heraus aus der Form, er schwenkte die Solger'sche Freiheit der Ironie, die burschikose Ueberhebung der Romantiker, wie eine Fahne literarischer Freiheit. Nur einmal, in seinem „Griechischen Kaiser", war Tieck jener künstlichen Novellenform untreu geworden und hatte zu großer Ueberraschung einen kleinen Roman gebracht, statt einer großen Novelle. Die geschwätzige Untersuchung jener Zeit: „Worin unterscheidet sich die Novelle vom Roman?" hatte einen unerwarteten Stoß erlitten, denn der Novellen-Vater Tieck hatte auch diesen „Griechischen Kaiser" Novelle genannt. Mir aber hatte dieser kleine Roman Tiecks einen viel stärkeren Eindruck gemacht, als irgend eine seiner Novellen, mir erschien jetzt, was ich bisher Novellistisches geschrieben, zu unrein, zu flatterhaft in der Form, und ich meinte, einen guten Schritt vorwärts zu thun, wenn ich einfach e r z ä h l t e. Das that ich denn in den langen Stunden der Stadtvogtei."

Die allgemeine literarische Reminiscenz in diesen Bemerkungen fordert zu einigen Einschränkungen heraus, da auf dem Gebiet der h i s t o r i s c h e n Novelle und des historischen Romans, ganz abgesehen von Frankreich und Deutschland, neben Tieck unter den deutschen Nachahmern Walter Scotts, wie schon in Kleist, Hauff, Spindler, die Erzählungskunst sich auf ihre natürliche Aufgabe beschränkt und von der romantischen Ironie emanzipirt hatte. Doch wollen wir auf das Gebiet des Allgemeinen nicht abschweifen.

Was Laube's eigenen Uebergang zur geschlossenen epischen Erzählungsform betrifft, so können wir natürlich den von ihm selbst zugestandenen Einfluß von Tiecks „Griechischem Kaiser“ nicht abweisen. Aber was in Laube's „Kriegern“ meinen Blicken als ein ganz neues Prinzip realistischer Erzählungskunst auffällt, was ihnen in der deutschen Literatur eine ähnliche Stelle anweist, wie Millets „Säemann“ vom Jahre 1849 in der Geschichte der französischen Malerei, dessen scheint er sich selber nicht mit voller Deutlichkeit bewußt worden zu sein, das stammte aus seinem Innern und beruhte auf der Steigerung seiner inneren Vorstellungskraft und literarischen Ausdrucksfähigkeit für die sinnliche Erscheinung der zu schildernden Menschen und Oertlichkeiten, Auftritte und Ereignisse, auf dem erwachten Bedürfniß, sich nicht nur an den Verstand und die Phantasie, sondern ganz besonders an die Sinne des Lesers zu wenden: bei der Darstellung einer Situation auch an das Spiel von Licht und Schatten, von Luft und Dunst, an die Welt der Geräusche und Gerüche zu denken und durch die Beachtung all dieser Elemente die Lebenswahrheit, den Schein der Wirklichkeit unendlich zu steigern. Und wir gehen sicher nicht irr, wenn wir dies Neue als Ergebniß der Entbehrungen auffassen, zu denen die genußdurstigen Sinne des Dichters im Kerker verurtheilt waren, die nun mit Hülfe der Einbildungskraft zu genießen suchten, was ihnen das Leben versagte. Oder sollte es Zufall sein, daß er damals im Gefängniß als sein größtes Unglück das Entbehren der Sonne beklagte, daß er sowohl in den Klagen des gefangenen Valerius, die seine eigenen Gefängnißstimmungen unmittelbar wiedergaben, als auch später in den „Erinnerungen“ diese Sehnsuchtsklage gipfeln läßt in dem Ausruf: „Und ich liebte von Jugend auf wie ein Perser die Sonne!“ — daß er in dem Roman, der im Halbdunkel des Gefängnisses entstand, keine Scene beschreibt, ohne mit lebhaftem Sinn für die feinsten Wirkungen des Lichts das Walten der Sonnenstrahlen, das Dunkel der Nacht, den Antheil der Gestirne am Leben, den Zustand der Atmosphäre und deren Zusammenhang mit unserem Nervenleben zu einem wesentlichen Element der Schilderung zu machen? Als er in den Poeten die poetischen Rechte der Sinne verkündet und die Sinnlichkeit als hohe Lebenskraft der Jugend verherrlicht, lachte ein ewig blauer Theaterhimmel antheillos über den Scenen. Jetzt hatte jede Scene einen anderen, ihren eigenen Himmel mit all den wechselnden Eigenschaften, wie sie der ewig wechselnden Naturerscheinung entspricht, die wir jeweils Himmel nennen. Und weiter: sollte es Zufall sein, daß er, da er sich anschickt, die Finsterniß seines Kerkers mit farbigen Bildern, mit Licht und Glanz und freudiger

Bewegung zu beleben, kraft seiner Dichterphantasie, die Reihe der Bilder sich auch aus dunkler Nacht losringen läßt, ganz entsprechend den seelischen Vorgängen, die er zunächst schildert auf dem nächtigen, leichenbedeckten Schlachtfeld von Grochow, wo aus todesähnlichem Zustand sich auch Leben und Hoffnung losringt, daß er immer wieder und wieder die Wechselwirkung betont, die zwischen den Stimmungen der menschlichen Seele und der Sonne, den Sternen, der Finsterniß und all den Vorgängen in der elementaren Natur besteht? All dies vergegenwärtigte er sich in einer schmalen engen Zelle, die nur von oben durch ein kleines Fenster etwas Tageslicht erhielt, das aber wieder durch eine Blechblende von außen verfinstert wurde. Nur bei künstlichem Lichte konnte er schreiben, so lange ihm dieses überhaupt gewährt wurde. Bei solchem Zustand wird man zu einem Robinson Crusoe allen kleinen Veränderungen gegenüber, die mehr Licht in das Halbdunkel bringen. Mit inbrünstiger Leidenschaft wird der erste Sonnenstrahl begrüßt, wird der Aufhellung des kleinen Lichtstreifens entgegengesehen, wenn — ach — Tage lang trübes Gewölk an die Stelle der freundlichen blauen Himmelsfarbe in dem Guckviereck der Wand getreten war. Der blaue Streifen da oben ist ja die schmale Brücke, die den Gefangenen mit Gottes weiter schöner Welt verbindet. Im Banne solchen Streifens wurde Laube damals ein Maler mit der Feder, der bald wie Rembrandt das Licht aus Dunkel hervorhob, bald wie Millet die Sonne in ihrem freien, farbenschöpferischen Walten darstellte.

Das aber ist Laube's größter Ruhm, daß er gleich hier, bei dem ersten Wurf, dies technische Verfahren in vollsten Einklang mit dem seelischen Inhalt zu bringen wußte. Dem Wechsel von Schatten und Licht, das seine Bilder so stimmungsvoll bewegt, dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, entspricht die Stimmungswelt seines Helden, der Wechsel zwischen Hoffnung und Resignation, zwischen idealistischem Träumen und nüchterner Betrachtung der Wirklichkeit in dem von den Zuständen in Polen schwer enttäuschten Freiheitskämpfer. Und wie er immer daran mahnt, daß der Mensch nur so Schatten wirft, wie es die Sonne will, so weist er einen ähnlichen Zusammenhang auch zwischen dem Menschen und dem Boden, aus dem er stammt, den Umständen, die ihm der Tag bringt, den realen Bedingungen des Lebens nach. Der der Freiheit beraubte Freiheitsschwärmer wird wie als Dichter, so auch als Politiker — ein Realist. Und auch dieser Realismus findet einen harmonischen Ausdruck in den „Kriegern“ und der Schlußfortsetzung des Ganzen „Die Bürger“.

Aus der Reihe der jungen liberalen Brauseköpfe, die in den „Poeten“ das schlesische Herrenhaus Grünschloß als Gäste belebten, ist nur Valerius, der bedeutendste unter ihnen, ein „Krieger“ für die Freiheit geworden. Als Ulanenoffizier unter Kicki hat er in der östlichen Ebene vor Warschau, bei Grochow, im Heere der Aufständigen gefochten. Ein früherer Studiengenosse Valers, Sohn eines jüdischen Arztes, der in einem polnischen Dorfe ein seltsam zurückgezogen Dasein führt, Joel mit Namen, ist sein Waffengefährte geworden. Beide sind für todt neben einander auf dem Schlachtfelde liegen geblieben. Joels Vater, Manasse, der in Warschau den Ausgang der Schlacht abgewartet, benutzt das Dunkel der Nacht, die Leiche des Sohnes zu suchen. Gleich die ersten Sätze des Kapitels sind im Geiste der gekennzeichneten neuen Kunstweise geschrieben.

„Es war spät am Abende, ja die Nacht brach schon herein, als ein kleiner polnischer Wagen vor einem Gehölz hielt. Die kleinen Pferde pruhsteten angegriffen, denn es war kein eigentlicher Weg, auf welchem sie dahergekommen waren, und der Boden war halb feucht und halb gefroren. Dazu herrschte eine undurchdringliche Finsterniß, die Thiere schienen selbst voll Angst zu sein; wie denn bekanntlich das Pferd eines der sensibelsten Geschöpfe ist und fast überall nur Eindrücken der Furcht nachgiebt. Dazu knallte bald hier, bald da noch ein Schuß, plötzlich und unerwartet jagte ein Reiter oder ein Fuhrwerk vorüber — es war nicht zu verwundern, daß man dicht neben ihnen den warmen Dampf spürte, welchen sie ausströmten. — Aus dem kleinen Wagen kroch eine Figur und schritt in das Gehölz. Dort schlug sie Feuer, zündete in einer alten Laterne ein Lichtstümpfchen an und schloß die kleine blecherne Thür sogleich wieder. Die Wände der Laterne waren trübes, schmutziges Horn, das Licht gab also nur einen sehr matten, unsicheren Schein, bei welchem kaum die äußeren Umrisse des Mannes zu erkennen waren.

„Er trug einen langen Mantel, sein Gesicht war durch eine tiefe Mütze halb verhüllt — nur wie er mit der Laterne am Gesträuche herumsuchte, kam er einmal mit dem Lichte bis in die Nähe der Brust, und man sah einen dichten grauen Bart aus dem Mantel herausgucken.

„Sein Bestreben ging dahin, einen Zugang ins Gehölz zu finden, und bald fuhr er auch seinen Wagen mitten in eine kleine Birkenschonung hinein, deren junge Stämme und Zweige Pferden und Rädern nachgaben.

„Darauf barg er die Laterne unter dem Mantel und schritt eiligen Fußes auf der entgegengesetzten Seite aus dem Hölzchen. Man kann

eigentlich nicht sagen, er schritt, es war mehr ein geräuschloses Hinschlüpfen. Im Freien angekommen, kauerte er sich zusammen und horchte mit angehaltenem Athem. Aber der Wind fuhr eben rauh über die Fläche und warf harten, eisigen Regen durcheinander. Es war kalt und schauerlich. Als jedoch der heftige Windstoß vorüber war, drang es wirklich wie ein leises Geräusch von allen Seiten her, aber das Geräusch war wunderbar und ungewöhnlich, bald war es ein Wimmern, bald dem Hufschlag von Pferden, bald dem Gestöhn eines Thieres ähnlich — ein neuer Windstoß, und es war nichts zu vernehmen.

„Der graubärtige Mann schien befriedigt und huschte weiter fort auf der nassen Erde, ohne die Laterne hervorzubringen. Plötzlich strauchelte er und fiel auf die Seite. Lautlos raffte er sich wieder zusammen, öffnete den Mantel ein wenig und suchte mit dem trüben Lichte seiner Hornleuchte, was im Wege liege.

„Es war ein Mensch, der auf dem Angesicht lag. . . .“

Nach langem Suchen auf dem Schlachtfelde zwischen den Leichenhaufen, bei vorsichtiger Umgehung der russischen Streifpatrouillen, findet der alte Manasse dann glücklich seinen Sohn — nicht todt, nur schwer verwundet. Er will ihn, nachdem er ihn verbunden, in seinen Wagen bringen, doch Joel willigt nicht eher ein, als bis er den Vater bewogen, vorher seinen aus einer Kopfwunde blutenden Freund Valerius auch zu verbinden und in den Wagen zu schaffen. Die Flucht des Alten mit der kostbaren Ladung auf schneeverwehten Waldpfaden, bei beständiger Sorge, auf Russen oder Wölfe zu stoßen, was auch wirklich geschieht, der Kampf der Fliehenden in Wintersturm und Schneegestöber, ihre Rast in einem verwahrlosten Haidedorf, wo Valerius und Joel sich als Bauern verkleiden, ist mit demselben bestimmten Farbenauftrage, demselben lebhaften Sinn für das Walten der Naturkräfte, für Licht und Schatten, die Reize der Beleuchtung erzählt. Manasse rettet den Sohn und dessen Freund in ein entlegenes Herrenschloß, das mitten im Walde von Wawre liegt, dem Herd der revolutionären Bewegung unter den Bauern. Eine geistesschwache, steinalte Gräfin, der noch Kosciuszko die Hand geküßt und die im Lande wie eine Sibylle der Wiedergeburt Polens verehrt wird, ihr Sohn, ein von Podagra gepeinigter, echt polnischer Edelmann von ungezügelter Leidenschaftlichkeit, der dem Trunke ergeben, und die Tochter desselben, ein wild aufgewachsenes, blühendfrisches Geschöpf, das in dem verlotterten, halbzerfallenen Edelsitz wie eine Blume der Wildniß in unschuldsvoller Schönheit und natürlicher Freiheit aufgewachsen, sind die Bewohner des Schlosses. Der Graf hat alte Verpflichtungen gegen

Manasse und dafür sich Joels angenommen; Joel kennt Hedwig seit Langem und liebt sie mit geheimer, schwer zu bergender Leidenschaft; sie erwidert dies Empfinden mit harmloser Freundschaft, die sie auch sogleich dem Gaste aus Deutschland vertrauensvoll entgegenbringt. Valerius verfällt in ein hitziges Wundfieber. Genesen, hilft er bei der Vertheidigung des Schlosses gegen einen russischen Ueberfall, bei welcher der Graf seine innere Brutalität offenbart, und geleitet dann mit Joel, den Dienern und der zu Hülfe geeilten Schaar des gefürchteten Bauernführers, des Schmieds von Wawre, die Damen und den alten Grafen auf der nächtlichen Flucht durch die Wälder nach Warschau.

Die Charakteristik des Grafen und seiner Mutter erinnert noch an den früheren heinisirenden Metapherstil. Um den Mund des alten Grafen läßt er „schnell wechselnde Falten“ fliegen, „die wie ein unbekanntes Alphabet aussahen, dessen Buchstaben man nicht zusammenreimen kann“. Und in dem starren, mageren Gesicht der Gräfin findet er „angefangene Erzählungen von früherer außerordentlicher Schönheit“. In der Schilderung der „polnischen Wirthschaft“ auf dem Schlosse, kurz und anschaulich wie sie ist, zeigt er sich als Meister streng realistischer Kunst. Freytag hat in „Soll und Haben“ kaum Besseres geboten. Ebenso klar und bestimmt und dabei doch stimmungsvoll ist er in der Charakteristik der Hauptfiguren und der stets belebten Staffage. Immer ist er geschäftig, die inneren Zustände seines Helden, die auch hier den eigenen Erlebnissen nachgebildet sind, im Zusammenhang darzustellen mit den Eindrücken von außen. „Die äußeren Dinge erhalten erst ihre Augen und ihre Sprache von unserem Herzen!“ — „Es kommt nur auf die Beleuchtung an, ob die Dinge ein schauerliches oder ein lustiges Ansehen haben“ — „Demselben Lichte jauchzt der Eine wie einer Hochzeitsleuchte entgegen, während der andere eine Begräbnißfackel darin zu sehen glaubt“ — Sätze dieser Art bilden den Text zu diesen fein gestimmten, scharf beobachteten Seelenmalereien, welche andererseits zeigen, welche erlösende Macht über das Gemüth des Menschen der Sonne und den nächtlichen Gestirnen innewohnt. Als wunderbares Belebungselement rühmt er wieder und wieder die Sonne. Wiederholt zeigt er, wie sie es ist, die Trost und Muth „in das Herz des deutschen Freiwilligen bringt“. Seinen eigenen Zustand im Gefängniß überträgt er auf den Verwundeten. „Es war ihm aber auch dieser Trost (die Sonne)“ — heißt es an einer solchen Stelle, die für seinen Roman wie für die geistige Krisis, aus der er entstammt, gleich charakteristisch ist — „nöthiger als je, es that ihm mehr als je noth, ins Auge, in die Seele der Welt

hineinzublicken. Er befand sich auf jenem traurigen Standpunkte menschlicher Entwickelung, wo der graue Zweifel, die aschfarbene Ungewißheit Herz und Geist anfüllt, wo bei leidenschaftlichen Menschen die Verzweiflung ausbricht, bei ruhigeren aber jene tödtliche Gleichgültigkeit des Unbehagens. Sogar die Vergangenheit war ihm verleidet: sein eigenes sicheres, abgemachtes Wesen, das ihn früher ausgezeichnet hatte, war jetzt seiner Erinnerung ein Gräuel. Abgeschmackt, eitel, thöricht erschien ihm diese knabenhafte Sicherheit, dies ganze, gesetzte Wesen, das ihm stets ein so großes Uebergewicht über seine Umgebung eingeräumt hatte.

„Und doch waren es nicht jene Freiheitsgedanken an sich, die er jetzt bezweifelte, es waren die Verhältnisse im Großen, die allgemeinen historischen Entwickelungen, die ihm den Geist mit Dämmerung bedeckten. Er ahnte das Tausendfältige der menschlichen Zustände, die tausendfältigen Nüancen der Weltgeschichte, die millionenfachen Wechsel in der Gestalt eines Jahrhunderts und in der Gestalt seiner Wünsche und Bedürfnisse. Er sah die Armuth des menschlichen Geistes, der reformiren will, neben dem unabsehbaren Reichthume, der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Welt und ihres verborgenen ewigen Gedankens. Wie ein Prisma schimmerte ihm aus dem Dunkel seiner Seele jener ewige Gott der Welt mit seinen Farben. Und dies Gefühl der Schwäche, daß er nicht eine einzelne bestimmte Farbe herausblicken konnte, das Gefühl der Ohnmacht, sie nicht im Geiste alle vereinigt halten zu können, das Gefühl der menschlichen Beschränktheit drückte ihn zu Boden. . . .

„Das sind die trostlosesten Momente im Leben, wo wir den Fuß erhoben haben von einer früheren Entwickelungsstufe, und noch keinen festen Boden unter uns fühlen. Wir sehen mit Schrecken, wie tief jene Stufe noch gelegen, wir erinnern uns mit Schrecken, wie weit wir uns schon vorgeschritten glaubten, als wir auf jener Stufe standen, und der Gedanke zerknirscht unser stolzes Herz, daß wir beim nächsten Ruhepunkte wieder in denselben Irrthum verfallen und uns für fertig, für vollendet halten werden. Wir sehen ängstlich fragend zum Himmel: wo ist das Ende, wo ist der Gipfelpunkt des Menschen? Aber der blaue Himmel ist endlos für das menschliche Auge, und wenn wir noch so hoch gestiegen sind, wir wissen's nicht, ob es höher Stehende giebt, die uns verlachen. Da bricht das Herz, und wir greifen nach jener Milde und Toleranz für Andere, damit wir Versöhnung in das Leben bringen. Valerius seufzte tief auf nach solchen Gedanken und sah schmerzlich lächelnd in die Sonne: Nun denn, du mildes Licht, ich will eben weiter

gehen und jeder deiner Strahlen soll mir Muth verleihen. Es war ihm sanft zu Sinne, als habe er sich recht ausgeweint, und er ging leichten Schrittes in den Hof hinunter, um einen Ritt ins Freie zu machen. Er wollte mit der Sonne schwelgen."

Was neuestens als Aufgabe des modernen Gesellschaftsromans bezeichnet und erfüllt worden ist, den Menschen und sein Schicksal darzustellen als Ergebniß seines Herkommens und der Einwirkung seiner Umgebung (milieu), hat Laube also bereits damals schon bis auf die Umgebungen elementarer Art ausgeführt, aber er hat noch mehr gethan und die Mehrzahl der heutigen Naturalisten in Erkenntniß der Natur und des Menschen in ihr, in Erkenntniß der Wirklichkeit, wenn wir darunter den ewigen Werdeprozeß von Ursache und Wirkung verstehen, vielfach übertroffen. Denn er hat dem Trieb der menschlichen Willenskraft, sich dem persönlichen Charakter gemäß zu bethätigen, seinen vollen Antheil an der Schicksalsbestimmung gesichert und neben der Abhängigkeit der Persönlichkeit von ihren Umgebungen zugleich gezeigt, daß nicht nur sie, sondern auch der Kampf gegen sie, die Behauptung des persönlichen Willens der Natur gegenüber, Glück und Menschenschicksal bestimmen. Die weitere Fortsetzung des Romans „Die Krieger" und der ihm folgende Schlußband des „Jungen Europa" hat sich sichtlich die Aufgabe gestellt, am Beispiel Valers dies Verhältniß bedeutsam zu veranschaulichen.

In Warschau, wo Valerius zu seinem Regimentskameraden Graf Stanislas, dem Hedwig von klein auf anverlobt ist, sowie zu dessen feingebildetem Vater in ein freundschaftliches Verhältniß geräth, schlagen die Wogen des politischen Parteitreibens bald über seinen Kopf zusammen. Die Stellung seiner Gastfreunde läßt ihn als einen Parteigänger der Aristokraten erscheinen, während sein Gemüth bei der Sache des Volkes weilt. Auch in den Kreisen der Volkspartei unterhält er Beziehungen; er besucht die Versammlungen des patriotischen Klubs und wird Zeuge einer zündenden Rede Lelewels. Aber der verwirrende Rausch einer Liebesleidenschaft zieht ihn immer aufs Neue in die Kreise des Adels. Die Fürstin Constantie, die wir aus den „Poeten" als Geliebte des heißblütigen Hyppolit kennen, inzwischen Wittwe geworden, weilt bei Verwandten in Warschau. Er begegnet ihr in den Salons des flotten Reitergenerals Kicki, seines Chefs, in einer Gesellschaft, „wo die glänzendste Jugend Polens im Mazurek den Triumph der polnischen Freiheit tanzt." Das verführerische Weib, dem er früher stets spröde begegnet, sucht den jungen ernsten Krieger an sich zu fesseln, und das Heimweh in seiner Brust drängt ihn, der Lockung zu folgen, die in

deutscher Zunge an sein Ohr klingt. Aber sein demokratischer Stolz macht ihn mißtrauisch gegen die Fürstin. Er fürchtet, vom Glanz ihrer gesellschaftlichen Stellung geblendet zu sein. „In unserem Zeitalter wächst mit einem großen Theile der niedriger Geborenen ein verborgener irdischer Himmel auf, in welchem die höheren Stände sich bewegen, nach welchem der Geist strebt, ohne es zu wissen." Auch der bürgerliche Valerius fühlt, daß ihm solche Schwächen anerzogen sind. Und der geistige Kampf gegen sie vermag ihn nicht von dem Zauber zu befreien, den die Liebe der Fürstin auf ihn ausübt. In leidenschaftlichen Auftritten schließt sich das Verhältniß fester. Als sie aber den Schwur der Treue an die Bedingung knüpft, daß er bei ihr bleibe — gerade als die Regimenter auf's Neue in den Kampf ziehen, da siegt in ihm die Kriegerehre und die Sache der Freiheit, die ihn nach Polen geführt; er verläßt die Fürstin und zieht mit ins Feld. Die Schilderungen des Bivouaclebens ergänzen das Bild der socialen Elemente und Gegensätze, die sich zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind, den Russen, vereint haben. In der mörderischen Schlacht bei Ostrolenka erhält Valerius eine zweite Wunde und mit Skrzynecki's langsam zurückweichendem Heer gelangt er wieder nach Warschau, das jetzt vom Siegesjubel jäh ernüchterte. Seine Zwischenstellung als Fremder zwischen dem Adel und dem Volk von Polen zieht ihm, als die Umtriebe Krukowiecki's in einem Pöbelaufstand offen hervortreten, den Verdacht zu, er sei ein Spion, und nur einem glücklichen Zufall hat er es zu danken, daß er, der freiwillige Krieger für Polens Freiheit, dem Henkertod des Verräthers am Laternenpfahle entgeht. Dies geschieht um dieselbe Zeit, da er sich mit seinen adeligen Gastfreunden überworfen, weil sie aus Vorurtheil gegen die Juden seinem Waffenkameraden und Universitätsfreund Joel schmählich die Thüre gewiesen, nachdem dieser gewagt, offen um die Hand der schönen Haustochter Hedwig zu werben. Inzwischen geht Warschau an die Russen über, verrathen von einem Ehrgeizigen, der vorher die Einigkeit der Polen im Kampf für die nationale Freiheit durch demagogische Umtriebe gesprengt, aufgegeben von dem in seinem Enthusiasmus allzufrüh erschlafften Adel. Unter den Flüchtlingen, die das von den Russen eroberte Warschau verlassen, befindet sich dann auch er, von der Ueberzeugung erfüllt, daß jedes Volk seine politische Freiheit und nationale Unabhängigkeit nur aus eigener Kraft erkämpfen könne, diese aber nicht eher erringen werde, als bis der Ausgleich der socialen Gegensätze innere Einheit und Kraft geschaffen. Er sucht die Heimath wieder auf und in ihr ein Glück, das sich nicht im blinden Eifer für unerfüllbare

oder nur langsam erfüllbare Zukunftsträume, sondern im kräftigen Wirken für die in der Gegenwart und in der Heimath gegebenen Aufgaben nach Maß seiner Kräfte erfüllen soll.

* * *

In den „Bürgern" griff Laube auf das Hauptthema der „Poeten", die Befreiung der Liebe vom Zwange der Konvenienz, und formell auf die lockere Form des Briefwechsels zurück. Auch dieser Theil des „Jungen Europa" ist im Gefängniß entstanden und zum großen Theil ausgeführt worden. Die Briefe, die hier lose aneinander gereiht sind, flattern aber nicht mehr die Kreuz und Quer'; sie werden nur zwischen Valerius und Hyppolit getauscht. Valerius schreibt anfangs aus dem Gefängniß, in das er dahin wegen seiner Theilnahme an der polnischen Revolution gerathen, Hyppolit aus Brüssel, Paris, Amerika. Dieser lebt sein wildes Genußleben weiter, bis er darüber zu Grunde geht; jener gelangt im Gefängniß auf allen Gebieten seines bisherigen Geistesstrebens zur Resignation, dann aber in der Beschränkung eines angemessenen praktischen Wirkungskreises zu einem in Selbstbescheidung sicheren Glücke.

Die Briefe und Gedichte, die Valerius dem fernen Freund aus dem Gefängniß schickt, sind zugleich unmittelbare Abdrücke der Stimmungen, die Laube erfüllten, als seine Haft immer länger und länger, die Untersuchung immer qualvoller ward, als man ihm das Schreibzeug entzog und ihn die unstillbare Sehnsucht, sich wenigstens schriftlich äußern zu dürfen, fast wahnsinnig machte. „Kein Buch, kein Blatt Papier, ich war lediglich auf mich angewiesen in diesem düsteren Raume, auf meine Gedanken. Eine fürchterliche Anweisung, wie ich bald erfuhr. Wenn die Gedanken gar keinen Abfluß, gar keinen Abschluß finden, so verwirren sie sich, so fallen sie einander gleichsam in die Haare, man faßt seinen Kopf in beide Hände, als wollte und könnte man verhindern, daß er im Wahnsinn auseinanderspringe." Die Resignation, welche den Gefangenen anfangs niederdrückt und fast zur Verzweiflung bringt, erstarkt allmählich zu der klaren Einsicht, daß auf allen Gebieten des Lebens der Satz Geltung habe, den Goethe in Bezug auf die Kunst dahin gefaßt, daß erst in der Beschränkung sich der Meister zeige. Und Goethe selbst wird dabei als Lehrmeister eingeführt: „Es tröstet nur, was der Tröstende selbst glaubt; darum war mir G o e t h e allein von Erquickung: da war nichts Ueberspanntes, Uebertriebenes . . ., das Verlangen an die Welt war immer gemessen — diese Lektüre allein gab mir Ruhe." Schon die „Krieger" waren mit dem Bekenntniß Valers ausgeklungen: „Wer sich

thöricht unterfängt, in Schnelligkeit die Weltgeschichte meistern zu wollen, wie wir in den letzten Jahren als eine Kleinigkeit versuchten, der beklage sich nicht, wenn er zu Grunde geht. Handle, wer sich berufen fühlt, aber Keiner wage ins Einzelne vorauszubestimmen, was werden soll; wir kennen die Welt nur einen Schritt weit. Ich will in meine Heimath gehen, mir eine Hütte bauen, das Weite auch ferner betrachten, aber nur für's Nächste wirken." Jetzt wird im brieflichen Verkehr zwischen Valer und Hyppolit dies Thema weiter ausgeführt, indem die zügellose Subjektivität des letzteren und die maßvolle Selbstbeherrschung Valers zu einander in Gegensatz treten. Die Briefe Valers bieten einen treuen Abdruck der Stimmungen, die Laube selber in der Gefangenschaft und nach seiner Entlassung beseelten.

„Hinter jenen Eisenstäben
Liegt das weite offne Feld,
Liegt die Freude, liegt das Leben,
Gottes große, schöne Welt. —

Thränen, Thränen, ach, ihr brechet
Jene harten Stäbe nicht —
Ferne Sonnenstrahlen, sprechet
Von der schönen Welt mir nicht!

Denn es schmerzt mich so unsäglich,
Daß das Herz mir stille steht —
Und so kommt die Welt mir täglich,
Bis die Sonne untergeht."

* * *

„Wie gehen die Stunden langsam hin,
Ich glaube, der Tag steht still;
Mein müder, abgehetzter Sinn
Weiß nicht mehr, was er will —

Hat Alles zehnmal schon durchirrt,
Was jemals er erlebt,
Was nur vorüber ihm geschwirrt,
Was er gehofft, erstrebt —

Er weiß nichts mehr, und dumpf und todt
Liegt Alles vor ihm da —
Mein Gott, erbarm' dich dieser Noth,
Der Wahnsinn tritt mir nah!"

Diese und ähnliche Gedichte, die den „Bürgern“ eingefügt sind, enthalten den unmittelbaren Aufschrei der Verzweiflung, die den Gefangenen in der strengen Haft der Hausvogtei dem Wahnsinn nahe brachte, als ihm die Einsamkeit immer unerträglicher, seine Lage immer hoffnungsloser wurde. Es gehörte zu Dambachs Methode, die nie ganz ersterbende Hoffnung auf Freiheit in den Gefangenen je nach Bedarf zu beleben oder zu ersticken. Da er Laube für einen hartnäckigen Leugner hielt, so that er ihm gegenüber das letztere. „Bei den ersten Verhören, ja monatelang war er mir gegenüber ganz Kreatur Tzschoppe's: Inquisitor eines heimlichen allmächtigen Gerichtes. Ein schwarzer Schleier lag auf der ganzen Welt; unter diesem Schleier gähnten Abgründe links und rechts, in welche man stürzt, wenn man nicht der Regierung ganz zu Willen ist. Man brach nicht gerade den Hals, wenn man hinunterstürzte, nein, vom Schaffot sprach er nicht; er hatte moderne Inquisitions-Allüren, aber ewiges Verweilen unten in einem dieser Abgründe, ewiges Gefängniß war die Losung, welche er nicht verschweigen zu dürfen glaubte. Aus Menschlichkeit wollte er nicht verschweigen, was ein armes Menschenkind treffen könnte, welches, wie ich, nicht schleunigst seinen Frieden besiegeln wollte mit der Regierung. Er senkte sein bleiches kleines Haupt auf die Brust, rieb sich die Hände und sprach halblaut vor sich hin: ‚Mein Gott, darin haben Sie ja Recht, Herr Laube, bei dieser Anklage gegen Schriften wie die Ihrigen und gegen Theilnahme an einer alten Burschenschaft kommt nicht gar viel heraus an Festungsstrafe, etwas immerhin, aber nicht gar viel. Das weiß ja die Regierung! Und weil sie's weiß, muß sie zu ihrer eigenen Sicherheit dafür sorgen, daß ein ihr unbequemer Schriftsteller so lange wie möglich verhindert werde, wieder in die Freiheit zu kommen. So lange wie möglich! Was ist denn aber nicht möglich bei Untersuchungen? Es findet sich immer neuer Anlaß. Wer weiß, ob der Anlaß je für Sie endet; ich, an Ihrer Stelle würde beizeiten meinen Frieden machen und besiegeln. . . .‘ Die Gefängnißkapitel der „Bürger“ sind ein getreuer Abdruck der Seelenstimmung jener eigenen Gefängnißzeit und die „Erinnerungen“ enthalten auch die ausdrückliche Bestätigung, daß die Blätter des Kerkertagebuchs selbst damals entstanden sind, als alle Einzelheiten dieses wüsten Leidens noch lebendig waren: „Ich saß noch im Gefängniß, ich saß im sechsten Monate, und die Feder, welche ich endlich erhielt, konnte frisch alle peinlichen Eindrücke auf's Papier zeichnen.“ So ließe sich aus diesen Aufzeichnungen des gefangenen Valerius noch Vieles ausheben, was den Werth von biographischen Dokumenten

hat. Wir beschränken uns auf eine Prosastelle über seine Stellung zur Gottheit:

„Wenn sie auch Dir nicht nahe liegt, denn Du bist ein gottloser Mensch, aber andern Leuten ist die Frage natürlich: Warum suchst Du keinen Trost bei Gott, warum flüchtest Du nicht, von aller Welt verlassen, in den Schooß der Religion? Darauf muß ich gestehen, daß ich nach der allgemeinen Ausbildung jetziger Jugend Alles auf die Festigung meines Charakters verwendet, alle höheren Bezüge da hinein gewoben habe, und daß es mir nichts hilft, ein Außenliegendes zu suchen. Ist es mir nicht gelungen, was die Menschen Gottheit oder Religion nennen, in meine innersten Fasern aufzunehmen, dann bin ich wirklich verlassen, wenn die Welt mich verläßt. Also ist es mir aber niemals geworden, meinen inneren Halt haben nicht Leid, noch Entbehrung erschüttert, und in so weit hat mir der jetzt ziemlich allgemeine Zustand, welchen die Theologie beklagt, Probe gehalten. Ist er ein falscher, so wünsche ich denen Glück, welche im Stande sind, einen andern mit sich in Einklang zu bringen; ich glaube es gern, daß der Traditionsgläubige festeren Anhalt nach dieser Seite hin finden mag, aber ich fürchte, die übrigen selbsteigenen Stützen des Charakters, die selbstgezimmerten, sind ihm schwächer und unkräftiger. Ich bin zu trocken vernünftig, um einem Dogma anzugehören, das mir nicht auf dem Wege meines Gedankens zukommt, und fühle mich zu sehr in poetische Ahnungen hineingedrängt, um mir das Unsichtbare vordefiniren oder wegdefiniren zu lassen. So glaub' ich an die Kraft und Macht des Gebetes, aber wenn es ein Unglück ist, so habe ich es, die Kraft und Macht des Gebetes nur darin zu finden, daß es mir selber Kraft und Macht gewährt. . . . Ich konnte Gott nicht bitten, daß er eingreifen möge in mein traurig Schicksal; solches ruckweises Regieren der Welt mag für Viele ein segensreicher Trost sein, wehe dem, der ihn leichtsinnig den Menschen rauben wollte; für mich ist er ein Fremdes. Ich habe mit Gott gesprochen, aber mein Individuum ist dabei für mich selbst unverloren geblieben. Denn es ist eben mein Glaube, daß ich nichts in mich aufnehmen kann, was meiner besten Innerlichkeit nicht zupassen will, und daß ich nicht im Stande bin, ja, es für frevelhaft halte, gegen mich selbst zu lügen."

Nicht minder wichtig für unser Entwickelungsbild als diese Seelenstimmungen des gefangenen Laube-Valerius ist die Entscheidung, welche der letztere, als ihm endlich die Freiheit geworden, in seinem Verhältniß zu Camilla trifft, die er am Schluß der „Poeten" verlassen. Camilla hat seinen Aufenthalt endlich erfahren und ihn aufgesucht. Sie will

auch ohne das Band der Ehe sein Leben theilen. Da er aber nicht mehr Liebe, sondern nur noch Dankbarkeit für sie empfindet, zieht er ein Leben in Einsamkeit vor. Eheliche Liebe aus bloßer Dankbarkeit sei ohne Lüge nicht möglich. An Hyppolit aber richtet er, ehe dieser an den Folgen eines frevlen Liebesabenteuers zu Grunde geht, die folgende Mahnung:

„Ja wohl, wir haben uns einst Alle erhoben für die Freiheit, aber die Freiheit für Zivilisirte ist nur ein freies Gesetz; ja, wohl haben wir uns erhoben für den wahrhaften echten Verkehr zwischen den Geschlechtern und gegen die lügenhafte Ehe, aber nur gegen die lügenhafte; wo in Wahrheit zwei Wesen in Eines aufgehen, da ist eine Erfüllung des Menschenthums gewonnen! . . . Schüttelt die Personen, welche durch Lüge mit dem Institute Frevel treiben, schützet diejenigen, welche von der Unwahrheit einer Verbindung gefesselt und zertrümmert werden, kämpft gegen und für die Verehelichten, haltet die Thür der Erfindung offen, doch vermengt damit nicht die Ehe selbst."

Auch dies waren Laube's eigene Ansichten über die von ihm im Jahre vorher mit so viel jugendlichem Ueberschwang vertheidigte freie Liebe, als er im Frühjahr 1835 das Gefängniß verlassen durfte. Seine Ansichten hatten sich in Qual und Einsamkeit der Haft ebenso wie seine Kunst geläutert. Wohl war er ein ungebeugter Fortschrittsmann trotz aller Seelenstürme geblieben, aber er zählte sich jetzt zu jenen „Demokraten", die „nicht alle Unterschiede aufheben, sondern sie mildern und auf richtigere Unterschiedsmerkmale gründen" wollen, vertrauend auf „eine einstige völlige Ausgleichung", auf „ein zukünftiges Aeußerstes der menschlichen Zivilisation". Auch in der Frage einer Reform der Ehe dachte er jetzt so. Als er sich von der Krankheit erholt hatte, in die er bald nach der Entlassung aus der Haft verfiel und deren Merkmale Schlafsucht und Kräfteverfall waren, als er wieder im Vollbesitz seiner Geistes- und Willenskraft war, bethätigte er diese zuerst gerade damit, daß er dort freite, wo er liebte, und den Hafen der Ehe für sein künftiges Herzens- und Lebensglück als schönste Sicherung erstrebte.

Laube's „Krieger" waren der erste deutsche Zeitroman von sozialpolitischer Tendenz bei streng realistischer Durchführung; sie leiteten eine literarische Bewegung ein, deren bedeutendstes Denkmal auf ganz nationaler Grundlage Gutzkows „Ritter vom Geist" später wurden.

Das künstlerische Prinzip aber, welches den Menschen als das Produkt seiner besonderen Herkunft und seiner realen Umgebungen darstellt und zu diesen schicksalwirkenden Umgebungen auch Luft und Licht

zählt, ist demnach keineswegs so neuen Datums, wie die Wortführer des modernen Naturalismus annehmen. Wir Deutschen haben es weder den Franzosen noch den Skandinaviern und Russen als etwas Neues zu danken.

Und das Merkwürdigste an dieser Thatsache ist, daß dieses auf scharfe Beobachtung der Naturwirklichkeit dringende Prinzip nicht wie bei Zola auf Grund absichtsvoll für einen bestimmten Zweck gesammelter „documents humains“ in dem deutschen Dichter ins Spiel trat; daß es diesem vielmehr gerade dann zum künstlerischen Bedürfniß wurde, als er sich abgeschnitten von aller anregenden Wirklichkeit fand, als er sich in einsamer Gefängnißzelle mit der Inbrunst junger Herzenskraft nach Licht, Luft, Farbe, Leben! sehnte und die ganze Wirklichkeit, die ihn umgab, aus kahlen Kerkermauern bestand und elendem Kerkerhausrath. Zu photographischen Momentaufnahmen, zum Sammeln von realistischen Studienblättern war da keine Gelegenheit; die starken klammernden Organe seiner Sinneskraft hatten keinen anderen Gegenstand als die Vorstellungen der vom Lebensdurst mächtig erregten Einbildungskraft. Der erste moderne Zeitroman von sozialrealistischer Ausführung trat somit ins Leben als unmittelbares Erzeugniß einer schöpferischen Phantasie und ihrer größten Hülfskraft, der — Erinnerung.

Hatte in dieser Beziehung die Gefängnißzeit Laube's ein sehr erhebliches Resultat, so hat doch andererseits durch sie sein geistiges Wesen auf Jahre hinaus die frische Energie eingebüßt, die diesem ursprünglich zu eigen war und dies war ein großer Verlust für die Sache der Freiheit in Deutschland. Um sich als Mensch und Schriftsteller zu retten, trat Laube, nachdem er die persönliche Freiheit wieder erlangt, nicht wieder in die Reihen derer, die den Kampf für die allgemeine Freiheit, für die Verwirklichung ihrer politischen Ideale zum Beruf sich erkoren. Er verrieth seine Ideale nicht; aber er resignirte seinerseits darauf, sein Talent in dem hoffnungslosen Kampf gegen die als übermächtig erkannte Staatsgewalt aufzureiben. Das ist ihm von Vielen verargt worden, obgleich wahrlich nur wenige von denen, die ihn nun als Abtrünnigen verschrieen, ein Recht dazu hatten und es sich erst mit einer gleichen Prüfungszeit hätten erkaufen müssen. Es wäre aber auch sicher mit größerer Gerechtigkeit geschehen, wenn die beiden Schlußtheile des „Jungen Europa“ gleich in den nächsten Jahren für den künstlerischen Ernst seines dichterischen Wollens wie von dem geistigen Entwickelungsprozeß hätten zeugen können, die er im Gefängniß bewährt und erlebt. Der Bundestagsbeschluß, welcher das infame Verfolgungswerk gegen

Laube krönte, verhinderte es. So fehlte der öffentlichen Meinung, wie auch den Genossen vom Jahre 1833, die Vermittelung zwischen dem kecken Uebermuth und stürmischem Freiheitsdrang des Redakteurs der „Eleganten Zeitung“ und dem, eines vornehm-kühlen Stils sich befleißigenden Salonnovellisten, als welcher er im nächsten Jahr die Novellen „Liebesbriefe“ und „Die Schauspielerin“ herausgab, von denen die eine Varnhagen von Ense, die andere dem Fürsten Pückler gewidmet war. Als man aber einige Jahre nach den Zeitungsfehden, die sich hieraus entwickelten, das „Junge Europa“ im Zusammenhang las und das Ganze als organisches Produkt von Laube's Wesensentwickelung und Schicksalsgang ohne persönliches Vorurtheil aufgefaßt wurde, da ging es Vielen wie dem jungen Ferdinand Lassalle, der in seiner Frühzeit 1841 in sein Tagebuch schrieb: „Ich lese die Schriften Laube's. Merkwürdig ist es, wie viel Vorurtheile der Mensch doch hat und wie grundlos sie entstehen. Ich hatte gegen Laube eine Abneigung gefaßt, ohne irgend eine seiner Schriften zu kennen, ich glaube, um einer Aeußerung willen, die ein Schriftsteller, den ich verehre, that. Und jetzt waren es einige Aeußerungen Heine's, die mich veranlaßten, an die Lektüre dieses Schriftstellers zu gehen. Gott, wie bitter Unrecht habe ich dem Manne gethan! Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Gluth seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig. Mit den ernsten schlagenden Worten Börne's und seiner Persiflage vereinigt er Heine's Ironie, und obwohl er hierin jene Beiden nicht ganz erreicht, so übertrifft er dennoch den Ersten an Kunstsinn, den Zweiten an Willen, oder wenigstens an Klarheit des Willens.“

Nach neunmonatlicher Haft unter Verhältnissen, die heute auch dem schweren Verbrecher erspart sind, und Qualen, die nie ein solcher erduldet, weil er keine Poetenphantasie hat, wurde Laube entlassen. Es geschah gegen juratorische Kaution, daß er sich dem Urtheilsspruch nicht entziehen wolle, und der Verpflichtung, sich sogleich zum Polizeipräsidenten zu begeben. Dieser erschrak, als der bleiche, im Aeußern vernachlässigte Sträfling, der doch auf das Prädikat Herr Doktor Anspruch hatte, mit verwildertem Bart und Haupthaar bei ihm eintrat. Laube war gewiß über sein Aussehen noch weit mehr erschrocken gewesen, als er sich zum ersten Male wieder in einem Spiegel sah, doch hatte man ihm nicht die Gelegenheit gegönnt, sich wieder „menschlich“ zu machen, ehe er vor dem hohen Beamten erschien. Zu seinem Entsetzen erfuhr er nun hier, daß er noch immer keineswegs ganz frei sei. „Sie müssen

unmittelbar von hier in den Postwagen steigen und in Ihre Vaterstadt Sprottau heimkehren, wo Sie Ihren nächsten Aufenthalt nehmen." Die Vorstellung: mittellos, verkommen, entstellt, sogar im Aufzug eines Verbrechers, in die Vaterstadt abgeliefert zu werden, schmetterte ihn nieder. Diese Schande den Eltern anthun! Nimmermehr! „Lieber ins Gefängniß zurück", erklärte er. Nicht ohne Mitgefühl verwies ihn der Beamte an den Minister. Er gab ihm noch den guten Rath, vorher seinen Bart abnehmen zu lassen.

Varnhagen nahm sich auch jetzt wieder theilnehmend seiner an. Er versah ihn mit den nöthigen Geldmitteln, um wieder das Aeußere eines gebildeten Menschen anzunehmen und sich einzumiethen. Seine eigene Baarschaft hatte man ihm in der Hausvogtei abgenommen. Als er zur Audienz in der Wilhelmstraße beim Minister von Rochow vorgelassen wurde, empfing ihn dieser — den kurze Zeit später die Nemesis tragisch ereilen sollte, indem er, der Demagogenverfolger, dem Verfolgungswahnsinn verfiel — mit einer Fluth von Scheltworten gegen den Liberalismus und die liberale Schriftstellerei. Der Mann, welcher die Petitionen ostpreußischer Städte um Gewähr einer konstitutionellen Verfassung mit dem Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand" zurückgewiesen hatte, haßte die politische Opposition mit persönlicher Leidenschaft. Schließlich, nachdem er sich übernommen und dadurch ins Unrecht gesetzt hatte, zeigte er sich doch bereit, einen anderen Aufenthaltsort für Laube in Frage zu ziehen. In Berlin zu bleiben, dieser Wunsch des gefährlichen Skribenten wurde als unglaublich dreistes Gelüst mit Empörung zurückgewiesen. „Naumburg an der Saale?" — Nein, klang es zurück, in der Mitte zwischen Leipzig, Halle und Jena, zu viel Versuchung für erneute Schriftstellerei. — „Aber, Excellenz, ich bin nun doch Schriftsteller." — Nein! — war der Schlußbescheid. Aber er solle noch einmal vorfragen.

In den nächsten Tagen brachte Varnhagen seinen Schützling in Beziehungen zu den Koryphäen des liberalen Berlins. Ein kleiner Salon in der Charlottenstraße diente seit dem Tode der Gattin Varnhagens diesem als Rendezvous. Fräulein Solmar war die Dame, welche dort Abends zum Thee Männer, wie Eduard Gans, Böckh, Humboldt und Varnhagen empfing. An dem liberalen Ministerialrath im Kultusministerium Altensteins, Johannes Schulze, hatte dieser Kreis einen Rückhalt in der Regierung. In Fräulein Solmar, einer liebenswürdigen Repräsentantin des von Rahel Varnhagen geschaffenen Bildungskreises, gescheit, an der Hand guter Bücher sicheren Trittes vorwärts schreitend, dabei gutmüthigen, wohlwollenden Herzens, fand der Verfolgte einen warmen

Fürsprech. In der nächsten Audienz beim Minister wurde ihm die Erlaubniß zu Theil, Naumburg zum Aufenthalt für die weitere Ortshaft unter Aufsicht des dortigen Landraths zu nehmen. Es geschah unter besonderer Verwarnung vor jedwedem ungebührlichen Gebrauche der Feder und entsprechender Strafandrohung.

Den alten Plänen eines gemeinschaftlichen Wirkens im Dienst der modernen Ideen als Literaturreformer, wie er sie mit Gutzkow, dann mit Schlesier und Wienbarg gepflogen, war mit dieser Wendung seines Geschickes auch für weiterhin seine Mitwirkung entzogen. Wienbargs Theorie der schönen That fand er als Theorie noch immer sehr schön, aber für die Praxis seiner nächsten literarischen Bestrebungen hielt er weitere Betheiligung an ästhetischen Feldzügen gegen die politischen Gewalten von seiner Seite für unzweckmäßig und die „historische Objektivität", deren Varnhagen in seinen Kritiken und Biographien mit sichtlicher Anlehnung an den Altersstil Goethe's sich befleißigte, wurde ihm jetzt zum Vorbild, wie er überhaupt diesem Patrone, dem er sich mit Recht tief verpflichtet fühlte, einen bedeutenden Einfluß über sich einräumte. Während aber dieser Einfluß auf den schwergeprüften Dichter im Zusammenhang mit der Verfolgung, die er noch immer erlitt, temperirend wirkte, vermittelte gleichzeitig Varnhagen den von der Verfolgung nicht berührten Genossen der jungen Bewegung einen Einfluß, der revolutionirend wirkte und dazu beitrug, das Band zwischen Wienbarg und Gutzkow nun fester zu knüpfen: dieser Einfluß ward ausgeübt durch den Geist seiner verstorbenen Frau — Rahel.

VIII.

Rahel, Bettina, die Stieglitz.

„Rahel, Bettina, die Stieglitz" — so überschrieb am Schluß der hier geschilderten Bewegung Karl Gutzkow ein Kapitel in dem Rückblick, den er derselben 1839 in dem „Jahrbuch der Literatur" gewidmet. Und darunter schrieb er: „Wer einst die organische Entwickelung unserer neuen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verschweigen, den drei durch Gedanken, ein Gedicht und eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete sich die höhere Empfänglichkeit, bis zu der es weibliche Wesen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloser Frauen den rosigen Abglanz einer freieren Anschauung der Menschen und Dinge, so daß sie wieder etwas Dreistes, Großherziges und Naives zu denken und zu sagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in diese heiteren Gemälde einen dunklen Schlagschatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntniß kostet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen sich diese drei großen Gestalten, drei Parzen, die den Faden der neueren Literatur und einer ernsteren Ausgleichung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannten, abschnitten."

Die „Gedanken", mit denen Rahel Varnhagen den Geist der von Heine und Börne beeinflußten literarischen Jugend so mächtig befruchtete, waren kurz nach ihrem Tod, Anfang 1834, an die Oeffentlichkeit getreten in den drei Bänden „Rahel — ein Buch des Andenkens an ihre Freunde", in welchem ihr trauernder Gatte den Reichthum an Geist, welchen sie freigebig in den Briefen an ihn, an Freunde und Verwandte ausgestreut, zu einer Totalwirkung vereinigt

hatte. — Das „Gedicht“ der Bettina war das wunderbar poetische Herzensverhältniß der jungen Bettina Brentano zum altersreifen Goethe, das nach des großen Dichters und ihres Gatten Achims von Arnim Tod in demselben Jahre 1834 die gereifte Frau widergespiegelt aufwies in dem ebenfalls dreibändigen Werke „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“. Aus wirklichen Briefen, die sie in jungen Jahren als Liebling der alten Frau Rath an den Minister-Dichter nach Weimar geschrieben, wobei ihr die Phantasie den bedachtsamen Autor der „Wanderjahre“ mit den Eigenschaften ausgestattet vormalte, die der jugendfeurige Dichter des „Egmont“ besessen, aus wirklichen Antworten, die sie von Goethe erhalten und aus von ihr erdichteten Briefen, die sie damals wohl an ihn hätte geschrieben und von ihm erhalten haben können, hatte die nun bald fünfzigjährige Frau ihrer naturfrischen Begeisterung, ihrer hingebenden Liebe zu Goethe ein literarisches Denkmal errichtet von so eigenartigem Reiz, daß es einzig in der Weltliteratur dasteht. „Seinem Denkmal“, d. h. dem nunmehr aus Erz und Stein dem deutschen Dichterfürsten zu errichtenden Monument hatte sie ihr Werk gewidmet. — Die „That“ schließlich, welche sich den „Gedanken“ und dem „Gedicht“ anschloß, war kein Buch, sondern — ein Selbstmord. In der Nacht vom 28. zum 29. Dezember desselben Jahres gab sich die achtundzwanzigjährige Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, der in Berlin als Gymnasiallehrer und Bibliothekar angestellt war, in ihrer Wohnung durch einen Dolchstich ins Herz den Tod. Die Motive dieser That waren literarischer Natur und das große Aufsehen, das sie in der literarischen Welt damals erregte, war um so nachhaltiger, als mehrere Monate später der Hausfreund des Stieglitz'schen Ehepaares, Theodor Mundt, diese Motive eingehend in einem Buch schilderte: „Charlotte Stieglitz — ein Denkmal“. Mit tiefer Trauer hatte dieses zartempfindende Weib beobachtet, wie das von ihr bewunderte Dichtertalent ihres Gatten unter dem Druck ihm aufgezwungener Berufsarbeit zunehmend schlaff und welk wurde. Sie wollte ihm die Freiheit wiedergeben und fand den Muth dazu in der Hoffnung, daß der große Schmerz des Verlustes ihn aus dem kleinen Elend des Tages zum mächtigen Pathos der echten Leidenschaft emporheben müsse. Sie fühlte sich ihrem Manne im Wege zu den von ihm gesuchten Gipfeln des Parnasses und trat freiwillig zurück zu Gunsten der Poesie. So wurde von Mundt ihr Selbstmord erklärt und aus diesen Gründen erschien er der poetischen Jugend jener Tage als ein poesieverklärtes Martyrium.

Wie die jungen Schriftsteller, die, von den Ideen des politischen

und sozialen Fortschritts erfüllt, sich unter der Nachwirkung der französischen Revolution von 1830 der Literatur gewidmet hatten, diese drei Erscheinungen in einem inneren Zusammenhang auffaßten, haben die oben zitirten Sätze von Gutzkow schon angedeutet. Gleich ihm haben Laube, Mundt, Wienbarg, Kühne und mit ihnen die Tausende, deren Stimmführer sie waren, ihre Wirkung im Zusammenhange begrüßt und empfunden. Rahels Briefe an ihre Freunde, zu denen viele bedeutende Männer der Wissenschaft und Kunst, Helden der Befreiungskriege und einflußreiche Staatsmänner zählten, klärten die jungen Stürmer und Dränger darüber auf, bis in welche Lebenskreise hinauf sich die Unzufriedenheit mit den Zuständen in Staat und Gesellschaft unter dem unheilvollen Regierungssystem Metternichs und seiner Verbündeten verzweigt hatte. Hier offenbarte ihnen eine auf den vermeintlichen Höhen des Lebens und der Bildung stehende Frau als Essenz ihres innersten Wesens dieselbe Sehnsucht, die auch sie erfüllte, nach einem Ausgleich zwischen Ideal und Wirklichkeit, Wahrheit und Leben, Liebe und Ehe, Poesie und Gesellschaft, Recht und Staat, nach Freiheit im Sinne Kants, Fichte's und Börne's. — Durch Bettina's Briefwechsel mit Goethe wurde ihnen weiters der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf die Verschönerung und Veredelung des Daseins direkt einwirken könne, „zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben". Bettina offenbarte sich in diesen Briefen als ein Geschöpf der Poesie Goethe's. Nicht nur ihr Geschmack, ihr Charakter, nein, ihr ganzes Fühlen und Denken erschienen durch deren Einfluß gebildet. „Welch hehre Ahnung", heißt es in jener Darstellung Gutzkows, „des zwischen dem Genius und der naivsten Empfänglichkeit möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war ... Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten schlummerten unbewußt ein, wenn das Große und Erhabene sein Auge aufschlug ... Waren neue Ideen da oder sollten nur die alten ins Leben gerufen werden, hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war." Aber der enthusiastische Dithyrambus auf ein Leben im Geist, im poetischen Schauen und Empfinden, hatte einen elegischen Ausklang. Auch dem sonnigen Wesen Bettina's war die Erkenntniß des Zwiespalts zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht erspart geblieben, auch auf ihre Liebe, ihr Freundschaftsverhältniß zu Goethe waren die Schatten desselben gefallen. — Der Selbstmord der unglücklichen Stieglitz aber, der so bald den Eindrücken jener beiden Briefsammlungen folgte, erschien der jungen Literatur als tragische

Konsequenz eines zu starken Bewußtseins dieses Zwiespalts bei mangelnder Kraft, sich über ihn hinwegzusetzen. Bei ihr hatte die Theilnahme für alle höheren Interessen, die einer Rahel für jede Enttäuschung schnell neuen Ersatz brachte, das unverwüstliche Hingebungsbedürfniß an alles Schöne, das eine Bettina immer wieder zur inneren Harmonie zurückführte, sich in einen einzigen Empfindungsstrom, eine einzige Leidenschaft verdichtet, in die Liebe zu ihrem Mann, in dem sie einen bedeutenden Menschen, einen großen Dichter zu besitzen wähnte, bis die Erfahrungen des Ehelebens sie daran irre werden ließen. Diesem Manne hatte sie eine treu theilnehmende Kameradin sein wollen, helfend, fördernd, berathend nach Maß der eigenen Begabung. Als sich Charakter, Bedeutung, Talent des Mannes nicht bewährten, suchte sie die Schuld in den Verhältnissen, in den Lasten, die ihm die Sorge um einen eigenen Hausstand aufgenöthigt; durch ihre Entfernung aus der Welt hoffte sie ihn zu befreien und seiner hohen Bestimmung zurückzugeben. So gaben die jungen Autoren, welche ihren freiheitlichen Ideen die Wirklichkeit erstreiten wollten, auch ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf zwischen Idee und Wirklichkeit, sahen in ihr ein Opfer derselben Konflikte, in welche Rahels grüblerische und Bettina's überschwängliche Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse hatten gerathen müssen.

Auch ein äußerer Zusammenhang unterstützte das Gemeinsame der Wirkung: als willkommenster Gast am Sterbebette von Frau Varnhagen hatte Bettina von Arnim geweilt; das letzte Buch, in welchem Charlotte Stieglitz vor ihrem Tod gelesen, war das Buch „Rahel“. Dasselbe Jahr, dasselbe Quartier von Berlin sah Varnhagen an der Vorrede zu den Briefen der Rahel schreiben, die Arnim ihren Briefwechsel mit Goethe bevorworten und Charlotte Stieglitz zum Dolche greifen. Varnhagen nannte die Sammlung „ein Buch des Andenkens“, Bettina widmete ihr Goethebuch „seinem Denkmal“, „ein Denkmal“ lautete der Titelzusatz auf Mundts Biographie der Stieglitz. Selbst in der äußeren Erscheinung der drei Frauen prägte sich die innere Verwandtschaft aus, die in der gleichen Hinneigung ihres Wesens zu den höchsten Interessen der Menschheit, ihrer großen Empfänglichkeit für Eindrücke geistiger Art, ihrer Begeisterung für Poesie und Musik sicher bestanden hat. Den Eindruck, den Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten“ von seiner ersten Begegnung mit der damals sechsundzwanzigjährigen Rahel Levin festgehalten: eine leichte graziöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten, doch vollen Gliedern, Fuß und Hand klein, reiches schwarzes Haar, dunkle Augen, durchgeistigte Anmuth der Züge . . . dieser Ein-

druck stimmt bis auf die klangvolle, aus der innersten Seele herauftönende Stimme mit dem Bilde überein, das wir uns von Bettina in dem Alter, da sie Goethe in Weimar besuchte, von Charlotte, da sie die glückliche Braut ihres Dichters ward, nach den über sie vorhandenen Andeutungen machen dürfen. Rahels Rede tönte wie Gesang: Bettina und Charlotte waren kunstgeschulte Sängerinnen.

Aber von dieser Aehnlichkeit hebt sich der große Unterschied ihres Temperaments und Charakters um so lebhafter ab. In Rahel Levin pulsirte orientalisches, in Bettina Brentano südliches Emigrantenblut, Charlotte Willhöft verkörperte die zähe Art des norddeutschen Volksthums. Die drei schönen dunklen Augenpaare, wie so verschieden blickten sie in die Welt! Die klugen Augen Rahels forschend und fragend, die heiteren der Bettina strahlend vom Genusse des Schönen, nachdenklich und sinnend die ernsten der Hamburgerin. Geist, Herz und Gemüth hatten alle drei, aber in jeder führte eine andere dieser Gewalten die Herrschaft. Rühmte man Rahels Gespräch als geistvoll, das Charlottens als seelenvoll, so pries man Bettina's Rede als begeistert und beseligt. Rahel hatte Witz, Bettina Humor, Charlotte war stets geradezu. Rahel, selbst oft leidend, hatte im Mitleid, Bettina, überquellend von Gesundheit, in der Mitfreude ihr unmittelbarstes Verhältniß zur Mitwelt, Charlotte wollte am liebsten mitwirken, aber nur da, wo sie liebte. Während Rahel nervös und von der beweglichsten Empfänglichkeit für Kleines und Großes war, blieb hingegen Bettina ausdauernd im Wiederstrahlen und Nachgenießen des einzelnen großen Eindrucks, und Charlotte, zur Melancholie neigend, strebte nach ruhigem Sichversenken in die Welt des eigenen Gemüths. „Ist es recht?“ Nach dieser Frage faßte Rahel ihr Urtheil; Bettina fragte: „ist es schön?“ — „ist es wahr?“ Charlotte. Rahel war eine starke Zweiflerin, Bettina bei all ihrem politischen und religiösen Freisinn stark im Glauben; Charlotte aber zählte zu denen, die, wenn sie einmal aufgehört zu glauben, nicht nur zweifeln, sondern — verzweifeln . . .

Doch genug des Vergleichs, wo es sich noch um das Gemeinsame der drei merkwürdigen Frauen handelt. Ihre wesentlichste Gemeinsamkeit im Sinne unserer Betrachtung haben wir noch zu nennen; sie theilen sie mit den Bevorzugten ihres Geschlechtes überhaupt. Die Liebe Charlotte's zu Stieglitz giebt Mundt in seinem „Denkmal“ Anlaß zu einem Hinweis auf den Trieb des Weibes, das Allgemeine zu individualisiren, die Idee persönlich zu fassen, sich an die Einzelerscheinung hinzugeben. „Die Idee wird dem Weibe zur Person, und darum liebt

sie inniger und gewaltiger, als je ein Mann es vermag, denn sie liebt in der Gestalt, an die sie sich hingiebt, eine Idee ihres Lebens ... Der Drang zu den Wissenschaften, zu den Künsten, zu den freien Bewegungen des öffentlichen Lebens, wenn ihm zu entsprechen durch die Umstände oder die soziale Gesittung versagt ist, setzt sich in der Mädchenbrust in die Liebe zu einem Gelehrten, zu einem Künstler, zu einem Helden um. Die Bewegung im Staat, der Sieg in der Schlacht, das Geheimniß in der Entstehung des Kunstwerks und der Trieb der Forschung in ehrwürdigen alten Büchern hängt sich mit dem Reiz, der auch in der weiblichen Natur danach entsteht, fast schmerzlich innig an irgend einen liebwerthen Gegenstand, an dem jener Glanz und Inhalt des Lebens zur Erscheinung kommt. Daher die besondere Zuneigung zu dem Talent bei allen Frauen." Nicht nur Charlottens Liebe, auch Rahels Seelenbündnisse und Bettina's schwärmerische Hingebung entsprachen diesem Zuge. Und so waren sie auch in den Angelegenheiten des Herzens echt weibliche Vertreterinnen des deutschen Individualismus. Dieser Individualismus wirkte in ihnen nicht nur elementar, — er war ihnen auch — namentlich den beiden älteren, produktiveren Frauen — ein bewußtes Lebensprinzip. Und daß sie in einer Zeit, da auch die Poeten der heranreifenden deutschen Jugend sich beherrscht zeigten von philosophischen Ideen und politischen Doktrinen, von Spekulation und Kritik, vom Streben ins Allgemeine, durch Beispiel und Lehre daran erinnerten, daß alle Poesie im Individualismus, dem Leben von innen heraus, der Freiheit der Persönlichkeit wurzelt, darin erscheint uns heute, was den Jungdeutschen nicht bewußt war, ihr Hauptverdienst um das deutsche Literatur- und Geistesleben der damaligen Epoche. Und alle drei wiesen dabei als auf den berufenen Meister für diese jüngeren Talente auf den einziggroßen Dichter hin, auf Goethe, dessen Geist, wie wir sahen, gerade um diese Zeit begonnen hatte, auch direkt in seiner Bedeutung für die neue literarische Jugend sich geltend zu machen. Dem Einfluß seiner Poesie verdankten die drei Frauen ihre bewunderungswürdige Vorurtheilslosigkeit, ihre geniale Freifühligkeit. Die Erfüllung der poetischen Ideale seiner heldenmüthigen Jugend suchten sie in der Wirklichkeit — das war ihr romantischer Irrthum —; ihr klassisches Verdienst aber ist, daß sie dieselben zu neuer Wirksamkeit weckten in einer neuen Generation junger Dichter. Und je entschiedener sich diese Frauen von der Nothwendigkeit des allgemeinen Fortschritts durchdrungen zeigten, um so überzeugender mußte die Wirkung dieser anderen Forderung sein. Am nachdrücklichsten wurde diese aber von Bettina aus-

geübt, diesem Enkelkind der Goethe'schen Geniezeit, das in Frankfurt zu Füßen der Frau Rath dem Märchen von Goethe's Jugend gelauscht, Bettina, in der dessen Jugendgenius wie durch Vererbung als elementare Lebenskraft wirkte, während Rahel, als Kind der Berliner Aufklärungszeit und des Moses Mendelssohn'schen Bildungskreises, ebenso wie Charlotte Willhöft, die Vertreterin der zähflüssigen niederdeutschen Geistesart, nur unter bestimmter Strahlenbrechung sein Licht in sich aufnehmen konnte.

* * *

Als der Rechtspraktikant am alten Reichskammergericht, der junge Frankfurter Dr. jur. Wolfgang Goethe, im Herbst 1771 starken Entschlusses von Wetzlar schied, um seinem unerträglich gewordenen Verhältniß zu Lotte Buff, der Braut seines Freundes Kestner, eine befreiende Wendung zu geben, machte er zunächst einen Ausflug an den Rhein. Sein Freund und Berather Merck, dessen geistiges Wesen später dem Carlos im „Clavigo" und dem Mephisto im „Faust" Züge geliehen, hatte ihn zu dieser Zerstreuung ermuntert; in Koblenz bei Frau von La Roche wollten sie sich treffen. Dieser Reise gedenkend und der Eindrücke, die ihm damals nach dem Verlassen des Lahnthals wurden, schrieb der rückschauende Dichter vierzig Jahre später in „Wahrheit und Dichtung": „Da eröffnete sich mir der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schloß Ehrenbreitenstein, welches in seiner Kraft und Macht, vollkommen gerüstet, dastand. In höchst lieblichem Kontrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimraths von La Roche finden konnte. Angekündigt von Merck ward ich von dieser edlen Familie sehr freundlich empfangen und geschwind als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn, mit den Töchtern meine Jugend." Mit Entzücken gedenkt er der ältesten dieser Töchter, deren Liebenswürdigkeit ihm hier schnell die unbefriedigte Leidenschaft für Lotte Buff verwinden half; er schildert sie: eher klein als groß von Gestalt, nieblich gebaut; eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Ueber ihre Wirkung auf ihn aber schreibt er: „So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Dieser Doppelglanz umspielt die vom jungen Dichter in der nächstfolgenden Zeit geschaffene

Gestalt von Werthers Geliebten, der er die schlanke Anmuth von Kestners Braut, die dunklen Augen von Maximiliane La Roche geliehen.

Aber die Bedeutung dieses Besuches im kurtrier'schen Kanzlerhaus am Rhein reicht in Goethe's Leben viel weiter. Hier fand er, wie einer unserer besten Goethekenner, Erich Schmidt, es ausdrückt, was in Deutschland damals selten, wenn nicht einzig war, einen literarischen Salon, dem als Herrin eine gefeierte Dichterin vorstand und wohin anerkannte Größen des geistigen Lebens ihre Schritte lenkten oder verehrungsvolle Briefe sandten. Frau von La Roche stand auf der Höhe der deutschen Literatur, wie vorher im 18. Jahrhundert kaum eine Zeit lang Gottscheds Gemahlin Adelgunde. Englischer und französischer Geist war hier eingebürgert; die deutsche Rousseau-Gemeinde hatte hier ihren Mittelpunkt. Die damals gefeierten Briefromane der Frau, die in frühen Jahren die Jugendgeliebte Wielands gewesen, zeigten — wie die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" — die moralisirende Sentimentalität Richardsons von den liberalen Tendenzen Rousseau's angefrischt und gekräftigt. Wieland, damals im Zenith seiner Laufbahn, war und blieb ihr ein treuer, hülfsbereiter Berather. Dazu ihr Einfluß auf den Jacobi'schen Freundeskreis. Sie war eine Macht. Das warme Interesse, mit welchem diese Kreise sogleich den Erstlingen der Goethe-schen Muse entgegenkamen, ist nicht zu trennen vom Einfluß der Mutter Maximilianens . . .

Seit jener Rheinreise im September 1772 sind fünfunddreißig Jahre vergangen. Goethe ist längst ein weltberühmter Dichter und der erste Minister des weimarschen Herzogs. Da läßt sich an einem regnerischen Maitag eine junge Dame bei ihm melden. Ein Billet Wielands, frischgeschrieben, vermittelt die Meldung. „Bettina Brentano, Sophie's Schwester, Maximiliane's Tochter, Sophie La Roche's Enkelin wünscht Dich zu sehen, lieber Bruder, und giebt vor, sie fürchte sich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn Dir's nicht ebenso wie mir geht." Und es ging Goethe so wie Wieland. Das Mädchen kam, um Großes zu bitten, um seine Freundschaft und Liebe — er mußte thun, was sie haben wollte. Geliebte Schatten rief, gleich einer Zauberformel, der kurze Gruß Wielands vor ihm auf und dieselben führten ihm ihr Kind zu. Bettina Brentano — das hieß: hier kommt das Kind jenes Mannes, nach dessen Eifersucht auf dich, der der Freund seiner jungen Gattin

war, du Alberts Eifersucht in Werthers Leiden gestaltet hast; Maximiliane's Tochter — das hieß: sie ist das Kind jener Frau, die ihre Liebe zu dir erst voll erkannte, als sie auf Wunsch ihrer Mutter sich mit dem reichen Frankfurter Kaufherrn Brentano verheirathet hatte; Sophie La Roche's Enkelin schließlich — das hieß: und ihre Großmutter war jene Frau, die für die ersten Entfaltungen deines Genius die förderndste Theilnahme hatte. Der Frühling des eigenen Lebens ging auf in seiner Seele. Und da stand das liebliche Kind plötzlich selber vor ihm: zierlich, anmuthig, schön und dunkeläugig wie einst ihre Mutter, nur südlicher von Gesichtsfarbe und Ausdruck, wie er sich wohl einst Mignon gedacht, mit Mignons Sehnsuchtsaugen. Sie sprach nicht von dem unruhigen Verlangen, das sie zu ihm getrieben, von der Verlegenheit, die sie noch eben bewegte, sie klagte ihm nicht, daß sie durch den vor kurzem erfolgten Tod der Großmutter La Roche nun völlig verwaist sei, rühmte sich nicht der Freundschaft, deren sie die noch lebende Mutter Goethe's würdigte, erklärte nicht die Umstände ihrer Herfahrt, daß sie durch die Gefälligkeit ihres Schwagers von Guaita, der sie sammt der Meline auf eine Geschäftsreise mitgenommen, zu dem Besuch nach Weimar gelangt sei; wort- und fassungslos flüchtete sie nach des Dichters freundlichem Gruß an seine Brust, sich an ihn schmiegend wie das Kind an den Vater und doch auch wieder wie eine Braut an den langersehnten Geliebten. Aus dieser Begegnung erblühte das wundersame Verhältniß, dessen Denkmal achtundzwanzig Jahre später — eben im Jahre 34 — das einstige „Kind" als Wittwe Achim von Arnims herausgab in dem Werke „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde". Sie schrieb an ihn nach ihrer Rückkehr in das alte Familienhaus „Der Goldne Knopf" in der Frankfurter Sandgasse über das Befinden der Frau Rath und wie sich diese der angeknüpften Freundschaft freue, sie schrieb an ihn aus dem traulichen Sommersitz der Familie Brentano zu Winkel am Rhein: daß sie seit jenen Stunden bei ihm in Weimar nur in ihm, durch ihn lebe, daß ihr Leben sei wie ein Blühen für ihn, daß sie, wie eine Blume des Thaus, seines Zuspruchs bedürfe. Und obgleich zögernd und nicht im Stande, dem Vollklang ihres Empfindens gleich warmen Tons zu erwidern — er mußte thun, was sie haben wollte. Es war, als ob dies Seelengrüßen aus knospender Mädchenblüthe, das vom sonnigen Rheinesufer in sein stilles Gemach drang, die Morgenröthe seiner eigenen Jugend mische mit dem klaren Licht seines zur Rüste sich neigenden Tages, und er nahm auch diese Fügung dankbar auf als ein freundlich Geschenk gütiger Götter.

Und wie ein voller warmer Lichtstrom aus jener Frühzeit, in welcher das goldene Zeitalter der deutschen Dichtung tagte, wirkte die Kunde von diesem Verkehr auf die jungen Geister der neuen gährenden Werdezeit, welcher Bettina von Arnim nach Goethe's und ihres Gatten Tode, nun selbst eine würdige Matrone, die poetisch ausgeführten Zeugnisse ihres Verkehrs mit Goethe als Pathengeschenk darbrachte. Auch ihnen erschien die Verfasserin dieses idyllisch anhebenden, heroisch aufklingenden, elegisch austönenden Briefromans als: Bettina Brentano, Maximiliane's Tochter, Sophie La Roche's Enkelin —, obgleich Frau von Arnim damals doch schon vierundzwanzig Jahre lang den Namen des romantischen Dichters trug, der mit ihrer und ihres Bruders Clemens Hilfe in frohbewegter Jugendzeit den Schatz der deutschen Volkspoesie in „Des Knaben Wunderhorn“ gesammelt hatte. Auch ihre Stimmungspoesie hatte das Rheinland zur Heimath, wie Clemens verkündete sie die Poesie des „alten Rheins“, der noch keine Dampfschiffe kennt, aber während ihr Bruder am Rheinesufer dem gespenstigen Walten der „Hexe“ Loreley nachsann, schilderte sie mit den echten frischen Farben der Natur die Wirklichkeit dieser gesegneten Landschaft und die Wirkung ihrer Schönheit auf sie. Frei von jeder Befangenheit bot sie die frischen Sinne jedem Schönheitsreiz und pries dankbar die Sinne als die Vermittler jedes geistigen Genusses. Frei von jedem Vorurtheil wandte sie ihre Seele jedem menschlich-schönen Eindruck zu und machte dadurch unbewußt ihr Denken und Fühlen zu Organen des menschlich Schönen. So frei und unbefangen und schön ist auch ihre Liebe zu Goethe. Und wer da staunte, wie sie — ein theils im Kloster erzogenes, theils ohne regelrechten Unterricht bei der Großmutter in Offenbach aufgewachsenes Kind — zu dieser kühnen Freiheit im Denken, Fühlen und Bekennen gelangt sei, dem antwortete sie: So bin ich durch Goethe geworden! Seine Jugendlyrik war meines regen Jugendfrohsinns klingende Seele ...

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält“ —

Solche poetische Weisheit war ihr wie eingeboren, war in ihr — Natur. Diese Lieder lebten in ihr früher als alle Schulweisheit und die erste Regung der in ihr schlummernden Talente war, daß sie eigene Melodien dazu erfand.

Sie wies auf das alte Kanzlerhaus am Rhein zurück und das

Geistesleben, das dort unter Rousseau's Anhauch geblüht, auf den stillen Verkehr mit ihrer ehrwürdigen Großmutter in Offenbach, die so gern, ihrer Enkelin die Locken ringelnd, von ihrer früh verstorbenen Mutter, der „schönen engelsschönen Max“ erzählte; sie wies in die Plauderstube der alten ewig jungen „Frau Rath“, deren „alte Schawell“ nach ihrem eigenen Ausdruck „wieder zu grünen begann“, wenn das Kind Bettina, zu ihren Füßen sitzend, mit großen staunenden Augen ihren Geschichten zuhörte von des Sohnes blüthenreicher Kindheit und Jugend. „Frau Aja Wohlgemuth“, Goethe's Mutter mit ihrer „Frohnatur“, war es, die ihr den Geist von Goethe's Dichtung erschlossen, Frau Aja, an die sie schrieb: „Im Kloster hab' ich viel predigen hören über den Weltgeist und die Eitelkeit aller Dinge; ich habe selbst den Nonnen die Legende jahraus, jahrein vorgelesen; weder der Teufel noch die Heiligen haben bei mir Eindruck gemacht, ich glaub' sie waren nicht vom reinen Stil; ein solches Lied aber“ — sie spricht von Goethe's Gedicht ‚Der du von dem Himmel bist‘ — „erfüllt meine Seele mit der lieblichsten Stimmung, keine Mahnung, keine weisen Lehren könnten mir je so viel Gutes einflößen; es befreit mich von aller Selbstsucht, ich kann andern alles geben und gönne ihnen das beste Glück, ohne für mich selbst etwas zu verlangen ... Es soll mir keiner sagen, daß reiner Genuß nicht Gebet ist.“ An die „Frau Rath“ schreibt sie aus dem Sommersitz im Rheingau nach ihrem Besuche in Weimar: „Frau Mutter, auf dem prächtigen Rheinspiegel in Mondnächten dahingleiten und singen, wie das Herz eben aufjauchzt, allerlei lustige Abenteuer bestehen in freundlicher Gesellschaft, ohne Sorge aufstehen, ohne Harm zu Bett gehen, das ist so eine Lebensperiode, in der ich mitten inne stehe. Warum lasse ich mir das gefallen? — weiß ich's nicht besser? — und ist die Welt nicht groß und mancherlei in ihr, was bloß des Geistes harrt, um in ihm lebendig zu werden? — und soll das alles mich unberührt lassen? ... Da fühl' ich, daß ich durch die Liebe zu ihm erst in dem Geist geboren bin, daß durch ihn die Welt sich mir erst aufschließt ... Was ich durch diese Liebe nicht lerne, das werde ich nie begreifen. Ich wollt', ich säß' an seiner Thür, ein armes Bettelkind, und nähm' ein Stückchen Brot von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, wes Geistes Kind ich bin, da zög' er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde ...“ So fühlte sich dies Kind, in dem ja italienisches Blut dem deutschen beigemischt war, als eine Blutsverwandte der Mignon; ihre Liebe zu Goethe war, wie die Mignons, so elementar und keusch, so übersinnlich-sinnlich; mit

Recht hat darum Börne geschrieben: „Nach vierzig Jahren kam Mignon wieder und nannte sich Bettina."

Aber von Sterben und Scheiden wollte diese neue wirkliche Mignon nichts wissen; ihre durchgeistigte Liebe wurzelte in einem urgesunden Lebensgefühl, sie liebte das Leben mit gleicher Gluth wie Goethe selbst und wie auf die Schönheit von Goethe's Genius sind ihre Briefe auch ein Dithyrambus auf die Schönheit der Natur und des Lebens. Als zwei Jahre vorher ihre von Hölderlins Poesie unheilvoll beeinflußte, geistig überspannte Freundin, das sechsundzwanzigjährige Stiftsfräulein Karoline von Günderode, unter dem Druck trüber Herzenserfahrungen sich das Leben genommen hatte, da hatte sich ihre gesunde Natur über den Selbstmord der Aermsten innerlich empört. Als sie in Goethe's „Wahlverwandtschaften" bei dem Selbstmord Ottilie's weilt, protestirt sie lebhaft gegen die Nothwendigkeit dieser That. Der Irrthum ihres eigenen Herzens, der die hingebende Schwärmerei für Goethe eine Zeit lang für die echte Leidenschaft der Liebe hielt, vermochte sie zwar tief zu betrüben, aber ihren Lebensmuth vernichtete seine Erkenntniß nicht. Nachdem sie die Enttäuschung verwunden, schenkte sie der Werbung des ihrem Alter weit näher stehenden Freundes Achim von Arnim Gehör und ihre Begeisterung für Goethe lebte ungebrochen weiter in einer von ihr bis ans Ende gehegten, auf tiefster Verehrung seines Genius begründeten Freundschaft. Sie blieb sich selber treu. Und auch hierin fühlte sie sich im Einklang mit der Lehre und den Lebensgrundsätzen des Dichters. Die Treue gegen den eigenen Genius faßte sie mit Frau Aja auf als das Grundprinzip seines Wesens. „Das hat die Mutter oft an Dir gepriesen," schreibt sie ihm einmal, „daß Deine Würde aus Deinem Geist fließe und daß Du eine andere nie habest; die Mutter sagte, Du seist dem Genius treu, der Dich ins Paradies der Weisheit führt, Du genießest alle Früchte, die er Dir anbietet, daher blühen Dir immer wieder neue, schon während Du die ersten verzehrst. Lotte und Lene aber — sie spricht von den altjüngferlichen Schwestern Jacobi's in Düsseldorf — verbieten dem Jacobi das Denken als schädlich, und er hat mehr Zutrauen zu ihnen als zu seinem Genius; wenn der ihm einen Apfel schenkt, so fragt er jene erst, ob der Wurm nicht drin ist." Echt goethisch war auch ihr Grundsatz: „Wer der Stimme in seiner Natur folgt, wird seine Bestimmung nicht verfehlen."

Als sie aber merkt, daß der Goethe der Wirklichkeit nicht in allem Stich hält dem Goethe ihres Ideals und seiner Jugend, daß die Würde, die er jetzt zur Schau trägt und die auch der geheimräthliche Stil seiner

Antworten ausprägt, bisweilen mehr ein Erzeugniß bequemen Behagens als der Treue gegen seinen Genius ist; als sie sieht, daß er dem „Philisterthum", statt es zu bekämpfen, Zugeständnisse macht und den Verkehr mit „Philistern", wie Riemer und Zelter, dem Wettstreit mit genialen Naturen vorzieht, da wird das hingebende Mädchen auch zur ernsten Mahnerin, zum begeisterten Fürsprech seiner eigenen Jugendideale. Sie kann es nicht leiden, daß sich Goethe-Faust so gern mit „trockenen Schleichern" vom Schlage des Wagner umgibt, daß er, wie mit der bildungseitlen Frau von Staël, aus Diplomatie mit Personen Freundschaft hält, die ihrer nicht werth sind, daß er die Menschen gar zu leicht nach ihrer äußeren Stellung schätzt, statt nach ihrem inneren Werthe. Dem pedantischen Musikgelehrten Zelter stellt sie Beethovens tiefe, aus dem Innersten quellende Natur gegenüber und sucht, nachdem sie in Wien dessen Freundschaft gewonnen, einen Verkehr zwischen ihrem Lieblingsdichter und ihrem liebsten Tonschöpfer anzubahnen. Sie sucht Goethe für die literarischen Bestrebungen ihrer bei ihrem Schwager Savigny in Landsberg studirenden jungen hessischen Freunde, die seine begeisterten Verehrer, der Brüder Grimm, zu interessiren, während sie über seine Vorliebe für naturwissenschaftliche Entdeckungen sich allerlei Keckheiten erlaubt. Als ein Aufenthalt in Landshut bei ihrem Schwager, dem berühmten Rechtslehrer, ihr Einblick verschafft in die schmachvolle Art, wie Diplomatenkünste und die Uebermacht der Großstaaten den begeisterten Freiheitskampf der Tiroler unter Andreas Hofer niederhalten und um seine Früchte betrügen, da weicht die sanfte Hingebung Mignons dem feurigen Heldenmuth der Geliebten des „Egmont". Mit Klärchen singt sie: „Ach hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut" — hinüber zu den geradherzigen Tirolern würde sie dann laufen — „ich ließ ihre schöne grüne Standarte im Winde klatschen." Und den Dichter als Wilhelm Meister apostrophirend, ruft sie ihm zu: „Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: komm', flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tirolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen, und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müssen dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben ... Die Melancholie erfaßt dich, weil keine Welt da ist, in der du handeln kannst — hier unter den Tirolern kannst du handeln für ein Recht, das ebenso gut aus reiner Natur entsprungen ist, wie die Liebe im Herzen der Mignon. Du bist's, Meister, der den Keim dieses zarten Lebens erstickt unter all dem Unkraut, was dich überwächst. Sag', was sind sie alle gegen den Ernst der Zeit, wo die Wahrheit in ihrer reinen Urgestalt

emporsteigt, und dem Verderben, was die Lüge angerichtet hat, Trotz bietet?"

Solche Stellen in Bettina's Briefen und die diplomatisch gedrechselten Antworten, die sie von Goethe darauf empfing oder empfangen zu haben vorgab, waren frischer Wind in die Segel der eingefleischten Goethefeinde Görres, Menzel und Börne, die das selbstgenügsame Einspinnen des großen Dichters in seine Liebhabereien und Arbeiten in den Zeiten, da es den Siegespreis der Befreiungskriege zu sichern galt, als eine Pflichtverletzung bekämpft und getadelt hatten. Auf Bettina's Drängen, seinen Einfluß zu Gunsten der Tiroler geltend zu machen, hatte er wie folgt geantwortet: „Auch deine lyrischen Aufforderungen an eine frühere Epoche des Autors haben mir in manchem Sinne zugesagt, und wüchse der Mensch nicht aus der Zeit mehr noch wie aus Seelenepochen heraus, so würde ich nicht noch einmal erleben, wie schmerzlich es ist, solchen Bitten kein Gehör zu geben." Seine Kritiker vom Schlage Börne's und Menzels ließen diese Entschuldigungen nicht gelten. Sie haßten Goethe mit Verblendung aus demselben Irrthum, aus welchem Bettina ihn mit Verblendung geliebt hatte. Beide verlangten leidenschaftlich vom Verfasser der Wahlverwandtschaften und der Farbenlehre die Erfüllung der Versprechungen seiner Jugend. Das Schicksal, das ihn nach Weimar geführt, zum Minister gemacht, die Vereinsamung, die ihn den allgemeinen Interessenkämpfen frühzeitig entfremdet hatte, gab ihm Recht, wenn er solche Zumuthungen als Irrthum zurückwies; er folgte auch hierin seiner Natur und wahrte sich die Freiheit, sich dieser gemäß das Leben zu gestalten. So konnte er weder dem Vaterland und dem für die Freiheit kämpfenden Volk noch Bettina die warme thätige Liebe gewähren, die sie von ihm, dem großen Dichter, forderten. Bettina mit ihrem Herzen fand sich darein; ein Börne, der sich in diesem Streite als Anwalt des Volkes und von dessen Ansprüchen auf Goethe's Liebe fühlte, beharrte bei seiner Forderung. Und aus Bettina's Buch, das die Liebe zu Goethe geschaffen, gewann sein Haß die Waffen für den schärfsten Gang in seinem Kampf gegen die Eigensucht des Ministerpoeten von Weimar. Seine Kritik des „Briefwechsels mit einem Kind", die zuerst in Menzels Literatur-Blatt (Jahrgang 1835, Nr. 127, 28) erschien, ist berühmt, weil sie die letzte und schärfste Abrechnung des deutschen Liberalismus der Restaurationszeit mit Goethe darstellt. Er suchte alle Stellen aus den naiv-offenen Herzensbekenntnissen Bettina's, die für Goethe's Selbstsucht, „Sachdenklichkeit", Bequemlichkeit charakteristisch waren, zusammen, er stellte Bettina's überquellende

Hingebung und Goethe's vorsichtiges Genießen derselben in Gegensatz zu einander. „Bettina“ — sagte er am Schluß — „ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist die glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Goethe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten ... Aber,“ fährt er fort, „wenn jede Liebe blind ist, blinder hat sie sich noch nie gezeigt als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Goethe's, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt.“

Ganz anders war die Wirkung des Buches auf die jüngere Schriftstellergeneration, die, zwar auch den patriotischen und demokratischen Idealen hingegeben und um derentwillen gegen den „Alten von Weimar“ voreingenommen, sich dem Zauber seiner Jugendpoesie nicht entziehen konnte, wie sie von Bettina's Liebe, Bettina's Buche widergespiegelt ward. Nicht umsonst standen sie selbst noch in der Blüthe des Lebens. Nicht umsonst waren ihre erregten Geister den Problemen der Liebe zugewandt. Hatte Wienbarg schon in seinen „ästhetischen Feldzügen“ volles Verständniß für den Dichter erwiesen, „der mit Sophokles und Shakespeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank“, hatten er und Laube schon vorher gegen Menzel und Börne und im Einklang mit Heine und Immermann, dem ritterlichen Vertheidiger Goethe's gegen Pustkuchen, den Beweis geführt, daß das Fehlen eines großen national-politischen Zuges in Goethe's Dichtung aus den Verhältnissen sich ergab, in denen dieser erwachsen, so lenkte nun auch Gutzkow ein zu einer gerechteren Beurtheilung des Goethe'schen Werdens und Wesens. Er, ebenso Laube und Mundt, rühmten Bettina's Buch, ihre Begeisterungs- und Liebefähigkeit, die Schönheit und den Schwung ihrer Gedanken, ohne mit Goethe zu rechten; sie erfaßten ihre Liebe zu Goethe in ihrem Kern: als Wirkung seiner Poesie. Das Bild dieser Liebe, wie es ihre Briefe boten, wirkte aber auch mächtig auf der jungen Geister Stellungnahme zu der von Saint-Simon angeregten, durch Heine nach Deutschland verpflanzten Bewegung zu Gunsten der Emanzipation der Liebe von Zwang und Fessel. Die Anregungen, welche in dieser Beziehung von George Sand ausgegangen waren und in Folge des äußerlichen Zurschautragens ihrer Emanzipationsideen verwirrend gewirkt hatten, klärte die deutsche Frau. Bettina lehrte nicht nur die jungen Dichter von Frauenliebe höher denken, sie adelte ihre Begriffe von Freiheit im Lieben. Sie erinnerte sie, daß das Poetische stets am Persönlichen haftet, daß Liebe von Herz zu Herzen sich nicht nach allgemein gültigen Gesetzen, wären

sie noch so frei, regeln und regieren läßt. Der Aristokratie der klassischen Literatur ihrer Abstammung nach angehörend, offenbarte sich Bettina als Wortführerin der Ideale der literarischen Demokratie und entfaltete dabei eine echt poetische naive Unbefangenheit, die gerade den reflektirenden Köpfen der jungen Männer fehlte. „Und in unsere Literatur wehte diese Bettina-Kühnheit gar sehr mit Frische", mit diesem Geständniß schließt Heinrich Laube seine Besprechung ihres Briefwechsels mit Goethe.

Weniger günstig hat sich lange Zeit dem Buche die exakte Goetheforschung gezeigt. Es war bei einem Werke, das einen thatsächlichen Briefwechsel durch Zusätze zu einem dichterischen Ganzen ausgeweitet vorführte, gelehrten Forschern nicht schwer, die Unechtheit solcher Zusätze zu beweisen. Meusebach und andere thaten sich auf solche Nachweisungen wunders viel zu gute; sie schmähten dann das Buch, das sie vorher als „würdig Pergamen" gepriesen; für seine innere Echtheit hatten sie kein Verständniß. Erst in neuester Zeit haben Loeper, Herm. Grimm, Erich Schmidt und Suphan, die zu den Quellen steigen durften, Genaueres über den Grad auch der materiellen Echtheit erbracht. Wir wissen jetzt, daß Goethe viele Angaben über seine Kinderzeit in „Wahrheit und Dichtung" aus Bettina's Briefen geschöpft, daß er sogar vorhatte, diejenigen Briefe, die ihm von seiner Mutter erzählten, ähnlich frei zu bearbeiten, wie Bettina es nach seinem Tode gethan. Wir wissen, daß die Zurücksendung der echten Briefe aus dem Nachlaß Goethe's durch den Kanzler Müller an Bettina diese zu der poetischen Verarbeitung der Dokumente veranlaßt hat und daß Goethe ihr als Mädchen in der That mindestens zwei der Gedichte handschriftlich zugesandt hat, die sich in dem Sonettenkranz an Minna Herzlieb befinden. „Wie sehr die Dinge, die Bettina schildert, dem Thatsächlichen entsprechen, tritt neuerdings immer mehr zu Tage," schrieb erst kürzlich der Schwiegersohn derselben, Herman Grimm, in der ‚Deutschen Rundschau'; „jetzt erst sehen wir deutlich, wie ‚das Kind' allerdings oft umgedichtet, oft hinzugedichtet, oft aber Goethe's Briefe zu unverändertem Abdruck gebracht hat," bestätigte Erich Schmidt nach dem Erscheinen der Loeper'schen Ausgabe der „Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano".

Noch weniger ist die Nachwelt bisher den späteren Schriften gerecht geworden, die Frau von Arnim in ihrem Alter herausgegeben und die sämmtlich ihren reichen Lebenserinnerungen ein Denkmal und ihren freien Ansichten und kühnen Gedanken originell geformte Gefäße sind. Und doch ist in ihren patriotischen, im Ausdruck leider oft zu sibyllinischen Prophetieen „Dies Buch gehört dem König" zuerst an das

moderne Königthum die Forderung gestellt worden, die dringend nöthige Sozialreform selbst in die Hand zu nehmen, so daß uns Heutigen Bettina als die Sibylle der Sozialpolitik des Reiches erscheinen muß. Enthusiastisch wie einst ihre Liebe zu Goethe, offenbarte sie in diesen politischen Bekenntnissen ihre thatenfrohe und gedankenkühne Liebe zur Menschheit. Als sie am 20. Januar 1850 in Berlin, wohin sie mit Arnim bald nach ihrer Verheirathung 1811 gezogen war, umgeben von Kindern und Enkeln, gestorben war, würdigte der Nekrolog der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" ihr Wesen, indem er ihren Ausspruch „Meine große Anlage ist Lieben" zum Motto der Betrachtung erhob. Es heißt darin treffend: „Der ‚Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde' und die anderen Bücher, die dem Gedächtniß glücklicher Jugendtage gewidmet sind: ‚Die Günderode' (1840) und ‚Clemens Brentano's Frühlingskranz' (1843), bewegen sich mit ihrem naturfrohen Uebermuth in einer Sphäre voll sonniger Heiterkeit, die uns nicht ahnen läßt, mit welcher Opferbereitschaft und dienenden Selbstentäußerung einer barmherzigen Schwester das Kind dieser wunderreichen Phantasieheimath die dunklen Stätten des Elends aufsuchen, die Noth der Armen und Kranken, die Trübsal der Verlassenen und Gedemüthigten zum Gegenstand seiner ersten und heiligsten Sorge machen konnte." In ihren späteren Spekulationen über eine zu stiftende Weltreligion, „bei der es der Menschheit wieder wohl wird", begegnete sie sich nicht nur mit Wienbarg in der Forderung der schönen That als höchstem Sittengesetz, ihr Leben selbst erschien als eine Erfüllung dieser Forderung, die ihrem idealen Kultus der „freien Persönlichkeit" entstammte. Für alle politisch Verfolgten oder Unterdrückten trat sie ein in ihren Schriften; in dem Kampf für die bürgerliche Gleichstellung der Juden ergriff sie wiederholt beherzten Muthes und im Geist werkthätiger Menschenliebe das Wort; wesentlich auf ihre Veranlassung geschah die Berufung der Brüder Grimm an die Berliner Universität, nachdem sie der Verfassungsbruch des Königs von Hannover und der Protest der „Göttinger Sieben", denen auch sie zuzählten, aus Göttingen vertrieben hatte; für die Märtyrer der deutschen Volkserhebung, wie Gottfried Kinkel, war sie ein beredter Fürsprech am Throne Friedrich Wilhelm's IV. So war sie nicht nur eine gewaltige Verkündigerin der Liebe, sondern ebenso groß in deren Bethätigung. Und man kann sich in ihr Wesen nicht versenken, ohne vom Geist solcher Liebe ergriffen, diese ihr selbst zuzuwenden.

* * *

Ein ganz anderes Verhältniß zu Goethe's Dichtung und Persönlichkeit als Bettina's Briefwechsel hatte kurz vor dessen Erscheinen die Briefsammlung enthüllt, welche August Varnhagen von Ense zum Gedächtniß seiner am 7. März 1833 verstorbenen Frau zuerst im Herbst 1833 in einer Ausgabe für Freunde, dann Anfang 1834 in größerer Auswahl unter dem Titel „Rahel" der Oeffentlichkeit übergeben. Bettina Brentano hatte in jenen fünf Jugendjahren (1806—11), während deren die Leidenschaft für Goethe ihr ganzes Sein erfüllte, den Dichter geliebt und gepriesen, vergöltert und verketzert ausschließlich in seiner Wirkung auf sie, auf ihr schönheitstrunkenes, genial-naives Ich, das für seine Liebe von ihm auch Gegenliebe verlangte; die Briefe Rahels, beinahe ein Halbjahrhundert (1787—1833) umfassend, Zeugnisse eines Verkehrs mit hundert bedeutenden Zeitgenossen jeden Standes, jeder Richtung, eines leidenschaftlichen Miterlebens aller bedeutenden Ereignisse der Zeitgeschichte, wiesen dagegen auf Goethe hin als den freundlich ausgleichenden, beruhigenden und versöhnenden Vermittler zwischen ihrem eigenen Denken und Fühlen und den Kämpfen und Stürmen der Zeit, als „nie versagenden Berather" in ihrem Ringen nach Wahrheit und Klarheit den Räthseln und Fragen gegenüber, mit denen die Welt ihr den Geist und die Seele erregte. „Durch all mein Leben," schrieb sie nach Erscheinen des „Faust" 1808, „begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und gesund brachte der mir zusammen, was ich, Unglück und Glück zersplitterten und ich nicht sichtlich zusammenzuhalten vermochte. Mit seinem Reichthum machte ich Kompagnie, er war ewig mein einziger gewissester Freund, mein Bürge, daß ich mich nicht unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! — kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war!" Diese Wohlthaten, die ihr Goethe's Weisheit und Dichtung gespendet, auch anderen fruchtbar zu machen, war ihr im Laufe eines einzig reichen Lebens zu einem beseligenden Berufe, und sie selbst darüber ohne systematisches Wirken zur Stifterin einer stillen Gemeinde geworden, deren Glieder, über die ganze gebildete Welt verstreut, sich einig wußten in der freudigen Geisteshingabe an Goethe.

„Schon sehr frühe," so schildert dies Verhältniß Varnhagen, der als begeisterungsfrischer Student in Berlin gerade auf Grund seiner eigenen Goetheverehrung jene Freundschaft der schon gefeierten Hohepriesterin des Goethe'schen Genius gewonnen hatte, die später zur Ehe

erstarkte, „weit früher als irgend eine literarische Meinung derart sich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Einsichten und Urtheilen des Lebens enthusiastisch angepriesen. Jetzt erscheint das sehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's hohes Hervorragen verneinen, allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftsteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz andere weit voran standen, wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte und meist an kleinlichen Nebensachen und äußerlichen Uebereinkommnissen hing, damals war es kein Geringes, mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Ueberschätzungen sogleich das Echte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten hatte sein leuchtendes, kräftigendes Wort eingeschlagen, sein Name war zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Kultus, diese Richtung in der Literatur festzustellen unternahmen. Gedenkenswerth erscheint es, daß Rahel ihrerseits dabei mit völligem Selbstvergessen verfuhr. Sie hatte Goethe im Karlsbade persönlich kennen gelernt und er mit Aufmerksamkeit und Antheil ihres Umgangs gepflogen, wie auch noch späterhin desselben mit Hochschätzung gedacht, ohne daß sie im geringsten eine Verbindung festgehalten, einen Briefwechsel veranlaßt hätte, im Gegentheil, sie erwähnte wenig der Person, desto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntschaft, sondern die wesentliche, die das Lesen seiner Schriften gab, genoß und zeigte sie mit Stolz und Freude."

Diese Verdienste um Goethe können aber keineswegs in seiner Allgemeinheit das ungemeine Interesse erklären, das die Briefe der Frau in der literarischen Welt sofort allenthalben erregten, als sie 1834 in drei starken Bänden erschienen. Der eigenthümliche Zusammenhang ihrer Goetheverehrung mit einer Fülle origineller Geistesäußerungen von freiheitlicher revolutionärer Art erklärt erst diese Wirkung auf die jungen Geister der Zeit. Rahel war, als sie starb, ohne je ein Buch geschrieben zu haben, eine literarische Berühmtheit, und zwar weniger um ihrer Propaganda für Goethe und ihrer geistvollen Urtheile über ihn willen, von denen ihres Mannes Buch „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" auch gedruckte Proben enthielt, denn als Wortführerin der

gährenden Fortschrittsideen, welche das jüngere Geschlecht deutscher Schriftsteller, ob diese nun Heine oder Börne als Führer verehrten, so mächtig erregten. Wichtiger als ihre Beziehungen zu Goethe erschien ihnen, daß Heine in ihrem Salon zu Berlin den letzten Schliff seiner Bildung erhalten hatte, Heinrich Heine, der die „Heimkehr" im „Buch der Lieder" „Friederike Varnhagen" gewidmet hatte. Geflügelter als ihre Urtheile über Goethe's „Meister" und „Tasso" aus früherer Zeit, hatten sich ihre gelegentlichen Beifallsäußerungen über Börne, ihre leidenschaftlichen Verurtheilungen der geistigen und sittlichen Stagnation im öffentlichen Leben der Gegenwart, ihre kühnen Sibyllensprüche über die Reformbedürftigkeit der Ehe in diesen Kreisen erwiesen, noch ehe dieselben nach ihrem Tode in ihren Briefen zum Drucke gelangten. Und nun zeigte sich in den letzteren all dies frondirende kämpfende Denken und Fühlen aufs innigste verwachsen mit einer unerschütterlichen, auf eigenstem Erfassen beruhenden Begeisterung für Goethe. Dieselbe Unzufriedenheit mit der bestehenden Welt, die Börne zu einem so leidenschaftlichen Goethe-Hasser gemacht hatte, erwies sich als Grundlage ihrer Liebe für Goethe. Und während die einseitige Begeisterung Bettina's für Goethe's freiheitsfrische Jugendpoesie unwillkürlich die Anklagen unterstützte, die Börne und Menzel gegen den Dichter des „Wilhelm Meister" und des „Tasso" erhoben, weil er für die allgemeinen Interessen des Volkes und der Menschheit kein Herz mehr gehabt, wies Rahel nach, daß auch die späteren Werke des Dichters auf einem tiefen Gefühl der allgemeinen Zustände beruhten, über deren Reformbedürftigkeit sie sich so scharf aus tiefbewegter Seele äußern konnte. Hatte Bettina mit Goethe gehadert, daß er die liebreichsten Heldinnen seiner Dramen und Romane, statt sie zu Sieg und Triumph zu geleiten, vom Schicksal hatte grausam hinopfern lassen, so sah Rahel gerade hierin eine Offenbarung seines großen Dichterblicks in die wirkliche Welt, denn die allgemeinen Zustände der Zeit seien derart, daß sie ein gesundes Wachsthum starker Liebe in den meisten Fällen niederhalten und ersticken müßten. Vom „Wilhelm Meister" sagt sie wiederholt: „Das ganze Buch ist für mich nur ein Gewächs, um den Kern als Text herumgewachsen, der im Buche selbst vorkommt und so lautet: ‚O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!' Mit einem Zauberschlage hat Goethe durch dies Buch die ganze Prosa unseres infamen, kleinen Lebens festgehalten . . . Daran hielten wir, als er uns schilderte; und an Theater mußte er, an Kunst und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte,

und sich nicht wie Werther tödten wollte.“ Durch die tragische Poesie, mit der er den Untergang edler Persönlichkeiten im Kampf gegen die Uebermacht der Verhältnisse verklärt, hebe er sich und uns über das eigene Elend hinaus. — Nicht von Eingebungen subjektiven Empfindens bestimmt, sondern von einer verstandesklaren Einsicht in die organische Entwickelung Goethe's und die elementaren Ursprungsgesetze der poetischen Kunst geleitet, wurde sie, wie damals keiner, dem Verhältnisse des Dichters zu seiner Zeit gerecht. Und gerecht werden — den Menschen und Dingen, das war ihre Leidenschaft, das war ihre Kunst! „Zu fühlen, was jedem fehlt,“ bezeichnet sie selbst als ihr eigenthümlichstes Talent; so fühlte sie, wie ein eigenes Leid, was jener vaterlandslosen Zeit gefehlt hatte, in der Goethe zum Dichter reifte, fühlte sie alle Krankheiten der Zeitperioden, die sie selber durchlebte. Und darum konnte sie gleich glühend nebeneinander lieben: die Freiheit und Goethe.

Sie hatte viel eigenes Leid zu verwinden gehabt, bis ihre Seele ganz im Miterleben fremden Leids aufging. Die Frau, die in der Zeit von 1819—33, wie Rudolf Gottschall in seiner „Deutschen Nat.-Literatur des 19. Jahrhunderts“ sagt — „die ausgesuchtesten Kreise der Berliner Gesellschaft gleich einer Pythia regiert hat“ und der im blühenden Jugendalter neben vielen anderen glänzenden Persönlichkeiten Prinz Louis Ferdinand von Preußen eine begeisterte Freundschaft voll berauschender Huldigung gewidmet hatte, war durch frühe Körper- und Seelenleiden zu ihrer vielbewunderten Geistesschärfe hindurchgedrungen. Daher stammte auch die außerordentliche Empfindlichkeit ihrer Mimosennatur, ihre Empfänglichkeit für jeden Reiz physischer und psychischer Art. „Mehr gedemüthigt als ich wird man nicht,“ schrieb sie auf der Höhe ihres Lebens, nachdem ihre Seele das Gleichgewicht gefunden, zum Trost an eine Freundin, „größeres Unglück in allem, worauf man den größten und kleinsten Werth setzt, . . . eine gepeinigtere Jugend bis zu achtzehn Jahren erlebt man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnwitz näher auch nicht, und geliebt habe ich. Wann aber sprach die Welt mich nicht an, wann fand mich nicht alles Menschliche, wann nicht menschliches Interesse: Leid und Kunst und Scherz! . . . Ein gebildeter Mensch ist nicht der, den die Natur verschwenderisch behandelt hat; ein gebildeter Mensch ist der, der die Gaben, die er hat, gütig, weise und richtig und auf die höchste Weise gebraucht; der dies mit Ernst will, der mit festen Augen hinsehen kann, wo es ihm fehlt, und einzusehen vermag, was ihm fehlt. Dies ist in meinem Sinne Pflicht und keine Gabe. Darum wende ich Sie endlich mit Ihren Augen auf das zu sehen, was Sie

eigentlich verabsäumen. Dies ist, sich mehr zum Allgemeinen zu erheben, daß nicht Allgemeines Sie immer auf Einzelnes führe." So sprach Rahel einer Dame von Welt zu, die sich in Liebeskummer an sie um Trost gewendet hatte, sie verweisend auf die Schule des Unglücks, die sie selbst durchlaufen. Ihr schweres Jugendleid führte sie aber darauf zurück, daß sie als Jüdin mit einem liebeverlangenden Herzen in eine Welt sie zurückweisender Vorurtheile geboren worden sei. Jedes Uebel, jedes Unheil, jeden Verdruß könne sie daher leiten. Uns aber lehrt der Eindruck ihres abgeschlossenen Lebenslaufs, daß auch auf diesem Umstand gerade ihre sittliche Größe und ihre historische Bedeutung beruhte. Weil sie die furchtbare Macht des einen Vorurtheils mit ihrer feinfühligen Seele durchempfunden, darum war ihr Gefühl für jede Art anderen Unrechts ein so elementarer, ihr Trieb, dagegen anzukämpfen, ein so mächtiger.

Rahel Levin, die nach ihrer in reiferem Alter erfolgten Taufe den Namen Friederike Robert annahm, ihren Freunden aber immer die alte „Rahel" blieb, wurde im Juni 1771 in Berlin als Tochter eines reichen Geschäftsmannes geboren. Die Lage des Markus Levin'schen Hauses in der Jägerstraße, der Seehandlung gegenüber, sowie alle Erwähnungen seiner Geschäftsbeziehungen lassen den Vater als einen der hervorragendsten Bankiers der preußischen Hauptstadt erscheinen in jener dem Zeitalter Friedrichs des Großen folgenden Periode üppigen Lebensgenusses, in welcher bei Hofe Emigranten aus Frankreich, Verbannte der Revolution, den Ton angaben. Und zunächst muß wohl diese geschäftliche Bedeutung des Hauses zum Anlaß geworden sein, daß bereits in den Jahren, da Rahel den Kinderschuhen entwuchs, seine Salons eine Reihe der angesehensten Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft zu empfangen pflegten. Es waren meist Vertreter der jüngeren Aristokratie, Offiziere und Diplomaten von schöngeistigen Neigungen, glänzende, leichtsinnige, verschwenderische Genußmenschen, die ihren Umgangston nach dem Muster einiger geistreicher Emigranten, wie Graf Alexander Tilly und P. von Gualtieri stimmten, vom Standpunkte des „Esprits" für und gegen die Ideen der Revolution, Voltaire, Rousseau, Mirabeau 2c. diskutirten, während der junge Friedrich Gentz, damals noch Regierungssekretär im preußischen Staatsdienst, aber schon beachtet wegen seiner publizistischen Bekämpfung der in Frankreich herrschenden Doktrinen und als Uebersetzer Burke's in diesen Kreisen geschätzt, sowie der schwedische Gesandtschaftssekretär Gustav von Brinkmann, der als Dichter dem Chamisso'schen Nordsternbund angehörte, das deutsche Geisteselement vertraten. Unter

diesen Meistern der modischen, nach Pariser Mustern geübten Schönredekunst übte sich der behende graziöse Geist der jugendlichen Haustochter, die aus Rücksicht auf die kränkelnde Mutter früh die Pflichten der Repräsentation zu übernehmen hatte, in der Kunst „espritvoller" Unterhaltung. Mehr noch als am Klavier, das sie gleichfalls mit frühreifer Fertigkeit beherrschte, verblüffte das in geistiger Vereinsamung unter Büchern aufgewachsene Mädchen die verwöhnten Gäste in ihrer Plauderecke durch das virtuose Spiel ihres frühentwickelten behenden Geistes und die galanten Kavaliere, die ursprünglich doch wohl nur in Rücksicht auf die Kreditkonti des Vaters sein Haus betraten, besuchten es bald, angezogen von der dunkeläugigen niedlichen Tochter, um sich unter dem erfrischenden Sprühregen ihres Witzes von der Langweiligkeit ihrer standesgemäßen Geselligkeit zu erholen. Natürlich fehlte es diesem ersten Berliner „Salon" auch nicht an Zierden aus den Kreisen der Kunst und Wissenschaft, der Musik, des Theaters. Wilh. von Humboldt verkehrte in ihm mit seiner Frau, ebenso Fouqué mit der seinen, Sabine Heinefetter vertrat die Bühnenwelt, der ältere Genelli übte hier seinen sarkastischen Witz, Damen von Welt suchten auf diesem Parkett abenteuerliche Beziehungen, exzentrische Unterhaltung.

Natürlich wurde auch der altklugen kleinen Rahel mit dem neugierigen Kinderherzen in der stürmischen, verführerischen Weise jener Kavaliere der Hof gemacht. Sie war nach verschüchterter Kindheit in dem erfrischenden Strom dieser freien Geselligkeit, deren Schattenseiten sie noch nicht erkannt, zur Freude und Lust erblüht: Musik, Theater, Tanz, Gartenfeste, Scherz, Witz, Konversation und gute Lektüre gaben den Sonnenschein für dies schnelle Erblühen. Doch ihr allzu gläubiges junges Herz wurde bald das Opfer schwerer, von ihr nie ganz verwundener Enttäuschungen und Beleidigungen; denn als „Beleidigung" empfand sie bis ans Ende ihrer Tage die Erfahrung, daß einer dieser blonden hochgewachsenen märkischen Ritter — Graf Finkenstein — die Liebe, die sie in ihm als Mädchen geweckt und genährt, schließlich mit Füßen trat, weil dieses Mädchen eine Jüdin war. Varnhagen hat von den nie veröffentlichten Briefen und Tagebüchern, in denen sie dies tragische Erleben mit lodernder Empfindung ausströmte, gesagt: „So mögen die Briefe an Frau von Houdetot gewesen sein, deren Rousseau selbst als unvergleichbar mit allen andern erwähnt." Sie selbst hat später ihr damaliges Geschick mit der Liebe Tasso's zur unerreichbaren Fürstin verglichen und von ihrem ältesten Bruder gesagt, er wäre ihr weltklug harter „Antonio" gewesen. Mit einem leidenschaftlichen Spanier,

dem Granden Don Rafael d'Urquijo, erlebte sie Aehnliches. Sie aber wurde über diesen Seelenkämpfen nicht wie Goethe's Tasso wahnsinnig, sondern gewann gerade durch sie jene Verstandesklarheit, die man an ihr später so viel bewundert hat.

Wie Schuppen war es ihr von den Augen gefallen. Mit dem einen Mißverhältniß, in dem sie sich plötzlich zu der Gesellschaft sah, in der sie harmlos-glücklich aufgewachsen, hatte sie auch das andere begriffen, in welchem überhaupt die Wahrheit zur Wirklichkeit, das sittlich Gute zum herkömmlich Gebilligten steht. Aus der Krankheit, in die sie gefallen war, erstand sie voll mächtiger Sehnsucht, daß die ganze Menschheit von all ihren Krankheiten genesen möge. Die Liebe hatte sie verachtet und verhöhnt, die Gerechtigkeit verspottet, Lüge und Verrath triumphiren gesehen. Von nun an wurde ihr Leben ein Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit, für das Recht der Menschen auf Liebe, der Mädchen und Frauen auf Schutz vor brutaler Willkür der Männer; die Spiele des Witzes, ihren „Esprit", gebrauchte sie nur noch als Waffen in diesem Kampfe und ein deutscher Geist, dessen Schriften ihr früh in die Hände gerathen, wurde darin ihr Lehrmeister: Gotthold Ephraim Lessing. In ihrem Streben nach Wahrheit zeigte sie sich als eine ihm kongeniale Natur. „Wahrheit heraus!" wurde fortan zur Losung ihres regen geistigen Lebens. Aber dies that dem Ruf ihres Geistes und ihrer Unterhaltungsgabe durchaus keinen Abbruch. Auch jetzt wirkte die Art ihres Urtheilens anziehend und verblüffend auf die Männer von Geist. „Hier fand man das Wunder anzustaunen," sagt Varnhagen in Erinnerung an diese zweite Aera des Rahel'schen Salons, die er selber noch als Student kennen lernte, in seinen „Denkwürdigkeiten", „daß Rahel in gleichem Maße, als andere sich zu verstellen suchen, ihr wahres Innere zu enthüllen strebte." Und da vorurtheilslose, verständnißvolle Aufrichtigkeit Unglücklichen immer wohl thut, so gaben ihre eigenen Herzenserfahrungen und ihr elementarer Hang zur Theilnahme an fremdem Leid ihrem Verhältniß zur Berliner Gesellschaft eine neue eigenthümliche Grundlage. In zahlreichen Liebesromanen, die sich in der Welt der schöngeistigen Aristokratie, der Kunst und der Literatur in ihrer Umgebung abspielten, wurde sie die Vertraute für die Sorgen und Leiden der andern. Zu ihren Freundinnen gehörte jene Dorothea Veit, die sich von ihrem Manne scheiden ließ, um dem damals in Berlin lebenden Schwarmgeist Friedrich Schlegel zu folgen, welchem sie dann zum Modell seiner „Lucinde" wurde, gehörte ferner die schöne Hofräthin Henriette Herz, die zwar des jungen Börne heiße Liebe kühl ablehnte, aber mit

Friedrich Schleiermacher jenen platonischen Seelenbund einging, aus dessen Stimmungswelt heraus dieser seine Vertheidigungsbriefe über die „Lucinde" geschrieben. Das Schicksal einer Charlotte von Kalb, Karoline Michaelis, Therese Huber, Jean Paul's platonische Neigungen und Liebesspekulationen, wurden ihr vertraut und sie stand klaren Kopfes und dabei theilnehmenden Herzens inmitten jenes romantischen Lebenskreises, von welchem uns der von G. Waitz herausgegebene Briefwechsel „Karoline" neuerdings so eingehende Kunde gegeben. Auch die im Jahre 1800 vom musikliebenden, genialisch-wilden Hohenzollern-Prinzen Louis Ferdinand mit Rahel geknüpfte Freundschaft wies ihr die schwere Aufgabe einer geduldigen Beichtigerin in Irrungen und Wirrungen zweier leidenschaftlicher Herzen zu. Nach seinem Bruche mit Pauline Wiesel hatte sie diese zu trösten. Aber sie selbst widerstand mit sittlicher Kraft aller Verlockung, sich in einem va banque-Spiel der Leidenschaft zu trösten, sie lehnte das Projekt einer Heirath mit Schelling ab, weil ihr die rechte Liebe für ihn fehle, aus welcher Ursache auch die von den Ihrigen gewünschte Ehe mit dem Hamburger Bokelmann nicht zu Stande kam. Und, wie kühn sie auch von den Rechten der Frau auf Emanzipation von der herrschenden unwürdigen Bevormundung durch das Herkommen dachte, wie unermüdlich sie die geistige Ebenbürtigkeit des Weibes neben dem Manne verfocht, so scharf sie gegen die Ungerechtigkeit anging, welche den Mädchenverführer duldet und sein Opfer verurtheilt, so fern blieb sie in Denken, Reden und Thun jeder Frivolität. Wie sie jenes Vertrautenamt übte, zeigte bereits ein Beispiel. Goethe war ihr gerade auch hierin ein zuverlässiger Helfer. Ihn empfahl sie immer aufs neue als den „besten Vermittler in Erinnerung großer Drangsale". Als goldene Lehre wiederholt sie den Satz aus „Wilhelm Meister": „Die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viel erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlorenen dadurch noch erst einen vollen Werth geben." „Glück läßt sich nicht erweinen," ist einer ihrer Trostsprüche, aus denen sich eine ganze Sammlung für verrathener Herzen Trösteinsamkeit zusammenstellen ließe. „Verwinseln Sie Ihre Jahre nicht," räth sie einer trostbedürftigen Frauenseele. Ihr Geist ist immer rege, den Kompensationen des Unglücks auf die Spur zu kommen. Auf dem Krankenlager preist sie die Muße, die ihr wird zur Einkehr in sich selbst: „sie wird mir einen Ruck geben zum Bessern, zur Entwickelung." Ihre Trostesphilosophie gründet sich auf die Erkenntniß der Endlichkeit alles Einzelseins, darum auch jeder Empfindung,

und gipfelt in der Betrachtung: „Menschen und ihr Glück sind Bestandtheile des großen Alls, warum sollten sie nach der größten Zerrüttung und Trennung sich nicht zu einem glücklich Organischen auch wieder zusammenfinden zu neuen weiteren Beziehungen.“ „Es giebt kein Schicksal, sagt sie ein andermal. Es giebt ein Universum, in dem entwickeln wir uns; die Entwickelung ist unser Schicksal.“ „Auch das Jetzt ist ein Theil der Ewigkeit.“ Jeder Moment hat eine Zukunft, jeder Zustand birgt die Bedingung neuer Zustände. Arbeit, sittliches Wollen rühmt sie als die sichersten Befreier vom Leid. „Das einzige was der Mensch aus sich von den Mitteln zur Macht erreichen kann ist Wissen, und Wissen, d. h. die Erwerbung und Erweiterung von Wissen ist auch eine Quelle des Glücks, die Niemand rauben kann.“ In ihrem Philosophiren über Freiheit und Willen folgt sie meist Spinoza. In ihrem Eifer, aus Haß gegen die Lüge der Wahrheit auf den Grund zu kommen, gleicht sie Lessing. Den mächtigsten Einfluß auf ihr philosophisches Denken rühmte sie aber von allen Philosophen dankbaren Herzens dem einen Manne nach, dem sie neben Goethe überhaupt die größte Verehrung gezollt hat, dem Philosophen Joh. Gottl. Fichte.

Und durch Fichte's Einfluß, der im Winter von 1807—1808 in Berlin durch seine im Jahre darauf gedruckten „Reden an die deutsche Nation“ weithin wirkte als Erwecker des deutschen Geistes zum Kampf gegen die Napoleonische Herrschaft, erlebte auch ihr Seelenleben einen weiteren befreienden Aufschwung. Auch sie, die inzwischen viel gereist und wiederholt in Paris und in den böhmischen Bädern geweilt, was sie von manchem Vorurtheil gegen die Vorzüge der Heimath abgebracht hatte, war eine Zuhörerin der Fichte'schen Reden. Und wie Fichte selbst von dem idealistischen Kosmopolitismus seiner Weltbetrachtung unter dem Druck des vaterländischen Elends zum Bewußtsein gelangt war, daß der praktischen Humanität Voraussetzung eine thatenfreudige Vaterlandsliebe sei, so ging es auch ihr — der Jüdin. Hatte schon ihr Verkehr mit dem heißblütigen Napoleonhasser, dem 1806 bei Saalfeld gefallenen „Prinzen Louis“ dahin wirken müssen, so brachte die glühende Beredsamkeit Fichte's es ihr zu beglückendem Bewußtsein, daß sie auch als Jüdin eine Deutsche sei. Gefördert wurde sie darin durch den gerade jetzt sich intimer gestaltenden Verkehr mit den Humboldts, mit Schleiermacher, Steffens und Fouqué. Aus dem schöngeistig und patriotisch angeregten Umgangskreis ihres jüngeren Bruders Ludwig Robert, dessen Drama „Die Macht der Verhältnisse“ ein erfolgreicher Versuch war, sozialethische Gegensätze des modernen Lebens dramatisch zu gestalten, führte ihr das

Schicksal gleichfühlende jugendfrische Freunde zu, die ihre Hingebung an Goethe, ihre Begeisterung für Wahrheit und Schönheit in Kunst und Leben mit einer todesmuthigen Vaterlandsliebe vereinigten. Alexander von der Marwitz, Wilhelm von Burgsdorf sind zwei dieser Intimen, die beide den Heldentod im Befreiungskriege fanden. Ein dritter war der junge Westphale Varnhagen von Ense, mit dem sie sich verlobte, ehe er als Freiwilliger, von ihrem Segen geleitet, ins Feld zog. „O, ich habe nie gewußt,“ schrieb sie im Dezember 1808, als wieder preußische Truppen in Berlin einrückten, „daß ich mein Land so liebe! ... Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und ich denke, ich bin doch modifizirt über alles wie die Besten darin; dies wäre mir in jedem Lande geschehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; sehen und denken und Antheil nehmen lernen: und wahrlich ein jeder ist hier geschützt und das fühle ich immer.“ Mit überquellender Dankbarkeit gedenkt sie Friedrichs des Großen, durch dessen großherzige Toleranz den Ihrigen das Glück eines Vaterlandes geworden: „Nichts wär' ich, bei meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum in seinem sonnezugelassenen Lande. Und eine Ehre war's, sich daher zu nennen: und wirklicher Vortheil für Leib und Geist.“ Von höchster Selbstlosigkeit zeugt das Geständniß: „Auch ohne Gegenliebe muß man sein Vaterland lieben ... Könnt' ich doch nur nach meinem Tode mein Land glücklich sehen, das wäre Existenz genug.“ Und wie bei ihr alles Empfinden zur That drängt, so bethätigt sie auch ihre Vaterlandsliebe, sobald sich Gelegenheit bietet, in schönster Weise. Der erste Aufruf zu einer Organisation der Frauenhülfe im Dienst der Verwundetenpflege wurde 1813 bei ihr in Berlin berathen, von ihr entworfen. Und als sie in demselben Jahre in Prag weilt, als die armen Verwundeten von den böhmischen Schlachtfeldern eintreffen, ergreift sie in ähnlicher Weise die Initiative, bringt durch ihre reichen Verwandten und Freunde bedeutende Sammlungen zu Stande, wird an die Spitze des sich nun bildenden Komitees gestellt, leitet persönlich die Pflege der Fieberkranken, und als sie selber krank wird, läßt sie vor ihrem Bett ein Bureau aufschlagen und arbeitet im Dienst werkthätiger Menschen- und Vaterlandsliebe weiter. Ueber der Freude an den Siegen kann sie denn auch nicht vergessen, „daß es weiches, schmerzfähiges Fleisch ist, in das man überall hiebt und schießt.“ Auf diese Zeiten hochherziger Liebesthätigkeit zurückblickend, bezeichnete sie kurze Zeit vor ihrem Tod, als sie unter den Schrecken der Cholera in Berlin noch einmal ihr Samariterthum bewährte, dieselben als die schönsten ihres reichen

Lebens. In solchen Momenten fühlte sich ihre Seele ganz versöhnt mit ihrem Geschick und gehoben von diesem Bewußtsein that sie den Ausspruch: „Jede menschliche Seele ist von Natur eine Christin.“ Aus solcher Stimmung heraus ließ sie sich taufen.

Sehr wesentlich unterstützt in dieser humanitär-patriotischen Thätigkeit war Rahel gleich beim ersten Anlauf von dem Manne worden, der wie vorher sein Vater Moses Mendelssohn dem Berliner Lebenskreise, welchem Rahel entstammte, ein natürliches Oberhaupt war. Abraham Mendelssohn, der Sohn des ernsten Gelehrten, der seine Glaubensgenossen die Psalmen deutsch lesen gelehrt und dessen „Jerusalem“ Kant und Herder als die Verkündigung der unausbleiblichen bürgerlichen Gleichstellung aller Konfessionen im Staate begrüßt hatten, zugleich der Vater des edlen Tondichters, der aus echt deutschem Gemüth dem deutschen Volksgesange volksthümlichste Weisen erschaffen, verkörperte für sie den Geist jener Aufklärungsperiode, die aus der Freundschaft zwischen Lessing und Moses Mendelssohn als schönste Frucht das Hohelied der Gleichberechtigung der Religionen, die werkthätige Liebe lehren, der deutschen Bildung dargebracht hatte. Und wie sich aus dieser reinen Geistesatmosphäre jener humane Patriotismus entwickelt hatte, welchen, von den Ihrigen unterstützt, in der Zeit vaterländischer Drangsal die Braut Varnhagens so hervorragend thatkräftig bewährt, daß die Anerkennung eine öffentliche und allgemeine war, so erwuchs ihr aus derselben nach dem Kriege eine nicht minder bedeutende Aufgabe. Das ihr und allen Deutschen aus der Aufklärungsarbeit der Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Fichte überkommene Erbe an höchster sittlicher Weisheit, edler Geistesfreiheit und echter Herzensbildung, das Humanitätsideal, galt es zu vertheidigen gegen die Uebergriffe der nun unter der Flagge eines der Humanität sich entgegenstellenden Patriotismus schnell zur Macht anwachsenden Reaktion. Sie, die den patriotischen Manifesten ihrer Jugendfreunde Friedrich Gentz und Friedrich Schlegel gegen Napoleon zugejauchzt hatte, trat ihnen in Schrift und Wort muthvoll entgegen, als sie nach dem Wiener Frieden erkannte, wie die elendeste Furcht vor dem Fortschritt und einer freieren Gestaltung des Lebens dem diplomatischen Wirken diesen im Geist verweichlichten Trabanten Metternichs die Richtung gab. Sie ja fühlte sich ganz durchdrungen von der Gewißheit, daß große politische und soziale Reformen den Zwiespalt lösen müßten, in dem sich die Völker Europas mit ihren natürlichen Lebensbedürfnissen gegenüber dem Zwang der vorhandenen Zustände befanden. In diesem Sinne hat sie in ihrer letzten Lebens-

periode, seit dem 27. September 1814 als glückliche Gattin Varnhagens, mit ihrem weitverzweigten Briefwechsel und in ihrem dritten Salon gewirkt, den sie sich 1819 nach der Rückkehr von Karlsruhe nach Berlin daselbst in der Mauerstraße, Ecke der Französischen Straße, einrichtete, nachdem sie nach mehrjähriger Abwesenheit, bedingt durch ihres Gatten diplomatische Thätigkeit in der badischen Hauptstadt und in Frankfurt a. M., wieder dauernd nach Berlin zurückgekehrt war.

Varnhagen von Ense, damals von seinem Gesandtschaftsposten in Karlsruhe wider seinen Willen abberufen und zur Disposition gestellt, weil man mit seiner Stellungnahme in dem bairisch-badischen Streit bezüglich der Pfalz sowie seiner ausgesprochenen Hinneigung zu den Staatsprinzipien des Konstitutionalismus in Berlin unzufrieden war, und nun als Privatmann seinen literarischen Neigungen lebend, hat in seiner „Gallerie von Bildnissen“ und „Denkwürdigkeiten“ diese Wirksamkeit seiner Frau vielfach wiedergespiegelt. Ihn hatten Bildungsgang und Schicksal, seine geistigen Bedürfnisse und verwandten Geschmacksneigungen frühe schon zum verständnißvollen Kameraden der bedeutenden, von ihm stets gleich bewunderten Frau gemacht. Am 21. Februar 1785, fünfzehn Jahre vor Heine und wie dieser in Düsseldorf, als Sohn eines Arztes, geboren, war er wesentlich jünger als Rahel, die er als Student in Berlin kennen gelernt und lange Zeit als hoch über sich stehend verehrt hatte, ehe er sich werbend ihr zu nähern wagte. Die gemeinsame Begeisterung für Goethe schlug die Brücke für ihre Intimität, die gemeinsam erlebte Wirkung der Fichte'schen Reden und des patriotischen Aufschwungs knüpfte das Band noch fester. Er war von Hamburg, wohin während seiner Knabenzeit der Vater gezogen war und wo jetzt seine Schwester Rosa Maria als Frau des Arztes Assing lebte, nach Berlin gekommen, um Medizin zu studiren, hatte dies aber bald aufgegeben zu Gunsten seiner Neigung für historische und philosophische Studien. Hier hatte er das Glück, in Chamisso, Theremin, Wilhelm Neumann, Fouqué, Bernhardi Freunde zu finden, mit denen er gemeinsam seine Interessen für Poesie und Literatur pflegen konnte. Noch als Student (1804—6) gab er mit Chamisso die ersten Bände des (deutschen) „Musen-Almanachs“ heraus, während er mit Wilh. Neumann und Bernhardi, dem Schwager Tiecks, unter dem Einfluß von Goethe's „Meister“ einen Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls“ schrieb, ein Spiegelbild der Zeit und ihres eignen Strebens. In Halle, wo er seine Studien fortsetzte, ergriff ihn die patriotische Bewegung noch stärker und als 1809 das Heer Oesterreichs gegen Napoleon

in die Waffen trat, folgte er dem Rufe zur Fahne; er nahm als Freiwilliger Theil an den Schlacht bei Aspern und Wagram und wurde in letzterer Schlacht schwer verwundet. Nach der Heilung stieß er wieder zu seiner Truppe, jetzt als Offizier. Er wurde persönlicher Adjutant des Prinzen Bentheim, den er auch nach dem Frieden auf diplomatischen Missionen, so 1810 nach Paris, begleitete, wobei er zuerst seine Begabung für staatsmännische Geschäfte bewährte. Als 1813 der Krieg der Alliirten begann, befand sich Varnhagen bei den Vortruppen des Generals Tettenborn als Hauptmann und Adjutant und erhielt in dieser Stellung das Amt eines offiziellen Kriegsberichterstatters, aus welcher Thätigkeit noch während des Krieges die Bände „Geschichte der Hamburger Ereignisse" und „Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn" hervorgingen. In Paris zog ihn Staatskanzler Fürst Hardenberg in den diplomatischen Dienst und beim Wiener Frieden befand er sich wiederum an dessen Seite. Zum Lohn für seine Leistungen ward er 1816 Ministerresident in Karlsruhe, aber schon drei Jahre später wurde er abberufen in Folge des reaktionären Umschwungs, dem auch Hardenberg erlag; als Geheimer Legationsrath zur Disposition gestellt, kehrte er nach Berlin zurück. Im Innersten überzeugt, daß das herrschende Regiment nicht von Dauer sein könne und demselben über kurz oder lang eine neue Aera des Liberalismus in Preußen folgen müsse, lebte er jetzt hier seinen literarischen Neigungen und der Pflege eines ausgebreiteten geistigen Verkehrs, dessen eigentlicher Mittelpunkt seine Frau war, und zwar, so lange diese lebte, in ihrer Liebe und diesen gemeinsamen Beziehungen vollen Ersatz für die Enttäuschungen seiner diplomatischen Laufbahn findend. Als eifriges Mitglied der gelehrten „Societät", die unter Hegels Oberleitung die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik herausgab, als reger Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" und des literarischen Theils der preußischen Staatszeitung, die einer der Sänger des Freiheitskriegs, sein Freund A. von Stägemann, redigirte, entfaltete er eine weitverzweigte kritische Thätigkeit, von welcher die Sammlung „Zur Geschichtsschreibung und Literatur" (1833) öffentlich Zeugniß gab. Ein Denkmal des mit Rahel gemeinsam geübten Goethekultus war das Buch „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" und einen vollen Nachklang seiner Theilnahme an dem siegreichen Kampf gegen Napoleon hielt er in den „Biographischen Denkmalen" fest, die er hauptsächlich den großen Heerführern der Befreiungskriege widmete. Des Abends aber übernahm er als gewandter Meister geistvoller Unterhaltung an Rahels Seite die Pflichten des Hausherrn in dem Salon, in welchem

die Männer und Frauen sich heimisch fühlten, die Berlin den Ruf einer Hauptstadt der Intelligenz erobert, die bedeutendsten Staatsmänner und Philosophen, Dichter und Künstler, die in der preußischen Hauptstadt dem aus den Freiheitskriegen neu erstandenen Preußen den Geist der Friederizianischen Aufklärung auch jetzt noch zu erhalten strebten. Hier im Gespräch mit Männern wie Alexander von Humboldt, Böckh, Gans brachte er auch die Unzufriedenheit mit den deutschen Zuständen lebhaft zum Ausdruck, die er schriftlich nur seinem Geheimtagebuch anvertraute, der späteren Quelle seiner „Denkwürdigkeiten“ und der „Tagebücher“, die nach seinem Tod seine Nichte Ludmilla Assing herausgegeben.

In diesem dritten Salon der Rahel empfing Heine die ersten Weihen als Dichter und die feinere Schulung seines Geistes, erhielt Börne, als er die „Wage“ schrieb, ein unerwartetes Organ begeisterter Propaganda für seine Ideen, hier fand der Fürst Pückler-Muskau die gewünschte Fühlung mit der bürgerlich-freisinnigen Schriftstellerwelt, hier weilte Cotta am liebsten, als er zum Abschluß der Handelsverträge nach Berlin gekommen war, hier trafen sich Chamisso, Fouqué, Arnim mit dem liebenswürdigen Wilhelm Müller aus Dessau, hier erzählte Bettina von Arnim von ihren Beziehungen zu Goethe, noch ehe sie sie darstellte, hier erschlossen die Humboldts freimüthig ihre universelle Welterfahrung und junge Gelehrte wie Leopold Ranke übernahmen die Tradition, daß auch die Wissenschaft nach schöner Darstellung zu trachten habe und fanden in der Denkweise Rahels verstärkten Antrieb zu realistischem Erfassen der Geschichte und ihrer Zusammenhänge. In dieser vermittelnden Thätigkeit Rahels als Anwalt des deutschen Idealismus in Anwendung seiner Grundsätze auf das in Wirklichkeit und Gegenwart Bestehende und Werdende bestand die eigentliche Bedeutung des Rahel-Varnhagen'schen Salons, der bis zu ihrem Tode thatsächlich einen der Mittelpunkte des deutschen Bildungslebens ausmachte: ein Hort der Aufklärung inmitten des Treibens der katholisirenden Romantik und der — wie Rahel spottete — „neumodischen Empfindsamkeit für das Altmodische“, der „Teutschthümelei“.

In den Zeiten, da Friedrich Gentz, einer ihrer wankelmüthigen Jugendfreunde, dem Metternich'schen System und der heiligen Allianz aus Lug und Trug die Waffen schmiedete zur Niederhaltung der Ansprüche des Volks auf eine freie Verfassung, waltete Rahel in Berlin als gotterfüllte Priesterin des deutschen Idealismus, von dem Fichte erklärt hatte, daß sein Wesen die Freiheit sei. Vom Geiste desselben erfüllt und dabei von dem Streben, die ideale Wahrheit zur Herrin der Wirklichkeit zu machen, sind auch die vielen, der Form nach oft paradoxen,

logisch unfertigen Aussprüche, die uns Varnhagen von ihr in Bezug auf wünschenswerthe Reformen der sozialen Verhältnisse, auf die Fortentwickelung der Religion, die Anbahnung eines Völkerfriedens in ihren Briefen überliefert hat. Ihre Bedeutung hat Rudolf Gottschall in seiner Literaturgeschichte treffend gewürdigt, wenn er ihr Urtheil „bei aller Systemlosigkeit wunderbar organisch und treffend" nennt, „das Resultat einer in die Tiefe dringenden geistigen Arbeit, welche Alles, was der Tag und die Gesellschaft brachte, nach seinem echt menschlichen Gehalte maß und wog und in ihren wundersamen Improvisationen mit den Resultaten der wissenschaftlichen Denkbewegung meistens übereinstimmte. Was viele andere nur mit schüchternen Fühlfäden betasteten, das wuchs bei Rahel mit organischer Nothwendigkeit aus ihrem innersten Wesen heraus; sie war eine zentrale Natur mit einer geheimnißvollen Nöthigung des Denkens und Empfindens; es lag in ihr ein geistiges Gemeingefühl, das Alles, was in der Luft der Zeit lag, zusammenraffte und scharf sein Bild auf diese geistige Münze prägte. Der tiefste geistige Inhalt war in der Form des Instinkts in ihr lebendig, und dieser Instinkt sprach sich oft schlagend, oft stammelnd, stets in origineller Weise aus. Sie giebt die geistige Quintessenz ohne jede homöopathische Verdünnung, und giebt sie in einer keineswegs überzuckerten Form. Rahel war keine Schriftstellerin; ihr fehlte sogar jedes Darstellungstalent. Sie griff mit vollen Händen in ihre geistigen Schätze und streute sie aus; es wäre ihr unmöglich gewesen, die Perlen mühsam an einen Faden zu reihen. . . . Aber diese Konvulsionen des Gedankens, der gegen jede Kunstform rebellisch ist, unterscheiden sich von den hysterischen Krämpfen der „schönen Seelen" durch ihre tiefinnere Bedeutung, denn sie repräsentiren den Krampf und die Gährung einer aus ihren Fugen gerissenen Zeit, die ahnungsvoll einem neuen, geistigen Tage entgegengeht. Durch ihre Form war Rahels Einfluß unheilvoll; aber in Bezug auf den Inhalt förderte sie das Kernhafte, Tiefe, Gediegene, den ewigen Herzschlag strebender Geister und empfindender Gemüther." Gentz, der bei all seiner Charakterlosigkeit sehr geistreich war, hat ihre Aussprüche mit frischen aromatischen Erdbeeren verglichen, an denen noch Sand und Wurzeln hängen. Und die ganze Größe ihrer eigenen Charakterentwickelung, die ihren Aeußerungen diese Erdbeerenfrische erhielt, wird uns mit geradezu dramatischer Wirkung verdeutlicht gerade durch ihr Verhältniß zu Gentz, das, so lange sie lebte, in den Augen scharfkritischer Beobachter wie Gutzkow als Zeichen der Schwäche ausgelegt werden mußte, weshalb auch der letztere bis zum Erscheinen der Briefe von dem Liberalismus des Rahel'schen Kreises sehr

wenig gehalten hatte. Nun aber las er in dem Buche „Rahel" nicht nur die interessanten Geständnisse des inzwischen auch verstorbenen Strategen der Reaktion über die Achtung, die ihm Börne's Geist abgenöthigt, und den Zauber, den Heine's Reisebilder und Lyrik ausgeübt, — wie er seine letzte große Passion — für die junge Fanny Elßler im Herzen — sich Morgens und Abends in den „melancholisch-süßen Gewässern" dieser Poesie gebadet habe; er sah schließlich auch Rahel wider den freiheitsmörderischen Wollüstling — ein weiblicher Posa — sich erheben und auf seine Klage, er verstehe die Zeit nicht mehr, ihm erwidern: er könne dem Fluche des Alters sich nur entreißen, wenn er der Stimme der Jugend einer neuen Zeit Gehör gebe, wenn er vom Geiste der letztern den seinen lenken lasse.

„Die Welt," schrieb sie, „schwingt sich um: und Sie stehen ihr wieder en face. . . . Der Geist der Zeit ist nichts als die jedesmal allgemein gewordene Ueberzeugung. Horchen Sie dahin: agiren Sie mit der, durch die! — Ich Ihnen Politik! Sie, die allgemeine Ueberzeugung, muß Ihnen dienen, sie sei Ihnen ein Instrument. Ueberwinden Sie den Abscheu; kommen Sie ihr zuvor: Lenker bedarf eine jede. . . . Sehen Sie nicht nur die Unordnung, sondern — eben nach „den vierzig Jahren Arbeit" — was die in der Zeit sich folgenden Menschen nun jetzt zu wollen haben. Denken Sie nicht an das, was Menschen ewig wollen sollten: sondern fassen Sie ins Auge, was Weltwirrwarr, alte Sünden, längst Verfehltes nun erlaubt und wohin eben dies drängt. Sein Sie großartig! . . . O könnte ich mit dem Munde zu Ihnen reden!" . . . Auf die Antwort des entnervten Wollüstlings, der bald danach an der Furcht vor der neuen Zeit starb, hatte sie keine Antwort mehr, aber sie schrieb in ihr Tagebuch ein Gedicht, das anhob mit der folgenden Verurtheilung:

„Wo nimmst Du den Muth zu so viel Feigheit,
Solch verbrecherischer Absicht her?"

Das letzte Ziel ihrer „Explosionen", wie sie selber diese Entladungen ihres grübelnden Geistes genannt hat, ist ein allgemeiner Zustand, der einer immer größeren Zahl von Individuen ermöglicht, schon hier auf Erden glücklich zu werden. Mehr Wahrheit, mehr Natürlichkeit, mehr Freude am Natürlichen fordert sie in der Kunst wie im Leben. Auch sie bekennt sich dabei zum Sensualismus. „O gesegnet, tausendmal gesegnet, liebe Sinne! Mit euch vernimmt man selbst," ruft sie einmal begeistert. Sie vermitteln uns nicht nur

die Welt und all ihre Schönheit, sondern auch uns selbst mit der Welt. — Das meiste Aufsehen machten ihre Aussprüche über die Frauen, deren Beruf und Wesen, über die Ehe. Sie waren um so wirksamer, als ihre Emanzipationsgedanken nur dem Triebe entstammten, die Quelle fremden Leids zu beseitigen, und ihre eigene Ehe mit Varnhagen, wenn auch kinderlos, durchaus glücklich war. „Es ist Menschenunkunde, wenn sich die Leute einbilden, unser Geist sei anders und zu anderen Bedürfnissen konstituirt, und wir könnten z. E. ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mitzehren. Diese Forderung entsteht nur aus der Voraussetzung, daß ein Weib in ihrer ganzen Seele nichts Höheres kennte, als gerade die Forderungen und Ansprüche ihres Mannes in der Welt; oder die Gaben und Wünsche ihrer Kinder: dann wäre jede Ehe, schon blos als solche, der höchste menschliche Zustand; so aber ist es nicht: man liebt, hegt, pflegt wohl die Wünsche der Seinigen, fügt sich ihnen, macht sie sich zur höchsten Sorge und dringendsten Beschäftigung; aber erfüllen können die uns nicht, oder auf unser ganzes Leben hinaus stärken und kräftigen." Sie dringt darauf, daß Mangel an Liebe zur Scheidung der Ehe genügen müsse. „Ist intimes Zusammenleben, ohne Zauber und Entzücken, nicht unanständiger, als Ekstase irgend einer Art? Ist Aufrichtigkeit möglich, wo Unnatürliches gewaltsam gefordert werden kann? Ist ein Zustand, wo jene, also die Wahrheit, also die Grazie, also die Unschuld, nicht möglich ist, nicht dadurch allein verwerflich? Weg mit der Mauer! Weg mit dem Schutt! . . ." In ihrem Tagebuch von 1820 steht folgender merkwürdige Ausspruch: „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder sind, wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder sollten nur Mütter haben; und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familie: so bestellt es die Natur; man muß diese nur sittlicher machen; ihr zuwider zu handeln gelingt bis zu Lösung der Aufgabe doch nie; fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. Diese große Kränkung muß durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater konstituirt werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden wie Maria." Die Memoiren der Madame de Genlis geben ihr Anlaß zu folgender Aeußerung über Frauen-Schriftstellerei: Wenn man behaupten könnte: man solle eine gute Schrift ehren und sich ihrer freuen, wer sie auch immer verfaßt hat, so könnte dagegen geantwortet werden: eine Frau

aber, hätte die Welt noch so großen Gewinn von ihren Schriften, verfehlte nichtsdestoweniger ihre weibliche Bestimmung, und die Zeit, sie zu erfüllen. Zugegeben! und nicht einmal gestritten über diese Bestimmung: es verfehlen (aber) so viele Weiber ihre Bestimmung, daß es wohl wird mit eingerechnet werden können, wenn einige sie durch Schreiben verfehlen." „Auf die Stimme der eigenen Natur" verwies auch Bettina die Menschen, damit sie ihre Bestimmung nicht verfehlen; Rahels eigenste Angelegenheit war es, zu zeigen, wie schwer es den Menschen, insonderheit den Frauen, unter den herrschenden Verhältnissen gemacht sei, der Stimme der eigenen Natur zu folgen, oder, wie sie es nannte, sich selber treu zu sein. Daraus ergab sich für sie der Begriff der Freiheit. „Die Freiheit ist das, was wir nothwendig brauchen, um das sein zu können, was wir eigentlich sein sollten ... Der erste Mangel an Freiheit besteht darin, daß wir nicht sagen dürfen, was wir wünschen und was uns fehlt." Die Darstellung der individuellen Wahrheit ist ihr das Wesen aller echten Poesie und Kunst. „Kunst ist die Gabe, die Natur und all unsre Zustände unserm innersten Bedürfniß am angemessensten sehen zu lassen." Sie verbindet diese Auffassung mit der andern, daß die Kunst Ideale verkörpern soll: „Kunst ist: das mit Talent darstellen, was sein könnte, unserer besseren Einsicht nach." Auch das Kunstwerk und der Künstler sind ihr Naturprodukt, Produkt der Geschichte und der Zeit: „Kunst kann nicht dekretirt werden, sie muß von unten heraufwachsen." „Niemand kann seiner Zeit entfliehen."

„Was ich hier seh' getreu berichten,
Das hieße wahrlich dichten" —

schrieb sie 1822 in das Stammbuch des Schlosses Graupen bei Teplitz. Was sie aber auch von revolutionären Keimgedanken äußert, will sie nicht gewaltsam ins Leben geführt, sondern organisch ins Leben geleitet sehen. „Organische Entwickelung" ist ihr stets das Wesen alles zu erschaffenden Fortschritts. Im Gegensatz zu früheren leidenschaftlichen Aeußerungen sind ihre Urtheile aus der letzten Lebensperiode gemildert vom Geist einer Toleranz, die alles Bestehende aus seinen Ursachen erklärt und versteht. So faßte sie am Schluß ihres Lebens auch ihre Ideen über Liebe und Ehe — im Gegensatz zu den ausschweifenden Forderungen der Saint-Simonisten und deren Schwärmerei für die „freie Liebe" — in das Bekenntniß zusammen: Dies sei überhaupt der Inbegriff höchster Bildung — in der Religion wie in der Ehe: „Einwilligung und Herzensübung durch Einsicht in das Ge-

gebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschließen an das, was wir Höchstes kennen.“

Varnhagen hat dem Buche „Rahel“ das Motto aus Hölderlins „Hyperion“ gegeben: „still und bewegt“; für ein Denkmal dieser rastlosen Wahrheitssucherin würde als Aufschrift vielleicht noch passender sein das schöne Wort der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da.“ Da ihre Ehe mit Varnhagen kinderlos blieb, nahm sie fremde Kinder zur Pflege an; die liebevollen Briefe, in denen sie dem abwesenden Gatten von diesen vorplaudert, sind für sie mindestens so charakteristisch als die geistsprühenden Emanationen ihres kritischen Verstandes. Daß ihr das Verlangen, mitzulieben — alles Schöne im Leben wie in der Natur und vor allem die Menschen, sich so oft in Mitleiden verkehrte, daran war aber nicht nur die Eigenart ihres empfindlichen Herzens schuld, sondern vor allem auch eben jener Hang ihres energischen Geistes, im einzelnen Unglück das Unheil der allgemeinen Zustände mitzuerkennen. Rahel war, wie Theodor Mundt sagt, durchaus „ein mitempfindender Nerv ihrer Zeit“, und darum wurde ihr Schicksal auch so charakteristisch für die Schmerzen der ganzen Epoche. „Alles,“ heißt es in Mundts Aufsatz „Rahel und ihre Zeit“, „zitterte in ihr nach und erlebte in ihr, wie der Griff auf die Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchfühlende Nervensystem ihrer Zeit.“ Wo es aber ihr Herz zu zärtlicher Hingabe drängte, begann ihr Verstand vorschnell die Eindrücke auf ihre Endlichkeit und in ihrem Bezug zum „Allgemeinen“ zu prüfen und zerfaserte so die Blüthen des Lebens noch während der Dauer des Duftens und Blühens, aus Begier, ihre Struktur zu erkennen. Jeder frohe Gedanke wurde ihr von einem Aber durchschnitten. Auch hierin war ihre Natur typisch für ein Zeitalter, in welchem philosophische Weltkritik und politische Schaffenslust, Goethe'sche Lebenskunst und transscendentale Spekulation, gährendes Freiheitsverlangen und der Selbsterhaltungskampf älterer Machtansprüche durch ihr Gegeneinanderwirken eine allgemein empfundene Unbehaglichkeit und Stagnation im geistigen und gemüthlichen Leben erzeugten. „Die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb ineinander aufgehen,“ das große Sehnziel Rahels, und die Unzufriedenheit über den Mangel dieser Einheit theilte sie mit unzähligen Zeitgenossen. Daß sie, bei ihrer Einsicht in die Unzulänglichkeit aller Verhältnisse, die Gegenwart nur als Durchgangspunkt einer organischen Entwickelung zu besseren Zuständen auffaßte, schützte sie aber vor Verzweiflung und Pessimismus. „Es giebt gewiß eine

Kombination, in welcher man auch hier als Mensch noch ganz glücklich sein kann." Die Vergänglichkeit war ihr nicht nur eine Quelle der Trauer: „Auch der Winter, die Nacht, die trüben Gedanken, die Schmerzen — Alles wird vom Leben verzehrt." Ihr Glaube an das Gute im Menschen war unzerstörbar: „Nur das Gute ist wahr, das andere Verwirrung und ganz negativ," schrieb sie im Alter trotz der Verbitterungen ihrer Jugend, auch hierin Schülerin und Verkünderin Goethe'scher Weisheit.

Wie die Wirkung des Buches „Rahel" mehr als irgend eine andere Erscheinung das nächste Schaffen von Gutzkow und Mundt mächtig beeinflußt hat, werden wir später ausführlich zu zeigen haben. Hier wollen wir ein Urtheil Laube's einfügen, des einzigen von der jungen Literatur, auf welchen das Buch, wie sich schon in den „Kriegern" erwiesen, nicht aufregend, sondern beruhigend wirkte. In dem Widmungsbriefe an den Fürsten Pückler, den er der Novelle „Liebesbriefe" voransetzte und in welchem er seine jugendlichen Freigeistereien für die Befreiung der Liebe von den Fesseln des Herkommens auf eine feste Basis zurückführt, schrieb er: „Es hat in Berlin eine Frau gelebt und Briefe geschrieben, eine gewaltige Frau, welche von allen gelesen, studirt werden sollte, die sich unsres sittlichen und geselligen Zustands bewußt werden wollen. Sie haben sie oft gesehen in jenem lichten Hause der Mauerstraße, wo sie waltete und sprach, wo sie die Freunde mit immergleicher Liebe, mit Unterordnung aller eigenen Interessen empfing, jedem Menschen, auch dem unbedeutenden, auch dem unangenehmen, zugänglich, bereitwillig. Ich meine Rahel, die wahrhaftige, welche bei allen äußeren und inneren Stürmen sich frei erhielt von dem verhüllenden Firniß, den Herkommen, Gewohnheit über das Herz und den Geist der Menschen breiten. Wenn auf Jemand appellirt werden kann bei Besprechung menschlicher Zustände, bei Untersuchung über echte, gesittete Existenzen, so ist es Rahel. Wir haben kein so offenherziges Buch in unserer Literatur als ihre Briefe, wenigstens keins, wo so viel Geist und Spekulation der Offenherzigkeit zu Hülfe gekommen wäre. Jeder Mensch, auch der unbedeutendste, ist reich und originell, wenn er nur offen und wahr ist. Aber ich glaube, unter Hunderttausenden ist immer kaum ein ganz wahrer, offner zu finden — das heißt, nicht einmal wahr gegen sich selbst. Die Wahrheit verlernt sich wie die Schönheit. Jene Erscheinung kommt wohl zum Theil daher, daß wir noch auf einer Stufe der Kultur stehen, wo die verschiedenartigsten Individuen nach allgemeinen Prinzipien erzogen werden müssen. Das Individuum muß untergehen in der Allgemeinheit. So wird oft

das Fremdartigste zusammengekittet und die meisten Menschen sind gedankenlose Summen unserer zeitigen Kulturrechnung, die unterscheidenden Physiognomien gehen verloren und die Leute lügen stündlich gegen ihr eignes, ursprüngliches Herz, ohne es zu wissen.... Rahel hat ihr eigenstes, privates Leben nach allen Richtungen ganz bewahrt, und ihr Leben und somit ihr Buch, denn es ist ein Tagebuch, kommt mir vor wie ein fortwährender Kampf um die ursprüngliche, wahre Existenz.... Und dieses echte Weib stimmt an vielen, vielen Stellen in den Hauptgedanken ein, daß die reiche, schöne Liebe der Menschen, das Dokument unsrer Gottverwandtschaft, noch nicht genügenden Raum gefunden habe unter uns. Ich zitire nur eine Sonntagsstelle von allen übrigen: ‚Es mag mit oder ohne Bedacht geschehen sein, es ist von einem mächtigen Dichter, daß die drei Weiber im Meister, die lieben, Marianne, Aurelie und Mignon, nicht konnten leben bleiben: es ist noch keine Anstalt für solche da.‘"

*

Sowohl in Rahels Briefen als in denen Bettina's finden sich gewichtige Aeußerungen über den Selbstmord.

In ihrer Schilderung der Vorgänge, die dem Tode ihrer unglücklichen Freundin Karoline von Günderode, gesucht in den Wellen des Rheines, bewirkt durch einen Dolchstich ins Herz, vorausgingen, sowie in ihrem Urtheil über den Selbstmord Ottilie's in Goethe's „Wahlverwandtschaften" hat sich Bettina leidenschaftlich gegen den Vorwitz, sich selbst das Leben zu nehmen, ausgesprochen, ihn als Schwäche und Feigheit, Undankbarkeit gegen den Spender des Lebens bezeichnet. In der Fülle ihrer gesunden Genußkraft, ihrer vom Glück gesegneten Daseinslust fehlte ihr das Verständniß für die äußerste Wirkung völliger Verzweiflung an Gott und der Welt. Ganz anders Rahel, die frühe schon selbsterlebend und mitempfindend des Lebens Bitternisse in ihrer ganzen Herbheit durchgekostet.

Wie sie das Schicksal der durch Freitod untergehenden Helden und Heldinnen Goethe's ganz nach ihres Lieblingsdichters Absichten begriffen, so hat sie auch unter direkten Eindrücken des Lebens den Selbstmord vertheidigt als einen letzten Ausweg für die wirklich Elenden aus unentwirrbarem, wahrhaft trostlosem Mißgeschick. Auch sie war durch Freundesschicksal in die Tragik solchen Todes mit ihrem Empfindungsleben verwickelt worden. Zwei ihrer Freunde, bedeutende Menschen, durch Art und Begabung die Menge hoch überragend, verlor sie durch freiwillig gesuchten Tod: den Prinzen Louis Ferdinand und den

Dichter Heinrich von Kleist. Ueber die Handlungsweise von beiden hat sie sich mit dem Ausdruck verständnißvoller Sympathie in zweien ihrer Briefe geäußert.

Den Schlachtentod des Prinzen Louis bei Saalfeld als Freitod aufzufassen, war sie berechtigt durch den letzten Vertrauensgruß desselben, den er kurz vor der Schlacht ihr, der Vertrauten seines Herzenslebens, gesendet; der Brief findet sich abgedruckt im 1. Band der „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang", den Varnhagen 1836 der Sammlung ihrer Briefe folgen ließ. Als dann ihr Freund Alexander von der Marwitz nach dem demüthigenden Friedensschluß mit Frankreich ihr seine völlige Verzweiflung an den Hoffnungen klagte, die seinem hochstrebenden Leben bisher Halt gegeben, schrieb sie ihm aus einer an antike Seelengröße gemahnenden Auffassung des Lebens zurück: „Unmöglich kann und werde ich Ihnen sagen, siechen Sie mit. Es giebt edle Gemüther, die lieber sterben, rüstige, die den gesunden Bluttod lieber suchen. So sank Louis." Und nach Kleists Tod, dessen Leben und Lieben, Hoffen und Dichten an der Nothlage des Vaterlandes wie der Noth des gemeinen Bedürfens gescheitert war, schrieb sie an Marwitz: „Von Kleist befrembete mich die That nicht; es ging streng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel ... Sie wissen, wie ich über Mord an uns selbst denke: wie Sie! Ich mag es nicht, daß die Unglückseligen bis auf die Hefe leiden. Dem wahrhaft Großen, Unendlichen kann man sich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen; wir müssen hoffen auf die göttliche Güte; und die sollte gerade nach einem Pistolenschuß ihr Ende erreicht haben? ... Ich freue mich, daß mein edler Freund — denn Freund! ruf' ich ihm bitter und mit Thränen nach — das Unwürdige nicht duldete: gelitten hat er genug." Und weiter schrieb sie im Hinblick auf alle, „die sich nichts zu erfreuen haben": „Es ist und bleibt ein Muth. Wer verließe nicht das abgetragene inkorrigible Leben, wenn er die dunklen Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete; uns loslösen vom Wünschenswerthen, das thut der Weltgang schon."

Wie die allgemeine Wirkung der ganzen Sammlung war auch die Wirkung dieser besonderen Briefstellen eine sensationelle. Aber während überall, wo man dieselben im Zusammenhang auffaßte mit Rahels eigenem, so wahr und offen dargelegten Leben, diese Bekenntnisse ihrem Charakter nur zur Folie gereichten, weil die kühne Zweiflerin selber vor dem Verzweifeln von ihrem tapferen Lebensmuth stets bewahrt geblieben war, knüpfte sich der Widerspruch, den das Buch nicht nur in Pietisten- und Junkerkreisen fand, vielfach gerade an diese Stellen. War die

Kritik der literarischen Organe fast durchweg eine enthusiastisch lobende, so weckte in der Gesellschaft die Fülle persönlicher Erinnerungen und rücksichtsloser „Persönlichkeiten" auch lebhafte Opposition. Auf die Begeisterung, mit der z. B. Wilhelm von Humboldt über das Buch geschrieben: „Ich kenne kein Buch, in welchem so wie in diesem kein Buchstabe ein todter ist," reagirte bald — besonders in Berlin — der Klatsch, reagirte andererseits die Gesellschaft der Privilegirten, die Aristokratie und die Geistlichkeit auf die ihr feindseligen sozialethischen Freigeistereien. Ueber keine Erscheinung wurde 1834 in der Vaterstadt Rahels so viel und erregt hin und wider gesprochen wie über ihren brieflichen Nachlaß. Für Niemanden wurde er aber in gleichem Grade zu einem inneren Erlebniß, wie für ein junges, in Berlin noch halb fremdes Mitglied der von Rahel bis zu ihrem Tode zusammengehaltenen literarischen Gemeinde, welchem im Interesse für Poesie und Literatur die persönlichsten Neigungen, Wünsche und Hoffnungen zusammenliefen: für die junge Frau des Dichters Heinrich Stieglitz, die noch bei Lebzeiten der Rahel aus deren Geistesschatze hatte schöpfen dürfen, die nun im Salon der Frau von Arnim von dem Selbstmord der Günderode und deren Freundschaft zu dem bereits geistig erkrankten Hölderlin, noch vor dem Erscheinen des „Briefwechsels", erzählt bekam.

Mit welcher Andacht, mit welcher Empfindungsgluth war sie an diese Frauen herangetreten! In ähnlicher Weise, wie diese, auf den Geist großer Dichter einzuwirken, anregend, begeisternd, überwachend, wenigstens auf den Geist ihres hochstrebenden Gatten, den sie zu Großem im Reiche der Dichtkunst berufen glaubte, war ja seit ihrem Erwachen aus der Traumwelt ihrer ersten Jugend zum zielbewußten Leben ihr höchstes Sehnen gewesen. Wie mußte nun auf sie die völlige Enthüllung des fruchtbaren Bezuges der einen Rahel zum weitverzweigten Geistesleben ihrer Zeit wirken. Wie erregt war ihre Theilnahme an den Erörterungen über diese in dem eigenen kleinen Salon, wo sie nun selbst einem jugendlich angeregten Kreis literarisch Strebender zur Muse geworden war. Und wie verstand sie Rahel! „Was Sie über Rahel sagen," schrieb sie kurz nach Erscheinen der Bände an einen älteren Freund ihres Gatten, „hat uns um so mehr erfreut, als sich jetzt eine entschiedene Gegenpartei gebildet, wahrscheinlich erzeugt durch das Lob der Enthusiasten, wie das gewöhnlich geht. Es möchte noch hingehen, wenn man hier nicht mehr als je den Neid sich ereifern sähe. Frauen, die sich freuen sollten, daß eben eine Frau ein so bedeutendes inneres Leben gelebt und so mächtig es zur Erscheinung bringt, können nicht

begreifen, daß man so viel Lärm, wie sie sich ausdrücken, davon machen könne; Männer, die mit ihr im innigsten Freundschaftsverhältniß standen, die Herrn von Varnhagen die schönsten Sachen darüber gesagt, lästern sie geflissentlich in Gesellschaften, daß es zum Empören ist ... Enge Seelen hängen sich an den einen Brief, in welchem sie den Selbstmord rechtfertigt und sind fromm außer sich darüber ..."

Noch vor Schluß des Jahres, in dessen Beginn die Briefe Rahels erschienen, am 29. Dezember 1834, war die Schreiberin dieser Anklage gegen die „engen Seelen" eine Leiche: mit einem wohlgezielten Dolchstoß ins Herz hatte sie ihrem Leben ein Ende gemacht.

Dieser Selbstmord, der die deutsche Literaturgeschichte um ein Kapitel von einziger Tragik bereicherte — weit tragipoetischer als diejenigen vom Tode der Günderode und Heinrichs von Kleist —, machte in Deutschland und der gebildeten Welt fast noch mehr von sich reden als Rahels „Vermächtniß". Die Motive, welche die öffentliche Meinung für die grause Selbsthinopferung der jungen schönen Frau angab, wurden in allen einheimischen und ausländischen Blättern eingehend und mit begeisterter Theilnahme für die Selbstmörderin besprochen. Hier hatte sich ein blühendes herrliches Frauenleben der Erde entrückt, um einem geliebten Dichter, an dessen Verkümmerung es sich mitschuldig glaubte, durch einen außerordentlichen Schmerz, gleichzeitig mit der Freiheit, den Antrieb zu außerordentlicher Dichterthat zu geben — wie etwa Dante durch Beatrice's Verlust zum hohen Dichtergang durch Hölle, Fegefeuer zum Himmel veranlaßt worden war. Wohl sprach an ihrem Grabe der Prediger Jonas den Fluch über ihre That. Aber die öffentliche Meinung urtheilte anders. Deutsche, französische, italienische Dichter besangen den Opfertod dieser Frau. Unter den Deutschen befand sich der berühmte Alterthumsforscher Böckh, der sie als „neue Alkeste" feierte, „die zum Heil des Gemahls freiwillig zum Hades hinabstieg". Aber auch auf diesen Enthusiasmus erfolgte die Reaktion. Der Fall war zu außergewöhnlich, als daß „enge Seelen" ihm hätten gerecht werden können. Und auch diesmal erhob sich die Anklage gegen — Rahel. Sie hatte den Selbstmord vertheidigt — hier sah man die Folgen.

Ein innerer Zusammenhang zwischen dem äußersten Denken der Rahel und dem äußersten Thun Charlotte's war auch gewiß nicht zu leugnen. Aber ein noch stärkerer bestand zwischen letzterem und gerade denjenigen, von welchen jetzt beide todte Frauen gleichzeitig verketzert wurden, den Vertretern der Orthodoxie. Pietistischer Einfluß hatte im kindlichen Gemüthe Charlotte's, da sie noch ein Mädchen war, der Welt-

verachtung und Todessehnsucht die Stätte bereitet, aus welcher später unter dem Druck des Lebens die Selbstmordgedanken aufkeimten, denen ihr ideal=überspannter Sinn eine so heroische Richtung gab. Der Zufall, daß der intimste Hausfreund des nun jäh und für immer vernichteten Poetenheims in einem dritten Stockwerk an der Berliner Schloßfreiheit, daß Theodor Mundt ein Vertreter der jungen Schriftsteller war, auf die dieser doppelte Zusammenhang mit der Kraft eines historischen Ereignisses wirkte, der Umstand, daß dieser von dem so hart getroffenen Gatten die Erlaubniß erwirkte, die Erzählungen Charlotte's von ihrer Kindheit und ihre Hinterlassenschaft an Briefen und Aufzeichnungen zu einem biographischen Denkmal zu verwerthen, vermittelt auch dem heutigen Geschlecht einen genauen Einblick in diesen Zusammenhang. Ergänzungen hat dasselbe neuerdings noch erfahren durch die Ende 1889 erfolgte Veröffentlichung „Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen".

Charlotte Willhöfft wurde am 18. Juni 1806 in Hamburg geboren. Nach dem frühen Tode ihres Vaters, eines geachteten Kaufmanns, in die Familie einer in Leipzig verheiratheten älteren Schwester aufgenommen, wurde ihr diese Stadt zur zweiten Heimath. Der Verlust des Vaters muß auf das Seelenleben des überaus anmuthigen, aber auch auffallend stillen Kindes tief eingewirkt haben; er gab ihren Gedanken einen Zug zum Ueberirdischen. Sie konnte oft mitten aus lachendem Frohsinn in ernstes Träumen verfallen, bis plötzlich die Augen überflossen und sie sich von einem dunklen Weh aus dem Kreise der betroffenen Gespielinnen getrieben fühlte. Mit einer Maienrose, die sich schon in herbstlichen Träumen wiegt, vergleicht Mundt das zwölfjährige Mädchen. Am glücklichsten fühlte es sich in der Einsamkeit, zwischen den Blumenbeeten im Garten oder in ihrem Zimmer über den Schularbeiten, denen sie mit ernstem Eifer oblag. Am eifrigsten aber gab sich ihr Geist den Empfindungen hin, die der Religionsunterricht in ihr erregte. Er wurde in der von ihr besuchten Bürgerschule von einem Lehrer ertheilt, der, selbst voll pietistischer Schwärmerei, diese Richtung auf seine Schülerinnen übertrug. „Das kleine Mädchen verging in ihrer starken Empfindung, wenn sie an Gott dachte, und ihre Weltanschauung zerriß in jene unheilvolle Trennung zwischen dem Diesseits und Jenseits, aus welcher der Pietismus sein süßes Gift sich saugt. Wie ein Kind vom Vaterhause, so träumte sie vom Jenseits, nach dessen fernblinkenden Sternen sie verlangte, und unter heißen Thränen hatte sie wunderbare Gedanken über den Tod und die Zukunft. Sie wünschte sich, bald zu

sterben, und gerieth in Stimmungen, wo sich ihrer der Drang bemeisterte, selbst und freiwillig ein Leben zu enden, das ihr nur als die Schranke einer innigeren Vereinigung mit Gott erschien." Der Einfluß dieses Lehrers dauerte bis in ihr fünfzehntes Jahr und als derselbe wegen der verhängnißvollen Wirkung seines Unterrichtes desselben enthoben wurde, empfand sie die Entfernung als ein schweres Unglück und einen Raub am Heil ihrer Seele.

Besser als es der lebensfrohe, im Hause ihrer Schwester Julie Sickmann herrschende Ton vermocht hatte, gelang es jetzt der Macht der Musik, befreiend auf das verschüchterte Gemüth zu wirken. Ihrem bereits früh zur Entfaltung gelangten Talent für die Kunst des Gesanges wurde nun eine sorgfältige Ausbildung zu theil. Ihr unbestimmtes Sehnen ins Ueberirdische bekam feste Nahrung durch die Poesie und Musik, deren Inhalt ihre Seele zum Genuß des Schönen dieser Welt zurückführte. Mit dem starken Hingabebedürfnisse und der zähen Energie ihres Wesens gab sie sich ihren musikalischen Studien und der Lektüre unserer klassischen Dichtungen hin. Ihr Gesang war ein ungemein seelenvoller und ihre Auffassung dabei stets die Offenbarung innerster Ergriffenheit der Seele von dem Empfindungsgehalt. „Nun verschmolz auch die dunkle Frömmigkeit ihres Wesens in eine fröhlichere Andacht, und mit der Kunst war ein schönes Stück Welt in ihr Herz gekommen. Sie begann die Allgegenwart Gottes an jeder blühenden Erdenstelle zu empfinden und schaute heiterer hinaus in die unendliche Ferne, an der sie sonst mit Thränen gehangen hatte. Obwohl noch oft tiefen Religionsanschauungen hingegeben, die sich bald zur echtesten Religiosität läuterten und als solche durch das ganze Leben ihr treu verblieben, machte sich doch jetzt auch aller Zauber der ununterdrückbaren Jugend an ihrer Erscheinung geltend ... Sie war gesund, frisch, freundlich und beherzt geworden, und wenn ihr tiefsinniger Ernst sie manchmal wieder umschattete, kontrastirte damit lieblich der Scherz anderer muthwilliger Stunden, wo sie sich ganz der Heiterkeit überließ und die originellsten Einfälle haben konnte." So trat sie im Sommer 1822 dem jungen Heinrich Stieglitz entgegen, der, die weiße Burschenmütze auf dem schwarzen Gelock, von ihrem Bruder ihr vorgestellt wurde als ein junger Dichter, von dessen Zukunft sich seine Freunde Großes versprächen.

Heinrich Stieglitz, geboren 1803 in Arolsen, und wie Charlotte früh des Vaters beraubt, war dank der Unterstützung eines reichen Oheims in St. Petersburg, des Bankiers Ludwig von Stieglitz, zum Studium gelangt, das er in Göttingen begonnen hatte. Dieser Oheim

hatte den Grund zu seinem Vermögen auf Reisen im Orient, im asiatischen Rußland gelegt und die Vorstellungswelt, die sich dem Knaben durch die Familiengespräche über den Onkel früh aufgedrängt, hatte in Verbindung mit Rückerts Beispiel und Goethe's Westöstlichem Divan seinen poetischen Anfängen und historischen Studien ihre Richtung gegeben. Sein Geist, der so gern in das Gefühlsleben der Völker des Orients sich versenkte, liebte drum auch Spekulationen, die dem Ideale einer die Gegensätze der Bekenntnisse ausgleichenden Weltreligion zugewandt waren. Und grade auf diesem Gebiete fanden sich zwischen ihm und dem schönen Mädchen trotz ihres grundverschiedenen Charakters und Temperaments intime Berührungspunkte. Der erste Seelenaustausch der in beiden schnell erwachten Liebe war ein religiöses Gespräch. Stieglitz, dessen „Lieder zum Besten der Griechen" zum größten Theil damals schon in belletristischen Zeitschriften erschienen, war ihr gegenüber ein feuriger Apostel jenes poetischen Pantheismus, der in seines Lieblingsdichters Rückert Gedichten so gewinnenden Ausdruck gefunden; dieser beglückenden Weltanschauung erschloß sich freudig ihre Seele. Und die Begeisterung für die Poesie, die er ihr mittheilte, übertrug sie auf Stieglitz selbst, in dessen eigenem Dichterberuf sie ein Höchstes, Heiligstes verehrte. So wurde sie seine Braut — eine Dichterbraut. Die Vorstellung von der Bedeutung des Dichterberufs war in ihr so hoch und gewaltig, daß sie zu ihrem Bräutigam aufblickte, demüthig wie Kleists Käthchen von Heilbronn, als zu einem höheren Wesen. Diese Ueberschätzung wurde leider nicht rechtzeitig von der Erfahrung des wirklichen Lebens auf dasjenige Maß zurückgeführt, wie es dem Epigonentalent ihres Heinrich entsprach, sondern genährt und gesteigert durch die bald eintretende Trennung des jungen Paares und einen Briefwechsel, in dem sich die gegenseitige Liebe voll hoher Hoffnungen und Zukunftspläne mit Ueberschwänglichkeit aussprach. Stieglitz ging bald nach der Verlobung nach Berlin, um seine Studien zum Abschluß zu bringen, sein Staatsexamen zu machen und eine seinen philologischen Studien entsprechende Stellung zu gewinnen. Die Trennung dauerte fünf Jahre bis zur Hochzeit im Juli 1828 und nährte in Charlotte ein Idealbild von ihrem zukünftigen Gatten und der gemeinsamen Zukunft, dem dann die Wirklichkeit nicht zu entsprechen vermochte. —

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will, davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon."

Dieser Warnungsruf Platens, gegen Immermann in literarischer Polemik gefallen, ist zwar von einer ganzen Reihe kräftiger Dichternaturen,

Goethe an der Spitze, entkräftet worden, an vielen weicheren, meist lyrischen Talenten jedoch, die durch die Ertraglosigkeit ihrer Kunst sich zu der Ausübung eines unsympathischen praktischen Berufs gezwungen sahen, hat sich die halbe Wahrheit, die er enthält, tragisch genug bestätigt. Heinrich Stieglitz, nur für die Lyrik und auch für diese mehr in technischer als in psychischer Hinsicht beanlagt, wie seine von Rückerts und Viktor Hugo's Vorbild beeinflußten „Bilder des Orients" (1831—33) beweisen, war ganz durchdrungen von der Berechtigung jener Klage. Er hatte sie in seinen Briefen an die Braut leidenschaftlichen Tones oft genug variirt, daß dem feinempfindenden Mädchen sein Eintritt in den Staatsdienst als Oberlehrer und Bibliotheksbeamter wie ein großes Opfer erscheinen mußte, welches er ihr und dem gemeinsamen Wunsche nach baldiger Vermählung gebracht. Dies in um so höherem Grade, als der Tod ihrer Schwester und die geplante Wiederverheirathung ihres Schwagers, in deren Hause sie bisher gelebt, als Druck auf Stieglitz gewirkt hatten. Dennoch überschätzte sie sein „Opfer" in ganz ungerechtfertigter Weise, wie sie anderseits die Gegengabe ihrer Liebe und ihres holden Selbsts unterschätzte, und so fehlte der Ehe, die das ungleiche Paar nach kurzer Hochzeitsreise in Berlin begründete, von vornherein das ihr so nöthige Gleichgewicht.

Stieglitz, mit seinen Kräften der zusammenhängenden Dichterarbeit neben anstrengender Berufsthätigkeit als Lehrer und Bibliothekar in der That nicht gewachsen, kam Abends verdrossen, abgespannt, unfroh zu seiner sanften schwärmerischen Gattin heim, die diese Situation, enttäuschend an sich, als ihre S c h u l d empfand und darüber die Einbildung des Mannes steigerte: er sei ein Märtyrer der Ehe. Er würde wohl ohne diese Frau noch weniger vorwärts gekommen sein. Mit rührender Umsicht und unter Bewähr feinsten Verständnisses für die Bedürfnisse seiner reizbaren Natur ward sie ihm ein treu theilnehmender Kamerad und ein geduldiger Amanuensis bei seinen literarischen Arbeiten; ermunterte, tröstete, ermuthigte ihn, wie und wo sie nur konnte. Ihn von seinem Martyrium zu erlösen, faßte sie als heilige Aufgabe, über der s i e dann wirklich zur Märtyrerin ihrer Ehe im strengsten Sinne des Wortes ward. Ihm die volle Freiheit zu erringen, nach der er lechzte als der unentbehrlichen Voraussetzung der einst von ihm erträumten, von ihr — wie sehr! — erhofften großen Dichterthaten, empfand sie als eine Verpflichtung, an die sie den schweren Ernst und die entschlossene Energie ihres Wollens setzte. So wurde für sie die Ehe zu einer Reihe fortgesetzter Versuche, ihren Mann aus den ihn niederhaltenden Ketten

zu befreien: mit emsiger Klugheit und opferfreudiger Hintansetzung aller Rücksicht auf sich, auf ihre Gesundheit, ihre Lebensansprüche, ebnete sie ihm den Weg zu der ersehnten Freiheit. Und als sie das Ziel in fünfjähriger Arbeit Schritt für Schritt erreicht, war — Alles umsonst gewesen: Verstimmung, Hypochondrie, verstocktes Blut, ein chronisches Nervenleiden hatten in den wenigen Jahren den Quell des dichterischen Wollens und Könnens in Stieglitz versiegen gemacht. Umsonst hatte ihre eifrige Fürsorge ihm erst Entlastung vom Schulamt, dann Urlaub an der Bibliothek, erfrischende Reiseeindrücke, anhaltende Badekuren, die Beseitigung aller Geldsorgen durch die von ihr heimlich erwirkte Hülfe des reichen Petersburger Verwandten verschafft. Die errungene Freiheit traf einen in seinem Geistes- und Nervenleben zerrütteten Mann, den die Muse bereits aufgegeben.

Dies aber wollte, konnte die entsetzte Gattin nicht glauben. Alles umsonst!? Hoffnungslos? — Sie hatte aus ihrem Goethe, dem Dichter des „Werther", gelernt, daß die echte Dichtung nur erfließen könne aus persönlichen Erlebnissen, welche die Seele des Dichters mächtig ergreifen; sie hörte die Klagen ihres Mannes, daß es ihm an solchen Erlebnissen fehle; sie sah ihn Zeit und Kraft vergeuden an historischen Studien, auf diesem Wege Anregungen zum Dichten erst *suchend*. Dabei verfiel er mit Leib und Seele einer täglich wachsenden Neurasthenie. Heiße Sehnsucht, ihm auch noch das fehlende, ihm Herz und Sinn aufrüttelnde *Erlebniß* zu vermitteln, wühlte in ihrem Geist, glühte durch ihre Träume. Und da stieg es vor ihr auf — das Bild, das sie schon als Kind voll Sehnsucht vor sich gesehen: sie selbst in den Armen des Todesengels gen Himmel getragen! — Das war's! — Nur das konnte noch retten! Vom Tod allein noch konnte ihr jetzt Hülfe kommen: *ihr* Erlösung und *ihm*, dem Zurückbleibenden, mit dem großen Schmerz ein endliches starkes Ermannen zur echten rechten Dichterthat, die sein schönes Werden einst so beglückend versprochen hatte.

Jetzt erst, nachdem ihr dieser Entschluß in schweigsamer Seele gereift, erschienen Rahels Briefe, konnten diese auf sie wirken. Daß die so klarblickende, von energischer Wahrheitsliebe durchdrungene Frau von Gottes unermeßlicher Güte gesagt, sie werde gewiß nicht vor der Waffe des Selbstmörders Halt machen, gereichte ihr sicher zum Troste. Auch in ihrem Glauben an die läuternde Kraft wahren Schmerzes, auf den sich ihr Plan gründete, wurde sie durch so manche Briefstelle bestärkt. Rahels Urtheile über Goethe mußten sie an den tiefen Eindruck erinnern, den der Selbstmord Ottiliens in Goethe's „Wahlverwandt-

schaften“ auf ihre Seele gemacht, von dem Mundts Buch uns berichtet. Umgekehrt wirkte der Umgang mit Theodor Mundt, der durch seine Geistesfrische so vortheilhaft von der Dumpfheit des Gatten abstach, und wie wir jetzt aus seinen Briefen an seinen Intimus Gustav Kühne wissen, eine tiefe Leidenschaft zu der schönen Unglücklichen im Herzen hegte, gewiß beschleunigend auf ihren Willen. Es ist, wie wir später sehen werden, jetzt kein Zweifel mehr, daß Mundt, wie Rousseau in seinem Verhältniß zu Frau von Houdedot, im Verkehr mit ihr aus ihrem Tröster und Berather in ihren bestehenden Herzenssorgen, indem er selbst zu ihr in Liebe erglühte, zum Urheber neuer Herzenssorgen für sie geworden ist, daß er ihr Herz mit Geständnissen und Bitten beschwert hat, die ihm ernste Zurückweisung eintrugen. Ihr Herz gehörte ganz dem leidenden Gatten. Als dann eigene Erkrankung mit schlimmer Wendung drohte, hielt sie die Zeit für gekommen. An vorbereitenden Andeutungen ließ sie manches Wort fallen. So sagte sie einmal zu Heinrich: „Ich bin fest überzeugt, verlörest du früher oder später mich an einer langwierigen Krankheit, du vergingest schon an dem Gedanken vorher, gingest wahrscheinlich entmannt und kahl in dir zu Grunde; würd' ich einmal mit einem Schlage dir entrissen, wie vom Blitze getroffen, da erhöbest du dich über deinen Schmerz und erstarktest. Widersprich mir jetzt nicht aus einem bange werdenden Gefühl! Ich kenne dich vielleicht besser als du dich selbst. Auch kann ich dich an deine eigenen Worte mahnen, in dem Schlusse deines Gedichtes ‚Verlieren‘:

‚Drum laß' nimmer dir die Brust
Um verlor'nes Gut verengen,
Denn das Leben ist ein Drängen
Nach Entbehren, nach Verlust.

Was es fordert, wirf es hin
Schmerzlos aus der schwanken Barke
Aber in dir selbst erstarke
Dir zu dauerndem Gewinn!“

Der unglückliche Gatte unterstützte sie noch in dieser Ansicht durch die Erzählung eines bezüglichen Traumes.

Am 28. Dezember 1834, nach einem trostlosen Verlauf des Weihnachtsfestes, schritt sie dann zur That. Nachdem sie ihren Mann zum Besuch eines Konzertes bewogen und ihr kleines Hauswesen in allem geordnet, schrieb sie auf seinem Pulte den Abschiedsbrief an ihn. Dann

ging sie zu Bett und führte hier den Dolch, mit dem sie sich längst versehen, mit so sicherer Kraft ins Herz, daß sie ohne äußerlich sichtbaren Todeskampf an der inneren Verblutung verschied. Der Reinheit ihrer Seele entsprach auch der Anblick der Verschiedenen. „Die schönen, schneeweißen Glieder lagen in sanfter Eintracht hingestreckt. Die Wange war noch roth, die Hände leise heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft.“ Sie hatte voll inneren Friedens vollendet.

Der Abschiedsbrief an den Gatten lautete: „Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen!!!! Wir litten beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir selber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du hast mich viel geliebt! Es wird besser mit Dir werden, viel besser jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.

Grüße alle, die ich liebte und die mich wiederliebten!

Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!“

Viele dieser den heimgekehrten Dichter bis ins Mark erschütternden Worte waren von Thränen verwischt. Aber weder die Thränen noch die Worte noch die heroische That konnten den Mann, dem sie galten, stärker und größer machen, als er war. Ihren Zweck erreichten sie nicht; jedoch die edle Dulderin war wenigstens erlöst von einem unerträglich gewordenen Schicksal, in welches reinste Liebe und selbstlosester Wahn ihr schönes Gemüth verstrickt hatten. Sie hatte ihr Ideal von Lebensglück durch Selbstaufopferung erzwingen, durch eine mit Absicht vollzogene poetische That ihren Dichter zum großen Schaffen entflammen wollen: daß beides ein tragischer Irrthum, hätte sie auch aus Rahels Erfahrungsphilosophie herauslesen können.

„Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethe's besäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben.“ Mit diesen Worten schloß wenige Monate nach dem Ereigniß Karl Gutzkow seine Beurtheilung desselben. Er und seine Schildgenossen in den Kämpfen des „Jungen

Deutschlands“ haben wie über Bettina und Rahel verherrlichend über Charlotte Stieglitz geschrieben. Sie haben an deren Schicksal manches den Zeitverhältnissen Schuld gegeben, was doch — wie ich zeigte — auf der besonderen Gemüthsbildung Charlottes beruhte. Das Heroische ihrer That, die Stärke ihres Charakters, der ideale Geist der edlen Frau können dadurch aber nicht beeinträchtigt werden. Indem die Jungdeutschen die Verstorbene gegen die Anklage des Pastors Jonas vertheidigten, der an ihrem Grabe die That als „Verirrung eines krankhaften Gemüths“ gebrandmarkt hatte, bewährten sie sich als Ritter für die Ehre einer der edelsten deutschen Frauen. Im Kern hatten sie völlig recht. Und wenn keiner von ihnen in der geistigen Gährung, in der sie sich alle befanden, damals im stande war, ein Seitenstück zum Werther zu bieten, so sind doch Gutzkow und Mundt unter dem direkten Eindruck dieses Freitods zu literarischen Wirkungen gelangt, die in ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung kaum hinter der des Werther zurückblieben.

* * *

Am direktesten und stärksten beeinflußt von den geistigen Strömungen, die in Bettina's Briefwechsel, in dem Buch „Rahel“ und im Tod der Charlotte Stieglitz zu Tage traten, ist entschieden Theodor **Mundt** worden. Unsere Darstellung hat des am 29. September 1808 in Potsdam (Sanssouci) geborenen Schriftstellers bereits gedacht bei Besprechung der Anknüpfung, die im Sommer 1832 der von Stuttgart nach Berlin zurückgekehrte Gutzkow mit ihm suchte. Auch Laube hatte als Redakteur der „Eleganten Zeitung“ Beziehungen zu ihm gefunden. Mehr wie bei Gutzkow hatte bei ihm sich Geist und Talent im Element der spezifisch Berlinischen Bildung entwickelt. Die im 1. Kapitel bereits zitirte, von Pierson herausgegebene Zusammenstellung der Denkwürdigkeiten aus dem Nachlaß Gustav **Kühne's** ermöglicht uns einen tieferen Einblick in das werdende Seelenleben Mundts, denn der innige Freundschaftsbund, der ihn als Schüler und Studenten mit Gustav Kühne verband, war der Wärme- und Lichtheerd seines jungen Daseins. Beide besuchten zusammen das Joachimsthal'sche Gymnasium, machten 1826 zusammen das Maturitäts-Examen, wurden zusammen Studenten der Philosophie, saßen zusammen zu den Füßen Hegels und Schleiermachers, kamen zusammen in den Salon der Rahel und zu denselben literarischen Beziehungen, die ihre Entwickelung zu Schriftstellern förderten und unterstützten.

Kühne war der Sohn eines Rathszimmermeisters von Magdeburg und am 27. Dezember 1806 daselbst geboren. Seine Magdeburger Kinder-

erinnerungen hatten zum Schwerpunkt die große patriotische Bewegung des deutschen Volksgeistes; zwei seiner Brüder hatten am Befreiungskrieg gegen Frankreich theilgenommen und ihre Rückkehr, sieggekrönt und umjubelt, war der größte Eindruck jener Jahre. Als der Junge für das Gymnasium reif war, entzog ihn der inzwischen zum Hauptmann avancirte älteste Bruder der Idylle des Vaterhauses mit ihren luftigen Zimmerplätzen am Elbufer, indem er ihn zu sich nach Berlin und seine Erziehung in die Hand nahm. Ueber eine ähnliche Häuslichkeit verfügte Mundt in Berlin als Schüler und Student nicht, dafür hatte er größere Freiheit als sein Freund Gustav, bei dessen Bruder, dem Herrn Hauptmann, streng militärische Zucht herrschte. In seiner Freiheit entwickelte Mundt, der weichere, empfindsamere und hingebendere von beiden, ein empfindungsfrisches Naturell, das gern romantischen Stimmungen nachhing, während Kühne, der ältere, gesetztere, zu einem sehr verständigen, ordnungsliebenden, fleißigen, aber auch etwas nüchternen und altklugen Jüngling emporwuchs. Beide theilten als Studenten die Begeisterung für Hegel bei poetischen Neigungen und hatten unter Schmerzen den gleichen Entwickelungsgang wie Gutzkow durchzumachen, der sie aus Adepten der abstraktesten aller Philosophien zu realistischen Schriftstellern wandelte. Das nach der Julirevolution auch in ihnen erwachte Interesse für die politischen Interessen des Vaterlandes war ihnen dabei ebenso förderlich wie die geistige Beeinflussung aus dem Rahel-Varnhagen'schen Kreise. Von Gans und Varnhagen protegirt, welche die eigentlichen Redakteure der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" waren, verdienten sie ihre literarischen Sporen auf dem Gebiete der akademisch-vornehmen philosophischen Kritik, wurden aber bald von ihren poetischen Neigungen getrieben, auch auf belletristischem Gebiete Fühlung mit der Literatur zu suchen. Außer für die genannte Zeitschrift schrieben sie kritische Aufsätze für den literarischen Theil der Preußischen Staatszeitung, als dessen Beilage seit 1832 das „Magazin für die Literatur des Auslandes" erschien, in die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung", an welchen im Jahre 1832 Mundt auch Redakteur war, bis er in Berlin eine eigene Zeitschrift „Der literarische Zodiakus" gründete. Kühne war vorher schon Redaktionssekretär der „Wissenschaftlichen Jahrbücher" geworden und 1835 trat er an die Spitze der „Zeitung für die elegante Welt", die seit Laube's Verbannung aus Leipzig inzwischen der Dichter des Burschenschaftsliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", A. von Binzer, der unter dem Pseudonym A. Beer manch anderes Gedicht veröffentlicht hat, ohne rechten Erfolg geleitet hatte.

Die Freundschaft zwischen Kühne und Mundt, welche in den Briefen des letzteren an jenen ein Denkmal erhalten, war von Seiten Mundts eine echte Herzbruderschaft, wie sie in solchem Ueberschwang der Freude am Hingeben nur die goldene Jugendzeit den Menschen als beglückendste Gabe gewährt. Die Ausdrucksweise auf Seiten Mundts erinnert wahrlich mehr an die „Herzensergießungen" aus der Frühlingszeit der deutschen Romantik, als an die skeptische Nüchternheit und kalte Berechnung, welche die Oberflächlichkeit einzelner Literarhistoriker allen Jungdeutschen als gemeinsame Charaktereigenschaft nachgeredet hat. Ist auch gewiß nicht zu läugnen, daß der Einfluß der Hegel'schen Philosophie, unter dem die beiden Studenten aufwuchsen, ihrer poetischen Begabung Abbruch gethan, daß er ihre Phantasie gelähmt und der konkreten Welt entfremdet, ihre Denkweise spitzfindig gemacht und der Frische ihrer Empfindung des Gedankens Blässe angekränkelt hat, Mangel an innerlicher Herzenswärme und Gemüthstiefe läßt sich nach diesen Briefen weder dem Schreiber noch dem Empfänger vorwerfen. Dieselben sind vielmehr gar treffende Belegstücke für die interessante Thatsache, welche Haym in seiner Einleitung zur „Romantischen Schule" in Bezug auf die „Verfechter des freien Geistes", welche die Romantik bekämpften, mit feiner Beobachtung hervorgehoben hat: daß sie im Kampf gegen die Irrthümer der Romantik gleichzeitig einen Kampf der Selbstbefreiung auszufechten hatten gegen den Rest romantischer Vorstellungen, der, ihnen selbst unbewußt, an all ihrer Logik und all ihrem Radikalismus haftete. Die Emanzipation von Hegel war mit diesem Prozeß eng verbunden; wie dieser für die Phantasie, so bedeutete dieser für den Verstand eine Rückkehr zur Natur und dem Leben als Wirklichkeit. Daß auch Mundt, der nicht so lange wie Kühne im Dienste Hegels verharrte, sehr früh zu der Einsicht gelangt ist, daß ihm und dem Freunde die doktrinärste aller Philosophien für ihre Laufbahn als Dichter wie überhaupt verhängnißvoll werden müsse, dafür erhalten wir durch den folgenden Brief an Kühne aus dem Jahre 1828 einen ebenso überraschenden wie interessanten Beweis. Derselbe beginnt mit einem Gedicht, das leider in dem Buche in Folge mangelnden Verständnisses völlig verballhornt wiedergegeben ist — die drei letzten Zeilen sind dort, im Druck eingerückt wie ein Motto, an den Anfang gestellt.

„Unbefriedigt strebt zu schaffen
In und an der Welt der G e i s t.
Das Geschaff'ne neu zu schaffen,
Ist sein Drang, der fort ihn reißt.

Denn der Geist ist stetes Werden,
Und sein Leben ist ein Streit,
Mit dem Endlichen auf Erden
Kämpft er für die Ewigkeit.

Doch in stilles Schau'n versunken
Ruht beseligt das Gemüth,
Das von inn'rer Wonne trunken
Ueberall nur Eintracht sieht.
Das Gemüth, im Glauben lebend,
Schmiegt sich treulich an die Welt,
Nach Versöhnung immer strebend
In sich selbst und mit der Welt.

„Nun will ich Dir in Prosa ein Wort tieferer Poesie sagen, nämlich, wie sehr ich Dich liebe und von Deiner Treue gleichsam erhalten werde! Wie es mir sonst geht, Lieber? Mit meiner Gesundheit könnte ich zufrieden sein, wenn es mir nicht, wie Du leicht denken kannst, an Zerstreuung fehlte, denn auch die Einsamkeit kann als Krankheitsstoff wirken. Besonders dienlich zur Genesung, sowohl der körperlichen, als der geistigen, wird es für uns wohl sein, den Hegelianismus uns völlig aus den Gliedern zu vertreiben. Ich denke, es wird nicht viel dialektische Bewegung mehr nöthig sein, um ihn ganz auszuschwitzen. Eine solche, den Hegelschweiß fördernde Motion machte ich mir neulich mit Stahr, mit dem ich lange Gespräche über unsern philosophischen Berlinismus hatte. Er drückt sich fast stärker über ihn aus, als wir es bisher gethan hatten, und faßt ihn gerade von der rechten Seite an, von wo aus man ihn sich abwehren muß, wenn nicht das freie Leben in den dumpfen Kellergewölben des Systems verdunsten soll." . . .

Wie es bei Freundschaften dieser Art, noch dazu bei Jünglingen von gleichem literarischem Ehrgeiz und doch verschiedener Begabung unvermeidlich, traten auch vorübergehende Spannungen ein, Gewitter, deren Ausbruch schließlich doch nur erfrischend und befruchtend wirkte. Da schreibt Kühne: „Flieg, poetischer Phönix! Schwinge Deine Flügel! Du wirst doch immer glücklich sein, wenn Du auch immer schwärmst und flatterst! Aber aushalten wirst Du nirgends, denn so treu wie ich liebte Dich noch Keiner." — Und Mundt antwortet: „Jean Paul hat einmal gesagt: ‚Freunde dürfen sich nicht täglich sehen, und am wenigsten zusammenwohnen', und ich glaube aus Erfahrung, dies bestätigen zu können. Wir haben den Muth gehabt und uns so stark geglaubt, dies

nie zu berücksichtigen, aber dies hat uns eben geschadet . . . Es ist Dir bis jetzt nie darauf angekommen, Dir auch andere Freunde und Freundinnen zu erwerben, und nun stößst Du noch mit rücksichtsloser Bitterkeit den Freund von Dir, der jahrelang an Dir selbst am meisten bewährt hat, daß er aushalten kann. Glaube nicht, daß Du so viel Stärke hast, Dir selbst genug sein zu können, obwohl Du mir einige Male dergleichen angedeutet. Kein Mensch besitzt diese Stärke, und der Egoist am wenigsten, denn um sein Ich zu nähren, muß er doch andere Menschen haben, von denen er für sein Ich etwas aufnehmen kann. Menschliche Charaktere pflegen großer Veränderungen und Modifikationen fähig zu sein und darum möchte ich um so weniger wagen, über Dein Lebensglück, welches höhere Mächte behüten als unsre Schwachheit ermessen kann, abzusprechen." Dieser Brief trug die Unterschrift: „Theodor Mundt, Doctor einer genügsamen Weltweisheit, Candidat der Zufriedenheit; überflüssiges, aber vom lieben Gott gern geduldetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, Geborner in Sanssouci." . . . Von Leipzig aus schrieb Mundt später an den in Berlin gebliebenen Freund: „Thun wir nicht thöricht, uns für immer von einander zu trennen? . . . Was hat man denn vom Leben sonst, wenn nicht freundschaftlichen Umgang? Wir finden doch Keinen mehr, mit dem wir so zusammenleben könnten, und wenn wir uns auch oft wehe gethan haben, so kam das daher, weil wir mit einander aufgewachsen und uns mit einander hindurchgerungen haben durch Dorn und Qual des Jugendlebens." Seine erste politische Schrift kündigte er Kühne Anfang 1832 mit folgenden Worten an: „Ich freue mich darauf, Dir meine Entwickelung der ‚Einheit Deutschlands' bald vorlegen zu können und Deine Ansicht darüber zu hören. Ich habe selbstständige Studien für diesen Gegenstand gemacht, und besonders die Congreß- und Bundesnoten, die man in der That zur richtigen Beleuchtung der heutigen Zustände näher kennen muß, genau durchgelesen. Mag diese Arbeit Früchte tragen oder nicht, so hat sie mir doch zur eigenen Klarheit in manchen Dingen verholfen." . . . „Wir Schriftsteller, mein Kühne," schreibt er bald danach, „sind die wahren Prediger Gottes! Hat ein Buch auch nur einigen Menschen eine Stunde der Andacht, der Aufregung, des Selbstbewußtseins, des Insichgehens, durch Lebensbilder und Lebensreflexion bereitet, so hat er Ursach, sich seines Daseins zu freuen."

Mundt hat — noch ehe er mit der politischen Schrift „Die Einheit Deutschlands in politischer und idealer Entwickelung" (Leipzig 1832, Brockhaus) sich an der Stimmabgabe zu den großen nationalpoli-

tischen Fragen der Zeit betheiligte und neben den philosophisch-kritischen Arbeiten, deren Charakter wir bei Erwähnung der Sammlung „Kritische Wälder" (1833) schon besprachen — gleich mit einer modernen Erzählung aus der deutschen Gegenwart seinen Eintritt in die Literatur vollzogen. „Das Duett" („Duell" steht fälschlich in den meisten Literaturgeschichten zu lesen) erschien bereits 1831 in Berlin bei Ferdinand Dümmler. Das erste Kapitel knüpft sogleich an den ungeheuren Umschwung im Verkehrsleben an und beginnt mit dem Vergleich der unstet-trödelhaften Thespiskarren-Zeit mit dem glänzenden Reisewagen einer gefeierten Sängerin von heute. Die „neuen Postwagen ohne Pferde", welche von „englischen Dampfwerkzeugen gezogen, sie schnelles Fluges von einem Ort des Triumphes zum andern bringen", bilden das erste Bild, das er seinen Lesern vorführt, um es sofort zu kontrastiren mit dem langweilig-verdrossenen Leben in einer Kleinstadt, zu welchem sich ein Assessor verurtheilt fühlt, der bis vor kurzem in der Residenz gelebt hat. Die Lust am Reisen ferner ist es, die uns sogleich, in der Gestalt eines Jugendfreundes dieses Assessors verkörpert, entgegentritt, dem Ex-Assessor Arnim, den eine glückliche Erbschaft in den Stand gesetzt hat, das Corpus juris mit der Staffelei zu vertauschen. Dieser Beginn ist ungemein charakteristisch für den Autor, der wenige Jahre später in der „Madonna" der neuartigen Literatur, als deren Repräsentant er sich fühlt, den Namen „Bewegungsliteratur" gab und als Schlagwort ausspielte für die ganze literarische Bewegung, die Gutzkow die „junge", Laube die „moderne" Literatur nannte. Und charakteristisch für Mundt ist weiter, daß in diesem von Tieck'schen Mustern beeinflußten Roman das ästhetische Gespräch über Poesie und Kunst, die Stimmungs- und Gedankenwelt der Berliner ästhetischen Thees, in der er selber sich so wohl fühlte und von deren Oberpriesterin er selbst die Weihen empfing, die eigentliche Poesie überwucherte. Der Kultus, den die Berliner Bildung in den Jahren, da er dort studirt, der Kunst und der Person einer Henriette Sontag und Sophie Schröder, der Poesie und Persönlichkeit Goethe's, dem genialen Naturalismus Ludwig Devrients, der Freischützromantik Karl Maria von Webers gewidmet hatte, einen Kultus, den er mit lebhafter Begeisterungsfähigkeit getheilt, hatte er hier wiedergespiegelt und reflektirt durch den Kontrast der kleinbürgerlichen Verhältnisse, die in Potsdam die seinen waren, wo sein Vater als Rechnungsbeamter lebte. Die Heldin des Romans ist denn auch eine gefeierte Sängerin der „Residenz" und das „Duett", auf das der Titel zielt, ist ein musikalisches Duett, das die junge edle geniale Adelaide Winter

erst in einem Konzert mit einem fremden Sänger, später auf einem Fest mit dem Assessor Eduard singt, das Liebesduett aus Spohrs Faust im 1. Akt zwischen Faust und Röschen, und als Duett aus F-dur, der „Tonart der Liebe", wird dann auch die Ehe geführt zwischen ihr und dem musikalischen Assessor, der aus Liebe zu dieser Gesangskünstlerin selber zum Gesangskünstler wurde. Als Lieblingsgegenstände seines ästhetisch-kritischen Interesses wechseln die Musik, deren kosmopolitischer und volksthümlicher, „darum echt moderner" Charakter gerühmt wird, mit Goethe's Kunst- und Geselligkeitstheorien ab, und in Beziehung auf letztere bewegen sich diejenigen Aeußerungen im Buche, in denen der Verfasser mit aller Höflichkeit eines liebenswürdigen Gesellschaftsmenschen gegen das Herkömmliche opponirt. Da klingt die Sehnsucht auf nach einer bewegteren, natürlicheren Verkehrsweise, als sie von Europens übertünchter Höflichkeit für dem guten Ton entsprechend erklärt wird, ein jugendfrischer, doch schnell auch wieder kleinlaut werdender Protest gegen die konventionelle Geselligkeit, „mit etwas Musik, etwas Kartenspiel, etwas Moquiren, viel Essen und viel Langeweile". Ein weiterer Anklang an die Emanzipationsgedanken der Zeit ist sein Kampf für die Ueberzeugung, daß die durch Sympathie geweckte Liebe höhere Rechte habe als die von der Geburt durch Verwandtschaftsbande dem Menschen aufoktroirten. Ein warmblütiger Idealismus verleiht diesem Erstlingsroman einen durch Frische ansprechenden Charakter, ob derselbe nun im Tagebuch eines alten Professors sich nur pessimistisch äußert, z. B. in einer Parallele zwischen Goethe und Kleist, der die Pistole auf die eigene Brust gedrückt, die jener seinem Phantasiegeschöpf Werther in die Hand gab, oder in einer begeisterten Apostrophe auf die Unverwelklichkeit der Künste und die ewige Fruchtbarkeit der Geschichte, welche der Kunst immer neue Aufgaben, neue Gegenstände stelle. Als einen Widerhall aus Rahels Ideenkreis läßt sich auch die Grundidee der Nebenhandlung erkennen, der Protest gegen die Abhängigkeit schöner Beanlagungen vom Druck der angeborenen Familienverhältnisse. Es fehlt dem Roman nicht an spannenden Scenen und romanhaftem Aufputz und in Einzelheiten bewährt der junge Dichter ein ungewöhnliches Talent für die Festzauberung schöner Stimmungen und die Erfindung poetischer Gegensätze. Das Ganze ist geschickt komponirt, wenn auch in einer konventionellen Technik, die nach „Goethescher Ruhe" des Stils strebt und zu nachgiebig ist gegenüber dem Drange des Dichters, seine eigenen Meinungen über Fragen der Kunst und Lebensphilosophie von den Personen des Romans vortragen zu

lassen. Von Politik ist in demselben nicht die Rede und vom Wirbelsturm der „modernen Ideen" zeigt sich der Verfasser noch unberührt.

Die Ergriffenheit von ihnen und die Reaktion seiner bisherigen Ansichten auf sie gelangte zuerst in der schon genannten Schrift über die Einheit Deutschlands zur Darstellung, in welcher er den Individualismus der Deutschen in Einklang zu bringen suchte mit dem Verlangen nach freier Verfassung. Das Verlangen nach einer politischen Einigung des Vaterlandes, wie sie die Doktrinäre des Liberalismus fordern, entspreche nicht dem Urtrieb der Deutschen nach Individualisirung des Lebens. Er führt aus, daß die konstitutionelle Staatsentwickelung in Deutschland, wie sie im Zuge sei, indem sie jedem Einzelstaat eine andere Verfassung zuweise, die sich auf seiner partikularen Eigenthümlichkeit gründet, gerade einer politischen Gesammteinigung unsres Vaterlandes am entschiedensten entgegenwirken müsse. Dies entspräche aber dem Wesen des Deutschthums durchaus. Und es sei zu bezweifeln, ob es durch ein Zusammenfassen seines Lebens in einer deutschen Zentralhauptstadt jene Mannigfaltigkeit der Kulturentwickelung fortsetzen könne, welche die bisherige Sondergestaltung der Stämme und Staatengebilde ermöglicht habe. Seinem engeren Vaterland Preußen prophezeit er die führende Rolle bei einer politischen Wiedergeburt der Nation. Sein Ideal scheint eine Förderativ-Republik zu sein, ähnlich der Bundesverfassung der Schweiz, doch bietet er keine festen Resultate, sondern nur das geistige Ringen nach solchen. Er selbst will sich klar werden über die politischen Ideale der Zeit und ihre Ausführbarkeit und liefert so ein Spiegelbild dieses inneren Klärungsprozesses, dessen Ergebniß leider nicht die Klarheit selbst ist.

In vielen Einzelheiten begegnete er sich mit Gutzkow und auch mit Pfizers Selbsteinwürfen, die dieser seiner Forderung eines deutschen Reichs mit preußischer Spitze voranstellte, und wie der erstere in seinen „Narren-Briefen" begnügte er sich, ein Spiegelbild der verschiedenen Strömungen zu entwerfen, die bei dem Ringen der Nation nach Einheit und Freiheit einander entgegenwirbelten und doch nach Vereinigung verlangten. Charlotte Stieglitz, welche in ihrem Tagebuch die Schrift besprach, schloß ihre Niederschrift mit dem Bekenntniß, daß sie durch die Lektüre in der Frage „Konstitution und Republik der Deutschen" nicht ins Reine gekommen sei. „Das Paradies der Geschichte als Republik steht fast feindlich dem gegenüber, was der Verfasser gerade von der Entwickelung der Individualitäten der Einzelglieder Deutschlands sagt." Durch das Buch schimmere der ironische Geist der Zeit,

der Geist des Widerspruchs durch, in dessen Licht Alles im Werden erscheine.

Und dies eben war der Fluch des Hegel'schen Einflusses auf empfängliche unselbständige Geister, wie Mundt einer war, daß die Methode seiner Dialektik den Verstand schulte, immer in Gegensätzen zu denken, bei jeder Vorstellung zu ihrer Verneinung überzuspringen, vom Sein zum Nichtsein, vom Werden zum Vergehen, vom Glauben zum Zweifel. Der Drill dieser logischen Zucht hatte als Uebung gewiß sein Gutes und hat in jener Zeit der nothwendig gewordenen Zersetzung von so viel Ueberlebtem eine hohe Mission erfüllt. Aber er erschwerte den jungen Geistern die Hingabe an eine Ueberzeugung, die Bildung einer eigenen feststehenden Gesinnung, er trieb sie von Zweifel zu Zweifel, von Meinung zu Meinung, von einer Anschauung zur andern, und nur die Starken vermochten sich aus diesen „Schlangenhäutungen des Geistes“ zu einem hieb- und wetterfesten Charakter zu entpuppen. Ein An- und Aufgeregtsein von den Zeiterscheinungen, die ihm die Zeitungslektüre vermittelt, an die er sich verliert, so daß sie ihn zur poetischen Gestaltung anregen, und die er doch wieder, als er diese durchzuführen trachtet, zergliedert, ein Streben nach Realismus, während die Phantasie die Dinge doch romantisch auffaßt, äußert sich auch in den nächsten Novellen „Madelon oder die Romantiker in Paris“ und „Der Basilisk oder Gesichterstudien“, die beide sichtlich unter dem Einfluß des gleichzeitigen französischen Romantismus entstanden sind. In der letzteren hat ein Vater sein Weib einem Fürsten verkuppelt. Der Großvater flieht mit dem Knaben, wird Menageriebesitzer und kehrt zurück, um seine wilden Bestien gegen den beim schwelgerischen Mahle überraschten Fürsten zu hetzen. Romantik des Gräßlichen mitten unter modernen Fracks.

Hatten schon Gutzkows „Briefe eines Narren an eine Närrin“ diesen Uebergangszustand charakterisirt, so wurde diese letztere Absicht für Mundt geradezu Hauptzweck seines zweiten größeren poetischen Werkes, „Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers“ (Leipzig 1834, Gebr. Reichenbach), auf dessen Titel er sich nur als Herausgeber nannte. Der Salzschreiber Seeliger sei ein Mensch, der sich in beständigen Widersprüchen bewege, und es deshalb kein Wunder, daß er allen Parteileidenschaften zum Opfer fallen mußte, so erklärt uns die Vorrede, welche „am Pfingstsonntag 1834 in Neu-Schönhausen“ bei Berlin geschrieben wurde. Er habe dies Buch deshalb gern herausgegeben, weil es gar keine Resultate habe, sondern nur dazu reize, solche zu suchen. „Es ist gerade so resultatlos, als unsere Zeit

selbst es noch bis auf diese Stunde ist, und ein Buch muß und kann nicht klüger sein wollen, als seine Zeit.“ Der erste Brief an „Esperance“, die Geliebte des Salzschreibers (wohl symbolisch für die Hoffnung), ist datirt: „Kleinweltwinkel, 1. Mai 1833.“ Der Salzschreiber ist ein junger Mann, wie Mundt selbst, der die kühnen Dichterträume seiner Studentenzeit hat aufgeben müssen, und, obgleich die Natur ihn doch zu ganz anderem geschaffen, Salzschreiber beim Salinenamt auf Diäten in Kleinweltwinkel geworden ist. Er klagt der Geliebten seine Leiden. Seit der Julirevolution kranke er an einer schrecklichen Krankheit, dem Zeit-Polypen. Er reißt und kneift an seinem Herzen und nimmt ihm den Athem ... „Der Zeitgeist thut weh in mir, Esperance. Kennst Du das? Der Zeitgeist zuckt, dröhnt, zieht, wirbelt und hambachert in mir; er pfeift in mir hell wie eine Wachtel, spielt die Kriegstrompete auf mir, singt die Marseillaise in all meinen Eingeweiden, und donnert mir in Lunge und Leber mit der Pauke des Aufruhrs herum. Vergebens lese ich in jetziger Stimmung meinen alten geliebten Goethe, um mich durch ihn wieder in die gute goldene altväterliche Ruhe eines literarischen Deutschlands einzuwiegen; um sie mir gewissermaßen als Aufruhrakte gegen meine dermalige Zeitaufregung zu verlesen. Es hilft Alles nichts mehr ... So viel weiß ich nur, daß etwas Neues mit mir vorgehen muß, wenn ich leben bleiben soll, und daß ich die Wiedergeburt meines alten deutschen Adam nur in den jetzigen Zeitinteressen finden kann ... Wie aber soll ich hier den Sauerteig der Zeit, der noch formlos in mir gährt, zum wahren Brot des Lebens ausbacken?“ ...

Das Buch besteht fast aus lauter solchen unruhvollen Briefen dieses unglücklichen Zeitkranken an seine Esperance, aus deren ruhigen und bestimmten Antworten nur einige Bruchstücke mitgetheilt werden. In seiner versimpelten Weltwinkel-Einsamkeit, in welcher seinem Geiste keine ernsthaften Aufgaben gestellt sind, die ihn wirklich beschäftigten, verfällt derselbe aufs Phantasiren. In seinem Bureau, auf seinen Spaziergängen und so fort wird der brave Salzschreiber oft von einem Herrn von Zodiakus überrascht, der ihn zu politischen Gesprächen verleitet. In diesen Gesprächen spricht dieser unheimliche Gast einmal für die Revolution, einmal für die konstitutionelle Monarchie, einmal für den liberalen Fortschritt, einmal für die Legitimität und den Absolutismus und immer in so überzeugender Weise, daß der beunruhigte Salzschreiber sich seinen Beweisschlüssen nicht ganz entziehen kann. Wie Gutzkow dies schon in den Briefen eines „Narren an eine Närrin“ gethan — an dieses Vorbild lehnt sich das Mundt'sche Buch in vieler Beziehung an,

während für Herrn von Zodiakus seine Retortenverwandten in Hauffs Memoiren des Satan und Hoffmanns Elexiren des Teufels, sein Urbild aber in Goethe's Mephisto zu finden sind —, so wird in diese Briefe eines Gespenstersehers allerhand Zeitgeschichte und Zeitkritik hineinverwoben, in welcher letzteren entweder positiv oder durch das Mittel der Ironie der Geist der Opposition sich geltend macht. Schließlich belauscht der Salzschreiber ein Gespräch des Herrn von Zodiakus mit seiner „Altmutter". Da erfährt Herr Seeliger, daß er mit dem Teufel selber zu thun hat. Er hat ihn durch sein Hin- und Herreden zur Verzweiflung bringen, zum Selbstmord verführen wollen. Er ist nicht mehr der metaphysische Mephistopheles, sondern der Geist des politischen Widerspruchs, — „Zodiakus" genannt, nach dem Thierkreis der Zeit. Die Sonne der Wahrheit müsse durch diese Zeichen des Thierkreises laufen. Die Sternbilder dieses Thierkreises seien die politischen Parteien, in deren Zeichen die Wahrheit wechselnd erscheine und durchgehe. Er verblende die Menschen, daß sie meinen müßten, die Wahrheit sei stets in demselben Sternbild zu finden: sei's im Zeichen des Krebses (wie den rückwärts gehenden Legitimen) oder im Zeichen des Widders (wie den stößigen Liberalen) oder im Zeichen der Waage (wie den Alles abmessenden Justemilieus). „Wenn die Sonne im Zeichen des Widders steht, so sagt der Teufel, beginnt bekanntlich, nach der ewigen Monotonie dieser Erdengesetze, das, was die Menschlein den Frühling nennen, und so glauben denn auch die kampflustigen Liberalen, die im Zeichen des Widders ihre Wahrheit haben, mit Recht den Anbruch eines neuen Völkerfrühlings heraufzuführen. Erscheint aber die Sonne im Sternbild der Waage, so ist das Herbstäquinoktium da, und die Justemilieus, diese Herbst-Tag- und Nachtgleichen der Zeit, gehen eifrig an ihr Geschäft, eine Tag- und Nachtgleiche der Meinungen zu verbreiten. Und wenn im Zeichen des Krebses sich die Sonne zeigt, so tritt die Erde ihr Sommersolstitium an, eine Erklärung für das schlechte Wetter, das seit mehreren Jahren auf diesem Planeten zu hausen pflegt. So ist es auch mit dem Altenweibersommer, dessen die unter dem Sternbild des Krebses fechtenden Legitimen sich rühmen können, und ihre Sommersonnenwende, die noch in die Zukunft hineinscheinen möchte, ist falsch und verspätet, da sie nur auf die abgeblühte Vergangenheit zurückweist." ... Auf diese Mittheilungen schreibt ihm Esperance, er solle schleunigst machen, daß er aus dem traurigen Gespensterort Kleinweltwinkel herauskomme. An der Schule, an welcher sie wirke, sei der Posten des Lehrers der Geschichte frei, den habe sie für ihn erwirkt. Er müsse arbeiten seiner Begabung

gemäß. Als Dame sei sie zwar nothwendig für das Justemilieu, die passive Rolle, welche zur Zeit den Frauen in allen öffentlichen Angelegenheiten zuertheilt sei, verurtheile sie ja dazu. Aber dessen sei sie gewiß: „Fortschritt, Freiheit, Zukunft! sind und bleiben die schönsten Worte der Menschheit. Sie sind unser Aller Gebot.“ So klangen die „modernen Lebenswirren“ mit dem Worte „Esperance's“ hoffnungsreich aus.

* * *

An den Onkel ihres Mannes, den auch von Rahel geschätzten Bankier Ludwig von Stieglitz, auf dessen Landgut bei Petersburg Charlotte Stieglitz mit diesem im Sommer 1833 längere Zeit geweilt hatte und dem sie von da an ausführliche Briefe aus Berlin sandte mit allerhand Neuigkeiten aus dem Literatur- und Kunstleben, schrieb diese ein halbes Jahr vor ihrem Tod, den 25. Juli 1834: „Unser Freund Mundt hat jetzt ein höchst interessantes und eigenthümliches Buch geschrieben: ‚Moderne Lebenswirren‘. An die Stelle der früheren metaphysischen Mephistophele hat er einen politischen eingeführt. Vermöge einer fein angelegten und geschickten Gruppirung läßt er in ihm, dem Mittelpunkte, die verschiedenen Zeitparteien und Zeitbewegungen als geistvolle Controversen sich begegnen; wie es sich denn, wunderbar genug, wirklich in den letzten Jahren oft an Einem Individuum wechselnd dargethan. Unscheinbar hebt es an; aber eine geniale Skepsis zieht sich schwellend durch das Ganze, Hand in Hand mit einem tiefen Humor, und bedeutsame Gestalten steigen hier und da aus dem krausen arabeskenartigen Gewinde. — Jetzt ist Mundt im südlichen Deutschland, nachdem er einige Wochen in Jena zugebracht, wo er im Auftrage des Ministeriums die Herausgabe des Knebel'schen Nachlasses vorbereitet.“

Das platonische Freundschafts- und Liebesverhältniß zwischen Mundt und der unglücklichen Frau stand damals im Zenith seiner verhängnißvollen Entwickelung. Je ungastlicher es durch die Krankheit des Gatten im kleinen Salon der hochstrebenden Charlotte geworden war, je seltener noch ihr herzentquellender Gesang vor einem größeren Kreis von Gästen ertönte, je inniger gestaltete sich die Freundschaft zwischen ihr und dem Getreuen, der sie sich zur Aspasia seiner emporstrebenden Muse erkoren hatte. Schon seine „Kritischen Wälder“ hatte er ihr gewidmet und wenn er sich in diesen als ritterlichen Kämpen „der Grazien gegen Hegel“ bewährte, so hatte er diese Wandlung nicht zum geringen

Theil dem Einfluß seiner künstlerischen Freundin zu danken. Wie aus ihren Briefen an ihn, deren erster vom 7. November 1833 datirt, hervorgeht, hat sie mit vielem Verständniß, mit anregender Anerkennung und, wenn nöthig, auch fein ironisirendem Spott an seiner geistigen Entwickelung Antheil genommen, die Ausbrüche seiner Leidenschaft mild zurückweisend, und doch ihm nie herzlichen Antheil versagend an seinen Hoffnungen, Bestrebungen und Kümmernissen. Sie ließ sich z. B. nicht abhalten, ihm nach Empfang jener Widmung ironisch zu schreiben: „Ich überlese heute Morgen von Neuem Ihre frische, jugendlich hoffende Vorrede, nach der man auf ein erstehendes Griechenland schließen könnte — man denke sich diese geistige Republik, dieses gänzliche Verschmolzensein von Leben, Kunst und Wissenschaft, und dazu eine dicke Monarchie, so giebt das mit der Zeit einen Konflikt, über den Mundt einen höchst geistreichen Aufsatz schreiben und irgend einem absoluten Herrscher unterthänigst widmen könnte!" — Am 7. Januar 1834 schrieb sie: „Sollten Sie, werther Freund, nicht vielleicht Ihre Rezension über Rahel wiedergefunden haben? ich bäte alsdann, sie heut Abend doch mitzubringen. Bedeutend bin ich in der Verinnigung mit Rahel vorgerückt, und wenn es in der Freundschaft nicht abzuleugnende Strömungen giebt, so muß in meinem Verhältniß zu ihr jetzt gerade volle Fluth sein! . . . Warum aber diese Briefe, bei aller Bedeutendheit, im Anfang nicht wohlthätig auf mich wirkten, hatte seinen Grund in dem so häufigen Aufwerfen großer Fragen, die nicht beantwortet werden — in dem Aufwühlen, ohne wieder zu klären, so daß ich chaotisch aufgeregt wurde, ohne beruhigt zu werden. Da ich nun aber auch oft an Ueberfülle von Fragen leide, so thun mir Antworten bei weitem wohler. — Sie verstehen, wie ich das meine! — Sei es jedoch nun, daß ich in diesem Bewußtwerden jetzt ruhiger lese oder überhaupt in einer empfänglicheren Stimmung dafür bin, oder daß sie selbst im letzten Theile ruhiger wird, genug, ich bin auf das Brillanteste mit ihr ausgesöhnt und halte sie nun für's Leben! — Hierin also wären wir jetzt übereingekommen, Freund! In einer anderen Sache werden wir es wohl schwerlich jemals." — „Anbei mit herzlichem Danke das Buch zurück. Ich habe die schönsten Lieder Rückerts, die ein wahres Herüber- und Hinüberleben des innern Menschen mit der Natur sind, ausgeschrieben." — 24. Februar: „— Lassen Sie es immer in sich und aus sich heraustoben — wehe dem Schaffenden, in dem es aufhört zu toben! Ich glaube, jeden packt es und treibt es auf andere Weise, und jeder hat es auf seine eigene Weise zu bewältigen. Ich kostete oft in unserm Garten (in Leipzig) die ätzenden

Frühlingsthränen, diesen Ueberschwang des Weinstocks, der im Herbst die süßesten Früchte trieb. Nach Vollendung Ihrer „Lebenswirren“ müssen Sie ohne vieles Säumen ihre schöne Reise antreten, nachher wird Sie's schon wieder drängen zu Neuem, Ihnen Angemessenen!“ ...

Diese Erholungsreise trat denn auch Mundt einige Monate später an. Erst ging's nach Jena, wo ihm Varnhagens Freundschaft die Aufgabe verschafft hatte, den literarischen Nachlaß des alten Knebel zu sichten, den er später mit Varnhagen zusammen in 3 Bänden herausgab. Ueber Dresden reiste er nach Teplitz, wo auch Rahel so gern geweilt und wo ihm die Konzeption eines neuen poetischen Werks aufging, dann ging's über Prag nach Wien, wo er sich an dem bunten Wechsel der Eindrücke, an dem lebenslustigen Wesen der Pragerinnen und Wienerinnen berauschte. Es war die erste größere Reise unseres Potsdamer Kindes. Sie war ihm eine Befreiung aus der ungesunden, unbefriedigt gebliebenen Leidenschaft für die Freundin, welche um dieselbe Zeit mit ihrem Manne in Kissingen weilte. Im August waren beide, über Dresden, Teplitz und Prag, in das Bad gereist. Sie hatten darauf gerechnet, den Freund noch in Prag zu treffen. Vor ihrer Abreise hatte Charlotte an Mundt dort geschrieben: „Möge die Reise, auf der Sie jetzt begriffen, Ihnen herrlich resultiren! Ich sende mit innigem Dank Ihr Tagebuch Ihnen wieder zurück; die Fortsetzung bekomme ich nach unserer Rückkehr am Ende doch noch?! — ... Was sagen Sie zu Lamennais? Mir scheint es ein Stück Bibel mit Anwendung auf die neueren Verhältnisse ins Französische übertragen. Die Franzosen, die keine Bibel kennen, sind davon elektrisirt, das steckt die deutschen Schöngeister an, oder ihnen schmeckt der Bibelton auf gut Französisch auch wie ein neues Gericht. — Sein Herz dürfte man eigentlich nie vertheidigen wollen; es ist der Hohepriester, der mit der Waffe gleich entheiligt. Ich kann es auch nie wieder, es hat einen zu niederschlagenden Eindruck hinterlassen, und so müßte ich Sie, geliebter Freund, schon ein anderes Mal bei Ihrer Meinung lassen, so schmerzlich mir es auch sein würde!“ Anknüpfend an diesen vorwurfsvollen Schluß schreibt sie dann aus Kissingen: „Sowie ich hörte, ein Brunnengast reise nach Berlin, klopfte auch gleich ein Gedankengruß an Ihre Thür, denn ich fühle mich ja schon längst wieder so ausgesöhnt mit Ihnen, als hätten Sie mir bogenlange Briefe geschrieben, und ich habe doch noch keine Zeile — das besorgen Alles die guten Geister, die hin- und herschwirren und für die es weder Ferne noch Meilenweiser giebt. —— Man muß reisen, um etwas zu erleben,“ mit diesem Wort geht der Brief auf

einen getreuen Bericht der in Dresden, Teplitz, Prag empfangenen Eindrücke über . . . und als sie dabei einer Lebensgefahr erwähnt, welcher sie in der sächsischen Schweiz entronnen, folgen die bedeutsamen Worte: „obgleich ich fieberhaft erregt die ganze Nacht war und Stieglitz aufs höchste elend, so war ich kindlich froh und dankbar gegen den Himmel, — warum? um dieses lieben bösen Lebens willen, mit dem wir es so gern noch von einer Zeit zur andern immer versuchen wollen, versuchen, ob man sich denn wirklich mit seinen theuersten Freunden nicht am Ende noch verstehen wird.“ Aber die lebensfrohe Stimmung hält nicht an. Sie duldet furchtbar unter dem Mitleid mit ihrem willenskranken Gatten, der jetzt in einen verhängnißvollen Hölderlin-Kultus verfällt. Einen inzwischen eingetroffenen langen Brief Mundts beantwortet sie in melancholischer Stimmung und schließt diese vertrauliche Herzensergießung: „Wie freue ich mich, daß es nach Ihrer Reise aus Ihnen herausblühen, wachsen und reifen wird!!! Meine „Kindermemoiren“ sind in den verwichenen Monaten wahrhaft erstickt. Welcher Ernst liegt zwischen jenem schönen Morgen in Pankow und dem heutigen! Ob ich je wieder so froh werden kann, ich weiß es nicht, es war eine berauschende Sonnenhöhe, von der ich bald, ich weiß nicht, wie viel Schuh, heruntenglitt; aber wie man vorsichtig und weise mit der Zeit werden wird! Wie man sich vor seinem eigenen Schwindeln mit der Zeit fürchtet, die Gipfel vermeidet, weil man zu sehr erhitzt und bergab abgekühlt werde, ist wahrhaft rührend!!“ Auf einer gemeinsamen Partie nach Pankow hatte Charlotte dem Freund viel von ihren Kindererinnerungen erzählt und dieser sie gebeten, dieselben doch aufzuschreiben. Auch aus den Briefen der vielgeprüften Frau, die sie nach der Rückkehr in Berlin bis wenige Tage vor ihrem Tod an Theodor Mundt schrieb, — der letzte begleitete ein Weihnachtsgeschenk, — enthalten Spuren schwerer Herzenskämpfe, die darauf deuten, daß die zur Leidenschaft angewachsene Empfindung Mundts für sie, neben den von diesem selbst in der Biographie angegebenen Beweggründen zum Selbstmord dazu beitrug, ihren tragischen Konflikt mit dem Leben zu verschärfen.

Am Tage nach ihrem Tode schrieb hierüber Mundt an Kühne: „Gestern, theurer Freund, als ich von Euch schied und nach Hause kam, rief mich noch ein Bote zu Stieglitz. Charlotte Stieglitz ist nicht mehr, ich fand sie todt und stürzte besinnungslos vor ihrem Bette nieder. Ich habe an ihr so viel verloren, daß ich es nicht sagen kann! Ich habe an ihr so viel besessen, als Du nie ahnen konntest! Das Verhältniß zu ihr, das schönste, herrlichste, edelste, erhielt mich aufrecht und heiter!

Jetzt ist eine ganze Blüthenstelle in meinem Menschen für immer verödet! Sie war die herrlichste Seele, die gelebt hat! Viele haben sie gekannt, wenige wie ich. Ich habe sie geliebt! ..." Und noch ein Jahr später schreibt er: „Morgen wird es ein Jahr, daß das köstlichste, süßeste Leben mir so schmerzhaft entrückt wurde, und ich verhülle in den Erinnerungen dieser Tage mein Haupt und möchte um die Wohlthat einer Thräne betteln. Aber wenn ich auch nicht weinen kann, so bereitet sie mir selbst viel schönere Stunden, indem mich die Gedanken an sie oft mit einer unbeschreiblichen Seligkeit überfallen, mit einem Bewußtsein ihrer Nähe und ihres Wesens, das dermalen meine einzige Erquickung ist." Da das „Denkmal", welches er dann der so leidenschaftlich vermißten Freundin setzte, unwillkürlich auch zum Denkmal der gemeinsamen seltenen Freundschaft zwischen ihnen wurde, konnte es nicht an unlauteren Deutungen dieses Verhältnisses fehlen, auf dessen Höhe sich gemeine Naturen naturgemäß mit ihrem Verständniß nicht zu schwingen vermochten. Auch Feinerfühlenden machte es Mundt durch manche Taktlosigkeit im Veröffentlichen seiner Erinnerungen schwer, den im höchsten Sinne des Worts platonischen Charakter dieser Freundschaft gläubig zu erfassen. Selbst Kühne wurde auf Grund einer Anspielung Mundts in einem Briefe an ihn, daß man die Hauptursache des Selbstmords nicht kenne, einmal an demselben irre. Dies riß Mundt zu einem rückhaltlosen Bekenntniß hin, dem wir folgende Sätze entnehmen: „Mein unbegrenztes Vertrauen zu Dir hatte mich verleitet, mich über eine Seite meines Lebens zu Dir auszusprechen, die sonst verhüllt und verschlossen liegt, aber ich sehe, daß sie trotz manches vielleicht zu weit geführten Wechselgesprächs, Dir dennoch eine noch unaufgeschlossene ist und Du wie ein Fremder in den Bildern meiner leisesten Gedanken blätterst. Ich kenne keine ‚geheimeren Motive' von Charlottens Tod; ich wage keine zu kennen. Sie starb an ihrem Mann und an ihrem Herzen und an der Welt. ... Daß ich sie geliebt habe? Ich verweise auf das Buch, und wehre nur die unlauteren Deutungen meines Verhältnisses, wie sie in der „Evang. Kirchenzeitung" gemacht worden sind, mit aller Entrüstung meiner Seele ab. ... Ich gestehe, sie war mir eine Heilige, und ich habe niemals einen unreinen Gedanken zu ihr gefaßt, aber an Keckheit dessen, was ich ihr von meinen Gefühlen sagen und bekennen durfte, hat es vielleicht niemals ein großartigeres und geistigeres Verhältniß gegeben. ... Meine Liebe zu ihr reicht über den Tod hinaus und hat eine ewige täglich sich erneuernde Wirklichkeit; selbst wenn ich ihr gar nichts gewesen wäre, würde ich doch gebunden sein, sie in meinen Gedanken weiter fort zu

lieben. Die Motive ihres Hinscheidens sind lediglich in dem Verhältniß zu ihrem, von jeher mehr dämonisch als glücklich von ihr geliebten Gatten zu suchen; wer aber den ‚Opfertod‘ buchstäblich nimmt, irrt psychologisch; es war nur ein Nebengedanke von ihr.“ . . . Und mit Bezug auf sein Buch schließt er: „Die echteste Ueberlieferung ihres schönen Lebens ging in ein treues Herz über, aus dem sie in wahrer Gestalt, wie sie gewesen, sich selbst ein Denkmal, auferstand. Nichts ist dabei Dichtung, und ich habe kein Verdienst, als das der Selbstverleugnung, indem ich ihr dieses Denkmal setzte.“

Als Kühne diese, von Mundts eigenen Briefen an Charlotte begleitete Seelenbeichte empfing, schrieb er erschüttert darunter: „In allen seinen Bekenntnissen ist nichts weniger als Selbstverleugnung, vielmehr eine sehr graziös gehaltene, anmuthige Selbsthingebung, die eben das Poetische seiner Persönlichkeit ausmacht — und hier im Besten, Tiefsten, diese Selbstverleugnung!“ — Man kann über solche Art der Selbstverleugnung sehr verschieden denken; mir persönlich will ein Liebhaber, der seine Leidenschaft unterdrückt und dennoch die Geliebte mit den Geständnissen seiner Liebe beunruhigt, keineswegs unbedingt bewundernswerth erscheinen; „Emanzipation des Fleisches“ aber kann man diesen Spiritualismus der Liebe gewiß nicht nennen! Mit Recht sagt Wolfgang Kirchbach, der eine ansprechende Vorrede zu dem nicht von ihm bearbeiteten Buche über Kühne geschrieben hat, im Hinblick hierauf und auf ähnliche Charakterzüge, die der Band mittheilt: „Man wird nicht ohne Rührung den begeisterten Edelsinn, die schwärmerische Reinheit der Empfindung, ja die Wertherhafte Rührseligkeit und Gefühlsseligkeit jener jungen Männer bemerken, welchen ihre Gegner die ‚Emanzipation des Fleisches‘ als einen Popanz vorwarfen, mit dem man dem Bundestage der uneinigen deutschen Nation einen heillosen Kinderschrecken einjagte. Welche Zeiten! Das also sind die Staatsverbrecher, deren Bücher man verbot, diese harmlosen, gefühlsfrommen, keuschdenkenden, ach so echt deutschen Jünglingsnaturen, die mit gefühlsseligen Frauen zur arglosen Seelenbeichte gingen und wahrlich ‚Werthers Leiden‘ und Jean Pauls ‚Titan‘ noch nicht vergessen konnten!“

Was im besonderen Mundt in den Augen des preußischen Oberkirchenraths und dann des deutschen Bundestags zum Staatsverbrecher stempelte, war die Frucht jener Reise nach Teplitz, Prag und Wien, die so anregend und ausspannend auf sein von Bücherluft, Gedankenarbeit und der unterdrückten Gluth einer unbefriedigten Leidenschaft überhitztes Wesen gewirkt hatte, war das Buch „Madonna. Unterhaltungen

mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt“, das Ostern 1835 bei Gebrüder Reichenbach in Leipzig erschien.

Dies Buch ist keineswegs unter dem Eindruck des tragischen Ausgangs seiner Liebe für Charlotte Stieglitz entstanden, sondern vor ihm, auf jener Reise nach Dresden, Teplitz und Prag, aus einem von tausend kühnen Hoffnungen geschwellten Herzen erwachsen. Ein Aufjauchzen der Seele, die zum ersten Mal den Sinnen volle Freiheit gewährt, die sich darbietenden Reize der Welt froh zu umfassen, klingt durch die „Posthorn-Symphonie“, welche das seltsame Werk einleitet, ein wildes Drängen, die Fesseln des Herkömmlichen zu zersprengen, die das Leben so schwer, so trüb, so langweilig machen. „Trara! Trarara! Man muß reisen. Es läßt sich heuer nichts Vernünftigeres thun, als auf die Reise zu gehen, besonders wenn man keine Heimath hat im eigenen Vaterlande. Nicht Heimath, nicht Weib, nicht Kind, nicht Haus, nicht Heerd, nicht Ruhe, nicht Rast, nicht Andacht, nicht Hoffnung — ein windschiefes Leben ... Blase, blase, wilder Sturm! könnte ich, wie König Lear, zu diesem Herzen sagen, das mir hier unter dem Reisemantel schlägt und lacht und weint und wieder lacht. Und warum sollte es nicht auch lachen? Die hohe Nacht draußen ist schön, wenn auch stumm, und die Sterne sind hell, wenn auch fern, und meine Liebe ist süß, wenn auch unerreichbar.“ Vorwärts bewegen will er sich, während daheim das Leben verstockt. Bewegtes Leben will er suchen, bewegte Menschen, nicht die unbewegte Natur und bewegungslose Ruinen, seien sie noch so schön. „Ja, leben will ich gern und mir mit den Menschen aller Orten zu schaffen machen. Ich will auf den Dörfern spazieren gehen und in kleinen Städten über Nacht bleiben, um die stillen Herzschläge eines armen abgeschiedenen Lebens zu belauschen und nachzusehen, wie es der Weltgeschichte in den Bauernhütten und auf den Wirthshausbänken hinterm Bierkruge ergeht. Ich will dem deutschen Bauer zureden, daß er Abends regelmäßig die Zeitungen liest, und der deutschen Bäuerin, die ihr gesundes Kind an der blühenden Brust stillt, will ich sagen, daß sie den Jungen nicht blos für den Pflug geboren hat, sondern für ein menschlich gefühltes und berechtigtes Dasein. In der nächsten kleinen Stadt will ich mich erkundigen, was die aufgeweckte Schneiderstochter jetzt aus der Leihbibliothek liest, und ob die Stadtpfeifer, als die Julirevolution noch Mode war, niemals die Marseillaise geblasen haben auf der Ressource? Und in großen Residenzstädten werde ich ebenfalls nur das aufsuchen, was die Menschen angeht und aus alten und neuen Zeiten her an sie erinnert. Wie sie in den Theatern lachen, in den Kirchen beten, auf

der Promenade sich repräsentiren und in ihren Gesellschaften sich langweilen, soll mir wahres Vergnügen machen. Wie sie von nichts zu reden wissen, was ihre wichtigsten Nationalinteressen betrifft, werde ich in gespannter Aufmerksamkeit mit anhören; denn das, wovon ein Volk nicht spricht, schildert es oft schärfer, als das, wovon es spricht.“

„Schöne Gegenden“ wolle er dagegen nicht beschreiben. Der deutsche Geist habe sich durch die romantische Hingabe an die Natur verweichlicht. Goethe habe das Beispiel gegeben, sich dem Menschen und dem Leben hinzugeben, indem er aus der Naturlyrik Werthers einen Wilhelm Meister hervorgehen ließ, den sein Drang weg von dem grünen Wald in das bürgerliche Leben führte, aber es war das bürgerliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, dessen öffentlichstes Interesse das Theater. Jetzt sei die Zeit eine andere geworden. Und flüchte auch noch so manches ihrer Kinder in die Einsamkeit der wehenden Bäume, Heilung finde nur der, welcher dem historischen Trieb in die werdende Welt- und Völker-Zukunft folge, die Alle aufreize, sich zu bilden, zu bewegen und zu versöhnen. „Den Frühling kenne ich; er ist maigrün und himmelblau. Der Menschen Gesichter habe ich noch lange nicht ausgelernt. Der Mensch hat alle Tage ein anderes Gesicht und weiß kaum selbst, wie er eigentlich aussieht. Ich habe ihn verwundert angesehen, wenn er liebte und haßte, wenn er eine Frau nahm und seine Mutter begrub. Ich will ihm nachlaufen, wenn er begeistert ist, eine Fürstin einholt, Revolutionen veranstalten will und sich knechtisch geberdet. Ich will mich zu ihm in den Wagen setzen, wenn er auf Reisen geht, ich will mit ihm anstoßen, wenn er seinen Wein trinkt, ich will seiner Tochter den Hof machen, wenn sie artig ist. Nur fort! Nur fort, Schwager. Nur vorwärts!“

„Unterhaltungen mit einer Heiligen“ nennt sich das Buch. Die Heilige ist die Tochter eines böhmischen Dorfschulmeisters. Beim Besuch des Klosters Ossegg bei Teplitz fällt ihm ihre Erscheinung auf im Zug frommer Wallerinnen am Fest von Mariä Heimsuchung. „Sie sah blaß aus, sie schien nicht glücklich zu sein. Auch glaubte ich zu bemerken, daß sie nicht mitsang mit den Uebrigen, sondern schweigend in dem geräuschvollen Zuge fortging, dem sie gewissermaßen nur nothgedrungen gefolgt zu sein schien. Hatte sie ihrer Madonna gar nichts zu sagen und zu singen? Oder hatte sie ihr schon tiefere Geheimnisse des Herzens zu beichten, die sich nicht so vor aller Welt und auf offener Straße heraussingen ließen?“ Er lernt das Mädchen später näher kennen, und noch später auch ihr Schicksal. Es ist die Tochter eines bigotten Schulmeisters in Dux, die unter eigenthümlichen Umständen eine bessere

Erziehung in Dresden genossen, mit ihrer Bildung wie einer sie bedrückenden Schuld fremd und unglücklich dahinlebt im einsamen Vaterhaus. Mit großer Kunst hat uns der Verfasser ihre Geschichte in dem Kapitel „Bekenntnisse einer weltlichen Seele“ erzählt. Diese Maria ist ein Opfer der herrschenden Sittenfäulniß in den Kreisen der Aristokratie. Unter der Vorspiegelung, zu reichen Verwandten zu kommen, ist sie eines Tages als vierzehnjähriges Kind nach Dresden geschickt worden, wohin sie abgeholt wurde von einer fremden Dame. Ein mächtiger Graf dort liebte es, sich die Genossinnen seiner Lust nach eigenem Geschmack erziehen zu lassen; ihre Tante ist die Kupplerin im Dienst dieses Grafen. Sie erhält unter deren Pflege eine „vornehme Bildung“, ein junger Kandidat der Theologie wird ihr Lehrer. Derselbe wohnt im Hinterhaus desselben Gebäudes. Er flößt ihr Vertrauen ein, Neigung. Und als der Graf, als die Zeit gekommen ist, sie nach einem festlichen Ausflug in ihrem Zimmer mit seinen Anträgen zum ersten Male bestürmt, entflieht sie ihm und rettet sich instinktiv zu dem Kandidaten. Um den Verführungskünsten eines Lüstlings zu entfliehen, giebt sie sich dem armen, bescheidenen, sie längst heimlich liebenden Theologie-Kandidaten hin. Dieser verwindet das Bewußtsein der Schuld nicht und mit dem Eindruck seines Selbstmords entflieht sie der furchtbaren Umgebung, Nachts, zu Fuß, in ihr altes böhmisches Heimathsdorf. Trotz ihres Fehltritts feiert sie Mundt als seine Madonna, seine „Weltheilige“.

Fünf Kapitel tragen die Aufschrift „An meine Heilige“. Sie schildern sein Leben in Prag, in Wien, die Eindrücke, die er empfängt, seine Gedanken über „Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches“. Charakteristisch sind darin vor allem: seine Phantasie, daß die moderne Poesie in den Städten zu finden sei, seine Parodie auf Egon Eberts romantische Verherrlichung des böhmischen Mägdekriegs und die weltliche Mystik, mit der er seine Auffassung von der Wiedereinsetzung des Fleisches in Einklang zu bringen sucht mit der Grundidee des Christenthums.

In seiner Schilderung Prags nimmt das Lob der Städte den Mittelpunkt ein. „Mir wird wohl, wenn ich das immer näher kommende Geräusch, welches hinter deinen Mauern stündlich wühlt und arbeitet, in seiner bedeutsamen Geschäftigkeit vernehme. Das ist der Mensch mit seinen Bestrebungen, mit seinen Hoffnungen und seinen Wünschen, mit seinen erfindenden und erwerbenden Händen, welcher sich dort in drangvoller Eile des Daseins bewegt und tummelt. Das ist der Mensch, der laut wird in der Angst des Tages, im Jubel der Stunde, in der Athem-

losigkeit der Gegenwart! Das ist der Mensch, wie er sich einrichtet und abfindet, wie er sich wehrt und ringt mit den Mächten seines Daseins, wie er pocht und hämmert, zählt und rechnet, webt und zimmert, sich nie genug thun kann und immer auf die unsichere Welle des Augenblicks sein Liebstes hingiebt! Das ist der Mensch mit seinem frohen Gesicht, mit seiner ungeheuren Geduld, mit seinem tragischen Schicksal, mit seinen ironischen Gegensätzen, mit seinem zehrenden Herzen, das immer Wunden hat, sei es aus Liebe oder Haß! Aus allen seinen Bedürfnissen und Bedrängnissen, Gewohnheiten und Tugenden, Freuden und Talenten, aus seinem Wissen und Streben hat er sich da eine Stadt gemacht, das umzäunte Schlachtfeld seiner Bestimmung ... Vor der Natur verliert sich der Mensch in das Element, in der Stadt giebt er sich an die Menschen hin und findet in den Andern, in ihrem Irrthum und in ihrer Wahrheit, sich selbst wieder, aus ihrer Verzerrung setzt er sich seine Harmonie zusammen. Die Stadt ist der Pantheonstempel menschlicher Zustände, vor dessen Altar drei heilige Priester stehen, welche den Bund der Gemeinde geweiht und bekräftigt haben. Diese drei sind: das Recht, die Treue und die Sitte. Wo Menschen zusammen sind und zu einem Verein sich gesellen, giebt es auch Recht, Treue und Sitte. Das ist das Große an jeder menschlichen Gesellschaft, daß sie ohne diese drei nicht zu bestehen vermag, sondern von selbst sie wie nothwendige Blüthen aus ihrem Schooß erzeugt. Ja, in der Stadt, wo Menschen sind, suche ich Recht, Treue und Sitte, und ich finde sie, mitten unter ihren Leidenschaften, ich finde sie, wie Edelsteine im schwarzen Schachte. Wenn Menschen sich an Menschen drängen im Trieb des Daseins, wenn ihr Wollen und ihr Können wächst in der Gemeinschaft, wird ihnen in der Brust zugleich das Recht wach, das die Gesetze schreibt für Wollen und Können ... Das Recht ist der verständige Kopf des ganzen Gliedervereins, in dem Maß und Gleichgewicht des übrigen Körpers sich zusammengeschlossen halten. Und die Treue ist die Hand, welche der Mensch dem Menschen giebt und woran sie sich fassen über der Woge des Tages, während das Leben schäumend mit ihnen fortstürzt. Und die Sitte ist das Auge, mit dem sie sich gegenseitig anblicken ... Die Sitte ist die Poesie der menschlichen Gesellschaft, sie ist der Adel der Form, die Verklärung der Gewohnheit, die Juwelenfassung des Umgangs und die Ehrwürdigkeit der Ueberlieferung ... Und so verbinden sich die Menschen mit Recht, Treue und Sitte, die wie das Weichbild ihrer Städte einen heiligen Kreis um ihr Zusammenleben schließen. Das ist die Freiheit der Städte, das ist der Gottesfrieden der Häuser."

Die Sage vom böhmischen Mägdekrieg benutzt Mundt zu einer Allegorie, welche die allmähliche Emanzipation des Weibes von Knechtschaft und Prüderie versinnlicht. Vor Ausbruch jenes Krieges regierte Libussa in Böhmen, die sich einen Hirten zum Mann gewählt, der nach ihrem Tode auf Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes sann. Wlasta, die Erbin von Libussa's Schönheit, Kraft und Geist, versammelte da die Mägde des Landes um sich, um die Gegenwehr zu berathen. Sie richtet sich auf und ihren Lippen entströmt eine Prophetie. Sie schildert die Zeit des Minnegesangs. Die Frauen werden gefeiert, aber nicht frei. Sie sieht betende Jungfrauen in dunklen Zellen, aber diese Versuche, sich über das gemeine Alltagslos zu erheben zu höherer Erleuchtung des Geistes, machen das Weib nicht frei. Und sie sieht eine liebliche Jungfrau, die erst die Lämmer im Thal weidet, dann vom Geist gerufen, den Helm auf ihr Haupt setzt und gegen die Feinde des Vaterlandes in die Schlacht zieht. Aber die Befreierin des Vaterlandes wird nicht frei, sondern als Hexe verbrannt. „Jetzt sehe ich eine Kirchenversammlung von großen und gelehrten Männern, wo eigens untersucht und mit den genauesten Gründen und Gegengründen gestritten wird, ob die Frauen Menschen seien? Dann dringt mein Auge weiter und weiter durch die Schleier der Jahrhunderte, und ich gewahre milde Zeiten des Familienglücks auf den Gesichtern unsres Geschlechts. Ich sehe ein häusliches Stubenleben, ein bürgerliches Zeitalter der Menschen, in dem die Frauen viel gelten; sie stricken, nähen, schenken den Thee ein und sprechen angenehm. Mir wird kläglich dabei zu Muthe, und ich wende den Blick auf Andere hin, und sehe bücherschreibende Weiber, mit Gelehrsamkeit und Künsten sich abgebende holde Mägdelein, wieder große Versuche, das Weib zu befreien. Aber das Familienglück, das bürgerliche Zeitalter und das Bücherschreiben machen unser Geschlecht nicht frei. Es muß noch immer des Lebens freie Bewegungen den verhaßten Männern überlassen. Nun führt mich mein Geist fern gegen den Norden hin, und ich sehe einen Mann in seiner Studirstube sitzen, der schreibt eifrig und sieht gedankenvoll aus. Ich weiß nicht, ich muß den Mann lieben, es ist mir, als schriebe er mir meine Gedanken auf, und die Gedanken unserer Frau Libussa. Er heißt Hippel, und er schreibt über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, und über die Ehe. Er will, daß das Weib ein Vaterland haben solle und eine Stelle im Staat und seinen schönen Theil an aller Freiheit der öffentlichen Bewegung. Er ist der Erste unter allen Männern, in dem der große Gedanke Libussa's wieder hervortaucht, denn kein Gedanke geht im Meer der Zeiten

verloren. Und ich schaue eine mächtige Stadt, die heißt Paris, und eine Straße, die wird die Straße Taitbout genannt. Dort ist ein Saal, in dem Männer mit langen Bärten versammelt sind, die eine besondere Weisheit unter sich verabredet haben, die heißt der Saint-Simonismus ... Sie sehen närrisch aus und sprechen über die Weiber. In ihrer Mitte sitzt Einer mit Namen Enfantin, der sich für den obersten Vater der Simonisten hält, und neben ihm steht ein leerer Stuhl, auf dem das freie Weib noch erwartet wird, damit sie, sobald sie erscheine in der Welt, sich gleich setzen könne. Alle Anstalten zu ihrem Empfange sind gemacht, und ihre Unabhängigkeit vom Manne ist ausgesprochen. Was Libussa gedacht, was Hippel geschrieben, wollen die Simonisten ausführen ... Die Frau soll Antheil nehmen an den Geschäften des Mannes ... Der kühne Vater Enfantin aber hebt die Freiheit des Weibes noch über die Ehe hinaus und erklärt die Ehe nicht für geschlossen. Ein so freies Weib aber will sich gar nicht finden lassen, und darum sehe ich hier und dort Simonisten hinauswandern in den Orient, um das freie Weib da zu suchen. Und es entsteht eine große Verwirrung über die neue Lehre, in der doch Wahrheiten ruhen, an denen ich alle Jahrhunderte arbeiten gesehen. Schriftgelehrte erheben sich, um die Wahrheiten zu reinigen von den Schlacken, aber es scheint, als könne lange Keiner das Wort dazu finden. Aber das freie Weib — doch — ah! — —" Hier hielt die herrliche Wlasta inne und der Geist der Weissagung schien von dem schönen Munde gewichen. Und die Mägdeversammlung kommt überein, daß den Frauen alle Freiheit nichts nütze ohne die Ehe, nur müsse die Ehe auf die Freiheit begründet sein, daß sie ihre Männer selbst wählen. Erst nachdem ihnen dieses Recht von den Männern verweigert wird, rüsten sie sich zum Kampfe und der furchtbare männermordende Mägdekrieg vom Jahre 7 .. nimmt seinen Anfang ...

Das Prinzip der Bewegung, des Fortschritts, das gleich einem Evangelium in allen Kapiteln verkündet wird, findet im letzten Brief „an meine Heilige" eine höchst merkwürdige Verknüpfung mit dem Christenthum. Christus, obgleich überirdisch nach Ursprung und Bestimmung, sei aus Liebe zur Menschheit Fleisch geworden und das Fleisch dieser Welt sei durch diese Fleischwerdung Christi geheiligt worden. Seitdem sei ein Zusammenhang hergestellt zwischen Jenseits und Diesseits, vermittelt durch die Erscheinung Christi auf Erden. Nach diesem Vorbild soll auch der Mensch einen harmonischen Zustand anstreben, in welchem Geist und Fleisch sich in einer kräftig zusammenwirkenden Ein-

heit mit einander bewegen und durch Ueberwindung ihrer alten Trennung ein unendliches Glück gewinnen. Daß Geist und Fleisch zur Einheit bestimmt sind, das spiegle sich in der Erscheinung des Menschen. In diesem Sinne fordere er die Wiedereinsetzung des Fleisches. Die Konsequenz derselben sei die Wiedereinsetzung des Bildes in seine Rechte, welche die Philosophie für den abstrakten Gedanken usurpirt habe. Diese Theorie knüpft an die Eindrücke zweier Bilder an, die der Reisende zu Wien in der Esterhazy-Gallerie empfängt: an Rembrandts „Christus vor Pilatus" und die sitzende Venus Tizians. In dem einen Bild herrscht Schönheit des Geistes, in dem andern Schönheit des Fleisches, aber in beiden sei das Geistige mit dem Leiblichen untrennbar verknüpft. In Rembrandts Gemälde sei ein ungeheurer Weltgedanke machtvoll zusammengefaßt. In diesem Christus sei die Menschwerdung Gottes ergreifend versinnlicht, in dem Knecht, der ihn hält, in dem zweifelnden Pilatus, der seine Hände in Unschuld wäscht und dem herkömmlichen Recht seinen Lauf läßt, seien die Dummheit und die Konvention veranschaulicht, welche das gottbeseelte Fleisch, den menschgewordenen Gott wieder ans Kreuz nageln. Und so werde noch heute das Fleisch gekreuzigt, weil der Geist ins Jenseits fliehe und das Diesseits verachte. Wie Seele und Fleisch untrennbar seien, das lehre Tizians Venus nicht nur durch ihre Erscheinung, sondern auch ihre Wirkung. Sie entzücke die Sinne und heilige zugleich die Seele. Wie das Licht nicht ist ohne die Finsterniß und keine Erscheinung ohne beide, so sei der Geist nicht ohne den Körper und der Körper nicht ohne den Geist im Wesen und Erscheinung. „In mir auch ist Diesseits und Jenseits, in mir ist Licht und Finsterniß . . . Darum bin ich gesund, ich bin heiter, weil ich ein Bild bin und ich würde krank sein, wie ganze Jahrhunderte krank waren, wenn ich auseinanderfiele in Geist und Leib, in Jenseits und Diesseits. — Die Trennung von Fleisch und Geist ist der unsühnbare Selbstmord des menschlichen Bewußtseins." An den Saint-Simonisten rühmt er, daß ihre Lehre wieder daran erinnert habe, daß die Welt in Gott und Gott in der Welt sei, er verneint aber ihre Behauptung, daß deshalb das Christenthum überlebt sei und einer Umgestaltung von Grund aus bedürfe. Die Verweltlichung Gottes und die Vergöttlichung der Welt, diese Harmonie sei gerade die reinste Blüthe des Christenthums. — Hier sind Gedankenkeime, die in Wilhelm Jordans „Erfüllung des Christenthums", in seinen „Sebalds" Wachsthum und Reife gefunden. — Und in Langbeens Schrift „Rembrandt als Erzieher" verdiente, ebenso wie Wienbargs „Aesthetische Feldzüge", Mundts Ma-

donna zitirt zu sein, der hier zuerst die Identitätsphilosophie Hegels, seine Lehre, daß das Sein gleich dem Denken mit der Forderung bekämpfte, das Bild müsse in unserem Geistesleben wieder mehr Geltung gewinnen. Ein Diesseits, wie es Hegel lehre, das nur Geist, Gedanke, Logik, sei seines Kernes beraubt; der Geist verlange nach dem Bilde. Die Reflexion muß wieder durch die kräftig hinlebende Natur verdrängt werden, Philosophie und Poesie eins werden, der Gedanke im Sein aufgehen. Aehnlich hatte „Rahel" gesagt: „Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; — da ist nichts."

Das war gewiß keine Propaganda des Saint-Simonismus, es war auch keine bloße Wiederholung Heine'scher Ideen, sondern die eigenthümliche Aeußerung eines Geistes, in dem Alles zu einer realistischen Erfassung des Lebens, zu einer realistischen Uebung der Kunst im Sinne des Fortschritts drängte, der diesem Drange aber doch nicht anders genügen konnte, als indem er gegen die Herrschaft der Philosophie — philosophirte und über die Verderblichkeit eines Lebens in Reflexionen — reflektirte. Denn der Anlauf zu einem Roman, wie er sich in der Erzählung darstellt von seiner Bekanntschaft mit der Weltheiligen in Dux und der Schicksale derselben, verflüchtigt sich im weiteren Verlaufe des Buches fast ganz unter dem Erguß lehrhafter Elemente und der Schluß „Die Heilige schreibt" knüpft die angesponnenen epischen Fäden nicht zusammen. Daß die auf der Flucht vor dem Laster im Drange der Liebe „Gefallene" bei protestantischen Verwandten in München ein trauliches Heim und durch den Uebertritt zum Protestantismus den Frieden der Seele findet, steht in gar keinem Verhältniß zu dem vom Autor in Bewegung gesetzten Apparat, der den Begriff der Wiedereinsetzung des Fleisches und der Emanzipation des Weibes in die vielfältigste Beleuchtung rückt. Wenn wir jedoch beachten, daß sich in Rahels Briefen die kühne Stelle findet: wenn ein Mädchen durch Liebe gefallen ist, sollte die nächste Sorge sein, daß sie mit Anstand und Würde sich wieder erhebe, so entdecken wir nicht nur, woher die Grundidee des Buchs stammt, sondern auch, wohinaus die Tendenz desselben gerichtet ist.

Dennoch macht der Schluß den Eindruck, als sei er ein „Nothschluß", als habe der Autor hier nur ein Surrogat des ursprünglich geplanten Schlusses geboten. Der Selbstmord der Stieglitz überraschte ihn entsetzensvoll bei der Arbeit. Sollte der Dolch, der die geliebte Frau vom Leben löste, nicht auch die Fäden zerschnitten haben, die den rechten Schluß zu Ende weben sollten? Aus dem vorliegenden haben wir als bemerkenswerth nur nachzutragen, daß Mundts Madonna, jene Lehrers-

tochter aus Dux, den Mägdekrieg der Wlasta als eine Verirrung vom weiblichen Berufe verurtheilt. In der Beschränkung nur sei das Weib ein harmonisches, in sich befriedigtes Gebilde. In Beziehung auf die angeregte Hauptfrage der Besserung des Frauenschicksals war also auch Mundts „Madonna" ein Buch ohne Resultate. Er selbst schrieb in einem Nachwort, daß es die Niederschrift von Gedanken sei, die einem vagabondirenden deutschen Schriftsteller auf der Landstraße, im Postwagen, im Wirthshaus angeflogen. Es sei weder ein Roman, noch eine Novelle, sondern ein „Stück Leben". Und wenn es durchaus einen Namen haben solle, so nenne man es ein „Buch der Bewegung". Nicht bloß, weil es der vagabondirende Verfasser auf Reisen geschrieben habe, sondern weil wirklich alle Schriften, die unter der Atmosphäre dieser Zeit geboren werden, wie Reisebücher, Wanderbücher, Bewegungsbücher aussähen. Die neueste Aesthetik wird sich daran gewöhnen müssen, diesen Terminus ordentlich in Form Rechtens in ihre Theorien und Systeme aufzunehmen. Die Zeit befindet sich auf Reisen, sie hat große Wanderungen vor, und holt aus, als wollte sie noch unermeßliche Berge überschreiten, ehe sie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Noch gar nicht absehen lassen sich die Schritte ihrer befriedigungslosen Bewegung, wohin sie dieselben endlich tragen wird, und wir Alle setzen unser Leben ein an ihre Bewegung, die von Zukunft trunken scheint. Und daher das Unvollendete dieser Bewegungsbücher, weil sie noch bloß von Zukunft trunken sind, und keiner Gegenwart voll! — Diese Skizzen werden hoffentlich noch fortgesetzt werden, da die darin unternommene Bewegung der Fortsetzung bedarf. Ich erstaunte, als sie mir der Verfasser, mit dem ich manches Glas zusammen getrunken, übergab, einen solchen Zusammenhang bis in die anscheinendsten Zufälligkeiten zu entdecken, nämlich den Zusammenhang jenes Umwälzungsprozesses, der sich heute vornehmlich in der ethischen Gesinnung der Zeit vorbereitet und durchführt. Ich bin und war immer der Meinung, daß die gestörte Bewegung der Politik in unsern Tagen in die rastlos durch die Gemüther fortgehende und nicht unterdrückbare Bewegung der Gesinnung mit allen ihren Hoffnungen und Wünschen einstweilen übertreten und auf diesem allgemeinen Grunde des Fortschritts doch endlich ihrer größeren Erfolge gewiß werden kann. Denn wenn die Politik nothgedrungen in die Gesinnung zurücktritt, wird die Gesinnung, nachdem sie ihre innere Umgestaltung aus sich vollbracht hat, allmählich wieder in die äußere Politik, und dann unwiderstehlich hinübertreten! Und wer empfindet nicht das Ziehen und Zucken einer

ethischen und gesellschaftlichen Umgestaltung eben so scharf und eben so gewaltig in seinem einzelnen Menschenherzen, als es das ganze Weltherz jetzt durchbebt? Wer kann noch auf Wirkung hoffen, wenn er nicht auf die Gesinnung zu wirken unternimmt?“

Und darin besteht der große Unterschied zwischen einerseits Laube, Gutzkow und Wienbarg und andrerseits Mundt, daß während diese im Begriff waren, dem Zersetzungsprozeß, den die politischen Ideen in der modernen Poesie bewirkten, eine Wendung zu geben, welche den gefährdeten Kunstgesetzen, unter Hinweis auf Goethe, zu ihrem Rechte verhelfen sollte, Mundt von poetischen Erzählungen, die von politischem Charakter ganz frei waren, sich unter dem Einfluß von Gutzkows „Narrenbriefen“, Laube's „Jungen Europa“, Wienbargs „Feldzügen“ und Rahels Gedanken sein literarisches Wirken jetzt erst der Tendenz unterordnete, politisch-soziale Fortschrittsideen in Bewegung zu setzen. Daß er sich selbst in diese Tendenz mit Berechnung hineingesteigert habe, ist ihm damals schon von seinen begabteren Rivalen vorgeworfen worden; der Zusammenhang dieses Wirkens mit seinem innersten Erleben wie mit den mächtigsten Zeiterscheinungen beweist aber, daß auch er hierin mehr als man bisher zugegeben, ein Organ war, dessen sich der Geist jener Zeit zu seiner Offenbarung bediente.

* * *

Auch Gustav Kühne's erste Versuche, sich als Dichter zu bewähren, standen unter dem Einfluß dieser Geistesbewegung, welcher die Briefe Rahels, das Buch Bettinens, die That der Stieglitz zu so bedeutsamem Ausdruck verholfen, von Heine und Börne aber ihre stärksten Impulse empfangen. Auch er ließ einer unpolitischen Novelle im Stil der modischen Belletristik ein Buch folgen, in welchem er die an sich selbst erlebte Gährung der „Zeitideen“ poetisch zu gestalten versuchte. „Die beiden Magdalenen, oder die Rückkehr aus Rußland“, welche 1833 (Leipzig, bei Wolbrecht) erschienen, schildern eine romantische Schicksalsverwickelung, welche die Zeit der Napoleonischen Weltherrschaft zum Hintergrund hat. José Castanedo ist der Sohn eines spanischen Edlen, der zu den Verschwörern zählt, die den Abfall Spaniens von Napoleon vorbereiten. Er weiß nicht, daß seine Mutter eine polnische Gräfin, deren Geliebter sein Vater nach langem Werben in Dresden geworden, wo er sich in diplomatischer Stellung aufhielt. Sterbend hat ihm dieser einen Brief übergeben, den er der ihm noch unbekannten Gräfin überbringen soll. Er vermuthet sie in Warschau, wohin er unter den Fahnen

Napoleons zieht. Auf dem Zug durch Deutschland verliebt er sich in eine sächsische Kantorstochter. Der Zufall fügt es, daß der in der ersten Schlacht tödtlich Verwundete beim Erwachen als seine Pflegerinnen die sächsische Kantorstochter und die polnische Gräfin findet und in ihnen seine Braut und seine Mutter. Die vornehme Frau und das Bürgermädchen heißen beide Magdalena, daher der sensationell wirkende Titel. . . . Einen ganz anderen Stoff hatte das nächste Buch: „Eine Quarantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne", welche — die Vorrede aus Berlin, den 1. März 1835 datirt — in diesem Jahr bei Brockhaus in Leipzig erschien. Dies Buch war sichtlich unter dem direkten Einfluß von Gutzkows „Briefen eines Narren an eine Närrin" und Mundts „Lebenswirren" entstanden und war eine Auseinandersetzung eines am Hegelthum verzweifelnden Hegelianers mit den Fragen der Zeit. In Form von Memoiren, die ein Tollhäusler im Irrenhause schreibt, erörtert er die treibenden Fortschrittsideen in ihrem Kern und ihrer Entartung. Im Wahn dieses Mondsteiners schildert Kühne, was er für den Wahn der Zeit hält, der aber nichts anderes sei, als die aus den neuerkannten Wahrheiten mit Nothwendigkeit resultirenden Irrthümer. Der Schreibende ist ein junger Mann, den sein Onkel, ein Regierungspräsident, für verrückt hält und ins Irrenhaus hat bringen lassen, weil seine Ideen ihm als Wahnsinn erscheinen. Diese Ideen sind die Fortschrittsgedanken der Zeit, die ungesunden wie die gesunden. Nun unterhält sich der Einsame mit der Niederschrift seiner Gedanken über Politik und Religion, über Börne und Heine, über die Emanzipation des Fleisches und die Polenfrage — der Einfluß von Hegels Dialektik und Rahels Briefen tritt deutlich hervor. Als der alte Regierungspräsident zum Sterben kommt, hat er sein Unrecht eingesehen. Er läßt seinen Neffen rufen und versöhnt sich mit ihm. Trat die Tendenz des Ganzen in Kühne's Ausruf hervor: „Es ist der Fluch ermatteter Zeitalter, die hüpfende und übersprudelnde Welle des jugendlichen Lebens Tollheit zu schelten" — so bildet das Fazit die Rede des sterbenden Alten, in welcher er „ein großes Deutschland, Tage freiesten Glückes" prophezeit: „Ich glaube an eine schöne Zukunft des Erdenlebens; die Menschheit geht einer großen Frühlingszeit entgegen." Neu waren beide Gedanken nicht mehr; für Kühne aber war das Buch ein Akt der Selbstbefreiung und Selbstklärung, zu der auch er durch den chaotischen Gährungsprozeß der Zeitideen gedrängt ward. Für uns ist es heute nur ein Beweis mehr in dem Bilde deutscher Geistesgeschichte, daß ihre Ab-

normitäten nicht das Produkt der Laune neuerungssüchtiger junger Talente, sondern Symptome eines bedeutungsvollen historischen Prozesses waren.

Von Gutzkow und Mundt sind diese beiden Eigenschaften des Buches damals sogleich hervorgehoben worden. Sie durften es als den Nachzügler einer Bewegung bezeichnen, die von ihnen selbst überwunden war. In einem Aufsatze „Die philosophische Bildung der jungen Generation" führte letzterer in seiner Zeitschrift aus, wie dies Buch typisch für den geistigen Mauserungsprozeß sei, zu welchem der Zwiespalt der Hegel'schen Philosophie mit einer lebendigen Erfassung des menschlichen und geschichtlichen Werdens eine ganze Reihe jüngerer Zeitgenossen genöthigt habe. „Ich glaube," schrieb er, „ich war der erste unter dieser jungen Generation, welcher schon im Jahre 1829 in mehreren Aufsätzen das freie Leben der Persönlichkeit, besonders aber die Rechte der Kunst, gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegel'schen Philosophie geltend zu machen suchte, und sodann strebte ich, was für uns Norddeutsche ein so schwieriger Durchgangsprozeß ist, meine Vergangenheit mit der neuen Gegenwart zu vermitteln, deren ideenschwangere Blitze mich mächtiger getroffen hatten. Kühne ließ sich später noch einmal speziell mit dem Systematischen des Hegelianismus ein und brachte dann zu meinem Erstaunen diesen merkwürdigen Posthumus jener Richtungen ans Licht, dessen geistiger Kraft man gewiß seine hohe Anerkennung nicht versagen wird, sollte man auch die ganze Komposition noch so wenig ansprechend und genießbar finden wollen." Kühne's „Quarantäne im Irrenhaus" könne ihrem ganzen Wesen nach als Novelle nicht befriedigen. Aber als Geistesprodukt sei sie mit ihren Vorzügen und Schwächen ein sehr treuer und wahrer Abdruck einer wichtigen Zeitstimmung in der Entwickelung des deutschen Geistes. Sie bezeichne auf der einen Seite den Kulminationspunkt eines mit Spekulation getränkten und übersättigten Nationalcharakters, und beschreite auf der andern, an der Geschichte des Individuums, den Weg der Reaktion, die sich vor der Hand wenigstens in der Sehnsucht nach T h a t und L e b e n andeutet. „So ist die ganze Zeit für jetzt der philosophischen Systeme überdrüssig, die sich auf ihrem eigenen Territorium schon durch Uebervölkerung vernichten, und arbeitet einer Epoche entgegen" (d. i. voraus), „wo der Ueberfluß von Vernunft und Weisheit in unsern Landen in Fülle und Fleisch der G e s t a l t und in heitre plastische L e b e n s formen übertritt und darin sich reproduziert." In jenem anderen Aufsatz über „Rahel und ihre Zeit" hat er diese aber als die eigentliche Treiberin und Führerin in dem

Uebergangsprozesse der Generation von der Spekulation zur realistischen Erfassung des Lebens bezeichnet. „Jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsepoche, mit einem Wort, diese bangen Wehen einer Uebergangsperiode, haben sich in Deutschland wohl in keiner Person so erschöpfend abgedrückt, wie in Rahel“.... „Macht das Buch Rahel in seiner äußersten und gewaltsamen Metaphysik menschlicher Selbstbetrachtung zunächst einen aufruhrartigen Natureindruck, so ist doch zugleich hinzuzunehmen, wie die Gedankenstürme, die hier rückhaltslos aufgeschüttelt werden, befruchtend in die Seele greifen, das zum Leben Nothwendigste, mithin das Positive in jeder Zeile berühren, und die größten Fragen der Zeit und Zukunft, denen heute Niemand sich entschlagen kann, schon dadurch, daß sie dieselben nur in Bewegung setzen, der Lösung nahe bringen und zu reifen helfen.“ — Aber die nächste Wirkung von Rahels Umgang und Rahels Nachlaß war doch auf ihn wie Kühne gewesen, daß auch sie ihr geistiges Wesen in „Fragen ohne Antwort“, in „Zweifeln ohne Ankergrund“ ausströmten.

Ganz anders war die Wirkung, wie schon angedeutet, auf Gutzkow. Während jene nach der Ehre gegeizt hatten, im Salon Varnhagen gern gesehene Gäste zu sein, hatte dieser, dessen Eltern ja in derselben Mauerstraße, aber in ärmlichen Verhältnissen, wohnten, auch dann noch mit Mißtrauen auf das literarisch-gesellige Treiben in dem stolzen Eckhaus geblickt, als er auf Grund seiner Beziehungen zu den Cotta'schen Instituten die freundlichste Aufnahme daselbst hätte erwarten dürfen. Mit dem scharfen Auge des geborenen Volkstribunen hatte er — wie oft! — im Vorbeigehen den verschiedenartigen Verkehr in dem Hause beobachtet, wo sich die Koryphäen der romantischen Schule, Staatsminister mit Ordensbändern, die Opportunisten der liberalen Doktrin und wirkliche Verfechter des demokratischen Gedankens gleich warm bewillkommnet fanden, neben Börne ein Karl Schall und ein Friedrich Gentz. Der Rigorismus seiner Jugend hatte nicht vermocht, an die Echtheit eines Freisinns zu glauben, der dem zur Disposition gestellten Geheimen Legationsrath gestattete, in den Straßen Berlins seine Orden zur Schau zu tragen, er hatte die Toleranz und die Treue gegen theure Jugenderinnerungen in Rahel nicht zu begreifen vermocht, die diese genöthigt, alte Jugendfreunde, deren Gesinnungswandel sie verachten mußte, auch weiterhin als solche zu behandeln. Jetzt, aus ihren Briefen, ward ihm die Lösung dieser Widersprüche; vor dem Eindruck der hier enthüllten Charakterstärke und Wahrheitsliebe schmolz das eingewurzelte Mißtrauen;

Gutzkows nachträgliche Sympathie war die letzte große Eroberung, die Rahels Geist machte: in ihrer Skepsis wie in ihrem Verlangen nach positiven Wirkungen erkannte er in ihr eine Geistes- und Gesinnungsverwandte. Die Thatsache, daß ein Weib, eine an den Genüssen des Lebens reich betheiligte, dabei kränkliche, nervöse Frau so kühn, so stark hatte denken können, wirkte ermuthigend und beschwingend auf die Thatkraft des eignen Geistes. Auch in den Angelegenheiten, die ihn gerade neuerdings am stärksten erregt, wie für seine Urtheile über Schleiermacher, seine Empfindungen, welche Rosaliens Liebesschwachheit in ihm hinterlassen, seinen Zorn über den Einfluß der Kirche auf die Herzensentschlüsse der Frauen, auf Liebe und Ehe, fand er in Rahels Briefen Worte der Zustimmung. Aber er empfand auch die Unzulänglichkeit ihres Geistes, die Kurzathmigkeit ihrer Gedankenläufe, das Verhängnißvolle ihrer Sucht, — wie Charlotte Stieglitz es ausgedrückt — große Fragen aufzuwerfen, die nicht beantwortet werden. Er entnahm ihren Briefen für sein ferneres schriftstellerisches Wirken einen neuen Ansporn zu rückhaltlosem Bekennen der eigenen Meinung, ihre Auffassung von Goethe's Wesen wurde ihm zum Anlaß eines vertieften Studiums von dessen Werken, er beherzigte die Lehre, daß die Aussprache des Persönlichsten immer auch ein Allgemeines fördern werde, er entnahm den Briefen aber auch die Warnung, in der Spekulation über soziale Reformen sich nicht ins Allgemeine zu verlieren und an die Stelle innerer Zweifel nicht rastlos immer neue zu setzen. Mannhaft und mit männlicher Energie müsse der reformatorische Geist an die Thatsachen sich halten und an diesen umgestaltende Kritik üben. Nicht nur im vertraulichen Briefwechsel, sondern öffentlich habe er für die Sache des Fortschritts zu kämpfen und die feindlichen Mächte anzugreifen in den Personen, die sie verkörpern. In diesem Sinne begann er jetzt eine neue Aera kritischer Thätigkeit, setzte er die aus eigenen Herzenskämpfen erwachsene Polemik gegen die Orthodoxie fort und klar und bestimmt formulirte er seine Thesen: „der Segen der Kirche kann eine Ehe nicht heiligen, die nicht auf Liebe beruht", und „der Einfluß der Kirche hat in Liebe und Ehe mehr Unheil angerichtet, als sie verantworten kann."

Und so haben Rahel, Bettina, die Stieglitz in der That als geistige Führerinnen der jungen Literatur gewirkt gerade in der Entstehungszeit derjenigen Werke, welche die Verfolgung seitens des Bundestags über die Dichter heraufbeschworen. Und bis heute steht das große Hauptthema des Denkens und Fühlens jener Frauen im Vordergrund der Poesie des Jahrhunderts: der Anspruch der Frau auf Verwirklichung

ihrer persönlichen Ideale, ihr Kampf ums Recht auf Selbstbethätigung und Selbstbestimmung. So mancher Irrthum aber, der in Bezug auf Richtung und Umgrenzung der Frauenemanzipation als „neu“ die Gegenwart erregt, ist durch das Leben der edlen Bahnbrecherinnen schon im Morgengrauen der Bewegung berichtigt worden. Daß Rahel in ihren Spekulationen über die herrschenden Mißbräuche im Eheleben ganz selbstständig zu der Idee des „Mutterrechts“ gelangt ist, die neuerdings auf Grund eines erst 1861 erschienenen Werkes von J. Bachofen in den sozialistischen Spekulationen von Engels (Der Ursprung der Familie) und Bebel (Die Frau und der Sozialismus) eine so bedeutende Rolle spielt, ist dabei nicht zu übersehen. Aber die Gesammtwirkung ihrer Anregungen auf diesem Gebiete bestand in einer Zurückdämmung der von Saint-Simon und Enfantin aufgebrachten utopistischen Spekulationen auf das Gebiet der Thatsachen, auf *organische* Fortentwickelung des in Sitte und Brauch Gegebenen.

IX.

Zusammenschluß und Katastrophe.

Dasselbe Jahr, dessen Schluß dann auch Gutzkow wegen „literarischer Verbrechen" ins Gefängniß wandern sah, begann für ihn als Schriftsteller unter den glücklichsten Auspizien; fast allen Träumen seiner Hoffnung und seines Ehrgeizes brachte es, wenigstens scheinbar, die Erfüllung. Es brachte ihm Macht und Ruhm und sah ihn eine geistige Fruchtbarkeit entwickeln, die, heute von uns überblickt, kaum zu fassen ist als Blüthe und Ernte eines einzigen Jahres. Und wer siderischen Aberglaubens die Abhängigkeit des Schicksals von den Gestirnen annimmt, unter deren Zeichen der Sterbliche zur Welt kommt, würde sich kaum der Meinung erwehren können, der glänzende Komet, der schöne Halley, der im Jahre 1835 mit seinem Scheine die Reben im Herbst so zaubermächtig segnete, daß der von ihnen gespendete Wein an Fülle und Feuer noch den des Kometenweins vom Jahre 11 übertraf, habe eine geheimnißvolle Macht auf das Kind desselben Jahres 11 ausgeübt, alle Kräfte seines Geistes und Gemüths in höchste Wallung versetzend, aber auch seine Nerven mit unruhvollem Drang erfüllend und seinen Schicksalsgang verhängnißvoll bestimmend.

Am 7. Januar erschien in Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer die Nr. 1 des Literaturblatts zum „Phönix", der „Frühlings-Zeitung für Deutschland", dessen Inhalt nun Woche für Woche — 8 Spalten Folio — von Gutzkow persönlich geschrieben wurde; in demselben Monat verfaßt er die Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ausgabe von Schleiermachers Vertrauten Briefen über die Lucinde; für die „Allgemeine Zeitung" schreibt er fortgesetzt an den biographischen Charakterbildern berühmter Männer der Zeit, die im August dann als „Oeffentliche Charaktere" (1. Bd.) bei Hoffmann und Campe erscheinen; am 7. März

ist „Nero“ beendigt, die bereits in München entworfene Tragödie, zu deren Ausführung er aber erst jetzt kam; im April tritt Sauerländer mit dem Prospekt einer Uebersetzung der Werke Victor Hugo's hervor, deren Redaktion und Bevorwortung Gutzkow übernommen und für die dieser den jungen Freiligrath, Adrian, Kottenkamp, Laube, G. Büchner als Uebersetzer gewonnen; am 16. Juli kann er Cotta melden, daß er im Laufe der letzten drei Wochen in Heidelberg einen ganzen Roman geschaffen — es ist „Wally, die Zweiflerin“; am 20. August schickt er eine neue dramatische Dichtung „Hamlet in Wittenberg“ nach Stuttgart für Lewalds Theaterrevue; es folgen Verhandlungen zur Gründung einer „Revue“ großen Stils und Vorbereitungen zum Zusammenschluß der Gleichgesinnten um dies Organ; es folgen Artikelreihen neuer Art für die „Allgemeine Zeitung“ und am 5. November ist er bereits mitten in der Arbeit an einem zweiten modernen Roman, welcher „Seraphine, die Entsagende“ heißen soll.

Auf allen Gebieten reformatorischen Denkens tummelte er seinen freiaufathmenden Geist. Erlöst aus dem Konflikt: Dichter oder Journalist? Redakteur oder freier Berufsschriftsteller? — zum ersten Mal im Vollbesitz der Freiheit bei guten Einnahmen, erlöst aus den Fesseln eines Herzensverhältnisses, das seine Willenskraft mit Klammern der Sorge gelähmt, genesen von langem Siechthum, im Vollgefühl seiner Jugendkraft, empfohlen durch sich selbst und seine Leistungen, aber auch von einflußreichen Freunden an deren Freunde von Einfluß, kam er nach Frankfurt, der schönen alten Reichsstadt am Main, in deren „Römer“ zwar schon lange kein deutscher Kaiser mehr gekrönt worden, in deren Eschenheimergasse das Taxis'sche Palais aber immerhin der Sitz des Regierungsorgans war, das allein noch den Schein deutscher Einheit wahrte, des Bundestags. An der Ecke derselben Eschenheimergasse, im Wolfseck, Paradeplatz Lit. E, Nr. 208, dessen Front den belebtesten Stadttheil, da wo Zeil und Roßmarkt zusammenstoßen, beherrschte, fand der junge Schriftsteller sein Quartier. In Frankfurt gefiel es ihm sofort außerordentlich gut. „Nichts Behaglicheres von einem städtischen Leben kann man sich denken als das Ensemble, in dem man damals in Frankfurt alles, was zu des Lebens Anmuth, Bequemlichkeit und höherer Würde gehörte, in nächster Nähe beisammen fand. Da lag das Theater mit mehr als mittelmäßigen, zuweilen trefflichen Leistungen. Unmittelbar daneben die Post, ringsum lagen Gasthöfe, die für die Kunst der Hotelhaltung als Akademie galten; Kaffeehäuser, gemüthlich eingerichtet, noch nicht durch die Fremden aus den nahegelegenen Bädern verfranzösirt. Ein Lesezimmer ersten Ranges lag auf

dem Roßmarkt. Eine Gasse voll Buchhandlungen, die Buchgasse, war im Nu zu erreichen; dazu die Senckenberg'sche Stiftung, eine Art Akademie für die Naturwissenschaften, sogar mit einer Sternwarte und Anatomie. Nicht zu vergessen das Städel'sche Museum, eine lehrreiche Gemäldegallerie mit vielem Schönen und Werthvollen älterer und neuerer Kunst. Und unmittelbar nahe sorgsam gepflegte Promenaden, die sich um die Stadt zogen und sich immer mehr vervollkommneten, mit der Zeit Staffagen immer zahlreicherer Neubauten. An Konzerten, geistigen Genüssen dabei kein Mangel. Was nur an berühmten Namen auftauchte, holte sich, wenigstens hielten die Frankfurter auf diesen Glauben, das Diplom seines ob wirklichen oder nur gemachten Werthes erst von der Frankfurter Beweisführung für sein Talent. Der Cäcilienverein, der Liederkranz, beide waren von Dirigenten ersten Ranges geleitet. Ein geschlossener Verein, die Museumsgesellschaft, bot einen Mittelpunkt für geistige Geselligkeit.“

Vor diesem Forum erbrachte sehr bald auch der neue Ankömmling den Beweis für sein Talent, und er bestand dabei glänzend. Eingeladen, an einem der Museumsabende einen Vortrag zu halten, beschloß er statt irgend einer ernsten Belehrung etwas Humoristisches zu bieten, aber auch etwas, das der Richtung seines Geistes entsprach. In der leichten Plaudermanier Jules Janins, dessen damals vielbesprochenes Phantasiestück über die Hunde ihm dabei als Vorbild vorschwebte, arbeitete er eine „Naturgeschichte der deutschen Kameele“ aus, eine witzige Uebersicht der verschiedenen Arten des deutschen Philisters. Der Vortrag, der im Hauptblatt des „Phönix“ Nr. 49 abgedruckt ward, erregte ein solches Ausschütten der Lachlust, einen solchen Sturm des Beifalls, daß Gutzkow seine Stellung in Frankfurt — „den Bundestag und die mit diesem kokettirende Sphäre des Adels und der großen Bankiers ausgenommen“ — für mehr als leidlich begründet halten konnte. Der Erfolg war ein solcher, daß nach Ablauf des Sommers er wieder einer der ersten war, welche den neuen Vortragscyklus eröffneten. Und wiederum — er sprach „über die Natur der Kometen“ — war es die Keckheit seiner Anspielungen auf die politischen Zustände, was die Wirkung zu einer zündenden machte — zugleich ein Beweis für die Grundstimmung, welche das gebildete Bürgerthum der alten freien Reichsstadt beseelte, vor dessen Augen die Mehrzahl der Bundestagsgesandten ein üppiges Genußleben führte, während im Geheimen die Zentralkommission Verhaftung auf Verhaftung dekretirte. Die Untersuchung, welche dem Attentat auf die Frankfurter Wachen gefolgt war, hatte gar rauh in den Frieden so mancher Familie

gegriffen und der vaterländische Gedanke glimmte in der alten Mainstadt auch jetzt noch fort, nicht nur in den damals die Mission desselben aufnehmenden Männergesangvereinen, sondern auch in geheimen Gesellschaften von rein politischem Charakter. So fand ein öffentliches Auftreten wie das Gutzkows eine Theilnahme von ermuthigender Wärme. Von den Persönlichkeiten, die ihm damals vor allem Theilnahme und Förderung angedeihen ließen, rühmen die „Rückblicke“ den liebenswürdigen Liederkomponisten Wilhelm Speyer, der seinen Beruf eines Börsenbeamten mit dem regsten und reinsten Streben auf dem Gebiet der Musikpflege in Frankfurt zu vereinigen wußte, den Theaterarzt August Clemens und den Direktor des Senckenberg'schen Stifts, Dr. Cretzschmar, welch letzterem Gutzkow später manche Züge des Oberpräsidenten von Harder in den „Rittern vom Geist“ entlehnt hat.

Nicht mehr zwischen seinen Büchern, weltabgewandt an die Gelehrtenstube gebannt, nein, getragen von einem buntbewegten, eindrucksreichen Leben in der Gesellschaft, auf Reisen offenen Sinnes hingegeben neuen Genüssen und Eindrücken, bald in Heidelberg, Baden-Baden, Schwalbach, Wiesbaden, am Rhein ein Leben in der Natur genießend, das der Sohn der staubigen Spreestadt in der Jugend hatte entbehren müssen, entfaltete er frei und unabhängig diese reiche Schriftstellerthätigkeit. Und wie lockte der Frühling und der Sommer dieses Jahres 35 hinaus vor die Thore, zum Reisen, zum Genuß der Natur. „Ueber alle deutschen Gaue schien ein goldenes Netz ausgespannt,“ so schilderte er später diesen Sommer, „das überall glitzerte und schimmerte, wie von Sonnenstrahlen, die sich allabendlich an viel tausend Fensterscheiben brechen. Nie schienen die Wogen des Rheins meergrüner zu wallen, nie die Aehrenfelder goldener sich zu wiegen, die Fruchtbäume nie schwerer zu tragen, die Bienen auf der Flur und in Blumengärten wohliger zu summen als in diesem frucht- und weingesegneten Wunderjahre.“ So schien es wenigstens der deutschen poetischen Jugend, die sich in demselben in Frankfurt am Main zusammenfand, um dem Frühlingsglauben, der durch die Vorgänge in der Natur aufs neue belebt ward, Frühlingsworte zu geben und Frühlingsthaten. Man kann sich diese Bewegung im Empfindungsleben der Nation nicht allgemein genug denken. Unter dem Eise der Metternich'schen Reaktion hatten die Keime der freiheitlichen Ideen doch nicht ersterben können. Während die Erlasse des Bundestags und ihre Vollstrecker das Verfassungsleben der Kleinstaaten erstickt, die Anfänge einer freien Presse vernichtet, die idealen Schwärmer für ein einiges freies Vaterland in die Kerker ge-

worfen oder zu einem Flüchtlingsleben in Elend verurtheilt hatten, während der letzte Rest der patriotischen Volksbewegung in planlos zersplitterten, nur für ihre Theilnehmer verderblichen Geheimverschwörungen versiechte, hatte sich doch die politische Aufklärung und die Ueberzeugung, daß die Zustände unhaltbar seien, nicht nur in den Schichten des gebildeten Bürgerthums, sondern auch in den privilegirten Ständen wie in der Masse der Enterbten weithin verbreitet.

Den durch so viele begeisterte Apostel verkündeten Glauben an die Nothwendigkeit von Reformen, die Sehnsucht nach einer Erlösung von der Stagnation alles öffentlichen Lebens theilten auch in Preußen Tausende unter der gebildeten Jugend, die sich als Altersgenossen von Gutzkow und Laube auf den Richter-, den Lehrer-, den Predigerberuf vorbereitet hatten. Selbst die starrsten Doktrinäre und die eifrigsten Diener des Absolutismus und seiner „Beruhigungspolitik“ begannen sich im Hinblick auf den Schwächezustand des Königs und die dem Polizeiregiment sich abgeneigt zeigenden Anschauungen des Kronprinzen in ihrem Innern ein Geheimkabinet einzurichten, in dem sie in aller Stille ein Stelldichein von Neuerungsideen zuließen. Als Laube nach der Entlassung aus der Berliner Hausvoigtei zwangsweisen Aufenthalt in Naumburg vorgeschrieben erhielt unter Aufsicht des dortigen Landraths, fand er in diesem — es war der Vater des späteren Orientalisten Lepsius — einen liberalen Mann, der ihm volle Freiheit ließ, und in den Auskultatoren und Referendaren am Oberlandesgericht, die seine Tischgenossen wurden, lauter Vertreter der neuen Zeitrichtung. Einer von ihnen, der auf der Kegelbahn und bei Ausflügen besonders kühne Ansichten über Staats- und Sozialreform äußerte, wurde später der Schöpfer des Genossenschaftswesens — Schulze-Delitzsch. Auch von Staatsbeamten gingen liberale Reformvorschläge aus, so von Rehfues, dem Kurator der Universität Bonn, einem geistvollen Mann, der auch auf dem Gebiet des historischen Romans eine außergewöhnliche Begabung entwickelte, die Gutzkow in einer Besprechung seines „Scipio Cicala“ im Menzel'schen Literaturblatt anerkannt hatte. Das Interesse für Literatur war überall im Wachsen und die Meinung, daß von ihr aus erlösende und befreiende Wirkungen zu erwarten seien, war so verbreitet, daß der Unternehmungsgeist des Buchhandels allenthalben mit ihm zu rechnen begann, ja — ergriffen vom allgemeinen Aufschwung der Industrie — in seiner Entwickelung von ihr zunächst bestimmt ward. Die stille Konkurrenz zwischen dem Cotta'schen Zeitschriften-Verlag und dem Campe'schen Buch-Verlag wurde von einem lärmenden Wetteifer neuer Firmen mit diesen alten abgelöst. In Stutt-

gart allein begannen in jener Zeit vier große Verlagsfirmen eine erhöhte Thätigkeit von liberaler Richtung. Ein älterer Verleger, Liesching, bot Gutzkow 100 Carolin unbesehen für ein Buch, das er ihm schreiben sollte, aus Rücksicht auf Cotta aber nicht bekam. Karl Hallberger zahlte dem Fürsten Pückler Tausende für die Fortsetzungen seiner liberalisirenden Reiseplaudereien, die dieser unter dem Namen Semilasso herausgab. Schraishuon, ein pensionirter Hauptmann, und Scheible verbanden sich mit August Lewald zur Begründung einer neuen belletristischen Zeitschrift, der „Europa“. In Mannheim etablirte sich Karl Hoff, ein eifriger Demokrat, der 1849 nach Amerika fliehen mußte, und suchte die Autoren der Campe'schen Verlagsrichtung für sich zu gewinnen, wie er denn auch „Das junge Europa“ und Laube's Reisenovellen von Otto Wigand für seinen Verlag erwarb. Die „Frühlings-Zeitung“ des Frankfurter Verlags von J. D. Sauerländer war so recht ein Zeichen der Zeit.

Die Frage nach neuen Talenten, nach neuen Gesichtspunkten lag in der Luft. Hatte doch der Tod in den Reihen der berühmten Namen seit dem Cholerajahr Lücke auf Lücke gerissen. Wo aber noch ein großes Talent aus einer früheren Zeitbewegung hineinragte in die neue, mochte es oder konnte es sich kaum dem Einfluß des Umschwunges entziehen. Da Uhland, Chamisso und Rückert mit ihrem ganzen Wesen an sich schon im bürgerlichen Freisinn und einem pantheistischen Humanismus wurzelten, kann deren Verhalten als besonderes Merkmal nicht dienen. Das Lager der Romantik verlassend, ging Immermann jetzt daran, der Epoche den Spiegel des Zeitromans vorzuhalten, schrieb dieser die „Epigonen“, die freilich nur die Zweifel und Leiden der Uebergangszeit, aber nicht ihre Hoffnungen und Thaten zum Ausdruck brachten und zwar auch in einer Uebergangsform, in welcher romantische Ironie und realistische Darstellungsweise mit einander im Kampfe lagen. Ludwig Tieck, der einsam in Dresden thronende, durch einseitigen Verkehr mit ihn bewundernden Damen verweichlichte Dichterfürst der Romantik, kämpfte zwar gegen die Anmaßungen der jungdeutschen Heißsporne und suchte sie lächerlich zu machen in seinem Märchen von der Fee Gloriane und der Novelle „Eigensinn und Laune“, aber die Ideen, die jene bewegten, besiegten auch ihn, zwangen auch ihn zu dichterischer Gestaltung, und, wie bald im Jungen Tischlermeister den sozialen Ausgleich der Stände, behandelte er dann auch in Vittoria Accorombona das Problem des „freien Weibes“. Daß auch die Epigonen der Romantik, wie der aus Wien nach Frankfurt verschlagene Eduard Duller einer war, ihr Gemüth den Frühlingsahnungen der Zeit öffneten, war danach nicht verwunderlich.

Diese sanften Geister, deren Muse sich am liebsten im Dämmerlicht der Sage erging und im Schatten alter Burgen und Abteien eine Poesie pflegte, die sich am Reim von Minniglich auf Inniglich und Traurig auf Schaurig begnügte, begannen jetzt auch, solange und soweit es ungefährlich war, von Freiheit, Licht und Aufklärung zu singen. Rückert aber sandte aus seinem Erlanger Gelehrtenasyl im Namen der „Aelteren“ einen Gruß an die „Jüngeren“, welcher am 27. März im „Phönix“ erscheinen konnte:

„Freilich muß es weiter geh'n,
Ueber uns hinüber;
Daß wir kühn-voraus euch seh'n,
Machet uns nicht trüber.

Aber stürmt ihr vorwärts schon,
Wie der Geist euch leitet,
Tretet nicht auf die mit Hohn,
Ueber die ihr schreitet.

Sondern sprecht: Mit Ehren sind
Sie im Kampf gefallen! —
Und ein frischer Hoffnungswind
Laß' euer Banner wallen!“

Das Fortschrittsbanner, das der „Phönix“ in den frischen Hoffnungswind der Zeit flattern ließ, führte aber nicht Duller, sondern Gutzkow. Wohl hieß die erste Novelle, die das Hauptblatt brachte „Der arme Konrad“ und spielte im Bauernkrieg; diese Arbeit eines inzwischen längst Verschollenen, Gustav von Herringen, war aber durchaus im Wasserblau der historischen Romantik gehalten, welche Fouqué zum Führer hatte, und verrieth nichts von den Stürmen der Zeit. Was Duller und Dullers Freunde boten im Sinne des Titels der Zeitschrift, waren Anempfindungen und Zugeständnisse. Dagegen waren die Artikel Gutzkows im Literaturblatt elektrische Entladungen eines von den Gewittern der Zeit in allen Fasern beeinflußten, von ursprünglicher Ideenkraft überquellenden Geistes. Seinen Beziehungen hatte auch das Hauptblatt zumeist diejenigen Beiträge zu danken, welche demselben Farbe und Charakter liehen: von Georg Büchner das dramatische Fragment „Dantons Tod“, von Grabbe Scenen aus „Hannibal“, von Wienbarg die gegen die anwachsende Plutokratie gerichtete Novelle „Das goldne Kalb“, vom jungen Freiligrath Uebersetzungsproben aus Victor Hugo's Gedichten,

von einem bis dahin unbekannten Lehrer am englischen Fräulein-institut zu Rücklingen bei Hannover mit Namen Franz Dingelstedt eine humoristisch-kecke „Abschiedsrede an den Kometen" und Aufsätze wie „Börne, Görres und Rothschild" von Ludwig Wiehl und „Beranger", „Heine" von O. L. B. Wolff. Die literarischen Programmartikel und Leit- und Streitaufsätze, welche allwöchentlich das Literaturblatt brachte, sie aber waren es, was dem ganzen Unternehmen seinen besonderen Charakter verlieh.

Das Programm zu diesen Programmen bot einen Rückblick und einen Ausblick. Der Rückblick schilderte den Kampf der kritischen Periode, für welche Börne und Menzel den Ton angaben, gegen die Restaurationsperiode, in welcher das Andenken an die großen Dichter der klassischen Zeit zu einem unfruchtbaren Kultus des Ruhms erstarrt war. „Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder." Aber der Geist der Kritik, der, von den Folgen der Julirevolution getragen, den Kampf aufnahm gegen diese Herrschaft des marmornen Ruhms, habe seitdem das Terrain für neue Entwickelungen geöffnet. „Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich." Vaterland, Geschichte, Menschheit waren Begriffe, welche jetzt tiefer in unsere Literatur eindrangen, als einst in Klopstocks labyrinthische Oden oder in Herders humanistische Träume. Es bekam alles, was geschrieben und gesprochen wurde, ein blankes neues Gepräge, das Gepräge des Augenblicks, der Nothwendigkeit und der Wahrheit. Das Auftreten dieser reinigenden Kritik war lachend und keck, denn damals war viel Sonnenschein, Hoffnung und poetische Thatsache in Deutschland. Aber die Kritik sei nicht dabei stehen geblieben. Mit der Vergötterung habe sie auch die Erinnerung vernichten wollen. „Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, bekleidete sich mit dem Scheine der Position, die Kritik wollte das ersetzen, was sie weggeräumt hatte. Es ist eine Literatur der Negation im Anzuge, welche alles zerbröckelnd und auseinander schälend, die Schranken der Objektivität niederreißen will und alles auflöst in Reflexion. Das Urtheil und die Meinung sind an die Stelle der Kunst getreten. Hier ist der Punkt, wo die jüngere Generation die Fortführung unserer literarischen Interessen übernehmen wird. Bis hieher sind wir im Augenblick gekommen, bis zu dem Grundsatze: die kritische Periode ist vorüber."

Der Ausblick räumt ein, daß die neue Literatur vorerst mehr Hoffnungen und Versprechungen aufzuweisen habe, als positive Leistungen,

aber selbst auf dem Wege der Kritik wolle sie solche fördern. Und darum werde auch er, der noch selber in einem Alter stehe, wo die Leidenschaften und der Enthusiasmus nicht abgekühlt sind, von Ahnungen, Hoffnungen und von der Zukunft reden. „Unsere junge Generation hat die Aufgabe, positiv zu verfahren, selbst zu schaffen; zu lärmen und zu perhorresziren würde ihr schlecht stehen. Da ich mich selbst zu ihr rechne, so schlender' ich als Kritiker gemüthlich fort, ohne viel Aufhebens zu machen, nur rechts und links meine Meinung sagend und den, welcher mir im Wege steht, schon aus der Ferne ersuchend, bei Seite zu treten. Ich fühle, wie nothwendig es ist, daß die Literatur zusammenhält. Die Literatur ist zerstreut durch die Kritik, die Polizei, durch den Buchhandel und ein unschlüssiges Publikum: sie muß zusammenrücken, nicht encyklopädisch, realistisch, zum Pfennigpreise, sondern bunt, mannigfach, wenn nur erreichbar und übersichtlich. Die Literatur ist zerstückelt genug: die Kritik hat jetzt ein chirurgisches Geschäft zu übernehmen, sie soll heilen, wiederherstellen und ergänzen. Sie soll die panische Furcht, welche über die Autoren gekommen ist, beschwören, die Wildheit einfangen; sie soll Rath geben, Vorschläge machen und nichts so sehr vermeiden, als durch übertriebenen Lärm die Theilnahme des Publikums zu erkälten, durch Appelliren an eine Menge, welche man nicht sieht und hört, diese altklug und vornehm zu machen. In der That, es herrscht viel Mittelmäßigkeit im Lande; aber es ist unverantwortlich, selbst die Mittelmäßigkeit an den Indifferentismus, an Menschen zu verrathen, welche für gar nichts sind.“

„. . . Auch giebt es viele Dinge, nach welchen man nicht vergebens in diesen Blättern suchen wird: Zauberworte, deren Klang eine süße Musik für die Jugend ist; Sympathien, welche die Herzen Tausender erwärmen; große Thatsachen, welche elektrisch wirken. Gleichaltrige Jugend, du hast einem treuen Kastellan die Schlüssel deiner Luftschlösser übergeben, einem Freunde, der denen gleicht, welche du mit Liebe empfängst; einem ehrlichen Vertrauten deiner Wünsche, welche du nur in Feierstunden, in den Umarmungen der Freundschaft ausgesprochen hast! Hier sind all deine Geheimnisse niedergelegt; es spricht ein Mund zu dir, welcher mit dir sang, jubelte; ein Herz, das dich liebt, und eine Ahnung, welche Alles versteht, wenn sie mitten unter dich träte und die Worte auf euren Lippen stockten! Ich verkünde nichts, als eure Evangelien: eure Götter sind die meinen; die Arbeit dieser Blätter ist ein Kultus, in welchem ich, als Priester, die Opfer verrichten will!“

Und in diesem Sinne ging er dann frohgemuth an ein umsichtiges

Wirken im Dienst der Idee, Poesie und Wissenschaft fruchtbar zu machen fürs Leben. Er that es ausgreifender, ungestümer und kühner, als dies im Morgengrauen der klassischen Literaturperiode der junge Goethe mit Merck ebenfalls in Frankfurt als Herausgeber der Frankfurter „Gelehrten Anzeigen" thaten. Man vergleiche die von Wilhelm Scherer besorgte kritische Ausgabe derselben. Es that dies gleich im ersten dieser kritischen Gänge „Der Hofrath Tieck", indem er sich gegen das mächtigste Bollwerk der romantischen Schule zum Sturm wandte. Dieser hatte Heine, ihn und die junge Literatur angegriffen; wie Mundt antwortete er, indem er Tiecks Anspruch darauf, als Hüter der Würde unserer Literatur aufzutreten, kritisch untersuchte. Ihm sei die Literatur immer nur Spiel gewesen. Er habe nicht einmal die ersten Grade der Weihe, die ihn befähigten, sich „dem großen Bunde der neuen Zeit" anzuschließen. „Wir wollen Schönheit, aber die Schönheit des Erhabenen. Wir wollen Kunst, aber die, welche sich aus großen Ideen entwickelt. Wir wollen neue poetische Position, aber weder die blaue Blume noch die Ironie noch die Manie für die alte Literaturgeschichte." In den „Phantasien über Seydelmann" reklamirt er das Theater für eine Literatur, welche die Ideen der Zeit künstlerisch wiederspiegelt, die jungen Talente müßten die deutsche Bühne wieder nationalisiren, die Leitung müsse an die Sachverständigen kommen und den Hofchargen, die nichts verstehen, entwunden werden. Hinweisend auf Lewalds Berichte in seinem „Panorama von München" über die kirchlichen Bauernspiele in den Gebirgsthälern der bayrischen Alpen (Mittenwald), wo das Theater wie bei den Griechen noch Religion und Volkslehre sei, stellt er Zukunftspläne auf, um die Kunst der Bühne zu reformiren, wie sie später in den Meininger Gastreisen, in „Bayreuth" (freilich nur für die Wagner'sche Oper) erfüllt und ganz neuerdings in der Propaganda für Volkstheater und Volksspiele wieder aufgenommen worden sind. Er bekämpft die Bücherindustrie und die bequeme Romanmacherei, welche die Wirklichkeit einfach nach dem Geschmack der Philister kopirt, und verlangt, daß die Wirklichkeit nur den Boden und das Material gebe für die Gestaltung der ideellen Wahrheit. Er bekämpft in „Thron und Altar" die kirchliche Reaktion und fordert Trennung der Kirche vom Staat: das Christenthum sei ausdrücklich als Weltreligion gestiftet und müsse sich seiner Natur nach unabhängig vom Staat, wie dieser unabhängig von der Kirche, entwickeln. Er bekämpft in „Gans und die Doktrinäre" jenen politischen Freisinn, der genug gethan zu haben meint, wenn er die Grundsätze der politischen Aufklärung in ein System bringt,

womit er aber nur diese wieder dem Leben entfremde. Er wendet sich in „Theodor Mundt, Willibald Alexis und die pommersche Dichterschule“ gegen das Kokettiren mit den Ideen der Freiheit als einer literarischen Modesache, gegen das planlose Spekuliren, das die Beglückung der Welt in den Sternen sucht. „Die ‚Zeit‘ ist nicht allgemein und ist kein Atom; um die Zeit zu fassen, muß man sich an ein Stück klammern. Nicht an die Meridiane ist es angeschrieben, was die Zeit gebietet, nicht am Aequator ist es zu lesen, sondern an der Landstraße, an einem Vizinalwege, welcher zwei Pfarreien verbindet. Auf den kleinen Geßlerhut, der in deinem Dorfe auf der Stange prangt, drücke deine Bolzen ab, dann wird man bald in den Alpen freier wohnen! Aber Schmach dem, der wie der Geier von dem Schmerze des Prometheus mitzehrt, der aus der großen Verwirrung unserer Tage seinen speziellen Nutzen zieht und Veranlassung nimmt, über sein Jahrhundert zusammenhanglose und unkünstlerische Bücher zu schreiben. Es ist grundfalsch, daß unsere Zeit negativ sei. Sie ist so positiv, wie irgend eine. Von dem ersten Brausen, als die Ventile der Schöpfung losgelassen wurden, bis auf den heutigen Tag ist nie Stillstand gewesen; und die Kunst war immer positiv. Sie warf niemals ihr Winkelmaß von sich, und spannte den Zirkel nie so weit aus, als sollt' er die unendliche Luft umkreisen. War die echte Poesie je etwas anderes, als die Kraft, sein Zeitalter zu übersehen, wie es wacht, und an die Nachwelt zu verrathen, was es träumt?“ . . .

Mit Schärfe und Geist markirt er seine Stellung zu Heine und Börne, denen das junge Deutschland soviel zu danken habe und doch nicht folgen dürfe auf die Bahn ihrer Einseitigkeiten. In tiefgreifender Parallele charakterisirt er ihr gemeinsames Verhältniß zum Vaterland, zu ihrer Zeit, zu den Idealen der Freiheit und mit treffendem Wort auch ihre Verschiedenheiten. Sein Urtheil ist jetzt weit gerechter gegen Heine als früher, da er die Blüthen seiner Poesie mit parfümirten Taftblumen verglichen und seiner politischen Wirksamkeit allen tieferen Ernst abgestritten. Gegen Börne's Angriffe in den neuesten Bänden der Pariser Briefe, in der Balance und im Reformateur nimmt er Heine in Schutz, dessen nunmehr im zweiten Band des „Salon“ vereinigte Bücher „über Deutschland“ sichtlich seine Sympathie gewonnen, wenn auch nicht so unbedingt, wie dies bei Laube und Wienbarg geschehen. Sein Vergleich gipfelt in der Unterscheidung: Börne ist Parteimann, Heine Dichter. „Börne klagt Heine der Frivolität an; aber ist es nicht der größte Leichtsinn, das Jahrhundert auf nichts zu reduziren als die konstitutionelle Frage? Indem Börne die theologischen Debatten in die Vergangenheit

verweist und von den Angriffen auf das Christenthum wie von einer antiquirten und verbrauchten Maxime spricht, schneidet er für unsere Zeit die Spekulation ab. Indem er geringschätzig redet von den Bestrebungen, über die Schönheit neue Bestimmungen festzusetzen, tödtet er die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blüthe die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht zu sein scheint.“ Börne an sich habe ein Recht, sich so abzuschließen, es sei Charaktergröße in seiner Einseitigkeit. Aber die deutsche Jugend, welche die Feder führt, müsse sich vor seiner Einseitigkeit hüten. Die Literatur nur auf die Politik, auf die starre liberale Kritik zu beschränken, hieße sie vernichten, ohne der Sache, dem Vaterlande zu nützen.

Gutzkows Besprechung von Heine's „Salon II“, die am 11. März im „Phönix“ erschien, brachte daneben seine Auseinandersetzung mit Heine's Ansprüchen auf die Führerschaft in der neuen deutschen Literatur. Wegen Heine's Beginnen, für Franzosen in französischer Sprache zu schreiben, wolle er nicht mit ihm rechten. Derselbe habe ja wohl daran gedacht, ganz in die französische Literatur aufzugehen. Aber — und damit weist er darauf hin, daß seinen Aufsätzen de l'Allemagne in der Revue des deux Mondes Uebersetzungsproben aus der „Harzreise“ und den Gedichten von Gerard de Nerval vorausgingen — er habe den schönen Stolz besessen, sich Frankreich gegenüber nicht zu verleugnen, und sei „in seiner ganzen Deutschheit, mit seinem Mondschein, seiner Bläße, seiner Melancholie und dem Hasse, der alle deutschen Schriftsteller dieser Zeit charakterisirt, in die Salons der jungen französischen Literatur getreten. Und es möchten kommen St. Beuve, Chasles, A. Pichot, die ganze französische Kritik mit ihren Feuilletons: sie werden nie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. „Dieses deutsche Heine'sche Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, harziger Waldluft, von versteckter Satire auf ganz versteckte Menschen, diese Mischgabe von Skandal, von Sentimentalität und Weltgeschichte: wer verstünde das in Frankreich? Wer kennt dort das Hotel de Brühbach in Göttingen, die Hamburger Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, den Professor Krug, die Münchener Riegelhäubchen, die deutsche Kritik, die Judengassen, alles, was man wissen muß, um Heine zu verstehen.“ Er verweist auf Jules Janins, dieses journalistischen Genies der Franzosen, Kritik der französischen Ausgabe der Reisebilder. Nur das Pikante habe er an Heine verstanden und gelobt — nicht die Satire, die Hauptsache, welcher das Pikante nur zur Folie diene. „Wozu die ganze Misère der Politik, habe er gefragt, unter all den sylphenhaften Scherzen, der Moniteur unter Rosen und Veilchen?“

Frankreich habe Heine nicht verstanden, nicht verstehen können, weil es Deutschland nicht kenne und nicht verstehe, und Heine wisse das sehr genau. Wenn er zu den Franzosen rede, „in den französischen Wind", so sei es immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Und so könne man diese Urtheile Heine's über unsere Bekanntschaft mit Gott, Natur und Welt, wie sie früher und jetzt wieder ausgeboten wurden, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Die Satire sei wieder die Hauptsache; „alten gepuderten Autoritäten bohrt er Esel und die ganze Historie deutscher Theologie und Philosophie wird von ihm so aufgespielt, daß die langen Schleppkleider sich zu drehen anfangen und die schweren Männer der Wissenschaft im Menuette tanzen, und sich das hintere Ende der Perrücke nach vorne setzen ꝛc." „Im Allgemeinen kann ich mich nicht mit dem Ernste über den Salon II aussprechen, welchen Heine wenigstens von der jungen Literatur dabei zu erwarten scheint. Heine hatte immer das Verdienst eines Tirailleurs, der plänkelnd im Vordertreffen steht und nur sich, keineswegs eine gewonnene oder verlorene Schlacht einsetzt. Heine arbeitete scherzend der Julirevolution vor. Er arbeitet jetzt in Scherz dem großen Ernste vor, welche sich mit der Revision der Offenbarung und mit allen sozialen Fragen des Jahrhunderts beschäftigen wird. Für den Kampf im Großen selbst ist Heine nicht geeignet. Er ist dazu nicht massiv und systematisch genug. Sollte man es glauben! Heine hat Vorurtheile. Es giebt gewisse Dinge, für welche Heine, wenn auch nicht sterben, doch den Schnupfen haben könnte. Heine will die Hüter unserer morschen Institutionen nur ärgern. Es macht ihm Spaß, die Geheimnisse fremder Ueberzeugungen zu profaniren; doch thut ihm wieder leid, was er thut. Er spricht in diesem Buche viel von der Kirche; aber er will nur Angst einjagen, er will nur den Triumph genießen, in einer christlichen Gemeinde die Lorgnette gebrauchen zu dürfen." Einen neuen Glauben zu verkünden, sei ihm nicht gegeben. Denn müßte dieser nicht positiv sein? Das ist es, Heine hat Furcht vor dem, was noch nicht ist. „Wie ihm das Beil der Republik Schrecken einflößt, so eine Religion, welche am Ende neue symbolische Bücher erfindet, die möglicher Weise in einem nicht so guten Stile geschrieben sein könnten wie die Bibel. Heine befindet sich bei unseren Zuständen, wie sie sind, ganz wohl. Er will nur hinter dem Spiegel stecken als Schreck, als Drohung, mit der Geberde dessen, wie er sein könnte, wenn er wollte. Stil und Witz gedeihen bei dieser Indifferenz vortrefflich. Heine kann ohne Deutschland nicht fertig werden; er sehnt sich zurück nach unseren Dienstags- und Donnerstagsgerichten, nach unserer dummen, aber feurigen Liebe, nach

dem Alsterpavillon und dem Bergedorfer Boten, und dieser Schmerz steht ihm schön. Dies ist ein Motiv, das sich bei einem so reichen Genius wie Heine zu Dante'scher Erhabenheit steigern kann. Es wäre ein ganz neues Kolorit seiner Poesie die Sehnsucht nach Deutschland quand même und müßte eine Konsequenz werden dieses wunderbaren Menschen, die ihn den deutschen Herzen immer näher brächte." Ist es nicht merkwürdig, mit welchem scharfen Blicke Gutzkow hier Heine ins Innerste schaute, ohne Kenntniß der intimeren Lebensdokumente, die uns heute zwingen, sein Urtheil zu bestätigen; ist die Intuition nicht bewundernswerth, mit der er hier im Geiste vorsah, daß das Beste, was Heine hinfort noch an Poesie hervorbringen werde, sein deutsches Heimweh zur Quelle haben würde? In den pathetischen Stellen von „Deutschland — ein Wintermärchen" hat sich Heine's Genius in der That zu Dante'scher Erhabenheit gesteigert.

So war Gutzkow endlich zur öffentlichen Aussprache der Prinzipien gekommen, die er schon vor Jahresfrist in dem Briefe an Cotta aufgestellt hatte; und einen ähnlichen Standpunkt vertrat auch Laube, als er bald darauf in seinem Tomi an der Saale die charakteristischsten seiner Aufsätze aus der „Eleganten Zeitung" für eine Buchausgabe bearbeitete und mit Einleitungen versehen als „Moderne Charakteristiken" auf Gutzkows Rath und durch Gutzkows Vermittelung bei Löwenthal in Mannheim erscheinen ließ. Ihm war daran gelegen, das historische Moment seiner übermüthigen Reformkritik vom Jahre 33 mit seinen inzwischen abgeklärten und abgekühlten Ansichten zu versöhnen, und er bekannte dies offen in der Einleitung, in welcher er gegen eine nach einseitigen Parteidoktrinen urtheilende Kritik Protest einlegte. Er habe in den Aufsätzen aus der „Eleganten Welt" vieles mildern und ändern müssen, um wirklich gerechte Beurtheilungen, Charakteristiken von Individualitäten zu bieten. Den Parteiprogrammen stellt er das Prinzip des Modernen gegenüber, das in der Hingabe an das organisch-fortschreitende Leben bestehe. Die moderne Poesie sei überall, wo aus Gefühlen, Leidenschaften, Ideen und ihrem Zusammenhang mit der realen Erscheinungswelt, dem Leben, der umgebenden Natur sich eine Gestaltung losringe, die den Charakter ihres Urhebers trage. Während früher zum Wesen der modernen Poesie vor allem, der Umsturz des Veralteten, der Kampf gegen alles Unlebendige ihm gehörte, betont er jetzt ihren positiven Charakter: die innige Hingabe an die Thatsachen und Bedürfnisse des nationalen Lebens. Noch in einem zweiten wesentlichen Punkte begegnete sich Gutzkow mit Laube, der für diesen ein alter, für ihn selbst

ein neuer Standpunkt war: er weist in dem Pantheon seines Literatur-Blatts Goethe'n den Ehrenplatz an. Er vertheidigt ihn gegen Börne und Görres, er ruft ihn zu Hülfe in seinem Kampf gegen G. Pfizer, Schwab und die Nachahmer Uhlands und schmettert diesen unter liebevoller Anerkennung des letzteren, in einem Aufsatz „Goethe, Uhland, Prometheus" mit dem Hinweis auf Goethe's Urtheil über Gustav Pfizers Gedichte, das sich im vierten Bande vom Goethe-Zelter'schen Briefwechsel findet und von dem „sittig-religiös-poetischen Bettlermantel" dieser Art Poesie spricht, die Frage entgegen: „Wo ist — bei Euch Prometheus? Wo ist der Gott in Euch, der Euch zu Boden wirft, daß Ihr Thränen der Verzweiflung weint? Wo ist der Schmerz, daß ‚wir schier nichts wissen können'? Ich sehe genug Gelbveigelein und Sternblümchen; wo aber sind die Palmen, wo der Lotos? Ich sehe Haberrohr und Holderblätter, auf welchen Ihr pfeift; wo hängen Eure Harfen? Goethe hatte die Welt überwunden: er hatte mit Aeschylos gesprochen, Menschengeschick bezwungen. Er hatte die Ewigkeit. Goethe kann Vieles geben, und hat doch noch Alles hinter sich ... Dies ist die Frage: habt Ihr Euch selbst gefunden? Ueberwandet Ihr die Weltin Euch? Habt Ihr Eurem Volk etwas Großes und Neues gegeben? Goethe leugnet es, er sagt: Ihr habt dem Bettler seine Lumpen gestohlen und Eurem Taufschein Euren Glauben, und der Gewohnheit Eure Sitte, dem Herkommen Eure Grundsätze, fremder Poesie Eure eigene." ... Er gründet seine Kritik auf Goethe's Beispiel und Forderung: in der Poesie die Entwickelung eines Menschen aufzuzeigen, der durch Kampf mit der Welt und sich selbst seinen Charakter gewinnt, in welcher die Begriffe und Gefühle hervorgebildet werden aus einem eigenen, innigst ergriffenen und bewegten Leben ... Er findet bei Besprechung von Lenau's Faust markige geistvolle Worte für Goethe's Faust: „in jenem fragmentarischen Faust des ersten Theils leuchtet die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts." „Kants Kritik der reinen Vernunft war für die Revolution der Geister die Berufung des Parlaments, Faust war die Tragödie des Dings an sich. Da stand die alte Welt mit ihren verrosteten Sätzen der Scholastik, mit ihrer konventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Trost und Erquickung für die denkende Seele. Von außen sehen wir alle Dinge, daß sie grau, weiß, daß sie rund, von Holz oder von Eisen sind; was ist ihr Kern? Wie ist die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenschaften der Dinge sich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finsterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des

Schicksals? Ach, es muß schier das Herz verbrennen, daß wir nichts wissen können! So wehklagte das neue Jahrhundert: es war der erste Fund, der der Menschheit glückte, das Ding an sich: und doch war es der alte Schmerz: nur tiefer wußte man, daß man nichts wissen kann. — Wir, die wir fünfzig Jahre jünger sind, sind wir näher dem Ziele? Weh' uns! Noch quillen in dunklen Nächten unsre Augen von Thränen der Verzweiflung über: noch wissen wir nicht, wie wir kommen, gehen und stehen, wie die Welten geschaffen wurden, wie Zeit und Raum, das Sichtbar-Unsichtbare sich ausspannte über die Dinge und Thaten. Es ist der alte Schmerz. Wir hatten eine glänzende Philosophie, welche fünfzig Jahre hindurch die Geister beschäftigte, sie hat kein Problem gelöst; sie ist nur da gewesen, den Schmerz zu verhüllen und durch bunte Erfindungen unseren gierigen Augen einige Nahrung zu geben. — Die Faustfrage ist vielleicht eine ewige, denn die Wahrheit wird nur erschaut im Jenseits. Sie ist täglich einer neuen Aufnahme fähig: alle Tage geben die Zeit, die Unmöglichkeit ihrer Lösung auszusprechen. Nicolaus Lenau durfte sich ungescheut neben Goethe mit seinem Versuche stellen; es schmerzt uns aber für einen hochbegabten Dichter, daß er ihm gänzlich mißlungen ist. — Lenau verstand die Frage des Faust nicht. Er wußte wohl, daß der Teufel Fausten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert seit der Verschreibung an den Teufel hingegangen ist; daß der Kontrakt verjährt war und aufs neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. Lenau wußte nicht, daß die Völker seit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmrossen flogen, daß statt kleiner Weinbäche aus eichenen Tischen Riesenströme aus Felsenwänden sprangen, Lenau kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfesselung eines neuen Welttheils, die zahllosen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantilisch, industriell, moralisch, politisch, religiös unsern Planeten bevorstehen. Lenau wollte Faust unter modernen Verhältnissen vorstellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Freilich sehr modern! . . . Auch Lenau's Faust leidet an Zweifeln . . . Aber wie kann man jene alten Goethe'schen Zweifel so naiv wieder aufwärmen und eine alte wohlbegründete Seelenstimmung zum Lirumlarum herabsetzen? Mir scheint, der Lenau'sche Faust ist nur deshalb verzweifelt, nicht, weil er nichts weiß, sondern weil er nichts gelernt hat. Der gute Mann hat die Geschichte übersehen, er hat nicht einmal die Schriften von Kant, Fichte, Schelling, Hegel gelesen: dieser Gute hat gar kein Privilegium, zu zweifeln. Man sollte doch meinen, die großen Geister unserer Nation, diese Männer, welche

die politische Schmach unseres Vaterlandes mit so viel wissenschaftlichem Ruhm vergoldet haben, wären würdig, beachtet zu werden, und hätten auf Manches Antworten abgegeben, an denen man zuletzt vielleicht dennoch verzweifelte, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als bei Lenau geschieht. Es ist trivial, nach so vielen Fortschritten, die in unserer Zeit der menschliche Geist gemacht hat, jetzt plötzlich einen Maler auftreten zu lassen, der, wie jener Herkules in einem alten Stück seine Keule vor sich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über seine Zweifel ungeschickt stolpert. Wissensfehnsucht! Erkennen! Die alten Floskeln müssen anders motivirt werden heutzutage; die Wahrheit selbst (nämlich das, was man dafür nehmen darf) hat eine andre Physiognomie bekommen."

In der Art, wie sich hier und im Kampf gegen die „Wald- und Wiesenromantik" der schwäbischen Uhland-Nachahmer Gutzkow auf Goethe berief, zeigt sich aber auch deutlich der Unterschied zwischen seinem idealistischen und Laube's realistischem Standpunkt. Wohl heischt auch er von der poetischen Literatur Beziehung auf Leben und Gegenwart, aber sie soll nicht an der Schilderung der Wirklichkeit ein Genüge finden, sie soll vielmehr die Darstellung des Lebens zum Symbol erheben für neue eigenartige, fruchtbare Ideen, für den Fortschritt geistiger Erkenntniß. Laube feierte Goethe wegen seiner Plastik, seiner Ruhe, seiner Objektivität; Gutzkow weist mit Wienbarg darauf hin, daß auch er in seinen größesten Leistungen der Vertreter einer Literatur war, die auf die allgemeinen Zustände reformatorisch wirkte. In Nr. 12 (25. März) brachte das Literaturblatt einen Aufsatz „Der deutsche Roman". Hier sprach er es direkt aus: die Literatur müsse der Revolution der Sitten immer vorausgehen. Die Romane seien entweder aus der Initiative oder dem Absud unserer Kulturgährungen hervorgegangen. Zu den ersteren zählt er die didaktischen Romane Goethe's und Heinse's, sowie Fr. Schlegels Lucinde. „Hier ist Tonangabe, primäre Absicht, hier ist der Roman die Blendlaterne des Ideenschmuggels." Die andere Art bestehe aus der Masse, „die die Ideen Anderer breitschlägt, aus der Manie eines Genies eine Manier macht, aus Werther einen Siegwart für die Nätherin. Er schafft das Neue ins Bequeme, das Geniale ins Genießbare um. In der Mitte stünden die historischen Romane, welche Zustände der Vergangenheit ohne die Durchdringung des Stoffs mit Ideen, die dem Dichter eigenthümlich wären, mit mehr oder weniger Bildung und Kunst schilderten. Scott habe solche Ideen gehabt, wenn auch die eines Tory. Romane wie sie nach Scott die Deutschen König,

Rehfues, Steffens, Tieck, Spindler, Rellstab und Wilibald Alexis geschrieben, sie seien Werke interessanter Unterhaltung, man befinde sich mit ihnen in guter Gesellschaft, Poesie, echte Poesie, Poesie mit dem Anlaufe eines Titanen seien sie nicht. Das Echte und wahrhaft Klassische in der Poesie sei die Idee. Im Vereine mit Leidenschaft und Kunst müsse die Idee den Roman regieren. Das Geniale wurzle im Ideellen.

* * *

In diesem Sinne selbst einen Roman zu schreiben, beschäftigte Gutzkow schon damals. Gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt hatte er an Cotta geschrieben: er werde zum nächsten Herbst einen Roman schreiben, „etwas Schöngeistiges, was ihn drücke". Der Eindruck, den der Tod der unglücklichen Charlotte Stieglitz auf ihn geübt, drängte zu poetischer Gestaltung. Die Frage, wie ein Mädchen Rahels Grübelsucht aushalten könne, dessen Geist nicht solchen Anstrengungen gewachsen sei, gab diesem Trieb seine Richtung. Das von Schlesier in Leipzig in ihm angeregte Interesse für George Sand hatte ihn zur Beschäftigung mit dieser geführt; sie hatte ihn mächtig gepackt, ihre Gefühlsschwelgerei aber abgestoßen. Es trieb ihn ein Gegenstück zur Lelia zu liefern, aber in einem Stil, der von männlicher Beherrschung des Gefühls seinen Charakter erhalte.

Zuvor aber hatte er ältere Pläne zu erledigen, theils dramatischer, theils editorieller Art.

Gleich im Programm zum Literatur-Blatt hatte er unter Hinweis auf Heine's „Hefte zur deutschen Literatur" diese Art apologetischer Kritik empfohlen und sie „Rettungen in Lessings Manier" genannt. Die kühnen Reformationsideen, welche die großen Aufklärer, Dichter und Denker der vorangegangenen Epochen gehegt, als sie jung waren, die das Wirken ihres Alters in Vergessenheit hatte gerathen lassen, dem lebenden Geschlecht wieder vorzuführen, erschien ihm als herrliches Mittel, die Gegenwart selbst zu verjüngen. Zu einer solchen Rettung von gerade jetzt wieder zeitgemäß gewordenen Ideen kühn denkender Fortschrittsgeister hatte er den Plan im vergangenen Herbst mit aus Hamburg gebracht. Im Verkehr mit Wienbarg, dem als Theologie-Studenten Schleiermacher durch die geistvolle Skepsis seiner früheren Schriften der Wegführer zur Freiheit geworden, im Verkehr im Hause des Arztes Dr. Assing, des Schwagers von Varnhagen und Rahel, hatten die Nachwirkungen von Schleiermachers und Rahels Tod, die Nekrologe auf

diesen und Rahels „Vermächtniß“ jene Zeit oft zum Gesprächsstoff erhoben, in welcher Schleiermacher als Seelenfreund der Henriette Herz seine Vertrauten Briefe über Schlegels Lucinde geschrieben. Als es ruchbar wurde, daß die hohen Berliner Geistlichen, die mit der Vorbereitung einer Gesammtausgabe von Schleiermachers Werken beauftragt waren, diese fatalen Freigeistereien des Gottesmannes über das Wesen der Liebe von Geschlecht zu Geschlecht bei Seite lassen wollten, war Gutzkows Entschluß schnell gefaßt, die kleine Schrift, mit einer geharnischten Vorrede versehen — „ein kecker Schuß in die Stickluft dieser Tage“ — neu herauszugeben. Das Thema von Laube's „Poeten“, das nun auch Mundt in seiner „Madonna“, Gustav Kühne in seiner „Quarantäne“ behandelt, für welches Heine in Anlehnung an die Saint-Simonisten das Stichwort „Emanzipation des Fleisches“ über den Rhein gerufen, es war ja in diesen Briefen eines deutschen Denkers mit erstaunlicher Kühnheit und doch edler Beherrschung erörtert worden, und dieser Denker ward jetzt von der protestantischen Pfaffheit der preußischen Hauptstadt als erlauchtes Kirchenlicht und hohes Vorbild orthodoxer Gläubigkeit gepriesen. Weil er nach Schleiermachers Tod die Wahrheit über Schleiermachers Abfall von der Wahrheit gesagt, war er in folgenschwere Entzweiung mit dem Mädchen seiner Liebe gerathen, war er Gegenstand verketzernder Angriffe in den Organen der Berliner Geistlichkeit geworden. Rosalie konnte er nicht vergessen. Trotz des „poetischen Selbstbefreiungsversuchs“ mit dem „Sadducäer von Amsterdam“ hatte er den Schmerz nicht verwunden. Der selbstquälerische Hang seines Gemüths konnte nicht ablassen, über seinen Schuldantheil an der Katastrophe zu grübeln. Er rang nach Trotz dieser inneren Stimme gegenüber. Er wollte nicht wieder zurück, wollte frei bleiben. Und der Trieb, der mißtrauische Feldherren veranlaßt, hinter ihren Truppen die Brücken abzubrechen, die Schiffe zu verbrennen, wurde so an diesem scheinbar rein literarhistorischen Unternehmen betheiligt. Mit dieser Vorrede zu Schleiermachers Lucinde-Briefen wollte er den Bruch mit den heimischen Verhältnissen, mit der Braut, die ihn aus pietistischem Kleinmuth und ängstlicher Prüderie aufgegeben, besiegeln, wollte er sich selbst ein für alle Mal die Rückkehr in die Engigkeit der heimischen Verhältnisse, einer Versorgung im Amt, endgültig unmöglich machen. Daher ihr leidenschaftlicher Charakter, welcher der Mißdeutung Thür und Angel offen ließ, der lodernde Pfaffenhaß, der durch diese hitzige Rede flammt, daher ihre Wirkung. Daher schließlich auch seine Anknüpfung darin an jene Predigten Schleiermachers in der Dreifaltigkeitskirche, die er mit Rosa-

lien besucht, unter deren Einfluß er den Weg in ihre Augen, zu ihrem Herzen gefunden: „Ich sehe zuerst weiß gekleidete Mädchen, die jüngeren Schwestern jener Reizenden, welche zu meiner Zeit dem sonntäglichen Christenthume zur heil. Dreifaltigkeit so viel verführerische Ueberredung gaben.“ Daher der Schluß, der sich dahin verstieg, den Vornamen des Mädchens, an welches er beim Schreiben dachte, zu nennen.

Noch im Januar schrieb er diese Vorrede. Sie gab sich als Beitrag zu den „Gedächtnißauffrischungen“, die Rahels Vermächtniß damals in Menge anregte, als ein Protest gegen die „glattgescheitelte“ Orthodoxie, welche Schleiermachers Jugend todtschweigen wollte, als ein Sprenggeschoß hinein in all' die verlogene Respektabilität und Prüderie, „welche den Töchtern der gebildeten Stände die Kraft nimmt, sich ihr Eheglück frei und einsichtsvoll und gesund zu gestalten.“

Was Gutzkow, bestimmter als es Schleiermacher in den Briefen gethan, hier forderte, war die Emanzipation der Ehe von der Kirche; seine Vorrede war die erste klare Aussprache der Gedanken, die im Bund mit anderen Fragen nach langen Kämpfen viel später zur Einführung der Ziviltrauung geführt haben. Was er im übrigen mit Bestimmtheit als Bedürfniß der Zeit verlangte, war: die Emanzipation von dem Vorurtheil, das nur der „ersten Liebe“ Reinheit und Weihe zuerkannte. Was Schleiermacher vom „ersten Versuch“ der Liebe philosophirt hat, erhob er zur Forderung einer sozialen Reform. Wohl sei die erste Liebe die reizendste, aber nur in seltenen Fällen sei sie reif und stark genug, um auf ihr alles Liebesglück des Lebens zu gründen. Die Furcht, der ersten Liebe untreu zu werden, trage an allen jenen schon „im Brautstand verkümmerten Ehen, jenen Wassersuppen-Hochzeiten und der ganzen Misère ordinärer Kinderzeugung und schimmelichter Broderwerbung“ die Schuld. „Sie wird sich mit ihren kleinen Freuden, mit ihren kindischen Liebkosungen, mit ihren zärtlichen Billets und Rendezvous, mit ihrem unerschöpflichen Erfindungsgeiste, um die Alten zu hintergehen, in jedes Herz, das der Liebe werth ist, unvergeßlich einschreiben; sie wird immer eine Art Paradies bleiben, an das denkend wir uns besser vorkommen, aber wehe, daß sie bindende Kraft hat.“ Eine andere Quelle des Elends sei der eitle Egoismus der Männer, welcher verlange, „daß er die Liebe immer aus erster Hand bekommt, und daß seine Wahl erst da Augen für die Männer gehabt haben soll, als er welche für sie hatte.“ Im Verein damit wirke die zaghafte Scheu der Mädchen, „so wenig wie möglich Biographie zu haben“, bis sie in den sicheren Hafen der Ehe gelangen. Da dies nicht ohne Zwang, ohne

Unterdrückung natürlicher und berechtigter Triebe, ohne Selbstkasteiung möglich sei, so müsse viel frisches und bestes Empfinden verkümmern, werde der Charakter der Liebe im Keime verdorben. Fr. Schlegel habe sich die Lösung der Frage in der Lucinde zu leicht gemacht, da dort die Heldin keine Jungfrau mehr sei und Julius als Maler und Genie nicht in, sondern über der Gesellschaft lebe. Gutzkow verwahrt sich ausdrücklich dagegen, als sei ihm „die Resignation auf das Prinzip aus der ersten Hand" gleichbedeutend mit der Resignation auf die Jungfräulichkeit der Erkorenen. „Hier hat sich Schlegel auf dem Verhältnisse ertappen lassen, das ihm selbst vorschwebte, auf der Liebe zu einer Verheiratheten, die er entführte und die ihn begleitet hat durch tausend Thorheiten, den Katholizismus, die Weisheit der Inder, den Absolutismus — bis zu jener Gänseleberpastete, an welcher er in Dresden verstorben ist. Es kommt hier alles auf die Situation an. Man wird der Genialität vielleicht das verzeihen können, was der einzige Reiz der Naivetät ist. Der Aufruf ist der: Schämet Euch der Leidenschaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staates! Vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiliget Euren Willen dadurch, daß Ihr ihn frei macht zur freien Wahl! Der einzige Priester, der die Herzen traue, sey ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Zeremonie und ihren gescheitelten Dienern. Die Sittlichkeit im Verkehr der Geschlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist!"

Der Herausgeber würde seine literarischen und sozialethischen Zwecke besser erreicht haben, wenn er sich mit diesen „Explosionen" begnügt und hier geschlossen hätte mit dem Hinweis auf jene Stellen in Schleiermachers Briefen, welche mit feinster ethischer Prüfung die Elemente der „Methodik der Liebe" auseinandersetzen und in dem Satze gipfeln, daß die gesunde weibliche Natur, ohne fremdes Gebot, von selbst unterscheiden könne, was nur unreifer Versuch und was jenes volle Hingabeverlangen sei, das sich als Anfang eines schönen und gediegenen Lebens in ehelicher Gemeinschaft bewähren könne. Der jugendheiße Schwärmer würde sich viel Verfolgung und Kummer erspart haben, wenn er sich weiter mit der eigenen Erklärung begnügt hätte, „daß er das Thema nur anregen wolle, zu welchem der doktrinelle Ton nicht passe". „Dem Romane sey es empfohlen, diese Grundsätze zur Anschauung zu bringen, der Poesie, die energischer zu Herzen spricht und nicht zu nennen braucht, wo es genügt, nur zu zeigen."

Aber sein Geist konnte sich nicht versagen, zum Schluß noch einmal seinen Haß und Groll gegen Diejenigen laut auszugellen, welche ihm sein eigen Herzensglück durch ihre Eingriffe in das Herzensleben der Geliebten vergiftet und vernichtet hatten und so schrieb er anklingend an Lessings Ton bei Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente: „Wer es nicht nachzufühlen weiß, daß meine Bedenken aus einem tiefen Gefühl für das wahrhaft Sittliche und aus einem historischen Enthusiasmus entsprungen sind, der halte die Erscheinung dieses Buches für das nicht Unterlassenkönnen eines gewissenhaften Bibliothekars, welcher, wenn ihr nicht wollt, daß die Geschichte erhebend, anregend und geheimnißvoll sey, doch nicht ertragen kann, daß sie unvollständig ist und ihr Etwas genommen wird, das ihr angehört. Die Vikare des Himmels aber, welche bei einer mißlichen und negativen Gelegenheit recht ausdrückliche und positive Verachtung in dieser Vorrede genossen haben, mögen mir ihre Kirchthüren verschließen, die ich nicht suche, und Sakramente entziehen, deren Symbole ich im Herzen trage! Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht: nicht wahr, Rosalie? . . . Ach, hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher seyn!"

Und jener Trieb, die Brücken hinter sich zu verbrennen, den Rückweg in die Welt sich abzuschneiden, der er sich eben erst unter Schmerzen entrissen, jene Furcht vor den Ueberfällen gemüthsweicher Stimmungen, die ihn noch öfter zu später bereuten Handlungen drängte, hatte ihm nicht nur diese höhnische Absage an die Kirche, deren Jünger er einer gewesen, diktirt, sondern auch vorher schon die aus verbissenem Grimm unbedacht hervorgequollenen ironischen Sätze: „Nicht wahr, Rosalie; erst seitdem Du Sporen trägst an Deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen und ich eine neue Art von Inexpressibles für Dich erfinden mußte und Du überall als meinen jüngsten, innigstgeliebten Bruder giltst, weißt Du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe Dich? Komm, küsse meine Hand, daß sie begeistert schreibe!"

Er hatte dabei wohl kaum an die Wirkung solcher Wendung gedacht, welche das arme schlichte Bürgerkind in Berlin, wenn sie das Buch in die Hand bekam, tief kränken, die Welt, die nichts von ihm wußte, aber so verstehen mußte, als sei der Verfasser der Vorrede ein Anhänger jener Art äußerlicher ungesunder Frauenemanzipation, die damals George Sand als Genossin ihres Freundes Jules Sandeau in Paris zur Schau trug.

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide —

Gutzkow gönnte sich keine Zeit zu solchen Ueberlegungen; auch diese Vorrede war nur eine Abschlagszahlung aus dem Reichthum von Plänen, die ihn erfüllten, Plänen zu Dichterthaten. Während das Büchlein für Hoffmann und Campe gedruckt ward, war er mit Eifer dabei, seinen „Nero“ zu beenden. Welche Sprünge muthete sich dieser Geist zu! Eben noch bei Schlegel, Schleiermacher, Rahel und den modernsten Wirren der Theologie, daneben im Literatur-Blatt auf der Mensur mit den Führern älterer Literaturrichtungen und nun dieser Rückschwung der Phantasie ins kaiserliche Rom des Nero, wie es ihm erschienen war als in's Maßlose gesteigertes Hohlspiegelbild der Zustände am Hofe des Kunstmäcenaten und Freiheitsfeindes Ludwig I. von Bayern. Am 27. Februar konnte er an Cotta melden, daß das Drama bis auf die letzte Szene, das brennende Rom, fertig sei. „Es giebt ein mäßiges Bändchen bei splendidem Druck . . . Zensurwidriges ist nicht drin, obschon manches Freie, was die Lebensphilosophie betrifft: es ging nicht anders: denn was ich schildere, ist der Kampf der Frivolität mit der Ehrenhaftigkeit, der Kunst mit der Wahrheit und zwar so, daß sich welthistorisch eins am andern aufreibt.“ Am 7. März war das Drama druckfertig. Proben aus demselben hatte das Morgenblatt in mehreren Nummern gebracht.

In diesem Drama hatte er Nero als abschreckendes Beispiel einer rein ästhetischen Kunstpflege, die des sittlichen Gehalts entbehrt und Hand in Hand mit der ausschweifendsten Wollust und Grausamkeit geht, gezeichnet. Diesem Tyrannen, der mit dem Ausruf gestorben sein soll: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ waren das echte Leben und darum auch die echte Kunst fern geblieben, weil ihn die Folge des Cäsarismus, die Furcht, mit Lüge, Schmeichelei und Verstellung, statt offener Wahrheit und natürlichem Leben, umgab. Er gestaltete Nero, umgeben von Philosophen, die ihr System seiner Willkür anpassen, von Hofpoeten, die ihm eine speichelleckerische Afterkunst vorlallen, von unterwürfigen Kreaturen, deren Knechtssinn ihn tief mit Menschenverachtung erfüllen. Diese Schattenwelt, die ihn umgiebt, ist daher dem Kaiser gleich nichts; seine Künstlernatur sucht die Welt ihrer Ideale in ferner Vergangenheit, im Griechenland des Homer. Weil er mehr Talent hat als seine Hofpoeten, hält er sich für einen großen Künstler; weil ihm die Wirklichkeit schaal und schattenhaft ist, erscheint ihm der Traum, das Schweben des Geistes in romantisch verklärte Fernen, als das eigentliche Leben.

Das Ganze der in Versen geschriebenen Dichtung besteht aus 7 Bildern, in denen satirisch-komische Scenen mit tragisch gemeinten abwechseln. Sie schildert, wie ein römischer Patriziersohn, Julius Vinder,

als er von langen Reisen in das kaiserliche Rom zurückkehrt, seine Eltern durch Nero ermordet, seine Geliebte, Poppäa, von Nero verführt und zu seiner Kebse erhoben, die Römer zu feilen Sklaven erniedrigt findet, und wie er sich entschließt, dem Tyrannen als Rächer entgegenzutreten. Er fällt an der Spitze germanischer Legionen im Kampf, Galba übernimmt sein Rächeramt, trifft Nero aber erst, als sich derselbe schon von einem Freigelassenen, und zwar beleuchtet von dem Flammenschein des brennenden Rom hat tödten lassen — zum Selbstmord fehlte ihm der Muth. — In der Wahnvorstellung Nero's: dies brennende Rom sei das eroberte Troja, das er dithyrambisch besingt, gipfelt die grausame Parodie des Gedichts. Die auf vernichtende Kritik der romantischen Wirklichkeitsflucht gerichtete Tendenz desselben tritt ganz besonders hervor im zweiten Bild, in welchem Nero seinen Traum für Wirklichkeit und die Wirklichkeit für Traum hält. Dann im sechsten Bild, welches uns den Tyrannen in Unterhaltung mit den Hofpoeten begriffen zeigt, wobei er rhapsodisch von Liebe schwärmt, während er gleichzeitig verschiedene Todesurtheile ertheilt. Boten melden ihm den Verlauf der Verschwörung des Piso, und wie geistesabwesend, empört über die Unterbrechungen seines poetischen Seins durch die Prosa des Lebens, giebt er die Befehle, wie die Verschwörer umzubringen seien. Schließlich in dem letzten Bilde, nachdem auch Poppäa seinem Mordsinn zum Opfer gefallen, hat er Rom anzünden lassen und auf der Villa des Mäcenas, von Todessehnsucht erfüllt, stimmt er jenes Lied von Troja's Vernichtung an, während er, purpurgeschmückt, lorbeergekrönt, seinen Blick am brennenden Rom weidet.

Durch dies phantastische Satirspiel ziehen sich Chöre von Dryaden, Satyrn, Nymphen, Korybanten und Mänaden, Wechselgespräche der Hofsophisten, der Hofpoeten, der Höflinge und gewöhnlichen Straßenphilister, in denen mit oft drastischem Witz die Konsequenzen der romantischen Weltanschauung für Wissenschaft, Staatsleben und Kunst parodirt werden. Zur Entwickelung echter Dramatik kommt es dagegen nicht. Platen mit seinen Literatur-Komödien, welche unter Verzicht auf alle dramatische Wirkung die Form des Aristophanischen Lustspiels verwerthet hatten im Dienst einer glänzenden Verskunst und scharfgeschliffenen Satire, hatte bei der Konzeption der originellen Dichtung als Vorbild gewirkt. Auch die antiromantische Tendenz klingt an Platen an, nur verfolgt Gutzkow dieselbe nach allen Richtungen hin — bis auf den Thron und das Forum. Wenn D. Fr. Strauß später das Leben des Kaisers Julian erzählte unter dem Titel „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“

und mit versteckter Parallele zu Friedrich Wilhelm IV., so folgte er — vielleicht nur unbewußt — dem Beispiel, das hier Gutzkow gegeben, indem er im Schicksal Nero's dem romantischen Cäsarenthum modernen Datums ein Mene tekel wies. Nur wenige Kritiker haben damals diese Grundtendenz der Dichtung in ihrer Zeitbeziehung voll erkannt; am treffendsten hat ihn Mundt gewürdigt, wenn er sagt: es sei Gutzkows Absicht gewesen, die ganze Gemüthsstimmung des heutigen Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. „Seine große, fast dämonische Gabe, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er mit sichtlicher Satisfaktion im Ausmalen jener Zustände des alten Rom walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch so viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu parallelisiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgehende Wirkung hervorgebracht, die so gewaltig, daß wir uns mit unsern nächsten Zuständen ihr nicht entziehen können." Der Eindruck sei freilich mehr ein spekulativer als ein künstlerischer, zumal die Tendenz nicht ganz und gar in die Innerlichkeit der Konflikte aufgegangen sei, sich vielmehr in einem grellen Gegenüberstellen einzelner Gedankenmomente und kecker Situationen auspräge. Doch bedeute auch in künstlerischer Beziehung das Werk einen Fortschritt.

Originell ist der Dichter in seiner Verwendung von Vers und Prosa. Der Vertreter des sich auflehnenden Humanitätsprinzips hält seine Reden in der deutschen Reimzeile nach dem Muster von Goethe's Faust; Nero variirt allerlei antike Strophenformen, ebenso sind die Chöre gehalten; dem Philisterthum ist eine körnige, humoristisch gestimmte Prosa zuertheilt. Die hier an den Tag gelegte Fähigkeit, sich schwieriger Versformen zu bedienen, wenn sie auch nicht entfernt an diejenige Platens heranreicht, war ein vollgültiger Beweis seines Talents für den Versbau, doch hatte sein Stil dabei an Schwung und Feuer eher verloren als gewonnen. Verhängnißvoll hatte ihn auch die Ideensymbolik im zweiten Theil des Faust bei der Dichtung beeinflußt. An kühnen Gedanken fehlte es nicht, auch nicht an einer zeitgemäßen Idee, die das Ganze beherrschte, aber die Menschen mit ihrem Thun, ihren Reden waren nur Marionetten in der Hand eines scharfäugigen und scharfzüngigen Zeitkritikers und jene Kunst fehlte dem Drama, welche aus wirklichem Leben neues Leben, Leben voll Blutwärme, schafft. Als „Nero" zur Michaelismesse erschien, zu einer Zeit, wo Gutzkows Name bereits ein Spielball der Parteileidenschaften geworden war, fehlte es dem neuen Werk nicht an enthusiastischen Lobern und fanatischen Tadlern. Die beiden Freunde

Mundt und Kühne gingen dabei am weitesten auseinander; Duller — trotz seiner Verfeindung mit Gutzkow — schrieb im Phönix, daß dieser „Nero" durch brausende Poesie betäube und durch tausendarmige Gedanken alle unsere Gedanken anziehe! „Hier ist die keckste und genialste Auffassung der Geschichte, vor welcher einem Nüchternen wohl schwindeln kann. Hier ist überall Leben und Gegenwart. Hier ist ein Kampf auf Leben und Tod, den die Gegensätze im Menschen und die Gegensätze des Menschen zu den Dingen echt tragisch ausfechten." Wir Heutigen fassen unser Urtheil am knappsten dahin zusammen: die Dichtung war eine geistvolle Satire auf die Romantik und auf die romantische Willkür, wenn diese sich mit der absoluten Herrschergewalt verbündet, mit klassisch-romantischen Mitteln zu Gunsten des Liberalismus und Realismus.

Dem Verfasser konnte es nicht so leicht wie Laube fallen, aus seinen Anfängen den geraden Weg zu einer realistisch-poetischen Kunst zu finden. Nicht ohne Nachwirkung war er bei Hotho und Menzel in die Schule gegangen, waren ihm in der Gymnasiasten- und ersten Studentenzeit Tieck und Novalis neben Jean Paul und Börne die Lieblingsschriftsteller gewesen. Von allen seinen literarischen Freunden hatte er das Meiste gelernt, war seine Bildung von dem größten Wissensvorrath belastet, war sein Geist mit Achtung vor „Vernunft und Wissenschaft", mit Andacht für das Bedeutende in der Geschichte erfüllt. Ehe er ein Autoritätenstürmer wurde, war er ein Autoritätenverehrer gewesen. Aus dem Anerzogenen, Angelernten, Ueberlieferten, aus dreifacher Verpuppung, hatte sein Geist unter schmerzhaften Wehen sich empor gerungen zum Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und zu einem freien selbständigen Verhältniß zu Geschichte und Gegenwart. Auf allen Gebieten seines literarischen Könnens, in der Politik, der Kritik, der Poesie, war er vom Doktrinären zum Charakteristischen, vom Abstrakten zum Konkreten, vom Allgemeinen zum individuell Lebendigen, vom Idealistischen zum Realistischen vorgeschritten, aber er trachtete nach einer Verschmelzung der entgegengesetzten Prinzipien. Noch war alles im Werden, im Uebergang, war Vieles, was sein Talent beschäftigte, einer kritisch schon halb überwundenen Geschmacksrichtung entsprungen. Dies gilt auch von der andern Arbeit in dramatischer Form, die jetzt in Frankfurt entstand, der dramatischen Phantasie „Hamlet in Wittenberg". Sie ist als dichterisches Experiment interessant, als dramatische Schöpfung hat sie nicht zu wirken vermocht. Während er als Kritiker bereits die realistische Darstellkunst Seydelmanns über die aller anderen Schauspieler der Gegen-

wart stellte, ließ er den Anfang einer bühnengemäßen Charaktertragödie „Marino Falieri“ unvollendet liegen, reizte ihn hier ein ästhetisch-literarisches Problem zu einer allerdings höchst originellen Phantasmagorie.

Tieck hatte als Shakespeare-Kritiker die Hypothese aufgestellt, daß Hamlet bereits, ehe er nach Wittenberg gegangen sei, im allernächsten Verhältniß zu Ophelien gestanden hätte. Gutzkow, der damals — durch die Eindrücke von Goethe's Vaterstadt, durch Heine's, Wienbargs und Rahels Hinweisungen, wohl auch Lenau's „Faust“ angeregt — sich mit Goethe's Faust viel beschäftigt haben muß, erfand, unter Hinblick auf Fausts mystische Vermählung im zweiten Theil und die Gretchenvision im ersten, die Möglichkeit: Hamlet sei als Wittenberger Student mit Faust und Mephistopheles zusammengetroffen, diese hätten ihm auf seinen Wunsch Ophelien erscheinen lassen, wobei sich Hamlet in mystischer Weltentrücktheit vermählt habe. Das war ein genialer Einfall — nicht mehr. Die Bewunderung, die er damit bei Freunden fand, lockte ihn zur Gestaltung. Die Helden der größten Dichtungen der Neuzeit im Zauberspiegel der Poesie zu einem Stelldichein zu bitten, das war dem hochfliegenden Geist des sinnlich-übersinnlichen Freiers um die Gunst Melpomene's gerade gut genug. Treitschke hat, wie wir sahen, den jungdeutschen Dichtern den besonderen Vorwurf gemacht, sie hätten sich um das Erscheinen des zweiten Theils vom Faust nicht gekümmert. Thatsächlich war es gerade Gutzkows Epigonengeschick, von dieser undramatischsten Dichtung Goethe's im Beginn seiner Dramatikerlaufbahn stark beeinflußt zu werden, und wir haben nur zu bewundern, daß es ihm in wenigen Jahren gelang, sich von dem Bann zu befreien und, wie zum Beispiel im „Werner“ nach dem Muster des jungen Goethe im Clavigo, frei aus sich heraus, das zu dichten, was er selber erlebt. Und vom „Nero“ zum „Hamlet in Wittenberg“ war es trotz der direkten Anlehnung an jenes Vorbild immerhin schon ein bedeutendes Stück voran in der Kunst poetischen Gestaltens. Namentlich vom ersten Auftritt hat dies zu gelten. Da waltet eine charakteristische Prosa, eine vorwärts drängende Handlung kommt in Fluß: so exponirten die Stürmer und Dränger der Geniezeit ihre Dramen.

Der Studiosus Hamlet, der da auf dem Marktplatz von Wittenberg mit seinem Leibfuchs Horatio und allerhand wildem Studentenvolk kneipt, hat ebenso viel Verwandtschaft mit Schillers Karl Moor wie mit Shakespeare's Hamlet. Da ihm sein Oheim, der „Prinzregent“, keinen Mammon sendet, holt er sich die nöthigen Wechsel mit Prinz-Heinzlichem Ueber-

muth auf der Heerstraße. Doch sobald er Geld hat, verschenkt er's und dann schwelgt er aufs neue in dem Gedanken, daß er als Prinz gelernt habe, was Armuth sei. Das Auftreten Fausts, den Mephisto in Hundegestalt begleitet, hat Anklänge an das alte Volksstück: „Gebt uns ein Stück zum Besten, wie ihr dem Kaiser Maximiliano in Insprucк den großen Alexandrum und dessen Gemahlin fürgestellt habt", ruft Horatio: „Teufel auch! Dem Kaiser standen die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedonischen Majestät, die ein winzig Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot." Hamlet fragt dazwischen: „Weckst du nur Todte?" Faust: „Auch Lebendige kann ich rufen." — Er läßt Opheliens Bild erscheinen. Als Hamlet entzückt den Namen ruft, verschwindet es wieder. Dem Zorn der Studenten entzieht sich Faust, indem er auf dem Hund durch die Luft reitet. Aber des Abends, als er in seiner Herberge mit seinem höllischen Bundesgenossen tiefsinnige Gespräche über das Wesen des Bösen führt, kommt Prinz Hamlet in aller Heimlichkeit zu ihm. Er ist von Sehnsucht zu dem Bild Opheliens gequält, will es um jeden Preis noch einmal sehen. Faust warnt ihn, Hamlet beharrt bei der Bitte. Und Ophelia erscheint wieder, mit all dem Reiz, den er an ihr kennt, „mit all den Schüchternheiten, die bei den ersten Küssen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben". Wieder entschlüpft ihm der Name. Als sie aber jetzt verschwindet, stürzt er ihr nach. Raum und Zeit hören für ihn auf. Geisterstimmen: „Seht, seht, er stürzt dem Schatten nach, wie berauscht vom Liebestrank! Unter seinem Fuße sengt das Grün des Feldes! Immer enger, enger drängen sich die Hügel! Die Hindernisse, die unter seinen Füßen wachsen, hemmen den stürmischen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnsinnverblendeter! Dort ist Ophelia! An dem hohen Fenstergitter des Thurms flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie streckt die Hände, die hülflosen, gefesselten Hände, aus nach dir — rette sie!" ... Und die heiße Liebesgluth treibt ihn auf zauberhaften Pfaden den Weg zu ihr empor. „Nur dem Gelüst, nicht der keuschen Liebe, hält der Zauber Stand", raunen die Geister. Oben empfängt ihn ein wilder Tanzesreigen: sie schwebt mitten inne, er sucht sie zu fassen, sie flieht in den Schatten eines Gemachs. Er folgt ihr, glühend wirft er sich ihr in den Schooß. Und die Geister flüstern: „Die Geigen weinen nicht mehr ... Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leise den Vorhang auf und lauschen, wie sie sinken" ... ... Faust aber hebt den Vorhang seines Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegend gesehen wird. Der Hund kriecht wedelnd zu Faust

herunter. „Stör' ihn nicht, Satan, aus seinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt — zerrissen — unkräftig — nur lebend in dem Schatten, den er wirft. Alle seine Worte werden an dem haften, was er flieht. Seine Entschlüsse werden gerade daran scheitern, womit er sie auszuführen sucht. Wie ein schwankendes Rohr wirst du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirst den Himmel zu umarmen glauben und nie ahnen, daß die Hölle dir einen untilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat. Diese Bewußtlosigkeit aber, diese Unklarheit wird dich retten; ja das, was du der Hölle verdankst, wird dich vielleicht dem Himmel erhalten. Sieh! Die Sonne langt schon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn kräht zum zweiten Male. Es wird Zeit. Draußen wird es laut. Allons, Prästigiator.“ Faust und der Hund verschwinden. Von draußen klingen Rufe: „Hamlet, Hamlet!“ Horatio und die Andern suchen ihn, um ihm den Tod seines Vaters zu melden, der ihn selber zum König macht. Alle: „Heil, König Hamlet!“ — Hamlet (träumend): Ich danke Euch! Ja! Ja! Nach Dänemark.“

Die kleine Dichtung erschien am Ende des Jahres in Lewalds Theater-Revue bei Cotta. In Gutzkows Gesammelten Werken ist sie mit der Jahreszahl 1832 bezeichnet. Diese Angabe beruht aber auf Irrthum; „Hamlet in Wittenberg“ ist wirklich auch erst im Jahre 1835 entstanden. Ein Brief an Cotta vom 20. August giebt uns darüber bestimmte Auskunft. Aus demselben geht hervor, daß diese Arbeit dem Roman „Wally, die Zweiflerin“ folgte. Diese Zeitfolge läßt uns erst begreifen, welchen Zusammenhang die „Phantasie“ mit Gutzkows übrigem Schaffen und den Stimmungen seines Gemüths hat, von denen es bisher ganz losgelöst erschien.

* * *

Das Seelenbild des Verfassers der „Wally“ hat sich als ein recht düsteres der Mit- und Nachwelt eingeprägt. Je offenbarer wurde, wie viel Selbsterlebtes dem vielverketzerten Buche zu Grunde lag, desto allgemeiner hat man sich auch veranlaßt gesehen, sich jenes Seelenbild nach dem Bilde Cäsars, des Helden der Geschichte, auszumalen. „Cäsar stand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Nase und Mund schlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntniß gefallen war . . . Cäsars Bildung war fertig. Was er noch in sich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das schon Vorhandene zu befestigen, nicht zu verändern. Cäsar hatte die erste Stufenleiter idealischer Schwärmerei, welche unsere

Zeit in jungen Gemüthern erbaut, erstiegen. Er hatte einen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einst geglaubt, hinter sich ... Cäsar begrub keine Todten mehr: die stillen Ideen lagen so weit von ihm, daß seine Bewegungen diese nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker; er rechnete mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus. Er war durch die Schule hindurch und hätte nur noch handeln können; er war, wozu ihn seine todten Ideen machten, ein starker Charakter. Unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit ist dir verschlossen, im Strome der Begebenheiten kann deine wissensmatte Seele nicht wieder neu geboren werden; du kannst nur lächeln, seufzen, spotten, und die Frauen, wenn du liebst, unglücklich machen."

Aber dieser skeptische Charakter Cäsars war nur ein Element im Entwickelungsprozeß Gutzkows, den wir hier zu schildern haben. So verhält sich Werthers Sentimentalität zu den sentimentalen Stimmungen Goethe's, die ihn beherrschten, als er sich von Lotte Kestner resignirt löste, aber lebensdurstig sein Interesse dem neuen Stern, Maximiliane Laroche, zuwandte. In Cäsar wollte Gutzkow ein Produkt der zersetzenden Wirkung der herrschenden Zustände zeichnen, einen idealistischen Denker, dem das Leben den Glauben an seine Ideale geraubt, wie an Wally ein Produkt der oberflächlichen Mädchenerziehung, deren Geist dem Ansturm skeptischer Gedanken nichts entgegenzusetzen hat und die aus diesem Grunde über den Zweifeln Cäsars verzweifelt. Durch die Zweifelsucht und die Hoffnungslosigkeit schien ihm der Charakter der Epoche bestimmt zu werden, welche Rahels skeptische Briefe und die Verzweiflungsthat der Stieglitz als Zeichen der Zeit empfunden hatte; an einem Beispiel in Romanform hatte er die Krankheit der deutschen Volksseele aufweisen wollen, wie Goethe im Werther die Empfindsamkeit seiner Zeitgenossen, von der auch er sich angekränkelt fühlte, als Krankheit dargestellt hatte. Beide standen als Dichter über derselben, wollten im Selbstmord von Werther und Wally keineswegs den Selbstmord als „schöne That" feiern: der Unterschied war nur: daß Goethe mit dichterischer Naivität im Drange, tief Erlebtes darzustellen, zu diesem Ergebniß gelangt war und eine ewig frische Dichtung — trotz Sentimentalität, trotz Selbstmord — von befreiender Wirkung seiner Nation dargeboten hatte, während Gutzkow, als Kritiker und Seelenarzt der Zeit, den „Fall" Wally sich aus vielen Einzelheiten zusammengesetzt und in der Schilderung einer skeptischen Zeit den Roman hatte geben wollen, der nach Inhalt und Wirkung ihr das sein müßte, was „Werther" der Empfindsamkeitsperiode gewesen.

Will man die persönlichen Stimmungen kennen lernen, die das eigene Leben dem Dichter für diesen eigenartig kühnen Versuch zuströmte, so muß man die subjektiven Stellen seiner Vorrede zu Schleiermachers Lucinde-Briefen, die vielen spontanen Aeußerungen eines beherzten Fortschrittsglaubens im „Phönix“, die Aeußerungen seiner Zeitgenossen und seiner späteren autobiographischen Schriften über sein damaliges Sein zusammenfassen. Da stellt sich ein lebensfrischer, frohgemuther, liebenswürdiger Jüngling an die Stelle des düsteren Cäsar, ein junger Denker, der wohl viel gezweifelt hat und im Zweifel das Mittel schätzt, zur Wahrheit zu gelangen, dessen geniale Geistesart und zuversichtlicher Denkermuth in seiner Umgebung aber den Glauben nährt, daß er zu hohen Dingen berufen sei, ein Glaube, der sich ihm selbst mittheilt und ihm das Gefühl giebt, ein Führer in dem Befreiungskriege der Menschheit zu sein, als Sprecher einer Jugend, die ein „Leben im Licht“ einem verzweifelnden Geschlecht zu erobern hofft. Da ist er der Prophet eines neuen Glaubens, dessen Ahnungen sich rosig am Horizonte malen. „Es will sich eine falsche Prophezeihung einnisten,“ schrieb er in der „Vorrede“, „die Zukunft werde die Herrschaft des Elends sein. Und sollte diese Drohung Etwas für sich haben, so ziemt es uns, gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen. Ein blasser Tod müßte ja plötzlich all unser Leben tilgen, unsern Geist entnerven, gäben wir uns der Meinung hin, die Zukunft ringe nur um ihre Existenz. Die Materie wird nicht müde sein; das wissen wir; sie hat zu keiner Zeit Ruhe gehalten. Und wenn uns auch der ideale Schmerz bedrückt, daß die Geister so satt und müd sind vom Wissen und vom Ideal, das Gedächtniß so überladen von den Begriffen des Schönen und Wahren, so ist dies Kapital darum doch nicht todt und der Geist doch unsterblich. Soll das Große und Schöne nur vorhanden sein, um unsern Scharfsinn zu beschäftigen? Sollen wir nicht in ihm leben, und es uns zurecht machen zu eigenem Genuß? Ach, die Zeit, so reich an Ahnungen, so voll Licht, voll Idee und Geschichte, will und wird sich erwärmen an der Größe und ein breites positives, genußspendendes Leben etabliren, das endlich einmal unsres Geistes würdig ist. Fluch jener Meinung, welche glaubt, daß je klüger wir werden, desto elender.“

Wohl klagt er in derselben Vorrede, daß die Mehrzahl der Frauen und Mädchen in ihrer Bildung hinter der der Männer so weit zurückgeblieben seien, daß sie deren Streben kaum verstehen könnten. Er thut es aber doch nur, um von dem Berufe der Frauen zu schwärmen, die ebenbürtigen Kameradinnen des geistigen Strebens der Männer zu sein. „Das Unglück dieser Zeit ist, daß die Frauen hinter den Männern

so unendlich weit zurückgeblieben sind. Die Reaktion gegen die Sentimentalität ist Schuld daran; auch die Zeit, welche sich mit ihren ernsten Fragen an die ungetheilte Kraft des Mannes wandte. Man sagte uns, daß die Frauen nur da seyen, von den Anstrengungen des öffentlichen Lebens uns angenehm zu erholen, oder wohl gar, daß sie die Ableiter unserer Leidenschaften wären, welche uns nur stören würden draußen in der Welt ... So kam es, daß die Frauenherzen zusammenschrumpften. Ihre empfängliche Seele vertrocknete an kleinen Dingen; sie verstehen uns ja gar nicht mehr ... Sie scheinen nur da zu seyn, um durch ängstliche Rücksichten den Flug unsres Wesens niederzuhalten ... Ihr seyd gebildet, in Ideen getaucht und wunderlich in Euren Worten: so tretet Ihr ein in einen Kreis von Mädchen, die eben vom Strickzeug oder Tiefe und Höhe der Taille sprachen: Ihr werft nun plötzlich über Idealismus, Poesie, Götterwesen ganz verrückte Worte, nur Euch und Eures Gleichen verständlich, unter sie, und die guten Kleinen ... strengen sich sogleich an und beantworten, wie sie können, Euer tolles Geschwätz, weil sie eben glauben, es verriethe Unbildung, wenn sie nicht ernsthaft Euern hingeworfenen Brocken Rede ständen! Was man heutigen Tages geistreiches Gespräch unter den Geschlechtern nennt, ist in der That eine Hanswurstjacke von Redensarten, die wir aus Grausamkeit und die Mädchen aus Angst zusammenflicken." Bei diesem Zustand könne die Liebe nicht gedeihen. Nur bei gleicher Bildung wäre dies möglich. „Wenn auch nicht im Umfange der Ideen, doch in ihrer dynamischen, allem Seelischen angebornen Kraft sollten uns die Frauen gleich stehen; sie können unsre Liebe nur tragen, wenn sie sie fassen."

Diese Ansichten, Nachklänge seiner Erfahrungen mit Rosalie, Nachklänge auch aus dem „Sadduccäer von Amsterdam", fanden ihre Zuspitzung in dem Wally-Problem durch Eindrücke, die ihm sein gesellschaftliches Leben in Frankfurt a. M. bereitete. Wir erwähnten schon, daß er sich in den gesellschaftlichen Kreisen der reichen Handelsstadt bald ausgezeichnet fand. Der Erfolg seines Museumsvortrags, seine hervorragende Mitarbeiterschaft an der „Allgemeinen Zeitung", die Mischung von tiefem Ernst und elegantem Spott in seiner Unterhaltung, sein Ruf als jugendkühner Verfechter der Emanzipation des Bürgerthums, der Frauen, der Juden, dessen erstes Buch bereits von Börne mit dem enthusiastischsten Lobe bedacht worden, gaben ihm ein anziehendes Relief. Einen philosophirenden Demokraten mit Salonmanieren — diese Mischung war neu und pikant. Mitte Februar ließ er als Ausdruck seiner gehobenen Stimmung in einen Brief an Cotta den Satz einfließen: „Eine

Vorlesung von mir im Museum hat, ohne mir zu schmeicheln, Furore gemacht; ich bin nahe daran, hier eine öffentliche Figur zu werden." In einer solchen Gesellschaft hatte er eine junge Dame kennen gelernt, deren lebensheitere Koketterie und Anmuth ihn besonders anzogen, und — überhaupt von dem Triebe beseelt, die Erinnerung an Rosalie durch neue Eindrücke zu betäuben — machte er ihr den Hof. Als er einmal auch ihr seine freigeistigen Ideen, seine Skepsis der Bibelgläubigkeit gegenüber zu entwickeln begann, unterbrach sie ihn jäh mit dem Ausruf: „O schweigen Sie, darüber nachzudenken macht wahnsinnig!" Als ein Gegenbild zu dem der verlorenen Geliebten ging ihm da das Wesen der bisher so leichtlebig erschienenen Weltdame auf. Rosalie, deren Geist in ihrem Glauben seinen unerschütterlichen Halt gefunden, hatte das Gleichgewicht des Herzens verloren, weil er ihren Glauben nicht theilte; hier fürchtete ein Mädchen, dessen Herz bisher von kirchlichen Dingen unbehelligt geblieben, über dem Zweifel an ihrer Sicherheit das Gleichgewicht des Geistes zu verlieren. Seine Phantasie reizte es, das Schicksal, das in jenem Ausruf angedeutet war, auszudenken, während sein Herz das Interesse an ihr einbüßte. Auch verlor er selbst an Boden in jenen Gesellschaftskreisen je mehr das Anathema sich verbreitete, das die Herren vom Berliner Oberkirchenrath in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung und anderen Organen der Orthodoxie gegen das verlorene Schaf der Kirche ertönen ließen, als die Vorrede zu den Lucinde-Briefen ihre Wirkung zu thun begann. Die „Glattgescheitelten", — so hatte er sie genannt — warnten die gläubige Christenheit vor diesem „neuen Wiedertäufer und falschen Propheten". Sie sagten ihm nach: er wolle die Ehe ganz abschaffen, Grisetten sollten nach ihm an die Stelle der Hausfrauen treten. Der Umsturz aller sozialen, sittlichen und religiösen Verhältnisse sei sein letztes Ziel. Und was die Kirchenzeitungen schrieben, druckten die offiziösen Blätter nach. Das blieb nicht ohne Erfolg. Scheu wich jetzt so mancher Familienvater, so manche Mutter und Tochter dem „Gottesleugner" und „Sittenverderber" aus, der vorher ihnen so liebenswürdig erschienen war. Duller, damals noch in diesen Dingen ein begeisterter Parteigänger, der sich vor der Katastrophe noch selbst zu dem „literarischen jungen Deutschland" zählte, von dem die Zeitungen nunmehr zu reden begannen, nahm sich des jüngeren Freundes im Hauptblatt des „Phönix" sehr warm an, erklärte, was Gutzkow eigentlich unter „Emanzipation der Liebe" verstehe, und eiferte kühn gegen Diejenigen, „welche es dem Plebejer nie verzeihen werden, daß er, dessen geistreiches Wesen und angenehme Gaben ihnen schon eine Anwartschaft auf ein Soireenmöbel

gedünkt hatte, als literarischer Volkstribun dasteht, in aller Liebenswürdigkeit, in allem Selbstbewußtsein, aber auch mit aller Gereiztheit und Empfindlichkeit eines solchen, daß er gewappnet bis an die Zähne in Willenskraft, sich um kein Theelöffelgeklapper kümmert. Diese Clique umtrippelt ihn schwänzelnd, lächelt ihm freundlich ins Gesicht, während sie ihn vergiften möchte, sie ladet ihn zu Soireen, wo er gern mit hübschen Mädchen plaudert, und möchte ihn eigentlich gern zur Thür hinauswerfen; aber, was das Schlimmste ist: sie fetirt seine Eitelkeit, sie sucht die Ferse am Achilleus. Sie wähnte ihn jetzt endlich eingeschläfert zu haben, und siehe da, mit Eins kommt er und sprengt durch einen kurzen Minengang von 38 Seiten ihre ganze Kuchen- und Tortenfestung in die Luft. Der Undankbare! Das ist zu viel! Das kann ihm die Vornehmheit nicht verzeihen, das ist eine Blasphemie."

Jener Karl Löwenthal, der seit Ostern d. J. wieder zu Gutzkows intimstem Umgang gehörte, ihn auch bald darauf zu längerem Aufenthalt in Mannheim bewog, wo er von seinen Eltern endlich die Erlaubniß und die Mittel erhielt, der neuen Zeit als Verlagsunternehmer zu dienen, dessen erster Verlagsartikel die „Wally" wurde, hat beim Beginn des Prozesses gegen ihn und Gutzkow eine Aussage zu Protokoll gegeben, welche das Bisherige in interessanter Weise bestätigt. „Ich kam Ostern d. J.," erklärte er zu den Akten des Mannheimer Stadtgerichts am 1. Dezember, „hier mit Gutzkow, der mit mir in München und Berlin studirte und ein genauer Bekannter von mir ist, zusammen, wobei er mir erzählte, er habe in Frankfurt, seinem damaligen Aufenthalt, in einer Gesellschaft mit einer Dame über Gegenstände der Religion gesprochen, wobei dieselbe in ein Zittern verfallen und wie in Verzweiflung ausgerufen habe: es sei ihr nicht möglich, hierüber nachzudenken (diese Stelle findet sich auch merkwürdiger Weise in dem Buch). Dies habe ihn auf die Idee gebracht, aus dem Vorfall einen Roman zu bilden. Er spann diese Idee in der Folge weiter aus und es entstand gegen sein erstes Vorhaben ein ganzes Buch daraus, in welchem der Gedanke entwickelt werden sollte, wie er mir hier persönlich sagte, daß ein Mädchen, welches erst ganz oberflächlich über alle ernste Dinge hinweggeht, wenn es nach und nach durch unglückliche Ereignisse zu ernsten Betrachtungen geführt, sich zu Gott wenden möchte, aber zu wenig Gemüth hat, um ihn zu erkennen, in dieser Verzweiflung an der Gottheit untergehen muß. — Dieser Gedanke, der so schön und wahrhaft moralisch ist, wurde mir von Gutzkow als wesentlicher Inhalt des Romans ‚Wally' bezeichnet und ich konnte mir nicht denken, daß die Durchführung desselben in dem

Buch je einen Grund abgeben könnte, mich oder ihn hierüber zur Verantwortung zu ziehen. — Da ich zu jener Zeit damit umging, eine Verlagsbuchhandlung zu gründen, bat ich Gutzkow, mir dies Buch in Verlag zu geben. Nach einigem Zögern willigte er ein und reiste hierauf, nachdem er zwei Monate in Mannheim zugebracht hatte, nach Frankfurt, wo er sich bis jetzt aufhielt. — Fünf bis sechs Wochen, nachdem Gutzkow von hier abgereist war, schrieb er mir, er arbeite an der ‚Wally', es seien bereits fünf bis sechs Bogen des Manuskripts fertig, er wollte mir dasselbe unter dem Beding in Verlag geben, daß es in Frankfurt gedruckt werde, letzteres um deßwillen, weil die elegante Ausstattung der Druckschrift dort eher zu erlangen sei als in Mannheim, weil das Buch klein und ihm in Frankfurt möglich sei, die Korrektur des Druckes selbst zu besorgen. . . . Freilich ist die Ausführung jener Idee in dem Buch hinter meiner Erwartung zurückgeblieben; die Gründe sind folgende: Gutzkow war nämlich damals unglücklicher Weise mit der Berliner Geistlichkeit in heftigen Streit gerathen. Heftig, wie er manchmal ist, benutzte er die Ausführung dieses Buches, der ‚Wally', zur Durchführung seines Streites mit der Geistlichkeit. Da er mir von diesem Streite nichts schrieb, ich auch hier in Mannheim, meinem Aufenthalte, die norddeutschen literarischen Blätter nicht zu sehen bekomme, so blieb mir jener Streit ganz fremd und ich wartete fort und fort unbesorgt, daß das Buch ‚Wally' eine selbst von den strengsten Moralisten zu billigende Tendenz haben würde. — Meine Behauptungen kann ich alle mit Briefen von Gutzkow belegen, der Hauptbrief, worin er mir den Antrag und die Bedingungen des Verlags der ‚Wally' mittheilte, ist dem Herrn Minister Winter zur meiner Rechtfertigung über die Tendenz des Buches vorgelegt. Dies geschah, als ich kürzlich in Karlsruhe war. . . . Ich blieb den Sommer über hier und erhielt von Wiesbaden aus Ende Juli die Nachricht von Gutzkow, daß der Druck des Buches nächstens vollendet sei. Ich ging dann nach Wiesbaden und von dort mit Gutzkow nach Frankfurt, wo ich fand, daß der Satz des Buches vollendet war. . . . Ich las das Buch und sah mit Schrecken, daß die ursprüngliche Tendenz darin so versteckt war, daß man eher das Gegentheil in dem Buch finden konnte." . . .

Löwenthal scheint nach diesem Geständniß, dessen Charakter durch den Zweck der Vertheidigung bestimmt war, nicht gewußt zu haben, was uns Gutzkow später, als er die „Wally" den gesammelten Werken einverleibte, in den „Erinnerungen" (1874) über den Zusammenhang seines „Streits mit der Geistlichkeit" mit dem Roman mitgetheilt hat. Durch

die Anklagen seiner Widersacher war er zu einer zweiten „Rettung" angefeuert worden. Das Erscheinen von Dav. Friedr. Strauß' epochemachendem Werk „Das Leben Jesu" und der Entrüstungssturm, den es erregte, wirkten als weitere Motive bei dem Entschluß, einen Auszug aus den Wolfenbüttler Fragmenten des Lessing'schen Ungenannten zum Zweck der Popularisirung des schwerfällig-wissenschaftlichen Werks herzustellen. Strauß, damals auch ein Junger, siebenundzwanzigjährig, wie Gutzkow im Jahre 1830 aus Denkerträumen in die Welt getreten, gleichfalls ein Schüler Schleiermachers und Hegels, die er nach Verlassen des Tübinger Stifts nach 1831 in Berlin persönlich gehört hatte, war in der ersten Ausgabe seiner „kritischen Bearbeitung" des Lebens Jesu noch weit über die Kritik herausgegangen, welche Lessing, Reimarus, die Rationalisten und Schleiermacher an der biblischen Ueberlieferung als göttlicher Offenbarung geübt. Dieser kühne Schwabenkopf hatte, ausgerüstet mit glänzenden Kenntnissen und einer wissenschaftlichen Methode, welche die Hegel'sche Dialektik mit eiserner Konsequenz ohne die Hokuspokuskünste des Meisters durchführte, das Ganze der evangelischen Geschichte als ein Gewebe von Mythen zu erweisen gesucht, das um einen schlichten historischen Vorgang entstanden, dessen mythische Deutung auf der alttestamentarischen Messiasidee und der allegorischen Bildersprache ihrer Propheten beruhte. Die Wirkung des Buches war eine unmittelbare; dasselbe aber war doch zu gelehrt, um weit über die theologischen Kreise hinaus zu dringen. Die Zeit jedoch war voll Zündstoff für das Feuer dieser Gedanken. Der Freiheitsdrang der Deutschen, vom Gebiet der Politik mit Gewalt vertrieben, suchte Befriedigung auf dem Gebiete der Religion. Die Stützen des kirchlichen Lebens fühlten das und standen bereit für den Kampf zum Schutze der Kirche, ihrer Autorität und ihrer Privilegien. Mit dem wild gewordenen Stiftler wurde kurzer Prozeß gemacht. Er wurde seiner Repetentenstelle am Tübinger Seminar enthoben und zunächst auf einem Lehrerposten in seiner Vaterstadt Ludwigsburg kalt gestellt. Doch er trug nicht lange die Fesseln dieses Amtes; schon im nächsten Jahr legte er es nieder, um hinfort ganz der Vertheidigung seiner Ueberzeugung als Schriftsteller zu leben. Der Kampf gegen ihn von Seiten der Orthodoxie wurde geführt, als wäre die ganze Geistesarbeit der großen Aufklärer Lessing, Herder, Kant, Schleiermacher nie gewesen, als hätte die wissenschaftliche Theologie nicht längst vorher alle Offenbarungswunder der Bibel auf Thatsachen der Vernunft zurückgeführt.

Mit dem Erfolg seiner Schleiermacher-Rettung zufrieden, reizte es Gutzkow jetzt einen ähnlichen Trumpf auf den ersten zu setzen und dem

kühnen Schwabenkopf mit Lessings „Ungenanntem“ zu Hülfe zu kommen. Lessings Veröffentlichung der Fragmente aus der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ des Hamburger Arztes Reimarus, die er 1774—78 in die Welt schmuggelte unter dem Vorgeben, es seien Findlinge, die er unter den Manuskripten der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, sie hatten nicht in dem Grade das Aufklärungswerk gefördert, die der kühne Herausgeber erwartet. Das weitläufige, etwas schwerfällig geschriebene Buch war im großen Publikum nicht gelesen worden. Diesem die Quintessenz in der Sprache der Gegenwart mundgerecht zu machen war die Absicht eines Manuskripts, das Gutzkow nun schnell verfaßte und dann Hoffmann und Campe zusandte, damit sie es in der Art der „Vertrauten Briefe“ zur Herausgabe brächten. Der sonst so muthige Verleger Julius Campe hatte aber diesmal Furcht, und zwar vor den Hamburger Pastoren. „Metternich, Kaiser Nikolaus, nichts war im Stande, ihm Vorsicht anzurathen, Börne und Heine mochten bringen, was sie wollten, aber die Nachfolger Johann Melchior Goeze's zu reizen wagte er nicht. Als Besitzer eines ansehnlichen Buchgeschäftes wollte er im eigenen Weichbild Ruhe haben. So erhielt ich diesen Auszug aus den Wolfenbüttler Fragmenten von ihm zurück.“ Dies geschah gerade damals, als er jenem Ausruf aus weiblichem Munde „An all das zu denken macht wahnsinnig“ träumerisch nachhing. Die Frage nach den Zuständen, in welche die Menschheit fallen würde, auch wenn sie aufhören würde zu glauben, was im Katechismus steht, hatte ihn tief ergriffen. Sie verwob sich mit dem anderen Thema von der Emanzipation der Ehe von der Kirche, der Emanzipation des Fleisches, wie es die Saint-Simonisten nannten. Auch von einer Wiedergeburt der Religion im pantheistischen Sinne auf Grund der Wirklichkeit und Vernunft schwärmten diese. Jetzt erst ging er tiefer auf ihre Theorien ein, deren falsche Ausführung und Anwendung ihn früher abgeschreckt und zu seinem ablehnenden Urtheil in den „Narrenbriefen“ bewogen. Sein damaliger Standpunkt war derjenige Börne's gewesen, wie er ihn im 66. der „Briefe aus Paris“ zum Ausdruck gebracht: „Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emanzipirt würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte — aber es ist eine Täuschung. Selbstständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe und im

Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.“ Schon in der „Vorrede“ hatte er erklärt, daß es Sache des Romans sei, die Reform der ehelichen Sitten, der Anschauungen über Treue und Liebe vorzubereiten.

„Unter den Blüthenbäumen der Bergstraße, an der kühlen Schlucht des Wolfsbrunnens,“ erzählen die „Erinnerungen“ weiter, habe er der Ausdehnung dieses Begriffs viel nachgeträumt. Auf dem theologischen Gebiete ist das „Fleisch“ ein gangbarer Begriff; die katholische Welt hört ihn alle Tage, wenn sie die Messe besucht. „Aus dem Fleische geboren“ — „Das Wort ward Fleisch.“ Woher die Berechtigung, unter Emanzipation des Fleisches die Entfesselung der Leidenschaften, die Zerstörung der Sitte vorzustellen? Er selbst verstand darunter die Wiedereinsetzung des Natürlichen in allen Lebensverhältnissen, so auch im Leben der Geschlechter. Die in der Vorrede zu den Lucinde-Briefen angesponnenen Gedanken führte er weiter aus: Wenn der Kirche die Ehe entzogen werden soll, muß deshalb die Besiegelung des Herzensbundes aller symbolischen Weihe verlustig gehen? Gewiß nicht. Sache der Poesie ist es, Ersatz zu schaffen. Da fiel ihm die Sigunen-Szene aus „Titurel“ ein. Die keusche Poesie derselben hatte sich, als er bei von der Hagen Germanistik getrieben, seiner Seele tief eingeprägt. Um den Abschied nehmenden Geliebten gegen alle verführerische Anfechtung zu feien, vermählt sich dort Sigune diesem geistig dadurch, daß sie ihm den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit gewährt. Die Poesie des mittelalterlichen Gedichts, dem Schönheitsbedürfniß und der Sinnlichkeit eines christlich-asketisch erzogenen Geistes entsprossen, mischte sich in die realistischen Spekulationen seines kritischen Verstandes. Es trieb ihn, die Sigunenszene aus dem romantischen Duft der Sage, aus dem verschwiegenen Waldesdunkel zu versetzen in die schwüle Atmosphäre eines modernen Boudoirs. Er übersah dabei, daß die Poesie der Szene im Titurel untrennbar ist von dem Umstand, daß Tschionatulander und Sigune fast noch Kinder sind, voll der reizenden Naivetät jugendlicher Thorheit, und daß diese sofort schwindet, wenn ein Geschöpf moderner Verbildung wie Wally und ein verstandeskühler Skeptiker wie Cäsar an ihre Stelle treten. Er fühlte den Mißgriff nicht, mit dem er eine Wirkung voll naiven Reizes in den Eindruck raffinirter Absichtlichkeit verkehrte. Die Dichtung, in der er den Selbstmord der Stieglitz aus geistigen Verzweiflungsmotiven hatte wiederspiegeln wollen, der Eindruck einer jungen Dame, die von den Zweifeln des Deismus fürchtet, sie könnten sie wahnsinnig machen, der Roman, der aus den Fragen der Emanzipation des Fleisches die eine heraushob, welche dem Treuverlöbniß eine höhere

poetische Weihe zu geben bemüht war, diese Pläne, von denen jeder einen ganzen Dichter forderte, mußten sich zu einem einzigen zusammenfügen und dieselbe Heldin, die am Schluß sich das Leben nimmt, um der Qual ihrer Zweifelsucht zu entgehen, mußte im Vordergrund des Romans nach dem Vorbild Sigunes eine neue Art geistiger Anverlobung einführen. Um den Kern jenes Auszugs aus den Wolfenbüttler Fragmenten entstand „Wally, die Zweiflerin“.

Selten ist ein Werk poetischer Art aus so vielen und vielerlei Antrieben und Absichten hervorgegangen. Dichterisches, kritisches, sozialreformatorisches Wollen hatten an ihm gleich starken Antheil, aber vorlaut, ungestüm waren der Kritiker und der Sozialreformator dem Dichter ins Wort gefallen, hatten sie den Vortrag direkt an sich gerissen, wo sie nur dem Dichter ihre Ideen hätten ins Ohr flüstern dürfen. Vor Fülle an Gedanken war die Handlung zu kurz gekommen. Die rein dichterischen Elemente waren zu Episoden herabgedrückt, das didaktische Element überwucherte dieselben nicht nur der Wirkung, sondern der Ausdehnung nach. Die Tagebuch-Einschiebsel in Goethe's Romanen wirken als Episoden, „Wallys Tagebuch“ mit Cäsars Geständnissen über Religion und Christenthum sind dagegen so sehr Hauptsache, daß die skizzenhafte Schilderung der Personen und Begebenheiten daneben schattenhaft erscheint. Kein Wunder! Die Gedanken und Probleme, die seine Personen äußerten, interessirten ihn selbst so mächtig, daß das künstlerische Interesse an der Gestaltung derselben dagegen nur schwach war. Wohl hatte er die Motive für ihre Charakteristik dem eigenen Erleben entnommen, mehr aber als von den Eindrücken, welche er zu der Gestalt Wallys und ihres Gegenbildes Delphine verdichtete, beherrschten sein Gefühlsleben die Reflexionen, welche der Bruch mit Rosalie in ihm noch immer erregte. Ein vom Zweifeln Blasirter und eine durch Zweifel Verzweifelnde in ihren Wirkungen auf einander sind an sich ein schwerer Vorwurf für einen lebensvoll vorwärtsstrebenden Roman. Denn nichts wirkt so lähmend auf den Willen als der Zweifel und wie soll eine fesselnde Handlung zu Stande kommen, wenn auf Seiten der Betheiligten die Unlust zum Handeln gerade das Charakteristische ist. Dieser Mangel an Handlung wird gerade erst recht fühlbar durch die Mittel, wodurch ihn Gutzkow zu verdecken suchte: eine knappgeschürzte, kleine Szenen aneinander reihende Vortragsweise, das Einflechten von Episoden, die voller dramatischer Handlung sind, aber von den Personen des Romans nur erzählt, nicht miterlebt werden, eine Fülle geistvoller Erörterungen über heikle Gegenstände der Religion und Moral, an sich höchst interessant, anregend,

in einem Roman jedoch störend, vom Leser als Ballast empfunden! Um den Kern eines Auszugs aus den Wolfenbüttler Fragmenten einen Roman zu gestalten, der mit diesem zusammen als poetisches Ganze wirkte, dieser Versuch mißlang, war von Anbeginn ein verfehlter. Die Kritik, welche nicht nur von literarischer Seite, sondern auch von Seiten des Bundestags, von Seiten eines badischen Untersuchungsrichters und Oberstaatsanwalts an dem Buche geübt ward, erhielt, wie wir sehen werden, ihre Handhaben hauptsächlich durch die ästhetischen Schwächen des Romans, welche die Tendenz desselben extremer erscheinen ließen, als sie es vom Autor aus war.

* * *

Auf feinem Papier in zierlichem Duodezformat gedruckt, erschien das Buch am 16. August in „C. Löwenthals Verlagshandlung“ in Mannheim. Nur durch sehr splendiden Drucksatz war der Umfang von 20 Bogen erreicht worden, der dem Roman die Zensur ersparte. Das Ganze zerfiel in drei Bücher, von denen das erste in einer kleinen deutschen Residenz und im Taunusbad Schwalbach, das zweite wieder in jener und in Paris, das dritte wiederum in der Residenzstadt spielt. Zeit: die Gegenwart. Auf die Schilderung der Oertlichkeiten, auf die Charakteristik allgemeiner Zustände, der Sitten, der Landschaft, der Einrichtung des Hauses, der äußeren Erscheinung der Personen sind kaum wenige Seiten verwandt. Den Charakter der letzteren lernen wir, wie sichs gehört, nicht durch direkte Schilderung, sondern allmählich durch das, was sie reden und thun, kennen; weß Standes Wally und Cäsar sind, erfahren wir gelegentlich durch zwei hingeworfene Bemerkungen. Im 3. Abschnitt des ersten Buchs blättert Wally bei der Toilette in einigen ihr vom Buchhändler zugesandten Novitäten, „einigen Schriften vom jungen Deutschland“. „Wienbarg,“ sagt sie, „ist zu demokratisch: ich habe nie gewußt, daß ich vom Adel bin, aber mit Schrecken denk' ich daran, seit ich diesen Autor lese.“ Cäsars Stellung in der Gesellschaft lernen wir erst im 2. Buch kennen, wo seine Anwesenheit „auf einem glänzenden Hofball“ den Autor zu der Bemerkung veranlaßt, daß Cäsar nicht tanze, um der Möglichkeit auszuweichen, auf den Wink eines Kammerherrn mit einer der Prinzessinnen tanzen zu müssen. Das Thema der sozialen Unterschiede, Laube's Lieblingsthema, wird sonst aber nicht berührt, Gutzkows Thema ist und bleibt das Verhalten zweier skeptischer Naturen, von denen der Mann Skeptiker aus Ueberzeugung, das Mädchen Zweiflerin aus Mangel an Wissen und Erkenntniß ist bei anerzogenem Hang über

religiöse Dinge zu grübeln, beide unter dem Einfluß der modernen Emanzipationsideen. Das 1. Buch schildert auf 104 Seiten in zwölf äußerst kurzen Kapiteln, wie Cäsar Wally kennen lernt, als gefeierte Schönheit, verwöhnt, kokett in der Lust, ihre Verehrer zu hänseln, aber natürlich und, wie er selbst, von dem Drange beseelt, wahr zu sein über sich und auch gegen sich selbst. Zu Wally's Eigenart gehört es, daß sie durch die Berührung religiöser Fragen sofort ihren heiteren Leichtsinn einbüßt, ohne doch geneigt zu sein, auf den Ernst derselben einzugehen. Noch ehe Cäsar sie näher kennen lernt, muß er fünf Duelle ausfechten, in die ihn eine Laune ihrer Koketterie verwickelt. Ihr erstes Gespräch nimmt gleich eine ernste Wendung, da Cäsar seiner Geistesart nach auch im Scherz stets in philosophische Spekulationen verfällt. Er ergeht sich in allerhand Paradoxien über Muth, Höflichkeit, Liebe, über Musik, die neue Literatur, E. T. A. Hoffmann, Naturschönheit. Ueberall sind seine Einfälle der Ausdruck einer gemachten Empfindungslosigkeit, einer forcirten Blasirtheit. Wally belustigt sich an diesem sprühenden Ideenschaum. Sie selbst nimmt keine Frage ernst. Da gebraucht Cäsar einmal gleichnißweise das Bild eines Schmetterlings. „Schmetterlinge sind zu Gleichnissen verbraucht," ruft sie. „Wie die Unsterblichkeit selbst," ist seine Antwort. Das stimmt sie ernst. Cäsar nimmt das Thema auf. Da unterbricht sie ihn: „O Gott, lassen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken." „Sie stockte. In ihrem Auge sprach sich ein zerreißender Schmerz aus. So hatte sie Cäsar noch nicht gesehen. Sie erhob sich unruhig und war für diesen Abend verschwunden. Cäsar begriff davon nichts. Er war so leichtsinnig, an Alles zu denken, nur nicht an die Religion. Aber Wally hatte ihn entzückt. So weit Menschen dieser Art noch lieben können, war Cäsar außer sich. Er folgte Wally ohne Aufenthalt."

Als sie ihre Tante ins Bad begleiten muß, folgte er ihr auch dahin — nach Schwalbach. In der Langenweile des Bades macht er ihr auf seine Weise den Hof. Er erzählt ihr, was man sich in Schwalbach erzählt. Zwei traurige Geschichten werden zu Episoden. Ein Bürgermädchen im Ort war in einer früheren Saison von einem vornehmen Badegast verführt worden. Er versprach ihr wieder zu kommen und über dem Warten ist das Mädchen verrückt geworden. Auf der Emser Landstraße vor dem Hotel ‚Zu den beiden Indien' steht das Bärbel jetzt jeden Tag und bricht in Thränen aus, wenn Wagen auf Wagen den Erwarteten nicht bringt. Wally hat für dieses Schicksal kein Mitleid. Sie bittet Cäsar, ihr keine solche Geschichten zu erzählen. Noch weniger gefällt ihr die nächste: ein Tambour aus Wiesbaden war

von einem Mädchen in Schwalbach geliebt, bis ihn ein Trompeter von der Artillerie, der Schöneres blasen konnte und eine schönere Uniform hatte, bei ihm ausstach. Der Tambour nahm sich das schwer zu Herzen und als schließlich die beiden Glücklichen Hochzeit hielten, schlich er sich in tiefer Mitternacht unter die Fenster ihrer Wohnung mit seiner Trommel und begann seinem Instrument eine schwermüthig sanfte Trauermusik zu entlocken — immer zu, immer zu: die Töne hoben sich, die Schlegel wurden dringender, die abgestoßenen Punkte folgten Schlag auf Schlag: da mußte das Weib oben aufspringen vom süßen Lager; die ganze Straße schien zu grollen. Sie riß das Fenster auf. Doch draußen war's still; der Tambour war nirgends zu sehen, am andern Tag schifft man seine Trommel und später ihn an der Rheinbrücke auf. — Wally verweist Cäsar solche traurige Geschichten. — Bisher hatte es geregnet. Jetzt bringt der Sonnenschein tausend Aufforderungen zu Ausflügen. Auf einem solchen bricht auch die künstliche Starrheit des Empfindens in Wally. Auf einem schönen Fleck Erde, wo ein Baumstamm ihnen einen Ruhesitz geboten, überkommt sie das Bedürfniß der Hingabe. Cäsar ist beglückt; aber selbst jetzt stört ihn die Reflexion. Nicht die Liebe zieht ihn zu Wally's Füßen, sondern ein Gedanke, der Gedanke an jene Augenblicke, wo wir, überdrüssig der konventionellen Formen des Lebens, zu aller Welt herantreten möchten und ihr zurufen: „O warum dies Gehäuse von Manieren, diese Verhüllung des Menschen in und an dir. Warum Zurückhaltung, du, mein Bruder, du, meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist, eine Hand wie ich zum Drucke, einen Mund wie ich zum Kusse hast." Und Wally läßt die Umarmung Cäsars zu: nicht, weil sie ihn liebte, oder aus Egoismus, aus Stolz, einen Mann überwunden zu haben, sondern weil sie sich als das schwache Glied der großen Wesenkette fühlte, die Gott erschaffen hat. Ihr ist, als ob die Küsse Cäsars allen Millionen gölten unterm Sternenzelt. Der Autor schließt diesen Abschnitt: „Sehet da eine Szene, wie sie in alten Zeiten nicht vorkam! Hier ist Raffinirtes, Gemachtes, aus der Zerrissenheit unsrer Zeit Geborenes — aber was ist die egoistische Geschlechtsliebe gegen diesen Enthusiasmus der Ideen, der zwei Seelen in die unglücklichsten Verwechslungen werfen kann." Zu einem innigeren Anschluß kommt es bei diesen kranken Seelen nicht. Die Melancholie eines nach Schwalbach gekommenen Freundes von Cäsar scheint beide zu bedrücken. Als Waldemar darüber klagt, daß die Religion ihm keine Stütze sei in der Schwermuth, die ihn bedrücke, und Cäsar dazu bemerkt, daß Religion ja das Produkt der Verzweiflung sei, wie dieselbe dann

die Verzweiflung heilen solle, wird Wally in große Aufregung versetzt. Die Entdeckung, daß Waldemar der Verführer des tollen Bärbel und die Nachricht, daß dieses sich das Leben genommen, rührt sie weniger als die Trostlosigkeit seiner Skepsis. Auch die Episode vom verrathenen Tambour findet ihre Fortsetzung im Roman: Wally wird durch einen Zufall Zeugin des gräßlichen Todes der seit jener Nacht von einem unheimlichen Wahn gefolterten Trompetersfrau. Die Töne jenes nächtlichen Trauermarsches klingen ihr plötzlich im Ohr, stärker und stärker werdend: vor den gräßlichen Tönen flieht sie schließlich in den Tod. Am nächsten Tage erklärt Wally ihrer Tante, daß sie nicht länger mehr an dem Orte bleiben könne, der sie andernfalls umbringen werde. Ihre Abreise, bei welcher Cäsar das Nähere über jenen Todesfall berichtet, beschließt das erste Buch des Romans, dessen poetische Partien in jenen Episoden bestehen, während Wally und Cäsar, an sich unerquicklich als Charaktere, uns deshalb noch besonders kalt lassen, weil der Erzähler selbst in einer künstlichen Kälte und Knappheit des Ausdrucks ihre Seltsamkeiten ohne nähere Motivirung läßt, sondern hinstellt als Selbstverständlichkeiten nach den Bedingungen ihres Charakters.

Der Mangel dieser Technik macht sich noch fühlbarer im zweiten Buch. Wally geht eine Konvenienzehe mit einem abgelebten Diplomaten, dem „sardinischen Gesandten" ein, der nur ihre Mitgift liebt und sich später als ganz gemeiner Gesell erweist. Sie thut dies, während ihr Herz die Neigung für Cäsar weiter empfindet, die sie ihm erst jetzt, nachdem die Verlobung vollzogen, ganz gesteht. Sie ladet ihn zu einem Stelldichein bei sich und hier ist es, wo Cäsar die Bitte an sie richtet, sich mit ihm, vor der Hochzeit mit dem Gesandten, nach dem Vorbild Sigune's geistig zu vermählen. Wally verläßt ihn nach diesem Antrag empört. Von Cäsar aber heißt es, daß er in kindlichster Unschuld diese Forderung gestellt, ohne jeden sinnlichen Nebengedanken. Wally fühlt dies nachträglich und bereut ihr Benehmen. Die Vorstellung hat sich ihrer Phantasie bemächtigt; sie liest im Titurel nach, wie Wolfram diese Scene geschildert; sie schämt sich ihrer Scham und schreibt an Cäsar, sie wolle seinen Wunsch erfüllen. Der Vorgang selbst ist nur andeutend, auf wenigen Zeilen geschildert. Sie bleibt dann auch Cäsar treu trotz ihrer Ehe, die sie mit ihrem Mann, dem sardinischen Grafen, in getrennten Schloßflügeln führt. Warum, wozu diese unnatürliche Ehe? dieses unnatürliche Verhalten Cäsars, der jene geistige Vermählung auch gleich einer Treuverpflichtung auffaßt? Eine neue Episode lenkt uns ab von diesen Fragen. Wally lebt in Paris, wohin ihr Gatte versetzt ward. Dieser

„sardinische Gesandte“ ist ein Ausbund von Schlechtigkeit. Er hat einen Bruder, einen exzentrischen Menschen. In diesem nährt er eine unselige Neigung zu Wally, damit er sein Vermögen nicht in Pariser Vergnügungen und Ausschweifungen verschwende. Dieses Vermögen hat er in Verwaltung und sucht es an sich zu bringen. Er arbeitet planmäßig, um das Hirn des Bruders zu verrücken, ihn zum Selbstmord zu treiben. So wird Wally, während sie aus Sehnsucht nach Cäsar erkrankt, das Werkzeug einer nichtswürdigen Intrigue. Ihr erscheint Jeronimo einfach albern und sie behandelt ihn danach. Der unglückselige Jeronimo gelangt schließlich auf die fixe Idee, sich vor Wally's Augen das Leben zu nehmen. Er schießt sich vor ihrem Fenster todt, nachdem er den Sims erstiegen. Aus dieser Situation befreit sie Cäsar, der zur rechten Zeit kommt, nach ihr zu sehen. Auf ihren Wunsch entführt er sie nach Deutschland und bringt sie in ihre heimischen Verhältnisse zurück. Damit schließt das zweite Buch. Von einer Pflicht Cäsars, nun Wally zu heirathen, ist hier und auch später nicht die Rede.

Das dritte und letzte Buch (113 Seiten) besteht aus drei Theilen: Wally's Tagebuch, Cäsars Geständnisse über Religion und Christenthum und wenige Blätter, die Wally's Ende melden. Das Tagebuch beginnt mit der Versicherung, wie sie Cäsars Liebe beglücke. Doch bald gesteht sie, daß eine Freundin von ihr Cäsar mehr anziehe. Delphine ist Jüdin, aber frei erzogen. Sie besitzt die Bildung der Christen, ohne den Zwang der christlichen Dogmen. Glücklich sei Delphine zu nennen, denn niemals werde ihr die Religion irgend eine Aengstlichkeit machen. Für christliche Männer, welche widerspenstig gegen den Katechismus sind, müsse die Liebe einer Jüdin von besonderem Reize sein. Sie nähmen hier weder Bigotterie noch eine Zerrissenheit wie die ihrige in den Kauf. Bei Cäsar komme hinzu, daß er die Ehe nicht als kirchliche Institution gelten lassen wolle. Das Sakrament der Ehe sei nach seiner Theorie die Liebe, nicht des Priesters Segen. „Eine Ehe zwischen einer Jüdin und einem Christen kann zwar nicht bei uns, aber in andern Ländern geschlossen werden; es ist eine rein zivile Ehe vor den Gerichten, ein Akt der geselligen Uebereinkunft. Ich glaube fast, Cäsar könnte deshalb seine Neigung zu Delphinen ins Aeußerste treiben. Schon bemerk' ich, wie eifrig er sie sucht.“ Sie verliert auch richtig Cäsar an Delphine. Der Zauber der Sigunenscene bewährt sich also nicht. Wally, von Cäsar zu skeptischer Spekulation erzogen, findet sich ohne ihn — allein, dem wachsenden Chaos ihrer Zweifel gegenüber. Es folgen nun Tagebuchblätter, welche ihre Lektüre reflektiren. Sie liest die Fragmente des

Wolfenbüttler Ungenannten. Es jammert sie der „kindlichen märchenhaften Sage", die der Autor mit so vieler Grausamkeit vernichtet. Sie kann den Spott geistreicher Denker über das Heilige nicht ertragen. Je mehr sie studirt, je mehr fühlt sie, daß sie nur glauben und nicht denken könne in göttlichen Dingen, daß sie Trost und Halt und nicht Erkenntniß suche. Sie schreibt an Cäsar, er solle ihr seine ernsthafte Meinung über Religion und Christenthum aufschreiben. Inzwischen liest sie „Rahel" — „Bettina" —, aber bei beiden findet sie nicht den Frieden der Seele. Ihr Zustand wird immer erregter, verzweifelter. Da erhält sie Cäsars Glaubensbekenntniß.

Diese „Geständnisse" sind mehr, als was Gutzkow später von ihnen gesagt hat: ein Auszug aus des Reimarus Fragmenten. Es sind in großen Zügen angestellte Betrachtungen über die Versuche der Menschheit, über die Gottheit ins Klare zu kommen: „Religion ist Verzweiflung am Weltzweck." Kennten wir die großen Zwecke des Weltganzen mit all seinen Einzelentwickelungen, wir brauchten nicht das Surrogat einer Religion. Aus dieser Thatsache ergebe sich der natürliche Ursprung derselben, die Akkomodation der göttlichen Begriffe an den jedesmaligen Bildungsgrad, und zuletzt die Unmöglichkeit historischer Religionen bei steigender Aufklärung. Die Entstehung des Christenthums und die Darlegung des historischen Elements der Christuslegende klingt an den Geist der Wolfenbüttler Fragmente, auch an Strauß an; in dieser knappen Bestimmtheit fällt die Schärfe der Kritik noch mehr auf als dort. Jesus wird darin zwar der edelste Mensch der Geschichte, aber auch als ein Schwärmer bezeichnet, „der durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben kam, er sei schon seinen Vorfahren als Befreier seiner Nation verkündigt worden." Im weiteren Verlauf wachsen die Geständnisse aber aus zu einem Gegenstück von Heine's Buch über die protestantische Philosophie. Auch sie sprechen von Luthers, Kants, Schellings, Hegels Verdiensten und — Versäumnissen. Beachtenswerth ist besonders der Ausspruch, daß die deistische Philosophie des 18. Jahrhunderts darum ohne größere Wirkung blieb, weil sie bald zu frivol, bald zu witzig war. „Der unsittliche Reformator macht nirgends Glück. Der Witz ist einer so großartigen Institution, wie das Christenthum, gänzlich unangemessen." Ueber Hegels Philosophie heißt es, daß sie sich auf den Geschichtsprozeß gründe und daher auch gut im Stande sei, das Christenthum als solchen aufzufassen: Hegels Maßstab sei aber überall die Vergangenheit. Der gesunde Theil der Menschheit werde auch das Christenthum der Vergangenheit überlassen. Unser Zeitalter sei politisch, aber nicht gottlos;

was sich der politischen Befreiung entgegenstelle, werde von ihm bekämpft. Daher das Streben rechts und links, die Religion zu einer Sache der Politik, die politische Freiheit zu einer Religion zu machen. In letzterer Beziehung verweist er auf den St. Simonismus und Lamenais' „Worte eines Gläubigen". Der erstere wolle den Staat von der Kirche, dieser die Kirche vom Staate befreien. Der St. Simonismus wolle das Christenthum beseitigen und durch neue Institutionen auf materieller Basis ersetzen, die Worte eines Gläubigen wiesen auf den demokratischen Ursprung des Christenthums zurück und verkünden unverhohlen dessen republikanische Tendenz. Beide seien unklar, der eine zu philosophisch, der andere zu katholisch, beide aber seien Symptome idealer Bedürfnisse der modernen Menschheit. Das Weitere sei in die Hände die Zeitgenossen gegeben. Die Geständnisse schlossen mit folgendem prophetischen Ausklang: „Ich höre draußen simultanes Glockengeläut: katholische und protestantische Töne. Es ist Pfingsten, ein Fest, wo man zwar nicht mehr so plötzlich wie einst in Jerusalem, gut Englisch, Spanisch und Sanskrit lernt, was mir sehr lieb wäre: wo aber der heilige Geist auf alle Welt ausgegossen wurde. Wir leben in der Zeit des heiligen Geistes, von dem Christus selber sagt, daß er uns in alle Wahrheit führen und freimachen würde. So scheint es sogar jener Mann gewußt zu haben, daß die Geschichte immerdar ihre eigene Autorität bleibt, daß der Weltgeist rastlos wirkt und in uns schafft und die Wahrheit zuletzt nur der Gottesdienst im Tempel der Freiheit ist. Wir werden keinen neuen Himmel und keine neue Erde haben; aber die Brücke zwischen beiden, scheint es, muß von neuem gebaut werden."

Für die Leserin dieser Geständnisse hat dieses simultane Glockengeläute keinen Klang und sie sieht nicht die neue Brücke zwischen Erde und Himmel, sie hört nur den Einsturz der alten. „Wally saß da, versteinert wie Niobe, der man das Liebste und Theuerste wegschießt. Sie flüsterte sich zu: Ich sterb' auch mit ihnen." Immer fester wurde in ihr die Ueberzeugung, daß ohne Religion das Leben des Menschen elend sei. Sie hatte nichts in sich, nichts um sich, was sie zurückhielt. Die wenigen Blätter, auf denen uns Gutzkow ihren Entschluß, ihre Vorbereitungen zum Selbstmord und diesen selbst schildert, sind in poetischer Beziehung das Beste von den so ungleichen Bestandtheilen des Romans.

Derselbe schließt mit den Worten: „Sie wurde mit Gepränge bestattet. Die, welche am Grabe standen, beweinten nicht sie selbst, sondern nur ihre Jugend." Wem fällt da nicht der Schluß von Werthers Leiden ein: „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet." In

seinem Nekrolog auf Ch. Stieglitz (Phönix, Literatur-Blatt Nr. 8, 25. Februar) hatte Gutzkow geschrieben: „Wer das Genie Goethe's besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben. Denn es sind ganz moderne Kulturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorgeht, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.“ Den Roman „Charlotte Stieglitz“ hat Gutzkow nicht geschrieben. Mundt bot dafür einen Ersatz in dem „Denkmal“ Charlotte Stieglitz. Aber ein Seitenstück zum Werther glaubte er allerdings zu schaffen, als er aus den Gährungen seines Geistes und den Erlebnissen seines Gemüthes einen Roman zu gestalten begann. In seinen Phönixkritiken finden sich noch mehrfache Spuren, wie sehr ihn in jenem Sommer der Gedanke an Goethe's Frankfurter Jugendroman beschäftigt hat. Auch in technischer Beziehung finden sich Analogien, z. B. in der Ausnutzung der Episode. Aber der Vergleich hat im übrigen nur das niederschlagende Ergebniß, daß alles, was dem Werther den unsterblichen Reiz von ins Herz greifender Poesie verleiht, der Wally fehlt. Die Ursachen schilderten wir. Sie lagen zum Theil im Stoff, sie lagen in der Absichtlichkeit, im ungeschickten Aufbau, vor allem an der Verquickung poetischer Elemente mit rein didaktischen. Hier trug die Poesie nicht nur „die Blendlaterne des Ideenschmuggels“, hier schwang der radikale Aufklärungseifer des jungen Schwärmers flackernde Brandfackeln in das Helldunkel der Lebensschilderung. Unheilvoll hatte das Studium der „Lucinde“ so kurz vor diesem dichterischen Versuche gewirkt. Und die Schlegel'sche Weise fiel dem jungen „Spekulativus“ leichter als die Goethe'sche naiv-realistische Art. So wurde, was als Seitenstück zu Werther geplant war, ein Seitenstück zur Lucinde, von welcher Gutzkow selbst in der Vorrede zu Schleiermachers „Briefen“ treffend gesagt hatte, daß sie nicht eigentlich ein Roman, sondern das „Programm zu einem Roman“ sei.

* * *

Und doch müssen wir den Aufwand von Geist, von Talent und Willenskraft bewundern, der dieser Arbeit zu Grunde liegt. Und doch spiegelt dieser beunruhigende Roman des Zweifels und voll Zweifel eine Einheit im Charakter seines Autors, dessen geistige Gährung typisch war für die geistige Gährung der Zeit. Wie in einem Rausch seines ganzen geistig-seelischen Wesens hatte er das Werk geschaffen, aus

diesem war es schließlich in einem Gusse erflossen, das Gefühl, etwas ihm Ureigenthümliches und doch der Zeit Gemäßes literarisch gestaltet zu haben, durchzitterte ihn noch, als er kurz nach Beendigung der Arbeit — am 16. Juli — an Cotta schrieb: „Sie zürnen mir, der A. Zeitung wegen, wo ich nicht Alles einhalte, was ich versprochen habe. Aber Sie erinnern sich, daß wir nur ungefähre Maßstäbe festsetzen wollten. Ich habe mich durch einige Reisen erholt, habe in einer fieberhaften Aufregung von drei Wochen einen ganzen Roman geschrieben; jetzt bin ich wieder ruhig, objektiv besonnen und denke in solchen Stimmungen immer an die A. Zeitung. Gestern sandt' ich zwei Artikel „Rhapsodien über England" nach Augsburg, denen alsbald unter gleichem Titel weitere Fortsetzungen folgen werden." Etwas mehr als drei Wochen hatte er allerdings trotz der fieberhaften Hast, in die er gerathen war, zu der Arbeit gebraucht. Bei den Akten des Wally-Prozesses, die im Badischen Landesarchiv zu Karlsruhe lagern und mir von deren Direktor Herrn Geheimrath Fr. von Weech zur Benutzung anvertraut wurden, hat sich jener Brief Gutzkows an Löwenthal vom 5. Juni erhalten, in dem dieser davon spricht, daß er täglich an der Wally arbeite. In vierzehn Tagen hoffe er fertig zu sein, ein Drittel sei bereits fertig. Er arbeite con amore, und wisse, daß er etwas Hübsches liefere. Wenn Löwenthal das Buch durchaus haben wolle, so solle er veranlassen, daß es in Frankfurt unter Gutzkows Aufsicht gedruckt werden könne. „Ich möchte gern, daß Du nicht eine Zeile von dem Roman sähest, ehe er nicht im Druck fertig ist und sich Dir sauber zu Füßen legt!" „Die höchste Eleganz ist erforderlich . . . Versieh hierin um Gotteswillen nichts." Es ist dies der Brief, von welchem Löwenthal in dem Verhör sagte, daß er ihn dem Staatsminister Winter eingereicht habe.

Derselbe enthält aber auch interessante Ergänzungen der wenigen Nachrichten, die uns den jetzt erfolgenden Zusammenschluß der „jungen Literatur" näher veranschaulichen. Wie Löwenthal, der später nach seinem Uebertritt zum Christenthum den Namen Löning annahm und als solcher dann in Frankfurt Begründer der Literarischen Anstalt (Löning und Rütten) wurde, in welcher die erste Ausgabe von Gutzkows Gesammelten Schriften erschien, noch kurz vor seinem Tod mir des Näheren erzählt hat, hatte er nach Erledigung seines Doktorexamens von den Seinen die Zustimmung erhalten, sich dem Verlagsbuchhandel im Sinne der neuen Richtung zu widmen. In verschiedenen Blättern hatte er darauf eine Aufforderung an die „Schriftsteller des jungen Deutschland" erlassen, sich mit Verlagsanträgen an ihn zu wenden. Gutzkow war

ihm in allem Führer und Berather. Auf die Freundschaft mit diesem war sein ganzer Lebensplan gestellt. Als im August eine kleine Verstimmung eintrat, schrieb er an ihn: „Ich sage Dir nicht mehr, was ich für Dich innerlich fühle, daß mir Deine Freundschaft, Dein Wohlwollen unentbehrlich geworden ist, daß Du allein seit zwei Jahren der unwillkürliche Lenker und Leiter aller meiner Gedanken, meiner Gefühle, meiner Entschlüsse, meiner Handlungen warst.“ Auf diese Zeit kühner Unternehmungslust zurückblickend, die ihm doch so verhängnißvoll ward, hatte er noch im Alter für seinen Führer und „Verführer“ die wärmsten Worte aufrichtiger Bewunderung. Von all den jungen Autoren habe Gutzkow allein das Wesen einer genialen Persönlichkeit gehabt. Trotz aller geistigen Energie sei er im Umgang bescheiden, treuherzig, anspruchslos gewesen. Er war von innerster Natur geneigt zu freundschaftlicher Hingabe und konnte in Ernst und Scherz eine hinreißende Liebenswürdigkeit entfalten. Offen, natürlich, lebensfroh, durchaus nobel im geselligen Verkehr, freilich auch empfindlich und reizbar, im Affekt aufbrausend und unbesonnen. Ein guter Haushälter, nie Schulden machend, für die Seinen sorgend, bei guten Einnahmen stets bereit, vom Arbeitstag auch festliche Stunden zu pflücken. So schilderte ihn Löning aus der Erinnerung des Alters ... Zu den Unternehmungen, die sofort geplant wurden, gehörte ein „Almanach“ der jungen Literatur. Die Theilnahme für das traurige Geschick des auf das Weichbild von Naumburg gebannten Laube bestimmte sie, diesem die Herausgeberschaft zu überlassen. Laube, Kottenkamp, Beurmann, Schlesier, der inzwischen in einer Schrift „Goethe und die Weltliteratur“ seine Ansichten niedergelegt hatte, Wienbarg, der als Redakteur der Literarischen Blätter der Hamburger Börsenhalle zu keiner Einigung über die Ziele mit dem Besitzer gelangt war und eben bei Campe seine „Wanderungen im Thierkreise“ hatte erscheinen lassen, wie noch eine ganze Reihe anderer Autoren — auch Mundt — gliederten sich damals innig um Gutzkow. Bis auf Laube kamen die Erstgenannten nach Frankfurt, um hier als Schriftsteller der neuen Aera Stellung zu finden. Im Archiv der Cotta'schen Buchhandlung befinden sich Briefe, aus denen hervorgeht, daß Gutzkow damals Schlesier und Wienbarg für bestimmte Zwecke sehr warm an Cotta empfahl. Der Brief an Löwenthal vom 25. Juni eröffnet in das Treiben Einblick. Gutzkow verwendet sich darin für Kottenkamp, der ein sehr guter Uebersetzer sei und erwähnt Bauernfeld in Wien als Beisteurer zum Verlage. Weiter heißt es: „Deine Fragen beantworte ich folgendermaßen: Erstens, der Almanach bringe alles, was

die Autoren geben wollen. Zweitens: Mitarbeiter seien: Laube, Pückler, ich, Lewald, Wienbarg, Schlesier, Julius Mosen, Louis Lax, Heine; Namen genug! Die Schwaben laß mir weg! Rückert aber fordere auf. Drittens, Honorar für die Mitarbeiter bestimmt sich nach dem Autor . . . bei 16 Seiten also 2, 3, 4 Louisdor je nachdem. . . . Laube soll mäßig sein und bedenken, daß Correktur 2c. für ihn ganz wegfällt, und sich für seinen Namen mit 10 Friedrichsdor begnügen: für die Beyträge soll er mit 2½ Friedrichsdor zufrieden seyn, er, der die Ehre hat und für die Zukunft denken muß und mit dem Buchhändler Hand in Hand geht. Fünftens, das ju[nge] Deutschland schleppt aus Wi[e]n[barg]s Buch nach und ist unnütz." Die von ihm veranlaßte Sammlung von Laube's besten Aufsätzen aus der Eleganten, die dann unter dem Titel „Moderne Charakteristiken" bei Löwenthal erschien, bewegt ihn zu folgender Bemerkung: „Moderne Schilderungen ist sehr trivial. Das Wort Modern sollte ganz fehlen: warum nicht Charakteristiken zur Geschichte und Literatur?" Laube ließ sich sein Lieblings-Schlagwort „Modern" freilich nicht nehmen, akzeptirte aber die „Charakteristiken". In seinen „Erinnerungen" hat er hervorgehoben, daß diese substantivische Ableitung von „charakteristisch" von Gutzkow damals erfunden worden sei . . . So sorgte dieser für alle und alles. Daß er bedacht war, die Schlagworte der Andern nicht aufkommen zu lassen, ist allerdings nicht zu übersehen.

Denn er fühlte sich mit wachsendem Stolz als Führer der neuen Literaturströmung, deren Werden er immer vorausgesagt und die jetzt — allem Anschein nach zu Macht und Ansehen gelangte. Ob er nicht besondere Gründe hatte, sich auf einmal gegen den Gebrauch des Namens „Junges Deutschland" auszusprechen, vermögen wir nicht zu sagen. Im „Phönix" war der Name wiederholt gebraucht worden als Bezeichnung für „die neue literarische Schule, welche überall die Natur und Natürlichkeit fordert", so in einer Berliner Correspondenz von M. (Mügge), in welcher weiter steht: die literarische Koterie Mundts, welche den „Zodiakus" herausgiebt, sei eine Annäherung an diese Richtung. Aber auch in anderen Blättern und im feindlichen Sinne war von dem „jungen Deutschland" die Rede und er, neben Heine und Börne, als „Führer" bezeichnet. Denn nicht ohne Folgen konnte eine Wirksamkeit bleiben, die jede Woche mindestens eine andere Persönlichkeit von Macht und Ansehen zum Kampfe herausforderte wider ein junges Geschlecht neuer Schriftsteller, für das er die Waffen führte. Er stand immer auf der Mensur, und ihn kümmerte wenig, wie die Wunden heilten, wenn nur die Hiebe saßen. Und viele der von ihm geschlagenen Wunden sind nie vernarbt. Bald

sah er sich selbst von allen Seiten angegriffen. Die „schwäbische Dichterschule“ ließ im Morgenblatt einen gewissen Friedr. Rohmer gegen die neue Richtung vorgehen. Victor Aimé Huber, der Rostocker Professor, setzte seine Polemik fort in einem eigenen Organ, den Mecklenburgischen Blättern („Das junge Teutschland und das alte Mecklenburg“, „Kritik, Witz und Freiheit des jungen Teutschland“), in denen auch Lenau zum jungen Deutschland gerechnet wurde, in Hamburg wüthete unter dem Pseydonym G. Stephani ein gewisser Grabau, sowie Wienbargs Spezialgegner Wurm gegen die Neuerer, in Berlin fand das Anathema der Zionswächter vielfältiges Echo. Aber andererseits fehlte es auch nicht an jubelndem Zuruf, der ihn als Führer des jungen Deutschlands begrüßte. Als solcher hatte er Sauerländer zu dem Unternehmen einer Uebersetzung von Victor Hugos sämmtlichen Werken angeregt, für die er über den Führer der gleichzeitigen Literaturbewegung in Frankreich die Einleitung zu schreiben übernahm. Adrian, Laube, Kottenkamp u. A. wurden daran als Uebersetzer beschäftigt. Aus einem Brief Freiligraths an Gustav Schwab geht hervor, daß Gutzkow es war, der ihn als Verdeutscher der Lyrik Hugo's an Sauerländer empfahl; die ersten Resultate dieser für Freiligraths Entwickelung so bedeutsamen Aufgabe erschienen im zweiten Halbband des „Phönix“. Als Führer und Helfer der jungen Freiheitsdichtung hatte ihn schon Ende Februar ein bis dahin völlig unbekannter Dichter begrüßt, der Verfasser eines genialen Tragödienfragments „Dantons Tod“, dem ersten Versuch eines realistischen Geschichtsdramas aus dem Stoff der französischen Revolution. In der Sammlung „Götter, Helden und Don Quixote“ (Hamburg, 1838) hat Gutzkow diesen Brief mitgetheilt. Büchner, tief verwickelt in die letzte deutsche demagogische Verschwörung, die dem Bundestag und Metternich zu trotzen wagte und in Hessen im Pfarrer Weidig von Butzbach ihren thatkräftigsten Führer besaß, hatte „Dantons Tod“ in Darmstadt kurz vor der über ihn verhängten Verfolgung geschrieben, der er sich nach Annahme des Manuskripts für den „Phönix“ durch die Flucht entzog. In diesem Briefwechsel berührte sich das politische junge Deutschland, von dem wir im nächsten Abschnitt zu sprechen haben, mit dem literarischen, das Gutzkow vertrat.

„Mein Herr! Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklichsten Fall die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend giebt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es giebt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit kurzem erblindeten Hauptmann von

der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuskript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich das Manuskript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

„Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

„Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

„Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern. G. Büchner."

Georg Büchner, zwei Jahre jünger als Gutzkow, Sohn eines angesehenen Arztes in Darmstadt, von dessen Fürsorge er sich in Folge seiner politischen Umtriebe vorübergehend losgelöst hatte, bot in den dramatischen Fragmenten „Dantons Tod" eine Probe von so ausgesprochen genialer Begabung, wie sie seit Schillers Räubern kein junger deutscher Dramatiker hervorgebracht hatte. Gutzkow erkannte dies auf den ersten Blick, lud einige Freunde, darunter auch seinen Verleger Sauerländer zu sich und las ihnen die mächtigsten Scenen vor, welche die großen Führer und kleinen Intriguanten der französischen Revolution der Danton'schen Periode in der vollen Nacktheit ihrer Leidenschaften und Begierden darstellte, eine Sprache redend, deren Naturalismus von

der Gewohnheit an die tägliche Blutarbeit der Guillotine und dem Mordbrennerton der Tribüne ihre grelle Farbe erhielt. Da war nichts beschönigt, aber um so ergreifender trat aus diesen grauenhaft wahren Scenen in Gefängniß und Straßen, vor Tribunal und Schaffot die Poesie der thatfrischen Begeisterung eines Danton, eines Desmoulins, die Freundschaft hochstrebender Idealisten, die Liebe kühner Freiheitsheldinnen hervor und die Poesie der Geschichte, welche der unterliegende Danton in dem Ausruf zusammenfaßt: „Ich bin nicht stolz auf meine Thaten. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe." Trotz mancher Uebertriebenheiten einer jugendheißen Kraftgenialität, trotz der mangelhaften Architektur des scenischen Aufbaues, der man die Uebereile der Produktion anmerkte, war die Bewunderung vor dem jugendlichen Talent des Verfassers einmüthig. Auch heute hat noch dieses Urtheil Bestand; „seine Figuren sind alle lebensvoll, interessant und bedeutend . . . es ist alles individuelles, unmittelbar aus den Charakteuren hervorquellendes Erlebniß" heißt es nach ähnlichen Einschränkungen in der Geschichte des neueren Dramas von Rob. Proelß. Nachdem Gutzkow sich bereit erklärt, daß Stück für den „Phönix" zensurmöglich zu machen, d. h. durch künstlerisch schonende Handhabung des Rothstifts der dreinfahrenden Scheere des Zensors zuvorzukommen, erklärte sich Sauerländer noch am selben Abend bereit, die Dichtung für den „Phönix" wie für seinen Buchverlag zu erwerben. In Nr. 73 (26. März) der Zeitschrift erschien der Anfang des bearbeiteten, vielfach gekürzten „Danton". Der ächte Danton von Büchner ist nie erschienen. Karl Emil Franzos, der Biograph und Herausgeber der Gesammelten Werke des schon am 19. Februar 1837 verstorbenen Dichters, hat mit Recht bedauert, daß das Original-Manuskript damals verloren ging. Gutzkow hat sich aber in dieser Sache, indem er nach Möglichkeit den Dichter vor irgend einer Verzweiflungsthat, sein Werk aber möglicher Weise vor völligem Untergang schützte, als wahrer Retter bewährt. Noch war Büchner nicht im Besitz des Honorars von 100 Gulden, das ihm Sauerländer unter der angegebenen Adresse schickte, so eröffnete auch schon ein Steckbrief im Frankfurter Journal ihm und Gutzkow, daß dieses junge Genie nicht nur ein Dichter der Revolution sei, sondern ihr auch mit Leib und Seele sich verschworen habe. Er hatte seit Beginn der Untersuchungen gegen Weidig wegen der Verbreitung des revolutionären „Hessischen Volksboten", den Büchner mit Schulz verfaßt, sich nur noch heimlich in Darmstadt aufgehalten und der Verhaftung noch in der letzten Stunde durch die Flucht entzogen. Er ging nach Straßburg, wo er schon früher studirt

hatte. Der Steckbrief bezeichnete Büchner als „Student aus Gießen“. Das war Alles, was Gutzkow und Sauerländer über die politischen Umtriebe ihres neuen Mitarbeiters damals erfahren konnten. In Straßburg, wo Büchner eine Braut hatte, brachte er mit Eifer seine medizinischen Studien zum Abschluß. Für die Sauerländer'sche Hugo-Ausgabe übersetzte er die Marie Tudor und Lucrezia Borgia. Die Goethe-Erinnerungen Straßburgs, das Gedenken an jene klassische Sturm- und Drangperiode, der jetzt die politische gefolgt war, führten ihn zur Beschäftigung mit Lenz. Das Fragment einer Novelle, das er hinterließ, als er 1837 in Zürich einem Nervenfieber erlag, hatte den unglücklichen Jugendfreund Goethe's, dessen Drama „Sturm und Drang“ der Genieperiode ihren Namen gegeben, zum Gegenstand. Von Gutzkows Versuchen „die Gesellschaft mittels der Idee, von der gebildeten Klasse aus zu reformiren“, erwartete er nichts. Er glaubte nur an radikalere Mittel von unten auf, aber seine Erfahrungen hatten ihn auch hierin zur Resignation getrieben. Der Geist der Zeit sei allenthalben zu materiell. Kurz vor seinem Tode hatte er die Philosophie zu seiner Wissenschaft erhoben. „Büchner würde,“ so schrieb Gutzkow nach demselben, „wie Schiller seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Tod.“ Daß Büchners „Danton“ nicht ohne Einfluß auf Gutzkow als Dramatiker blieb, davon war dann, wenige Monate nach der Bekanntschaft, dessen „Hamlet in Wittenberg“ ein Beweis. Die dramatische Prosa, die hier gesprochen wird, weist Nachklänge auf aus der Sprache des „Danton“.

Ein anderer junger, später berühmt gewordener Dichter, der damals noch unbekannt und nur im Vorhof der Poesie, der idealistischen Spekulation stehend, dennoch viel in sich hatte, was auf Gutzkow bleibenden Eindruck machte, war Berthold Auerbach, der in jenem Sommer sich in Heidelberg aus einem zweifelvollen Rabbinatskandidaten zu einem begeisterten Apostel des Pantheismus Spinoza's entwickelte. Von Mannheim aus, wo Gutzkow als Gast Löwenthals im April und Mai weilte, war er viel in Heidelberg. Hier dürfte das Manuskript, das Cäsars Geständnissen zu Grunde lag und auch sonst ein Theil der Wally entstanden sein. Von den Bekanntschaften, die er hier machte, trat ihm der jugendliche Dialektiker aus dem Schwarzwalddorf Nordstetten besonders nahe. Am 10. Juli schrieb dieser an seinen Vetter Jakob: „Gutzkow war mehrere Wochen hier, er ist mir Freund geworden.“ Er erwähnt eines Artikels im „Phönix“,

den dieser über jüdische Theologie geschrieben und der Ideen enthalte, die sie beide mit einander ausgetauscht hätten. Wir finden den Aufsatz in Nr. 22 des Literatur-Blattes. Er beschäftigt sich mit dem eben erschienen Probeheft einer wissenschaftlichen Zeitschrift für die jüdische Theologie und im allgemeinen mit der Frage, was von konservirenden Reformen des Judenthums zu erwarten sei. Er wendet sich gegen die jüdische Orthodoxie, die den frischen Emanzipationsbestrebungen eines Gabriel Rießer und seiner Gesinnungsgenossen fern bleibe. Wie die meisten dieser Phönix-Artikel Gutzkows schließt derselbe mit einer begeisterten Prophetie, die er bittet, „nicht dem Christen, sondern dem Denker anzurechnen". Als Religion der Offenbarung sei das Judenthum ein morscher zerfallener Rest. „Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr ist. Es war für ein Land, für einen Erdtheil berechnet, aus dem seine Bekenner herausgerissen sind. Das Judenthum hörte schon auf als es keine Opfer mehr bringen durfte." Dagegen als Religion der Natur sei das Judenthum ein Glaube, der Verheißung habe. „Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai, euren Rachegott, diesen anthropomorphistischen Jehova, dessen Namen ihr nicht aussprechen dürft, und bereitet euch vor, auf die große universelle Weltreligion, deren Taufe und Beschneidung im Handschlage liegen, deren Symbol aber lauten wird: Thuet recht und scheuet niemand!" Durch diese Prophetie tönt dasselbe simultane Pfingstgeläute, mit dessen Friedensgruß die „Geständnisse" in der Wally ausklingen, dort über die Grenzmauern schwingend, welche die christlichen Confessionen scheiden. Und wie dasselbe in dieser Richtung später von Gutzkow symphonische Ausgestaltung gefunden hat in dem Romane „Der Zauberer von Rom", so schwillt der hier für das Judenthum angeschlagene Ton zum mächtigen Choral in dem Trauerspiel „Uriel Acosta" —

„In's Allgemeine möcht' ich gerne tauchen,
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!"

Dieser Sehnsuchtslaut des Acosta hat zusammengefaßt, was er damals schon fühlte als er mit Berthold Auerbach unter dem Epheu der Ruinen des Heidelberger Schlosses disputirte, mit einem jugendfrischen, für alles Große und Schöne begeisterten Juden, der mit funkelnden Augen und dunkelbraunem lockigen Haar, dieselbe Werde- und Freiheitslust kundthat, dasselbe Interesse für die Bildungsfragen der Zeit, für die höchsten Interessen der Nation hegte, wie er. Auch dieser ein früherer Burschenschafter, wofür er sogar auf den Hohenasperg gekommen war. Als

Schriftsteller hatte er sich bisher nur durch eine populäre Darstellung des Lebens und der Werke Friedrichs des Großen bewährt, die er unter dem Namen Chauber für Scheible in Stuttgart schrieb, ging aber jetzt schon damit um, das Leben Spinoza's womöglich dichterisch zu gestalten.

Eine andere Heidelberger Bekanntschaft von viel gesetzterem, ruhigerem Wesen war ein junger Dozent der Philosophie, Karl Fortlage, der spätere Jenenser Psychologe. Daß auch er den Frühlingsglauben Gutzkows theilte, bestätigt ein Brief, der sich in dessen Nachlaß erhalten hat. Derselbe, Heidelberg, 23. Juni geschrieben, begleitete ein Exemplar seiner „Meditationen über Plato's Symposion". „Schon einmal las ich von Ihnen die Aeußerung, daß ein gewisses gefühlloses Bramarbasiren gegen unterdrückte und niedergetretene Kräfte vorzüglich jetzt einer kräftigen Opposition bedürfe, wenn sich die Blüthen der Zukunft entwickeln sollen. Jene Rohheit lebt aber nicht bloß in den Erscheinungen, wo Sie dieselbe rügten, sondern sie ist es, welche an sehr vielen anderen Verhältnissen unseres Lebens die schon unter der Decke schlummernde Zukunft noch niederdrückt. Denn diese lebt in den keimenden und unterdrückten Kräften, und ihre Pflanzen trinken den Thau der Thränen und Verzweiflung. Ueber sie triumphirt der kalte Hohn, für welchen dasjenige nicht vorhanden ist, welches sich in ungünstiger Atmosphäre noch keinen Glanz zu verschaffen weiß. Glauben Sie mir, die von Ihnen im Maha Guru Th. 2 S. 164 ff. so trefflich geschilderten Menschen sind es, in welchen jetzt der Progreß der Zukunft liegt, und gerade derjenige, welchen Sie selbst erstreben, wie ich aus Allem, was ich von Ihnen kenne, schließen muß. Ein edleres Leben in Religion, Sitte und Wissenschaft bedarf fast nur der lauten Aussprache, daß es vorhanden sey, um vorhanden zu seyn. Ich weiß nicht, ob ich mir selbst einige Kräfte zur Herbeiführung eines besseren Zustandes zutrauen darf, denn ich habe meine Wohnung in den abstrakten Gegenden der Philosophie aufgeschlagen, und werde stets und unter allen Umständen in ihnen beharren, weil ich hierin meine Bestimmung erkenne. Die Metaphysik schärft den Blick gewöhnlich nicht für nahe Lebensverhältniße, sie schärft ihn aber oft für die Umfaßung des Fernen und Großen. Und ich kann mir, wenn auch gegen den Anschein des Augenblicks, nicht anders einbilden, als daß ich in meinen Meditationen einige Töne angegeben habe, welche an vielen Orten in der Stille mächtigen und wirksamen Anklang finden dürften. Und so wünsche ich, daß auch Sie meine Meditationen befreundet aufnehmen mögen, als die Stimme eines zwar nur abstrakten Theoretikers, welcher sich aber eben so tief in das

allgemeine Schicksal des Jahrhunderts verflochten fühlt, als irgend Jemand."

Daß auch in der katholischen Welt jene Bewegung in Gang war, aus welcher die freien Gemeinden hervorgingen, die im nächsten Jahrzehnt die „freie Glocke" des Schlesiers Johannes Ronge zusammenrief, dies vergegenwärtigte dem kühnen Streiter der gelegentliche Besuch von Heinrich König aus Hanau, dem Verfasser des Romans „Die hohe Braut", den er schon im Jahre 1831 auf der ersten Reise nach Stuttgart kennen gelernt hatte, als ihm die Cholerasperre den Eintritt in Frankfurt verlegte. Seit der damals gerade vom Bischof von Fulda über den freisinnigen Dichter verhängten Exkommunikation, war er ein eifriger Vorkämpfer des politischen Fortschritts in Kurhessen, auch als Mitglied der ersten Kammer, geworden, welche zwei Mal aufgelöst wurde. Schweres Unheil hatte die kirchliche Verfolgung über ihn gebracht. König, armer Leute Kind, hatte früh geheirathet, als er noch Schreiber auf der Mairie seiner Vaterstadt Fulda war; die Bildung seiner Frau hatte sich seinem Bildungsdrange nicht gewachsen gezeigt. Ueber der Exkommunikation ihres Mannes und die diese begleitenden Lebensstürme war sie gemüthskrank geworden und hatte sich in einem Anfall von Wahnsinn das Leben genommen. Daß auch dies Schicksal sich in Gutzkow reflektirte, als er an der „Wally" schrieb, ist nicht zu übersehen. Jetzt war König mit einem neuen historischen Roman beschäftigt, der die Freiheitskämpfe der „Waldenser" zum Hintergrund hatte. Einem solchen Manne mußten die kecken Worte Gutzkows in der Vorrede zu den Lucindebriefen aus der Seele gesprochen sein. Seinen ersten Besuch bei dem jüngeren Genossen kündigte er diesem mit folgenden Worten an: „Ich weiß schon, daß Sie bei einem Friseur wohnen, was nicht alle Literaten zu wissen scheinen, weil so viele sich bemühen und abarbeiten, Ihnen — die Haare zu schneiden. Werfen Sie Ihnen ein für alle Mal den Puderbeutel an den Kopf oder ins Gesicht."

So fand sich Gutzkow von vielen Seiten begrüßt und ermuntert als Wortführer der Freiheit und Aufklärung nach allen Richtungen des geistigen Lebens, und wenn er wie Hutten scharf und mit jugendlichem Ungestüm vorging in diesen Kämpfen und ein Heer von Feinden gegen sich ins Feld rief, so durfte er sich bis zum Erscheinen der Wally getrösten mit dessen Wahlspruch: „Viel Feind — viel Ehr!" Es konnte aber nicht fehlen, daß die subjektive Art, wie er das Literaturblatt des „Phönix" zu einem ausschließlichen Organ seiner Ansichten und Absichten machte und statt in ihm die Leistungen der Gegenwart objektiv zu be-

sprechen, Maßstäbe an sie legte, die er seinen Hoffnungen und Wünschen auf die Zukunft entnahm, ihm von Vielen, die sonst ebenso liberal dachten wie er, verübelt wurde. Es konnte nicht fehlen, daß die Rückwirkung seiner Ausfälle gegen die Geistlichkeit ihm nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in seiner Stellung zum Sauerländer'schen Verlag schadete, dessen Besitzer ohnehin über die von Gutzkow unterstützte, von Löwenthal in Mannheim ihm bereitete Konkurrenz mißgestimmt wurde. Während an Gutzkow immer mehr Anforderungen herantraten, Platz für Beiträge seiner Freunde im „Phönix“ zu machen, klagte Duller über diese Eingriffe und rieth dem ihm befreundeten Verleger, das Honorar für eine besondere Redaktion des literarischen Theils lieber ganz zu sparen und ihm reinen Tisch zu machen. Es kam denn auch vor dem Herbst noch dazu; die literarische Kritik wurde in das Hauptblatt verwiesen und bald konnte Duller sich des gefährlichen Rivalen entledigen. Daß Gutzkow sein Literaturblatt benutzt habe, für sich und seine Freunde Reklame zu machen und alle übrigen literarischen Bestrebungen niederzuschlagen, ist dagegen eine falsche Behauptung. Er war von einem so kritischen Wahrheitseifer erfüllt, daß er auch in den Besprechungen von Mundts „Madonna“, von Laube's „Liebesbriefen“, Fürst Pücklers „Semilassofahrten“ bei aller fördernden Anerkennung den Tadel nicht unterdrückte, der sich ihm aufdrängte. Von seiner Polemik gegen Schwab und dessen Anhang wußte er den Ausdruck der Verehrung für Uhland zu trennen; sein Kampf gegen das selbstgenügsame Spiel der Romantik mit den Formen der Poesie ohne ideelle Zwecke hinderte ihn nicht, für Eichendorffs „Dichter und seine Gesellen“ Sympathie auszudrücken. Ueber Wienbargs „Aesthetische Feldzüge“ schrieb er gar nichts, dagegen empfahl er ihn, noch ehe er nach Frankfurt kam und eine Reise nach Belgien vorhatte, sehr warm an Cotta als Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung. In der Stille bereitete er angesichts des Drängens nach Zusammenschluß der Genossen und im Gefühl der gewonnenen Macht auf eigene Hand eine neue Zeitschrift vor, der alte Plan eines Organs der jungen Literatur sollte nun endlich zur Ausführung kommen. Gelehrte und Dichter von freisinniger Richtung wurden zur Mitarbeit eingeladen; den „ästhetischen“ Feldzeugmeister aus Kiel lud er ein, sich mit ihm in die Redaktionsgeschäfte zu theilen. Wie weit dabei der Zusammenschluß der Gleichgesinnten ging, läßt sich auch von uns nicht im Einzelnen nachweisen; alle Briefe, die Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt u. A. in dieser Sache gewechselt, sind in der Zeit der Verfolgung konfiscirt, verbrannt worden oder verloren gegangen. Nur im Nachlaß des unbetheiligten Kühne hat

sich ein Zeugniß vorgefunden, ein Brief von Mundt, aus dem allerdings hervorgeht, daß in jenen Sommertagen ein viel innigerer Zusammenschluß geplant war, als später von den Betheiligten je zugegeben worden ist. Der Brief (ohne Datum) lautet: „Das junge Deutschland sammelt sich jetzt in Frankfurt a. M.! Auch Wienbarg ist dort und wird sein Domizil auf längere Zeit dort aufschlagen. Ich habe neulich wieder sehr dringende Mittheilungen vom jungen Deutschland gehabt, und will mit diesen Männern, die sehr lebhaft einen festen Bund wünschen, wenigstens einen Kongreß verabreden, auf dem man sich persönlich zu vereinigen und zu vermitteln suchen sollte! Gutzkow übernimmt mit dem nächsten Jahre wahrscheinlich den ganzen ‚Phönix‘. Seine entsetzliche Taktlosigkeit, durch die er Einen kompromittiren kann, ehe man sich's versieht“ (Gutzkow hatte, wie schon bemerkt, in der ‚Wally‘ Wienbarg, Laube und Mundt als die Schriftsteller vom jungen Deutschland genannt, welche die Heldin bei der Morgentoilette liest), „mit der er es jedoch gar nicht so übel zu meinen scheint, ist das größte Hinderniß zu einer planmäßigen Verbindung. Man höre aber wenigstens, was werden kann und soll!“

Am 20. August fühlte sich Gutzkow mit seinen Vorbereitungen so weit, um sich nach einem Verleger für das Unternehmen umzusehen. Er schwankte noch, ob der alte Plan der Deutschen Revue oder der einer Literatur-Zeitung großen Stils für seinen Titel und Rahmen bestimmend werden sollte. Mit Löwenthal war er in ein gespanntes Verhältniß gerathen, weil dieser das Porträt einer jungen Mannheimerin, Delphine Ladenburg, in der Delphine des Romans (die spätere Ausgabe in den Gesammten Werken nennt sie Adolphine) zu ähnlich gefunden hatte und wohl auch von den „Geständnissen“, die das Buch zu seiner Ueberraschung enthielt, nicht erbaut war. Um so unbeirrter fühlte sich Gutzkow in dem Entschluß, zunächst den Versuch zu machen, Cotta zur Uebernahme des Unternehmens zu bestimmen. Im letzten Herbst bei den Verhandlungen in Stuttgart hatte dieser — wenn auch reservirt — sein Interesse für das Vorhaben bekundet, inzwischen auch seinem Wunsch erneuten Ausdruck gegeben, Gutzkows Kraft ganz für den eignen Verlag zu gewinnen.

Nunmehr schrieb er: „Einen neuen Artikel von mir: ‚England, Frankreich, Spanien‘ werden Sie vielleicht schon in diesen Tagen in der Allgemeinen Zeitung lesen, da er sich bereits seit einer Woche in Augsburg befindet.“

„Jetzt eine Eröffnung, auf welche ich um Ihre kurze und baldige Antwort bitte. Meine Verhältnisse am Phönix sind unerträglich. Ich

allein habe durch meine Anstrengungen dieses Blatt einigermaßen in die Höhe gebracht; aber die fortwährenden Rechtsverwahrungen und Kautelen der Hauptredaktion verbittern mir den geringen Vortheil, den ich davon ziehe. Herr Duller, ein aus der Spindler'schen Schule hervorgegangener mittelalterlicher Novellist, ein Autor, der in der Literatur das ist, was die Kulissenreißer auf der Bühne sind, machinirt und intriguirt gegen mich auf eine Weise, die mich bewogen hat, dem Buchhändler Sauerländer seinen ganzen Kram aufzukündigen. Ich weiß, Herr Baron, Sie sahen diese Folgen einer falschen Stellung voraus: ich muß gestehen, daß sie trotz meiner eingebildeten Weisheit eingetroffen sind.

„Vor 6 Monaten würd' ich mir aus einer literarischen Stellung nichts gemacht haben. Jetzt aber, wo ich die Erwartung einmal gespannt habe, wo auf meine Ausdauer etwas (das dem Interesse der Wahrheit anheimfällt) ankommt, muß ich Stand halten und darauf sehen, daß dies unter den günstigsten Nebenverhältnissen geschieht. Ich werde den Phönix aufgeben — und mir ein neues Terrain schaffen. Meine Verpflichtungen, die ich gegen Ihren Namen und noch mehr gegen Ihre Freundschaft und immer bewiesene Gefälligkeit habe, zwingen mich, Sie über meinen Entschluß au fait zu setzen und Sie zu fragen, ob Sie mir die Hand bieten wollen?

„Es handelt sich um eine Stuttgarter Literatur-Zeitung, die ich mit meinem Freunde Ludolf Wienbarg jedenfalls spätestens vom 1. Januar k. J. herausgebe, um ein Institut im großen Stil, das Aufsehen machen und sowohl die alten Universitäts-Lit.-Zeit., wie auch Brockhaus' Blätter, die Berliner Jahrbücher und die Münchner projektirte Zeitung unterdrücken muß. Was ich Ihnen in Betreff junger Gelehrter schon bei dem von Ihnen früher beabsichtigten Review sagte, bring' ich hier in Erfüllung. Von mir und Wienbarg, Schlesier und einigen Anderen geht die Tendenz und das System aus, von den engagirten Mitgliedern alles, was in Betreff der Fach- und Fakultätswissenschaften geleistet werden muß in einem solchen Institut. Nichts ist erwiesener, als die Collision mit dem Lit.-Blatt zum Morgenblatt. Das ist eine Sache, die wir nicht verschweigen und auf welche jede Handlung, die uns ihre Hand bietet, gefaßt sein muß.

„Ich fordere Sie, verehrter Herr Baron, auf, unser Unternehmen in Verlag zu nehmen. Ich muß Ihnen die Priorität lassen; denn um jeden Preis möcht' ich unsre Verbindung befestigen und wie erwünscht wäre uns der Name Ihrer Handlung. Herr Buchhändler Hoffmann

forderte mich kürzlich auf, ein ähnliches Unternehmen unter seinen Auspizien zu beginnen. Er wollte es im größten Stile beginnen und wandte sich direkt an mich, weil er mir die Ehre anthat, mich nächst Menzel für denjenigen zu halten, der einem Institute dieser Art Einigkeit und Farbe geben könne. Liesching projektirt längst eine kulturwissenschaftliche Zeitung. Kurz, ich zweifle nicht, bei der Stuttgarter Unternehmungslust und der Rivalität auf Ihren Namen Anklang zu finden. Nehmen Sie diese Sache in gefällige Erwägung, verehrter Herr Baron, und sei'n Sie versichert, daß ich nichts Besseres wünschen kann, als Sie dafür zu gewinnen.

„Nur dies noch. Als ich Ihnen den Plan der Deutschen Revue, eines Blattes, das gewiß jetzt den muntersten Succes haben würde, machte, wandten Sie Ihre Institute ein. Aber, verehrter Herr Baron, Ihre Institute sind nichts Absolutes und verlangen, will man sie integriren, eine unendliche Vorsicht. Der Augsburger Zeitung z. B. kann ich nicht mehr bieten, als was sie von mir genommen hat: alles Weitere, und wenn es sich in den loyalsten Grenzen hielte, würde eine Reformation bedingen, die den Gesichtspunkt jenes Instituts vor Fürsten und Ministern verrückte. Das Ausland erfüllt seinen Zweck und das Morgenblatt ist mir verschlossen durch Menzel, neben dem es perfid wäre, sich oppositiv hinzustellen. Schaffen Sie die Stuttgarter Lit.-Zeit.! Bei der großen Wichtigkeit, die Stuttgart für den Buchhandel gewonnen hat, ist dies ein Plan, der nicht zeitgemäßer sein kann.

„Ich bitte Sie umgehend um Ihren Entschluß. Selbst in dem mir unwillkommenen Falle, daß Sie zögerten, würd' ich mich auf die Post setzen, um das Weitere dieses Plans an Ort und Stelle zu betreiben. Wär' es mit Ihnen!"

Fest entschlossen, seinen Plan — so oder so — auszuführen, reiste er denn auch — ohne eine schriftliche Antwort abzuwarten, zwei Tage später nach Stuttgart.

Und am 26. Aug. schreibt er in Stuttgart, auf Grund der mündlichen Verhandlungen, in denen sich Cotta zwar entgegenkommend, aber doch sehr bedenklich und unschlüssig gezeigt, die Bitte um ein Ultimatum.

„Verehrter Herr Baron. Ich muß Sie dringend bitten, ein aufrichtiges Ultimatum in unserer Verhandlung zu geben. Durch Ihre letzte Erklärung paralysiren Sie nur meinen Entschluß, den ich, einmal gefaßt, unmöglich wieder rückgängig machen kann, ohne meinen Ruf aufs Spiel zu setzen. Erinnern Sie sich gütigst der Verhandlung vor dreiviertel

Jahren! Wie unzuverlässig erschien ich damals Herrn Liesching, dem ich etwas zugesagt hatte, was ich nachher zurücknahm, nicht um Ihnen einen Gefallen zu thun (so eitel bin ich nicht), sondern weil mir Bereitwilligkeiten von Ihrer Seite durch andere gar nicht können aufgewogen werden.

„Ich habe zwei auswärtige Handlungen, die mir meine Idee ganz bestimmt realisiren, und drei hiesige, mit denen ich bei gewissen Accomodationen (und sollte es die des Honorars sein!) jedenfalls zu einem Ziele komme. Wenn ich nun entschiedene Schritte thue, nahe an einem Kontraktabschluß bin und würde dann durch Ihre etwaige plötzliche Bereitwilligkeit so umgestimmt, daß ich die in Frage stehende andere Firma wieder preisgäbe — so müßt' ich vor mir selbst erröthen — und würde sicher in so widerliche Debatten gerathen, wie ich sie einst mit Herrn Liesching hatte und in die ich jedenfalls noch einmal komme, wenn ich der A. Z. Säkularbilder schreibe.

„Versetzen Sie sich doch in meine Lage! Ich möchte um keinen Preis gegen Ihr Interesse, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, verfahren, ich weiß, daß wenn Sie meine Idee verlegen, sie sich in dem mäßigsten und versöhnendsten Geleise halten würde, warum soll ich leugnen, daß ich Ihre Hand hier gern im Spiele sähe! Aber ich muß einen Entschluß fassen, ich habe Ihnen den Ihrigen heute um so Vieles erleichtert und weiß immer noch nicht, soll ich dort zuschlagen oder hier noch warten. Bringen Sie mich nicht in diese mißliche Lage und tragen Sie durch eine offene Erklärung dazu bei, mir von den hiesigen Verhältnissen keine so feindselige Meinung zu bilden, daß Sie fortwährend in mir nachhallte in Zukunft. Ich erinnere Sie an meine Konzessionen: 1) auswärtige Firma, 2) auswärtiger Druck, 3) Mäßigung in meinen Verhältnissen zu Menzel, 4) Aufforderung der hiesigen Notabilitäten, 5) selbst im Fall der Abweisung in Zukunft das Versprechen, Niemandem etwas nachzutragen und sogar gleich beim Beginn der Deutschen Revue durch einen coup de main mir Sympathie zu erwecken.

„Was Sie sonst überlegen müssen, das kann Ihnen unmöglich Zeit rauben. Befreien Sie mich von dem Verdachte, als sollt' ich erst so weit vorgehen, als die äußerste Grenze ist, bis Sie sich erklären, und geben Sie mir noch heute Nachricht. Erhalt' ich sie nicht, so thu' ich die Schritte, welche mich zum Ziele führen und die ich nachher nicht wieder zurücksetzen kann. Ich wiederhole meine Bitte; halten Sie, soweit es geht, alles was bewegend und belebend auf die Literatur wirkt,

in Ihrer Hand! Das wäre eine Maxime, deren Befolgung in unserm Falle niemanden mehr erfreuen könnte als

Ihren aufrichtig ergebenen
Gutzkow.“

Was Cotta auf dieses dringende Ersuchen geantwortet, entzieht sich unserer Kenntniß. Feststellen konnten wir nur, daß am 6. September in der Allgemeinen Zeitung eine Frankfurter Correspondenz vom 2. September erschien, in der u. A. stand: „Aus Stuttgart erfährt man, daß Dr. Gutzkow von dort in den ersten Tagen wieder hierher zurückkehren werde, um mit dem bekannten Literaten Wienbarg und anderen Schriftstellern von hier aus eine in der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung wöchentlich erscheinende neue literarische Zeitschrift, die „Deutsche Revue“ zu redigiren.“ Und weiter, daß dagegen acht Tage später in der Außerordentlichen Beilage der Allgemeinen Zeitung eine „Erklärung“ der C. Löwenthal'schen Buchhandlung in Mannheim, vom 9. September erschien, „daß die ‚Deutsche Revue, herausgegeben von Gutzkow und Wienbarg‘, zwar allerdings demnächst, aber nicht aus der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, sondern aus der Unterzeichneten ins Leben treten wird.“

Noch vor seiner Abreise nach Stuttgart hatte Gutzkow von Löwenthal einen von Freundschaft und Anhänglichkeit überströmenden Brief erhalten, in dem dieser ihn inständig bat: „wegen der Zeitschrift doch noch keinen entschiedenen Schritt zu thun. Wenn er doch mit Cotta abschließe, werde er wohl auch seine Interessen wahren.“ Ich erwähnte bereits des Briefes und einer Stelle daraus. Wir entnehmen ihm (R. Fester hat ihn im Anhang seiner Schrift „Eine vergessene Geschichtsphilosophie“ Hamburg 1890 ganz abgedruckt) noch folgende Sätze: „Dein Brief hat mich zu schmerzlich berührt, als daß ich durch die Erklärung darüber nicht gleich meinem Herzen Luft machen sollte. Ich sehe die Sache klar: Du denkst mir eine innerliche Geringschätzung, eine nur durch Spekulation gebotene Verehrung Deines Talentes, Deiner Richtung an; meine durch nüchterne Altklugheit und alltägliche Weisheit in Anspruch genommene Bewunderung Menzels hältst Du für den Grundtypus meiner Seele. Dein Mißverständniß thut mir weh; denn Du solltest mich soweit kennen, daß Liebe, Hingebung, Bewunderung bei mir eins und dasselbe ist. Und ist es nicht grausam von Dir, daß Du meine Liebe mit einer Aeußerung über Wally, die viel mehr dem Kopfe als dem Herzen angehörte (und wie darf das den Dichter kränken?) nach Einem Maßstabe missest? . . . Nimm diese Erklärung als die auf-

richtigste, die ich je machte; und sie ist um so aufrichtiger, da gerade jetzt, wo sich Mißverständnisse zwischen uns zu drängen suchen, mein tiefstes Herz in Liebe zu Dir aufsprudelt, und ich mit voller Seele das Glück Deiner Freundschaft fühle. Ich weiß, daß ich jetzt schwärme; Du wirst auch lachen darüber, aber wenigstens ist meine Schwärmerei keine Illusion, und meine Liebe zu Dir eine tiefe Wahrheit . . . . Also bis Montag sehen wir uns wieder? Komme aber gewiß . . . Und Menzel? — qu'est ce que m'importe? . . .“

Ja wohl! — Und Menzel?

* * *

An demselben Tage, da Löwenthals Erklärung in Augsburg eintraf, am 11. September erschien in Stuttgart in Menzels Literatur-Blatt der erste Artikel über oder vielmehr gegen Gutzkows „Wally, die Zweiflerin“, der sich zu einem maßlosen Ausfall gegen das „sogenannte junge Deutschland“, zu einem wilden Protest gegen dessen Unterfangen, eine Revue großen Stiles zu gründen, erweiterte. Wie ein Felsblock, der am Abgrund ins Rollen kommt und wuchtigen Falls zur Lawine anwächst, wirkte dieser Angriff.

Voll lauernden Grimmes hatte der ans Alleinregieren gewöhnte kritische Diktator der Restaurationsepoche das Treiben seines von ihm abgefallenen einstigen „Adjutanten“ beobachtet, seitdem derselbe in das Lager der Laube'schen „Modernheit“ übergegangen war. Laube war schon im Anfang seines Wirkens in der „Eleganten“ als sein offener Gegner aufgetreten und was damals dieser junge Landsmann gegen ihn vorgebracht, tischte er ihm jetzt im 2. Bande der Charakteristiken von Neuem auf. Das Urtheil Laube's über Menzel entbehrte keineswegs einer gewissen Anerkennung, aber das Fazit seiner Antikritik war doch, daß er ins „Ausgedinghäusel“ gehöre. Er rühmte ihm nach, daß er an die Stelle der Müllner'schen Willkür feste Kategorien ins Literaturblatt gebracht habe, in welchen Kategorien ein Quantum mystischer Theologie, kräftiger patriotischer Geschichte, lyrisch anfänglicher, phantastisch allegorischer Poesie seltsam durcheinander gemischt sei. Nach diesen Kategorien richte er alles, es mag gewachsen sein, woraus es will; der Patriotismus der Burschenschaft jener Tage, die im Turnen noch die höchste Bewähr deutscher Kraft sah, sei immer sein Maßstab geblieben. Je mehr sich die patriotische Jugend einer anderen Generation von jenem Maßstab der Körperkraft entfernt und der Entfaltung kühnen Geistesschwungs zugewandt habe, sei er in Anwendung des seinen ein

Fanatiker geworden. „Ein Kritiker, dessen System keine Perspektive hat, kann für ein Land ein Unglück werden, wenn er sich Einfluß und Glaubwürdigkeit errungen, denn er erkennt kein Werden, keine Knospe, er zertritt die Zukunft. Ein Kritiker, der nicht spekulirt, ist ein Mensch, der nicht wächst, ein Kritiker ohne Schönheitssinn ist ein Karikaturenmaler ... Menzel ist ein Patriot, aber kein Aesthetiker; auf die Aesthetik ist er gerathen, weil man eine Zeitlang auf nichts anderes gerathen konnte, wenn man laut sprechen wollte. Dahin gehört sein krasses Urtheil über Goethe, womit er unsre Jugend ansteckte ... Aber dies Urtheil über Goethe, womit er uns ansteckte, wird leider Menzel ewig bleiben, es ist leider sein ganz und gar und ehrlich über und über, weil er für die ruhige Schönheit Goethe's nie einen glücklichen Blick, viel weniger ein stetiges Auge hat. Es ist in Menzel nur ein gewisses musikalisches Gefühl der Schönheit, daher seine Vorliebe für Tieck, Schiller, Jean Paul, daher seine Vorliebe für Romantik, wenn sie nicht duftig wird und wenn ihn seine Derbheit nicht in den Nacken schlägt, seine Vorliebe für Mystik, für die breit klingende Lyrik, für den Rhythmus der Sprache, für Rhetorik und was da hineinschlägt, z. B. die Allegorie ... Einsam steht er mit altem rostigem, schartigem Schwert an der Heerstraße und schlägt nieder, was ihm nicht gefällt vom vorübergehenden Gesindel, gegen die Höhen aber, wo die früheren Kameraden fürbaß eilen, stößt er donnernde Flüche aus, um so heftigere Flüche, je mehr er alte geliebte Waffen und alte geschmähte Waffen an ihrem Leibe sieht.“

Wenn in etwas, so waren Die vom jungen Deutschland einig in der Ueberzeugung, daß der fanatische Mann, der da unter dem Patronat Cotta's Lorbeerkränze, zuckende Blitze und Blumenkörbe vertheilte (derartige Vignetten gab er ja den Nummern seines Blattes je nach dem Charakter der Hauptkritik) dem Aufkommen ihrer spekulativ-realistischen Richtung ein Haupthinderniß sei. Auch Gutzkow konnte sich der Ansicht nicht verschließen, so schwer es ihm ankam, gegen Den als Opponent aufzustehen, der ihn theilnehmend und fördernd ins literarische Leben eingeführt. Als er in Nummer 11 seines „Phönix“-Literaturblattes ein neues Buch Menzels „Der Geist der Geschichte“ (Stuttgart, Liesching) zum Gegenstand der Hauptbesprechung gemacht, hatte er die Gelegenheit wahrgenommen, dieser Regung der Dankbarkeit genug zu thun, ohne doch seinen gegen früher gereiften Standpunkt zu verleugnen. In glücklicher Parallele der deutschen Restauration bis 1830 mit der Encyklopädisten-Bewegung in Frankreich vor 1789 rühmte er hier die Verdienste Menzels und Börne's im Sinne des ersten Theils seines

Programms in der 1. Nummer des Blattes. Aber er schließt die Betrachtung mit dem Hinweis auf Menzels verhängnißvolle Neigung, in der Ideenbewegung der eigenen Zeit nichts als die Keime eines entsetzlichen Weltuntergangs zu sehen. „Menzel sieht nichts als Blut in der Zukunft, Menschen, welche wie losgelassene Bestien sich zerfleischen, Krieg und immer Krieg, und er lächelt darüber, wenn unser humaner Glaube eine friedliche Beilegung der großen Weltfrage ahnt . . . Man sollte keinen ‚Geist der Geschichte‘ schreiben, ohne nicht auch statt immer von Rassen, Völkerunterschieden, von Geologie und Reisebeschreibungen zu reden, einmal auf die Frage der Ideen zu kommen und zu untersuchen, ob die Geschichte denn in der That kein neues Problem, das die alte nicht hatte, entdeckt hat, nämlich das Problem der Humanität. Liegt in dieser Idee nichts, was zähmt, und Tiger zu Menschen macht? Ist alles Frage der Existenz, der Farbe und der Erdrevolution? Ist, wenn die Herrschaft der Ideen eine Täuschung ist, dennoch ihre Proklamation nicht ebenso gerechtfertigt als die apokalyptischen Kombinationen, in welchen sich Menzel gefällt? Nein, man zeige den Zeitgenossen die Zukunft lachend und voller Ersatz für die Mühe des Augenblicks! Wer wird noch die Tyrannei hassen und die Freiheit lieben, wenn unsre Enkel nichts von uns erben sollten, als eine Zeit, die ewig blutet?“ . . . Eine neue Ausgabe von Menzels „Geschichte der Deutschen“ gab ihm dann am 30. April Anlaß zu einer tiefer greifenden Auseinandersetzung mit dem einstigen Lehrer. „Menzel und der Tiersparti“ hieß dieser Artikel. Er enthält die Anklage, daß Menzel das Geniale, das Auftreten neuer Ideen zu Gunsten der Philistermoral und des Philistergeschmacks bekämpfe. Sein einst ursprünglicher Patriotismus sei jetzt nur ein Parademantel, um den deutschen Philister, den er früher bekämpft, zu girren. Er weist dies an Einzelheiten nach: an seiner Kritik des Werther, den er einen „niederträchtigen Menschen“ genannt hat, an seinem Urtheil über Amerika, das er verketzert. Der Widerspruch dieses Standpunkts und seines traditionellen Liberalismus löse sich leicht. „Die Poesie ist ihm ein Sonntagskleid, ein Bratenrock, Zukost zum Schwarzbrod des Lebens. Bei uns aber läuft sie nicht so nebenbei. Sie ist unser Leben, was man auch nennen kann, unser Tod. Wir emanzipiren uns von der Sitte und Tradition und schaffen uns neu aus unserem Herzblut heraus. Wir haben keine Schule und kein Vorbild; aber wir wissen, daß das, was wir ausathmen, Poesie ist. Hier noch Zerrissenheit, dort schon Keime der Objektivität. Nach dieser Theorie, der Theorie der Natur, braucht Amerika keine Gedichte

zu haben und kann doch poetisch sein. Und so ist es zuletzt gekommen, daß wir Goethe und die Freiheit mit einem und demselben Herzen lieben."

Keines dieser Worte war Menzel entgangen, aber er hatte dieselben mit Schweigen beantwortet, nur indirekt gegen die Verwälschung und Verhegelung der deutschen Literatur geeifert. Von Heine's Versuchen auf dem Gebiet der philosophischen Aufklärung hatte er nichts wissen mögen, dagegen ihn auf das durch die Memoiren des Herrn von Schnapelewopski bereicherte Gebiet als die eigentliche Domäne seines Talents verwiesen. Es ist kein Zweifel, daß die Richtung, welche Laube, Mundt, Wienbarg, Gutzkow verfolgten, ihm, dem behaglichen Familienvater, dessen Hauptumgang jetzt Geistliche bildeten, an sich schon im höchsten Grade unsympathisch war. Es ist auch nicht zu verkennen, daß das Sturmlaufen gegen ihn, wenn die „junge Literatur" bei Cotta noch zu größerem Einfluß gelangte, ihn direkt schädigen mußte, daß die Verwirklichung des Gutzkow'schen Planes in Stuttgart, wäre sie erreicht worden, einen Sturz seiner Position bedeutet hätte. Nur diese Ueberlegung, aber auch nur diese, kann die Maßlosigkeit des Angriffs einigermaßen rechtfertigen, zu dem er jetzt überging, als gerade im letzten Moment das Erscheinen von Gutzkows „Wally" ihm einen Vorwand bot für einen Vernichtungskampf gegen die andrängenden Rivalen eines jüngeren Geschlechts, in dem er seine Hauptkraft, das Pathos sittlicher Entrüstung, mit dem Schein vollster Berechtigung ins Feld führen konnte. Wie sehr aber an dieser Entrüstung persönlicher Groll, leidenschaftliche Vernichtungswuth und wieder kluge Berechnung in Verwerthung seiner Trümpfe betheiligt waren, das beweisen mehr als die Uebertreibungen nach Inhalt und Ausdruck die vielen Behauptungen des Gegentheils der ihm bekannten Wahrheit, das beweist vor allem das wiederholte Ueberspringen auf das Projekt der „Deutschen Revue" mitten im Kampf gegen die Tendenzen der „Wally".

Zwei ganze Nummern (93 und 94 vom 11. und 14. September) brauchte Menzel um unter dem Zeichen des finsterem Gewölk entzuckenden Blitzes seinen Zorn auszutoben. Der Artikel gab sich als gewöhnliche Buchbesprechung, hatte den Titel des Gutzkow'schen Buches zur Ueberschrift, aber als Gruppenbezeichnung flammten darüber die Worte: „Unmoralische Literatur".

Die Methode, welche er einschlug, war die allerpersönlichste. Er rühmte sich erst seiner Verdienste um Gutzkow, um diesen dann des schnödesten Undanks zu zeihen. Wir wissen, daß die Verdienste darin

bestanden, daß er Gutzkows dargebotene Hülfe, als er sie brauchte, zeitweilig annahm, und ihm dafür den Verdienst von 30 fl. den Monat zuwies. Er rühmte sich ferner, dem jungen Mann, dessen Talent er auch heute nicht verkenne, auf der Bahn der Tugend und Ehre ein Muster gewesen zu sein. Als dann der Geist der Unsauberkeit sich in ihm zu regen begonnen, habe er ihn von seiner Schwelle gejagt. Seitdem seine Kritik selbständig sei, wäre ihre Seele die Mocquerie; der Berliner Gassenjunge sei wieder auferstanden. Nie habe er sich in einen Prinzipienstreit eingelassen, immer nur boshafte Anmerkungen über Persönlichkeiten gemacht. So habe er sich auch an ihm seit Jahresfrist gerieben — ohne irgend eine Begründung des Angriffs. — Von all diesen Behauptungen beweist jede Nummer des Literaturblattes zum „Phönix" das Gegentheil. Das Wesen der hier angewandten Reform-Kritik bestand ja gerade darin, daß von Ideen und Prinzipien immer die Rede war, wo auch die objektive Kritik sich an die Beschreibung der Bücher und Charakteristik ihrer Verfasser gehalten haben würde. Und Menzel ist in ihr nur mit Anwendung des Fortschritts-Prinzips auf sein Thun und mit Begründung des sich ergebenden Urtheils bekämpft worden.

Nach dieser Einleitung, die den Gegner recht klein zu machen und die eigne Größe ins rechte Licht zu setzen suchte, holte er plötzlich gegen ihn aus, als gölte es, den Gottseibeiuns selbst mit dem Richtschwert zu treffen. Bisher habe er den „von der Natur gezeichneten Schwächling" aus Verachtung und Mitleid ignorirt. „Jetzt aber, da Herr Gutzkow es unternommen hat, an der Spitze eines sogenannten jungen Deutschland unsere bisherige Sitte und Denkart zu reformiren, muß ich doch sehen, was hinter dem Ofen vorgeht und ob denn der Pudel wirklich zum höllischen Rhinozeros geworden ist. Ich finde da einen Roman des Herrn G., der in der That von Frechheit und Immoralität schwarz angeschwollen ist und muß nun meines Amtes warten. So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen." Eine galoppirende Ruhmsucht lasse Gutzkow nach dem Lorbeer des Casanova geizen. Er habe jedoch die Spekulation mit der Unzucht auf das höhere philosophische Gebiet der Gotteslästerung gehoben. „Der Verfasser glaubt nicht pikant genug sein zu können und entblößt seine Geliebte gleichsam auf offner Straße, um sich bemerklich zu machen. Die gute Person muß sich schämen, sich geschämt zu haben, und das ist die witzige Pointe." Doch noch ehe er nun auch der Gotteslästerungen des Buchs gedenkt, springt er über auf das, was ihn vor allem erregt, daß sich dieser Schriftsteller anmaße, sich als Haupt eines

sogenannten jungen Deutschlands aufzustellen, das dem alten feindlich gegenüber trete. Das junge Deutschland, dessen Führung sich Gutzkow anmaße, bestehe aber nur aus „Huren und Buben“, sei die verspätete Nachgeburt der alten verdorbenen Zeit, Auswurf der Nation, nicht Repräsentant einer neuen besseren Zeit. Deutsche Jugend und frischer Geist gehe diesen Gotteslästerern und Nuditätenmalern ab; sie seien von französischer Krankheit angesteckt; „krank, entnervt und dennoch jung, wankt es aus dem Bordell heraus, worin es seinen neuen Gottesdienst gefeiert hat.“ Diese edlen Jünglinge seien alle klein, schwächlich, von eckigem Benehmen und so vollkommen unliebenswürdig, daß es nicht erst ihres literarischen Schmutzes bedürfte, um sie dem schönen Geschlecht widerlich zu machen. Mit einem gewissen Behagen verweilt er bei der Ausmalung dieser Schwächlichkeit, „mark- und wadenlos“ wie sie sei. Er sei nicht prüde und kein Pedant. Er werde nie einem Rabelais und Juvenal ihre Zoten vorwerfen. Aber etwas anders sei es mit der unzüchtigen Poesie, welche aus dem, was ein gemeines Laster ist, eine vornehme Tugend machen will, welche das Schamgefühl als Schwäche erkläre und den Salon wie den Tempel zum Bordell mache. — Dies letztere Wort kann Menzel in diesen unfläthigen Schimpfereien überhaupt nicht oft genug anwenden, obgleich die Abälardphantasie der Sigunenscene, das einzige Objekt dieser Angriffe in der ganzen „Wally“, sich gerade als Gegensatz giebt von jeder Art geschlechtlicher Ausschweifung, und wohl als Geschmacksverirrung aber nicht als Verirrung des Lasters getadelt werden kann. — Unzucht und Gotteslästerung stünden freilich in uraltem Bunde, schon im Alten Testament. Viele unzüchtige Schriften des vorigen Jahrhunderts, besonders in Frankreich, machten sich durch einen glühenden Haß gegen das Christenthum bemerklich. Doch unserer Zeit und unserm Vaterlande sei es vorbehalten gewesen, die Sache noch weiter zu treiben, und an Stelle des Hasses, sogar Verachtung und vornehme Geringschätzung, ein süffisantes Mitleiden zu setzen. Auf S. 271 sei Jesus der uneheliche Sohn eines Zimmermanns 2c. genannt. Doch auch dies sei nur „potenzirte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit.“ Ohne den Roman irgendwie sachlich zu besprechen, greift er über auf das „Libell gegen Schleiermacher“, wo auch schon stehe, es wäre besser, wenn die Welt nie etwas von Gott gewußt hätte. (Gutzkow hatte dort, wie sich der Leser erinnert, gesagt: hätte die Welt nicht von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein.) Dieser Satz entlockt Menzel den Weheruf: „Nur im tiefsten Kothe der Entsittlichung, nur im Bordell, werden solche Gesinnungen geboren.“ Sie

stammten aus dem Palais Royal, von dort brachte sie Voltaire unter die Leute. „Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das Gott sei Dank gereifter und männlicher ist als das Jahrhundert Voltaire's. Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unsres Volks; jetzt wird es um so weniger durchdringen. Die Literatur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken."

Und nun warnt er Deutschland vor dem Unternehmen, das vom Jungen Deutschland zur Verbreitung seiner verruchten Tendenzen im Schilde geführt werde. Herr Gutzkow drohe mit einer neuen literarischen Revue im großen Stil, mit einem mächtigen Organ des „sogenannten jungen Deutschland", das große Wunder wirken und alles umgestalten soll im alten Deutschland. „Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in Euren Schlamm, wohl wissend, daß ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt." Und nun folgt eine tendenziös entstellende Schilderung von Gutzkows kritischer Thätigkeit am „Phönix". Ihm sei es stets nur darauf angekommen, ein Chaos der Meinungen herzustellen, um in dieser allgemeinen Anarchie der Geister den Thron seiner gottlosen Unzucht aufzuschlagen. Er geht dann geradezu über zu den Zeitungsstimmen, die in der letzten Woche für Gutzkow Reklame gemacht hätten, um die Stuttgarter Verleger zu Gunsten der neuen Zeitschrift zu beeinflussen. „Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffinirtesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edeln der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. Aber diese Schule wird nicht aufkommen!" — Er schließt mit einer düsteren Prophetie aus dem Mund eines der echten Propheten des alten Testaments, in welcher besonders die folgenden Sätze auf Gutzkow und das verruchte junge Deutschland gemünzt waren: „Und der Herr wird seine Stimme erschallen lassen und sagen: ‚Du hast eine Hurerstirn und willst dich nicht mehr schämen. . . . Siehe, ihr seid aus Nichts und euer Thun ist auch aus Nichts und euer Wühlen ist ein Greuel. . . . Ich will ihnen wehe thun, daß sie sollen zu Schanden werden, zum Sprichwort, zur Fabel, zum Fluch, zum Fluch an allen Orten!'"

Diese unerhörte Kritik erregte allenthalben in Deutschland unerhörtes Aufsehen. Und eine Weile schien es, als solle es Menzel in

der That gelingen, seine Feinde „zu Schanden zu machen, zum Sprichwort, zur Fabel, zum Fluch. . . .“

Die erste Wirkung war eine Herausforderung, die der so niederträchtig beleidigte Gutzkow durch Wienbarg an Menzel gelangen ließ. Wienbarg und Beurmann bestimmten als Sekundanten ein Wäldchen bei Heilbronn als Ort für den Zweikampf; der in Sachsenhausen kommandirende Oberst der Oesterreicher, Freiherr von Cuddenhove, lieh die Pistolen. Da kam aber von Stuttgart die Antwort: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meine Gegner, sondern auf dem offenen Felde der Literatur.“ Wienbarg schrieb lakonisch an Menzel zurück — ein alter Burschenschafter dem andern — „Pfui Menzel“. Ein Duell, wäre der Ausgang, wie er wolle, gewesen, hätte freilich das Recht und die Ehre des Angegriffenen in nichts gefördert. So blieb zunächst der Strauß auf das Feld der Literatur beschränkt. „Erklärungen“, „Abfertigungen“ und Streitschriften wurden — Hieb auf Hieb — gewechselt; leider mit ungleichen Waffen. Bereits am 19. September erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ (ao. Beil.) eine „Erklärung gegen Dr. Menzel in Stuttgart“ von Gutzkow, deren Aufnahme Cotta selbst, auf des so schwer angegriffenen Mitarbeiters Ersuchen, veranlaßt hatte. Georg von Cotta befand sich damals gerade in Frankfurt in Familienangelegenheiten; in früherer Zeit, da er selbst der württembergischen Bundestagsgesandtschaft attachirt war, hatte er sich mit der Tochter eines der wenigen altfrankfurter Adelsgeschlechter, des Freiherrn von Adlerflycht, verheirathet und schwere Krankheit seines Schwiegervaters hatte ihn hergerufen. Er fand sich selbst durch Menzel in die größte Verlegenheit gesetzt, ja vielleicht hatte dessen Vorgehen auch eine Spitze gegen ihn; er stellte daher Gutzkow nichts in den Weg, sich der „Allgemeinen Zeitung“ für seine Vertheidigung zu bedienen. Kolb selbst und seine Kollegen wollten schon längst nichts mehr von Menzel wissen. Aber da es Gutzkow verschmähte und seiner ganzen Art nach auch nicht vermochte, Menzel in dem von ihm ergriffenen Ton unfläthiger Verlästerung zu antworten, da er sich auch beengt fühlte durch die Erinnerung an die Gastfreundschaft, die er einst bei Menzel und seiner Gattin genossen, so beschränkte er sich auf eine Zusammenfassung der Gründe, die ihn zum Gegner Menzels gemacht, und der Prinzipien seines eigenen literarischen Standpunkts, und damit brachte er wohl einige ernst Theilnehmende, aber nicht die große Menge auf seine Seite, der Menzel durch die saftigen Derbheiten seiner Tugendpredigt ein so sensationell-pikantes Amüsement geboten. Eine Vertheidigung seiner „Wally“ hielt Gutzkow gar nicht für nöthig; er begnügte

sich am Schlusse zu sagen: wenn er sich vielleicht im Eifer für die sozialen Fragen der Zeit zu weit herausgewagt habe, so dürfe ihn der Stolz trösten, von einem zwingenden Wahrheitsdrange dazu getrieben worden zu sein. Als aber Menzel mit einer „zweiten Abfertigung" hervortrat, die ein Siegesgeschrei darüber anstimmte, daß „der Ausbruch einer moralischen Cholera, mit dem ihm sein Gegner die Fußzehen besudelt", nur beweise, wie „sehr, sehr betroffen er sich fühlt", und daß er „seine schlechte Sache so verloren" gebe, daß er sie gar nicht zu vertheidigen wage, widmete Gutzkow seiner Vertheidigung eine besondere Streitschrift: „Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum", der Wienbarg äußerst kräftig in einer anderen Broschüre sekundirte: „Menzel und die junge Literatur". Beide Hefte erschienen am 6. Oktober in Löwenthals Verlag und beide athmeten den frischen Geist, den das Bewußtsein verleiht, für eine gute Sache zu fechten. Wienbarg schmetterte mit burschikosem Behagen wuchtige Hiebe auf das Haupt des Gegners, „damit die Maske sittlicher Entrüstung mit dem angeleimten Prophetenbart am Kinn vor aller Welt herunterfalle". Gutzkow vertheidigte sich mit ehrlichem Pathos, aber mehr tapfer, als klug, gerade die Stellen hervorhebend, von denen er zugab, daß sie im Ausdruck zu beanstanden seien. Er vertheidigte die Sigunenscene aus ästhetischen Gründen, seine Freigeistereien über die Ehe aus sozialethischen Gründen, er verwies zur Rechtfertigung seines Klagerufs, daß ohne Religion die Menschheit wohl glücklicher geworden wäre, auf den Fluch des Aberglaubens, den Fanatismus der Inquisition, die Schrecken der Religionskriege. Er habe zu eifrig im Rousseau gelesen, um sich in dem Glauben irre machen zu lassen, daß neue Gefühle und neue Erkenntnisse neue Institutionen fordern, wenn sie auch einstweilen unausführbar erscheinen. Und voll froher Hoffnung schloß er mit den Worten: „Von allen Seiten wird mir die Kunde, daß man sich wider Menzel wie gegen Geßler empöre. Jeder Brief, den ich erhalte, ist ein Feuerzeichen, von einem Berg zum andern getragen. . . . Es ist der Geist des todten Goethe, der in uns gefahren ist und von dem Schänder seiner Leiche Rache heischt. Wir ahnen es, daß der jetzt beginnende Kampf für die Literatur eine Epoche wird."

Und so von Menzels Drohungen und Beschwörungen keineswegs entmuthigt, ließen sie die Ankündigung der Deutschen Revue voll Siegeszuversicht hinausgehen in die Welt. Die Aufnahme, die sie zunächst bei Denen fand, die zur Mitarbeiterschaft geworben wurden, durfte ihnen ein Trost sein. In Nr. 431 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung"

konnten Wienbarg und Gutzkow den wiederholten Angriffen Menzels gegen den bloßen Plan der Deutschen Revue erklären, daß die empfangene Zusage der Herren Börne, Heine, Laube, Mundt, Veit, Varnhagen von Ense, Grabbe, Spazier, König, Kottenkamp, Lewald, Kolloff, Zimmermann, Beurmann, G. Büchner und W. Schulz, von Universitäts-Professoren wie Gans, Hotho, Schwenck, Ulrici, Rosenkranz, Fortlage, Bobrik, Trendelenburg Herrn Menzel eine Vorstellung von dem Erfolg machen könnten, den sie trotz seiner Angriffe in der öffentlichen Meinung gewinnen werden.

Das Programm der Deutschen Revue lautete:

„Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will. Die kritischen Kämpfe einerseits, andererseits eine frühzeitige Anwendung ihrer neuen Prinzipien auf widerstrebende Thatsachen unserer gesellschaftlichen Bildung verhinderten bisher die Kette der Literatur, sich in allen ihren Ringen zu gliedern, und eine mit Gewalt zersprengte Ordnung ihrer einzelnen Theile wieder herzustellen. Ist die Literatur eines Volkes der Ausdruck aller Empfindungen, Hoffnungen und Ahnungen desselben, so besitzen wir eine Literatur, die nicht sprechender seyn kann; ist sie aber auch das Organ wissenschaftlicher Forschung und die Bewahrerin gelehrter Resultate, so muß man den Zwiespalt beklagen, der auf ihrem Felde eingerissen ist, und kann nichts für ersprießlicher halten, als eine Vereinbarung der gesonderten literarischen Interessen im Sinne der Versöhnlichkeit. Die künstlerische Richtung unserer Tage hat dasselbe Interesse wie die wissenschaftliche; jene will von dieser den Inhalt, diese von jener die Form entlehnen. Der Ruhm und das Vertrauen wollen sich wechselweise austauschen. Den poetischen Genius ermüdet das ewige Ideal; er stirbt an dem fortgesetzten Herauswenden seiner subjektiven Eingeweide: er lechzt nach Inhalt, Thatsache und jenem unendlichen Kreise von spekulativer Bewegung, der aller Welt offen steht, und den die jugendliche Neuerung bisher umgangen hat, weil sie anderweitig eingegangene Verpflichtungen erst erfüllen wollte. Die Wissenschaft selbst aber sehnt sich aus ihren dumpfen Sälen heraus in die Natur, der Vogel Minervens ist nicht mehr die Eule, welche das Licht scheut, sondern der Adler, der mit offenem Auge in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde nicht eilen, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poesie eine Frühlingsrose zu nehmen und sie an den weiten Talar seiner Inauguration zu stecken! Wer würde für seine todten Abstraktionen nicht gern jene

blendenden Gewänder hinnehmen, welche ihm die Genien der Dichtkunst aus tönenden Worten und lachenden Gleichnissen weben!

„Betrachtungen dieser Art veranlaßten die Herausgeber zu einem Institute, das eine europäische Stellung einnehmen wird. Die Deutsche Revue entstand in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unsres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdeckten, wo wir den Schmerz empfanden, daß so zahlreiche Kräfte, statt einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen, sich in isolirten Zwecken zersplittern. Die Achtung vor deutscher Kunst und Wissenschaft ist aller Orten da im Auslande; aber das Ausland kennt nur einzelne Gelehrte, einzelne Bücher, einzelne Dichter unserer Sprache: es hat so wenig einen Ueberblick unserer Kulturzustände, daß z. B. jenseits des Rheins in kurzer Zeit zwei periodische Versuche entstehen konnten, von den vereinzelten Bestrebungen der Deutschen eine Gesammtanschau zu haben. Die Franzosen fangen an, uns in einer Werthschätzung, die wir gegen einander selbst empfinden sollten, zu übertreffen.

„Die Deutsche Revue fordert alle deutschen Dichter und Gelehrten auf, die sich von einer Verschmelzung unserer alten Horen, Athenäen u. s. w. mit der Revue de Paris, Revue des deux Mondes eine billigende Vorstellung machen können, unter die Aegide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welchen sie zu ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die Deutsche Revue wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattirungen derselben zulassen. Sie läßt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder, wie an die Dachstube, vor Allen aber an die, welche gern im Angesichte des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken. Auch nicht blos an Renommeen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die tausend Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich vergebens nach einer Bühne für ihre Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gehemmten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der Deutschen Revue so willkommen seyn, als ihr Beitritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen.

„Was die „Deutsche Revue“ bringen wird, soll seyn:

I. Poesie in allen Offenbarungen.

II. Spekulation aus allen Fakultäten.

III. Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der deutschen Literatur.

IV. Korrespondenz aus allen Ecken des Vaterlandes, wo etwas geschieht, das würdig ist, gewußt, verstanden, belobt, beweint, mißrathen oder nachgeahmt zu werden.

Jede Woche ein Heft — jedes Heft von drei Bogen — wird die Deutsche Revue den Charakter als Journal und Buch vereinigen, und sowohl das Stockende der Monatsschriften wie das Verschlissene der Tagsblätter vermeiden. Im gehaltenen Strome ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich einigermaßen würdig gesammelt und reflektirt wiederfinden."

* * *

Die so angekündigte Deutsche Revue ist nie erschienen.

Noch bevor ihre erste Nummer hatte erscheinen können, war der Löwenthal'sche Verlag unterdrückt, war ihr Erscheinen verboten, war die Vereinigung deutscher Schriftsteller, die sich um das zu gründende Blatt als Organ des geistigen Fortschritts und des nationalen Aufschwungs geschaart hatte, auseinander gesprengt, waren die Führer der Bewegung in Acht und Bann gethan, war Gutzkow ins Gefängniß geworfen und Wienbarg irrte, polizeilich von Stadt zu Stadt „geschoben", um all die stolzen Hoffnungen, die ihn nach Frankfurt geführt, betrogen, ein Geächteter der nordischen Heimath zu.

Der Bundestag hatte die Verfolgung des jungen Deutschlands begonnen.

Viertes Buch.

Trotz Acht und Bann.

X.

Das Vorgehen des Bundestags.

Am 10. Dezember des Jahres 1835, das in Frankfurt a. M. eine so rege Entfaltung hoffnungsfrohen literarischen Lebens gezeitigt hatte, fuhr der kaiserlich-königlich österreichische Präsidial-Gesandte Graf von Münch-Bellinghausen mit dem behaglichen Vorgefühl eines neuen glänzenden Sieges des von ihm vertretenen Regierungssystems am großen Thorgitter des Bundestagspalais in der Eschenheimer Gasse vor. Mit seinen wetterdunklen rothen Quadermauern, den starken dunklen Eisengittern vor den Fenstern, rechts und links von dem Eingang zum militärisch bewachten Palaishof, glich der Bau im Nebel des trüben Dezembertages mehr einem Sitz geheimer Inquisition und Gefängnißhaft, als dem Sitzungspalast der höchsten Repräsentation des Deutschen Bundes. Und doch entsprach dieses Aussehen nur zu sehr dem Charakter der Verhandlungen, welche die amtsbewußten Regierungsvertreter seit Jahren schon darin führten. Auf Inquisition und Gefängniß zielte auch die Aufgabe, die der auch hier kavaliermäßig auftretende Graf Münch mit diplomatisch unterdrückter Vorfreude im Geiste bereits erfüllt sah, als er den Sitzungssaal betrat, wo die anderen Bundestagsgesandten seiner schon harrten. In der Abwehr einer ungeheueren Gefahr, die den Frieden und die Ordnung Europas bedrohte, hatte wieder einmal Oesterreich, sein hoher Chef Fürst Metternich und er selbst, dessen erster Vertreter beim Deutschen Bund, all die kleinen Regierungen der rein-deutschen Staaten überflügelt und beschämt, auch den neuerdings zu bedenklichen Selbstbewußtsein sich aufraffenden Rivalstaat Preußen. Schon hatte derselbe begonnen, das absolute Unterdrückungssystem allen Regungen des Volksgeistes gegenüber, das sie seit dem Hambacher Feste gemeinsam durchgeführt, nicht unbedingt zu theilen, schon waren von einzelnen Stimmen der preußischen Regierung, die der Meinung des Thronfolgers

Rechnung trugen, Zweifel laut geworden, ob die seit über zwei Jahren funktionirende neue Zentraluntersuchungsbehörde zum Zweck der Verfolgung politischer Verschwörungen auch wirklich eine heilsame Einrichtung sei. Schon hatte diese Behörde zugestehen müssen, daß die Resultate ihrer Untersuchungen in geringem Verhältniß ständen zu dem Bilde der drohenden Revolution, wie es im Jahre 1832 Graf Münch entworfen, und nun war man endlich einer ganz neuen Art revolutionärer Propaganda auf die Spur gekommen, der man die Konspiration mit den Revolutionären des Auslandes zwar noch nicht nachweisen konnte, deren sie aber schon um ihres Namens Willen „Das junge Deutschland" verdächtig erscheinen mußte. Wurden nicht um dieselbe Zeit in der Schweiz die Mitglieder eines politischen Geheimbundes von gleichem Namen beobachtet und durch die Schweizer Behörden auszuweisen gesucht, dessen Haupt kein geringerer war, als der verschlagenste aller Verschwörer Europas, der Italiener Mazzini. Und diese neuen Feinde der Staatsordnung, die unter der Maske von poetisirenden Schriftstellern das Gift der Revolution zu verbreiten gestrebt, waren sämmtlich Preußen, waren protestantische Ketzer, Doktoren preußischer Universitäten, kamen auf das Konto des preußischen Staates, dem Oesterreich nun zuvorgekommen war, ihn von den im eigenen Lande großgezogenen Feinden zu schützen. Und wenn die Herren in Berlin auch schon vor ihm die Verfolgung des sträflichen Treibens vorbereitet, wie vor acht Tagen General von Schöler, der neue Kollege, nachgewiesen, er und Metternich hatten doch das erste Wort gesprochen, das Signal zum Handeln gegeben.

Und so erhob er sich mit der Miene eines Mannes, der wieder einmal die Ueberlegenheit der von ihm vertretenen Staatsweisheit als Retter des Völkerfriedens zur Geltung bringt, zum Vortrag in dieser dringlichen Angelegenheit, um zum Schluß den Antrag auf gemeinsame energische Vorkehrungen zu stellen zur Vernichtung der elenden Verschwörer: „Die Initiative," begann er, „welche die Kaiserlich-Königliche Präsidialgesandtschaft in der 26. diesjährigen Sitzung vom 29. Oktober laufenden Jahres in Betreff des seit einiger Zeit hervorgetretenen Strebens der unter dem Namen des ‚jungen Deutschlands' sich ankündigenden literarischen Schule genommen hat, wird dieser hohen Versammlung keinen Zweifel über die Ansicht gelassen haben, welche der Kaiserlich-Königliche Hof über diese höchst bedauerliche Erscheinung der neuesten Zeit und über die Wichtigkeit derselben für das gesammte Deutschland aufgefaßt hat.

„Nachdem es den Regierungen Deutschlands durch gemeinsam ver-

abredete energische Maßregeln gelungen ist, den Wirkungen der schlechten Presse auf dem politischen Felde ein Ziel zu setzen, wird die Aufmerksamkeit und die Vorkehrung jeder gewissenhaften Obrigkeit auf diese neue literarische Richtung in Anspruch genommen, die in ihren Absichten und in ihren bislang zur Anwendung gebrachten Mitteln bei weitem gefährlicher und in ihren zerstörenden Wirkungen, wenn ihr nicht bald allenthalben Einhalt gethan wird, unendlich tiefer eingreifend sein müßte, als es die bloß auf dem politischen Felde sich bewegende Presse der jüngsten Zeit gewesen ist.

„Die schlechte Literatur, die hier gemeint ist, läßt sich wesentlich als antichristlich, gotteslästerlich und alle Sitte, Scham und Ehrbarkeit absichtlich mit Füßen tretend bezeichnen.

„An der Spitze derselben steht Heinrich Heine in Paris, welcher diesen Ton bald nach der Julirevolution unter den Deutschen zuerst angeklungen hat. Aus einer genauen Prüfung der neuesten Schriften, welche von ihm und seinen Genossen herrühren, erhellet, daß ein tiefer, lange verhaltener Groll gegen das Christenthum das eigentliche Hauptmotiv dieses literarischen Treibens ist. Im zweiten Bande seines Salons sei bereits offen und unverhohlen die Abolition des Glaubens an Gott und die gänzliche Emanzipation der Sinnlichkeit von allen Schranken der Moral und der Sitte, als das Eine, was noth thut, und als das Ziel gepriesen, dem das jetzige Geschlecht unaufhaltsam entgegenstreben müsse.

„Diese Produkte haben außer zahlreichen Lesern, die sie in allen Ständen fanden, Adepten und Apostel der neuen Religion erweckt, welche seit einigen Monaten auf deutschem Boden eine Reihe von Druckschriften ergehen lassen, in denen sie nicht bloß jene Ideen wiederholen, kommentiren, amplifiziren und sie, so viel an ihnen ist, durch noch größere Keckheit und Schlüpfrigkeit zu überbieten suchen, — sondern sich offen vor aller Welt als Missionäre des neuen Glaubens bekennen und eingestehen, daß sie planmäßig für dessen Verbreitung zu wirken suchen würden. Sie haben sich zu diesem Ende als eigene literarische Koterie unter dem Namen des ‚jungen Deutschlands‘ konstituirt, und stillschweigend und ausdrücklich den Willen ausgesprochen, fortan der neuen Richtung die gesammte Produktivität ihres Geistes zu widmen.

„Um den letzteren zu charakterisiren, möge hier vorläufig unter den zahlreichen Erscheinungen derselben Art nur auf den Roman von Karl Gutzkow: „Wally oder die Zweiflerin“, auf die ästhetischen Feldzüge von Wienbarg, und auf die Vorrede zu Schleier-

machers Briefen über Schlegels Lucinde, ebenfalls von Gutzkow, aufmerksam gemacht werden. In dem ersten findet sich S. 225 bis 304 eine Polemik gegen das Christenthum, wie sie in christlichen Ländern und Zeiten bisher zu den beispiellosen Erscheinungen gehörte. Die Schrift dreht sich außerdem um die Abolition der Ehe und um die Verbannung alles Schamgefühls, welches als lächerliches Vorurtheil darzustellen der Zweck des Buches ist.

„Die zweite jener Schriften ist eine Amplifikation der oben schon bezeichneten Heine'schen Ideen, die zwar in milden, gleichsam wissenschaftlichen Formen auftritt, der Sache nach aber alles Ernstes die neue Religion der Sinnlichkeit und ihrer Emancipation von der Knechtschaft des Spiritualismus predigt. In der zuletzt genannten Vorrede endlich wird der Satz verfochten: Wie glücklich die Welt sein würde, wenn sie nie etwas von Gott erfahren hätte.

„Es kann den deutschen Regierungen nicht entgehen, daß Alles, was bisher vom Bunde gemeinsam gegen die schlechte Presse in Deutschland geschehen ist, rein verloren wäre, wenn dieses bei weitem gefährlichere Unwesen geduldet werden wollte. Es bedroht nämlich diese schlechte Richtung des Geistes nicht minder, wie das offene Predigen des Aufruhrs, die Obrigkeit und die öffentliche Ordnung in ihren Fundamenten. Die Ehre aller deutschen Regierungen fordert es: diesem Uebelstande, welcher bereits die laute Indignation aller Besseren erregt hat, nicht länger zuzusehen: denn es müßten die Regierungen bei dem zucht- und ehrliebenden deutschen Volke nothwendig an Achtung und Vertrauen verlieren, wenn sie Bedenken trügen, durch kräftige und ausreichende Maßregeln dem Uebel entgegenzutreten, bevor es gelungen ist, im Wege des Romans und der leichten, allen Klassen zugänglichen Literatur auf die Menge verderblich zu wirken, in ihr jeden positiven Glauben, insbesondere an das Christenthum, zu untergraben, die rohe Sinnenlust allein als oberste Aufgabe des Menschengeschlechts zu predigen, und sohin, nach vollbrachter Auflösung aller religiösen und moralischen Bande, das, dergestalt jeder Grundlage beraubte, alte Staatsgebäude von selbst einsinken zu machen.

„Der Unwille, den das Hervortreten dieser Literatur erzeugt hat, ist als befriedigender Gefühlsmesser der öffentlichen Meinung eine doppelte Aufforderung an die Regierungen, zu thun, was die höher stehende Regierungspflicht von ihnen erheischt. Zwar ist von einzelnen Regierungen schon Ersprießliches in dieser Beziehung geschehen. Die Zensurgesetze, wie sie in Oesterreich bestehen und gehandhabt werden, geben allen

Bundesgenossen die Bürgschaft, daß die Verbreitung dieser, die besten Gesinnungen verderbenden und in den Meinungen und Gefühlen eines ganzen Volkes Umkehr zu bewirken geeigneten Literatur im ganzen Gebiete des österreichischen Kaiserstaates ausgiebig verhindert ist. Die Königlich Preußische Regierung hat mit der Weisheit, die sie charakterisirt, die Gefahr erkannt und sie nach der am 3. dss. in der 30. Sitzung vertraulich gemachten Anzeige innerhalb ihres Bereiches zu bewältigen gestrebt.

„Die Großherzoglich Badische Regierung hat endlich gleichfalls — indem sie den Buchhändler Löwenthal zu Mannheim wegen der Herausgabe des Romans ‚Wally' zur Strafe gezogen und demselben die weitere Führung der Verlagshandlung untersagt hat — Maßregeln ergriffen, deren korrektes Princip nur den Beifall der übrigen Regierungen hervorrufen kann.

„Vorkehrungen einzelner deutscher Regierungen können aber, nach der Natur des deutschen Buchhandels, schlechterdings nicht zum Ziele führen, wenn sie nicht durch gleichförmige Maßregeln aller übrigen gemeinsam gemacht werden, weil, wenn irgendwo die schlechte Presse einen Schlupfwinkel fände, von dort aus, wie bisher, ganz Deutschland bedroht wäre.

„Der Antrag des Kaiserlich-Königlichen Hofes ist daher dahin gerichtet: daß, bevor noch von Seiten des in der 26. Sitzung (§ 414) vom 29. Oktober laufenden Jahres zur Berichterstattung über die gesammten Erzeugnisse der jungen deutschen Literatur aufgeforderten Bundestags-Ausschusses dieser hohen Versammlung umfassende Vorschläge gemacht werden, welches sich bei dem Umfange des Geschäftes noch verzögern wird — hinsichtlich der notorisch bekannten Leiter und Vorsprecher dieser gefährlichen literarischen Schule, sofort von der Gesammtheit der Bundesglieder mindestens solche Maßregeln getroffen werden, welche demjenigen entsprechen, was bereits von Einzelnen geschehen ist.

„In diesem Sinne dürften: 1. sämmtliche Bundesregierungen die Verpflichtung übernehmen, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter dem Namen des ‚jungen Deutschlands' bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt und Heinrich Laube gehören, die Straf- und Polizei-Gesetze ihres Landes, sowie die hinsichtlich des Mißbrauchs der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken

oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern;

„2. wären die Buchhändler, hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben genannten Schriften, in angemessener Weise zu verwarnen und ihnen gegenwärtig zu halten, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener Schule auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen;

„3. wäre insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, durch die Regierung der freien Stadt Hamburg in Gemäßheit einer an die letztere, mittelst ihres hiesigen Gesandten, diesfalls zu richtenden Aufforderung, in dieser Beziehung die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

Nachdem, fahren die Bundestags-Protokolle dieser denkwürdigen Sitzung vom 10. Dezember in ihrem Berichte fort, die Bundesversammlung den Präsidialvortrag ausführlich erörtert und sich die darin entwickelten Ansichten und Anträge angeeignet hatte, erfolgte hierauf der Beschluß, welcher den Antrag Oesterreichs im vollen Umfange annahm.

So blieb der Triumph, das „alte Staatsgebäude" vom drohenden Einsturz gerettet zu haben, wieder einmal dem Fürsten Metternich, dessen Politik stets danach trachtete, durch Enthüllung solcher Gefahren den übrigen deutschen Regierungen seine Vormundschaft in ihrer Unentbehrlichkeit zu beweisen. Mit Recht konnte des Grafen Münch Antrag mit dem Hinweis beginnen, daß es der Initiative der Präsidialgesandtschaft zu danken sei, wenn jetzt schon ein gemeinsamer Beschluß gegen die Bestrebungen des literarischen jungen Deutschland gefaßt werden könnte. Wohl hatte am 29. Oktober (26. Sitzung) der erst seit Anfang August von Petersburg nach Frankfurt versetzte preußische Gesandte General von Schöler zuerst die Sprache auf einen der „schlechten" Autoren gebracht, indem er einem älteren Bundesbeschluß entsprechend die Anzeige machte, daß von Seiten des preußischen Polizeiministeriums die in Hamburg bei Hoffmann und Campe erschienene Schrift „Wanderungen durch den Thierkreis von Ludolf Wienbarg" durch Verfügung vom 28. September verboten worden sei, weil dieselbe Haß gegen Reiche, den geistlichen Stand und das Bestehende verbreite, aber mit dem Material seiner Regierung gegen die ganze „junge Literatur" hatte er noch hinter'm Berge gehalten. Graf Münch aber hatte diese Gelegenheit

wahrgenommen, sich und seiner Regierung in dieser Sache die Initiative zu sichern. Und so ergriff er schon damals das Wort, um bei diesem Anlasse auf die Verbindung mehrerer Schriftsteller aufmerksam zu machen, welche sich unter der Benennung „Die junge Literatur“ gebildet habe und deren Tendenz dahin gerichtet sei, durch Erschütterung aller bisherigen Begriffe über Christenthum, Obrigkeit, Eigenthum, Ehe u. s. w., in allen sozialen Verhältnissen eine heillose Anarchie zu verbreiten und eine allgemeine Umwälzung vorzubereiten. Er gäbe deshalb den Herren Gesandten anheim, diesen Gegenstand bei den höchsten und hohen Regierungen in Anregung zu bringen, damit in reife Berathung gezogen werden könne: ob und wie diesem Uebel durch gemeinsame Maßregeln entgegen zu wirken sei?

Mehr als ein Monat war nach dieser Aufforderung verlaufen, ehe die Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung kam. Am 3. Dezember, eine Woche also vor der Eingangs skizzirten abschließenden Sitzung, meldeten sich dann die Gesandten von Preußen und Baden zum Wort. General von Schöler erklärte, daß die k. preußischen Zensurbehörden schon seit einiger Zeit auf eine Reihe von literarischen Erscheinungen aufmerksam worden seien, welche, für ein großes Publikum bestimmt, die verderblichsten Grundsätze verbreiteten. (In der That waren, abgesehen von früheren Verboten, bereits am 21. April Gutzkows Ausgabe von Schleiermachers vertrauten Briefen, am 1. Mai Mundts Madonna, am 24. September die „Wally“, am 28. September Wienbargs „Wanderungen durch den Thierkreis“ in Preußen verboten worden.) Bei fortgesetzter Beobachtung habe sich leicht erkennen lassen, daß sie von einer durch Gemeinschaft der Geistesrichtung und der literarischen Bestrebungen verbundenen Schule von Schriftstellern ausgingen, die sich selbst als „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ bezeichnet. Die Verbindungen dieser Schriftsteller schienen sich über einen großen Theil von Deutschland zu verbreiten und leider ließe sich nicht leugnen, daß die von ihnen publizirten Schriften an vielen Orten Anklang gefunden hatten. Um so dringender wäre es gewesen, mit Ernst dieser Schriftstellerei entgegen zu treten, welche im Allgemeinen die Richtung der sogenannten französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts verfolge und den Mangel an wahrem Witz und an Neuheit der Gedanken durch eine oft sehr einnehmende Gewandtheit des Ausdrucks und durch eine alles ihr Vorangegangene überbietende freche Verhöhnung des Heiligsten zu ersetzen versteht. Einige neuerliche Produktionen dieser Schule, namentlich auch die Ankündigung einer neuen, von zwei Kory-

phäen derselben, Gutzkow und Wienbarg, herauszugebenden Zeitschrift: „Deutsche Revue", hätten auf den Bericht des Ober-Zensur-Kollegiums das Königliche Ministerium des Innern und der Polizei veranlaßt, ohne Verzug ein Verbot gegen alle Schriften der bekanntesten Organe der vorgedachten Schule ergehen zu lassen. Dieses Verbot sei auf die literarischen Werke ausgedehnt worden, welche aus der jener Schule offenbar dienstbaren Löwenthal'schen Buchhandlung zu Mannheim hervorgehen.

Der bezügliche preußische Ministerialerlaß war bereits am 14. November ergangen und erstreckte sich auf 1. sämmtliche Verlags- und Kommissionsartikel der Löwenthal'schen Buchhandlung in Mannheim und 2. sämmtliche Drucksachen von a) Karl Gutzkow, b) Ludolf Wienbarg, c) Heinrich Laube, d) Theodor Mundt. Unter sämmtlichen Drucksachen wurden auch die in Zukunft erscheinenden verstanden. So bestätigt die offizielle „Leipziger Zeitung" vom 25. November, daß auch „die noch zu edirenden Werke zufolge Ministerialreskripts für Preußen verboten sind". Heine wurde preußischerseits noch nicht zum „jungen Deutschland" gerechnet. Am 10. Dezember erfolgte noch die weitere Verfügung, welche alle öffentlichen Rezensionen und Beurtheilungen der verbotenen Schriften mit Ausnahme derer untersagte, die ohne Namensnennung und Bezeichnung der Titel die Richtung der betreffenden Schriftsteller in ihrer Schädlichkeit darlegen, vorausgesetzt, daß dies ohne Abdruck einzelner Stellen geschieht. — Sogar die Namen der Geächteten sollten im Bereich der Literatur völlig vernichtet werden.

Der Vertreter Badens in der Sitzung vom 3. Dezember, Herr von Gruben, hatte gleichfalls von bereits vollzogenen Maßregeln vertrauliche Anzeige zu machen. Da die „Wally" in Mannheim erschienen, Mannheim seit 1803 zu Baden gehörte, fiel die Verfolgung des Buchs, seines Autors und Verlegers vor allem in den Pflichtbereich der großherzoglichen Regierung. Wir werden später sehen, daß eine direkte Aufforderung des Königs von Preußen an den Großherzog den Pflichteifer noch beschleunigte und den liberalen „Bürgerminister" Winter zu energischen Schritten drängte. Durch Reskript des Großh. Ministeriums des Innern vom 20. Oktober war am 27. Oktober die gerichtliche Verfolgung von Gutzkow und Löwenthal beim Stadtamt in Mannheim verfügt worden. Die Untersuchung hatte am 16. November begonnen. In dem Ministerialreskript Winters war ferner verfügt, daß die Buchhandlung des Dr. Löwenthal an der Weiterführung verhindert werde. Am 13. November wurde dann der Roman „Wally" durch die

Mannheimer Kreisregierung mit Beschlag belegt. Weitaus der größte Theil der übrigens kleinen Auflage war bereits abgesetzt, es fanden sich bei Löwenthal überhaupt nur noch wenige Exemplare vor. Das Menzel'sche Feuerjo! hatte nicht nur allarmirt, sondern auch als Reklame gewirkt.

Ueber diese Schritte seiner Regierung machte Herr von Gruben der Bundesversammlung entsprechend Mittheilungen. Die Beschlagnahme der „Wally" war vom Amtsgerichte bestätigt und der Prozeß wegen Blasphemie gegen den Verfasser eröffnet. Da Löwenthal überhaupt noch gar nicht im Besitz der nachgesuchten Konzession zum Betrieb einer Buchhandlung war, so brauchte sie ihm auch nicht erst entzogen zu werden. Die Herausgabe des „in religiöser und sittlicher Hinsicht so gefährlichen Romans" war eine unbefugte und schon darum war er zur Verantwortung gezogen und die weitere Führung der Verlagshandlung untersagt worden. Den Inhalt einer Ministerialverfügung vom 24. November an die Kreisdirektoren theilte der Gesandte dann wörtlich mit. Er legte ihnen die Pflicht auf, alle ihnen untergebenen Polizeibehörden zur Ueberwachung und Verfolgung aller Aeußerungen, die von dem Schriftsteller-Verein „Junge Literatur" ausgehen, anzuweisen, im besondern auch die im Regierungsbezirke bestehenden Buchhandlungen vor Uebernahme der von jenen Autoren ausgehenden Schriften zu verwarnen. Die Verfügung verwies dabei auf die allgemeinen gesetzlichen Vorschriften. So rigoros, wie das preußische Vorgehen, war das badische demnach nicht. Für uns von besonderem Interesse ist, daß der Erlaß sich im vollen Umfange die Charakteristik der „Jungen Literatur" angeeignet hatte, welche der Präsidialgesandte Graf Münch in jener ersten Erwähnung am 29. Oktober vom Treiben derselben entworfen. Auch hier hieß es: „Es hat sich unter dem Namen ‚Junge Literatur' ein Verein mehrerer Schriftsteller gebildet, deren Absicht dahin zu gehen scheint, durch Erschütterung aller bisherigen Begriffe über Christenthum, Obrigkeit, Eigenthum, Ehe ꝛc. in allen sozialen Verhältnissen eine Anarchie zu verbreiten und eine allgemeine Umwälzung vorzubereiten. An der Spitze dieses Autorenvereins stehen Ludolf Wienbarg und Dr. Gutzkow; auch Börne und Heine sollen Mitarbeiter desselben sein." Ich sagte, daß diese Zweckbestimmung identisch mit der früher vom Grafen Münch gegebenen sei. Ich muß hinzusetzen: bis auf ein Wort. Graf Münch sagte: es *ist* die Absicht; die badische Regierung nur: es *scheint* die Absicht zu sein. In diesem „scheint" lag das Zugeständniß, daß die so schwere Anklage noch nicht erwiesen sei. Es lag der Verfügung nicht die eigene Ueberzeugung, kein

eigenes Urtheil zu Grunde; man übernahm die Anklage, wie sie der Vertreter Oesterreichs gefaßt, als eigene, lehnte die Verantwortung für ihre Richtigkeit aber ab.

Wie war aber Graf Münch zu der ungeheuerlichen Anklage gegen die jungen Schriftsteller gekommen, die sie zu Anarchisten im sozialrevolutionären Sinne stempelte? Woher dies bei allen „höchsten und hohen Regierungen“ Angst und Entsetzen weckende Schlagwort, das eine politische Aktion großen Stils gegen vier hochbegabte deutsche Geister ermöglichte, deren literarische Bestrebungen seit dem Hambacher Fest sich mehr und mehr auf die Gebiete jener Interessen beschränkt hatten, die von jeher die eigentlichste Domäne der poetischen Literatur gewesen sind?

Wolfgang Menzel hatte es in seinem Vernichtungskampf gegen Gutzkow und Wienbarg, gegen das Projekt der „Deutschen Revue“, in welchem persönliche Rachsucht, gewaltthätiges Diktatorenthum und ein gerechtfertigter Selbsterhaltungstrieb zu der schmählichen Waffe der Verleumdung griff, den Hütern der „Ruhe in Europa“, den Stützen der europäischen Gesellschaft zugeworfen; das ganze Schreckbild war in Menzels gespenstersüchtigen Phantasie erstanden und hatte durch sein Literaturblatt die weite Verbreitung gefunden, die es — nicht um seiner selbst willen — sondern als Beilage des „Morgenblatts“, des besteingeführten Familienblatts jener Tage, genoß.

Obgleich sämmtliche Betroffene wiederholt aufs Bestimmteste erklärt haben, daß Menzels Angriffe es gewesen seien, die den Bundestag zu seinem unerhörten Vorgehen Veranlassung und Vorwand geboten, obgleich der Präsidialantrag des Grafen Münch selbst seine Motivirung mit dem Hinweis schloß, daß bereits die „laute Indignation aller Besseren“ von den Regierungen auf kräftigste Abhülfe gedrungen habe und „der Unwille, den das Hervortreten dieser Literatur erzeugt, als befriedigender Gefühlsmesser der öffentlichen Meinung eine doppelte Aufforderung an die Regierungen sei“, trotz alledem behauptet H. von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte“, daß nur die Bosheit von Menzels Feinden ihn mit dem Makel des Denunziantenthums belastet habe. Ohne Widersprüche geht es bei ihm freilich auch hier nicht ab. Rühmt er auf der einen Seite den „ehrenwerthen Muth“ Menzels, der durch seine Vertheidigung des Christenthums die Sympathie der Mehrzahl seiner Gegner aufs Spiel gesetzt habe, so erklärt er auf der anderen Seite die auch von ihm nicht wegzuleugnende Thatsache, daß seine Kritik die Beachtung der Höfe gefunden und das Einschreiten des Bundestags beschleunigt habe damit, daß sein Literaturblatt „wegen seiner hochkirchlichen Richtung

in den konservativen Kreisen viel gelesen wurde". Thatsächlich hat aber erst von jener Zeit an das Literaturblatt, dessen Hauptmitarbeiter bis vor kurzem Gutzkow und Börne doch waren, seine hochkirchliche Richtung eingeschlagen, und zwar im Einklange mit dem erneuten Aufschwunge des Pietismus in Schwaben, der um die Mitte dieses Jahrzehnts statthatte und auch mehrere der liberalen Parteiführer ergriff. „Menzel," sagt Treitschke weiter, „hatte lediglich seine Pflicht als Kritiker gethan und nur mit den ehrlichen Waffen literarischer Polemik gefochten." „Börne verdrehte ihm das Wort im Munde und schrieb das Büchlein ‚Menzel, der Franzosenfresser', obgleich Menzel die Franzosen durchaus nicht angegriffen. . . ." Das Privatleben seiner Gegner zu verdächtigen und zu beschmutzen in so unerhörter Weise, wie es Menzel gethan (selbst Hutten hatte so schmähliche Angriffe in seiner beim literarischen Kampfe so maßlosen Zeit nicht zu erleben), ist in H. von Treitschke's Augen also eine ehrliche Waffe. Und wenn Menzel in seiner „Wally"-Kritik des Wortes „Französisch" sich bediente, als sei es gleichbedeutend mit sittenschänderisch, wenn er den Roman als „potenzirte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit" bezeichnet, wenn er von der „französischen Affenschande" spricht, welche Voltaire zum Führer habe, so sind dies für Herrn von Treitschke demnach Komplimente für die Franzosen.

Auch Richard Fester in der schon angezogenen lesenswerthen Schrift „Eine vergessene Geschichtsphilosophie" (Hamburg 1890) hat Menzel vor dem Vorwurf zu rechtfertigen gesucht, den Heine in dem Titelwort seines Anti-Menzel zusammenfaßte: „Der Denunziant". Nicht an die Gerichte, sondern an die ganze Nation habe sich Menzel gewandt mit der Aufforderung, die Tendenzen des jungen Deutschland als undeutsch zu verdammen. Daß sich die Anklage bis heute in allen Literaturgeschichten erhalten habe, sei nur dadurch zu erklären, „daß kein einziger Literaturhistoriker die Menzel'sche Kritik selbst zur Hand genommen hat." Da sei es wahrlich hohe Zeit, daß das Andenken eines zwar beschränkten, aber doch charaktervollen Mannes endlich von unverdienter Schmach gereinigt werde. — Da uns jedes durch Lüge entstandene Unrecht empört, würden wir gern auch Menzel von unverdienter Schmach reinigen, wie wir uns auch bemüht haben, in dem Bild seines Werdens keine seiner Lichtseiten durch übertriebene Schatten beeinträchtigen zu lassen. Wir haben auch jetzt wieder alles, was für die Maßlosigkeit seines Handelns als mildernder Grund gelten kann, namhaft gemacht. Das ist aber auch alles, was in dem Prozeß, den wir hier Namens der Gerechtigkeit und der Geschichte durchzuführen haben, zu seinen Gunsten spricht: ja er hat

an Gutzkow, Wienbarg und den mit diesen in näherer Verbindung stehenden Schriftstellern als Denunziant gehandelt. Er hat den Beruf des Kritikers und das ihm anvertraute kritische Organ mißbraucht, um persönliche Gegner und Berufs-Rivalen mit allen Mitteln übler Nachrede zu vernichten, er hat sie mißbraucht in Ausdrücken und Wendungen, die unter den damals herrschenden, ihm gar wohl bekannten Zeitverhältnissen einen Staatsprozeß auf die Häupter seiner Feinde lenken mußten.

In der „Wally"-Kritik vom 11. und 14. September stehen in der That schon Sätze, die kaum anders genannt werden können als „denunziatorisch". Menzel hat später selbst, als Vertheidiger seines Freundes Professor Leo, eine Definition dieses Wortes gegeben. „Ein Denunziant ist, wer das, was ihm heimlich anvertraut worden, treulos verräth, oder unschuldige Reden und Handlungen verdächtigt." Gut. Die Insinuation, daß die Unsittlichkeit der Gedanken in „Wally" eine Frucht der Unsittlichkeit des Lebenswandels ihres Autors sei, welche Menzel mit dem Hinweis, daß er dies Leben aus eigener Beobachtung kenne, verstärkt, fällt ebenso in den Rahmen dieser Begriffsbestimmung, wie all die Verdächtigungen, die Gutzkow Behauptungen und Ansichten zuschrieben, von denen kein Wort in der „Wally" oder in sonst einer Schrift von ihm stand. Lesen wir weiter: „Nachdem sich diese Versuche (für Irreligiosität und freche Sinnenlust Propaganda zu machen) wiederholt haben, nachdem dieses „junge Deutschland" es gar kein Hehl mehr hat, daß es mit dem Kapital der Verruchtheit anfangen wolle, mit dem das alte, durch alle Schulen der Unsittlichkeit gegangene Frankreich aufgehört hat, ist es Zeit, ihm nicht die mindeste Schonung mehr angedeihen zu lassen, sondern es bis zur Vernichtung zu bekämpfen." . . . „Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffinirtesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edeln der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. Aber diese Schule wird nicht aufkommen." Ist das keine Denunziation? Aber zugegeben, es sei keine, blieb es etwa bei diesem ersten Angriff? Hat nicht Menzel in blinder Vernichtungswuth dieser ersten eine zweite, eine dritte „Abfertigung" (18. September Nr. 99 und 19. Oktober Nr. 107) folgen lassen, die das Thema „Greisenkälte im verbrannten Gehirn, französisches Gift in allen Adern" zur Schmach seiner Gegner stets aufs neue variirten? Hat er nicht aus seinem Literaturblatt bis zum 22. Oktober ein fortlaufendes Pamphlet gegen die Herausgeber der angekündigten Deutschen Revue gemacht und

dann die bisher ignorirten Bücher „Rahel“, „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ und „Charlotte Stieglitz“, dann Wienbargs „Aesthetische Feldzüge“ unter der Aufschrift „Unmoralische Literatur“ dazu benutzt, immer aufs neue gegen die junge Literatur, das junge Deutschland zu hetzen? Sei die wiederholte Behauptung, daß diese „Unsittlichkeitspropaganda nichts geringeres bezwecke, als die Abschaffung der Ehe und die Einführung der Weibergemeinschaft“, sei der Appell an die Geistlichkeit „Ich bedaure die zahllose Geistlichkeit in Deutschland, die mir solche Lorbeeren überläßt“, keine Denunziation! Als er aber im letzten Angriff dazu überging, das junge Deutschland ausdrücklich als National- und Volksgefahr politischer Art zu bezeichnen, und als drohende Folge dieser Literatur das Gespenst des „Anarchismus“ den Lesern vorführte, da war der unausbleibliche Effekt, daß die Regierungen, deren Hauptgeschäft seit drei Jahren ja ohnehin die Unterdrückung der Freiheit war, dieser „lauten Indignation“ zu Hülfe kamen, um die von Menzel gekennzeichneten Aufruhrstifter ein- für allemal mundtodt zu machen. Jetzt war die Denunziation auch in der Wirkung vollendet.

In diesem letzten Angriff faßte er seine Anklagen gegen Gutzkow und Genossen noch einmal zusammen: Der unerlaubteste Frevel gegen alles Heilige sei ihr Thun und Planen. „Unkundige mögen hieraus den Schluß ziehen, was ferner geschehen würde, wenn man diese Schule sich ausbreiten ließe.“ „Sie beabsichtigt, sich zunächst als eine kritische Macht zu konstituiren und die gesammte deutsche Literatur von ihrer angekündigten Revue aus zu beherrschen ... Ueber dem neuen literarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront statt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga ... Sie propagiren ein deutsches Frankreich ... Unter der Maske des Weltbürgerthums verhöhnen sie Alles, was in unserer, an Vaterlandsliebe ohnehin nicht reichen Zeit noch an der deutschen Nationalität hängt.“ ... „Das wird den Franzosen trefflich zu Statten kommen, wenn solche Gesinnungen am Rhein Wurzel fassen sollten, und wir dürfen wohl der Stadt Frankfurt ein Kompliment machen, daß sie gleichsam als die Wiege Deutschlands auserlesen worden, diesen französischen Wechselbalg großzuziehen.“ Damit war die Stadt Frankfurt an ihre „Pflicht“ erinnert. Und nun kam der Haupttrumpf. Heute handle es sich noch um den Unfug einiger „aristokratischer Wildfänge“ der Literatur, „morgen vielleicht habt ihr es mit der Volkshefe zu thun, in welcher die Gemeinheit, die von oben kommt, einen fruchtbaren Schlamm findet.“ Die Nachahmung des Pöbels werde rauherer Natur sein, wenn dieser Geist in die „anarchistischen

Elemente der untersten Gesellschaft" übergehe. Er warnt davor, ehe es zu spät ist, sich über die Nachlässigkeit zu beklagen, mit der man den Pöbel der höheren Bildung gewähren ließ. Denn auf wen seien sie berechnet, „wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind."

Und auf wen, fragen wir dagegen, war dieser Appell berechnet? Etwa nur auf die harmlose Leserschaar, damit sie sich baß drob entsetze? Nein — das war ein direkter Appell an die Staatsgewalt, an dieselbe Staatsgewalt, gegen die Menzel noch wenige Jahre zuvor als Sprecher für Preßfreiheit stolze Worte im Munde geführt! . . . Es mag sein, daß er ein Vorgehen derselben in dem Umfange, wie es nun erfolgte, nicht erwartet hat. Ein Verbot der „Deutschen Revue", eine Vernichtung der literarischen Laufbahn seiner Gegner hat er ganz sicher bezweckt und auch zunächst erreicht, erreicht mit dem Einsatz seiner literarischen Ehre.

Jetzt hatten Metternich, Wittgenstein und ihre Verbündeten das Schlagwort, mit dem sie wie bereits die Presse, nun auch die schöne Literatur fortschrittlichen Geistes treffen konnten, welche in den süd- und westdeutschen Verfassungsstaaten immer mehr überhand genommen, je mehr man die Presse geknebelt hatte. Jetzt hatte ein liberaler Journalist und Parlamentarier des Südens, der von Geburt demselben Staate angehörte wie Gutzkow, Laube, Mundt, ihnen das Bannwort zugespielt, dem gegenüber auch die Opposition im Bundestag verstummen mußte, ein Liberaler hatte es den Regierungen geradezu zur Pflicht gemacht, mit Ausnahmegesetzen gegen die liberale Literatur in Buchform vorzugehen. Bisher war auf diesem Gebiet keine Einheit, kein Gesammtverfahren möglich gewesen, jetzt hatte man diese Möglichkeit, und indem man auch andere lästige Bücherschreiber in die Kategorie des jungen Deutschlands schlug, konnte man mit diesem Anfang schon eine gehörige Bresche legen in diese nichtsnutzige, immer frecher und drohender auftretende Literatur, deren Verfasser kein anderes Mandat zum Schriftstellern hatten als ihr schnödes Talent und ihre verruchte liberale Gesinnung.

Nun folgten sich die Maßregeln Schlag auf Schlag. Am 29. Oktober der Antrag des Präsidiums zum gemeinsamen Vorgehen des Bundestags, am 14. November das Impvorausverbot der „Deutschen Revue" und aller Schriften der Autoren des jungen Deutschland, am 13. November Konfiskation der „Wally" beim Verleger, am 16. November

Beginn der Untersuchung gegen Gutzkow und Löwenthal in Mannheim, am 18. November bekommt Löwenthal seine Konzession entzogen, womit die vorbereitete erste Nummer der „Deutschen Revue" wie das ganze Blatt zu erscheinen verhindert ward, am 23. November wird Gutzkow in Frankfurt auf dem Polizeiamt die Vorladung übergeben, am 24. November beschließt der Rath der Freien Stadt Frankfurt das Verbot der Wally und die Ausweisung der Doktoren Gutzkow, Wienbarg und Kottenkamp, an demselben Tag erläßt die badische Regierung die allgemeine Verfügung gegen das junge Deutschland, am 30. November wird Gutzkow, der zum Verhöre nach Mannheim kommt, dort verhaftet, am 3. Dezember große Sitzung des Bundestags mit den Berichten des preußischen und badischen Gesandten, am 10. Dezember die andere, welche zu dem Beschluß gemeinsamen Vorgehens gegen Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg führt.

* * *

Obgleich wenige Schritte vom Bundespalais wohnend, hatten Gutzkow und Wienbarg eine Zeit lang keine Ahnung, welches Unheil sich für sie in den Schreibstuben der Bundestagsgesandtschaften zusammenballte. Wienbarg stellte, mit dem Gefühl eines Siegers über Menzel, einen Band seiner jüngsten Aufsätze „Zur neuesten Literatur" zusammen und hielt gleich nach Gutzkow in der Museumsgesellschaft einen mit Beifall aufgenommenen Vortrag. Aber als das Unwetter zum Ausbruch kam, warf er die Flinte ins Korn. Anders Gutzkow. An demselben Tage, wo durch das Vorgehen der Karlsruher Regierung die Auflösung der Löwenthal'schen Verlagshandlung und durch Preußen das Verbot der Deutschen Revue feststand, war er sofort unterwegs, um in Frankfurt einen Verleger zu suchen, der den Verlag des Blattes unter verändertem Titel übernehme. Er fand einen solchen in Franz Varrentrapp und schon am nächsten Tag erschien ein Inserat im Frankfurter Journal des Inhalts, daß vom 1. Dezember an bei diesem erscheinen werde: „Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft. Redigirt von Dr. Karl Gutzkow." Die Anzeige sagte weiter: „Um die Insinuation einer Parteiung zu zerstreuen, erscheinen die Deutschen Blätter von einem Einzelnen. Eine Meinung wird sich geltend zu machen suchen, welche sich daran gewohnt hat, die Herzschläge der Zeitgenossen zu zählen, und überall zu sein, wo eine neue Erscheinung des Jahrhunderts aus ihrer Knospenhülle hervorbricht, eine Meinung, welche mit Lessing in dem Streben nach Wahrheit die

Wahrheit selber findet. Alles, was die Gegenwart bringt, soll in den Deutschen Blättern an Vergangenheit und Zukunft geknüpft werden. . . . Sie werden Alles bringen, was in der durch mannigfache Hindernisse zu erscheinen verhinderten Deutschen Revue von dem Einen der Herausgeber zu erwarten stand.“ In einem Bündel libri prohibiti der Frankfurter Stadtbibliothek habe ich ein Exemplar der sogleich unterdrückten ersten Bogen dieser „Deutschen Blätter“ gefunden. Sie enthalten zwei Aufsätze: „Der Traum des Saturn“ und „Gegen Menzel“. Der erstere führte gegen Hegels System gerichtete geschichtsphilosophische Gedanken aus, welche Gutzkow dann im Gefängniß als „Philosophie der That und des Ereignisses“ in ein System zu bringen suchte. Das zweite rekapitulirte die Hauptsätze seines literatur-reformatorischen Wirkens: den Protest gegen eine Literatur, die nur dem Tage und der Masse dient, die das Geistesleben in Journalartikel auflöst, die nichts bietet als das Spiegelbild der Alltäglichkeit. „Es ist unmöglich: man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unsres täglichen Brods in den Pflug des Bauern spannen. Es giebt nur zwei Endziele, für welche sich das Genie begeistert, die That und die Kunst. Wer zu Thaten berufen sei, sehe sich in der gegenwärtigen Zeit Weg und Steg versperrt. Es bleibe für die Wirksamkeit nur das Reich der Ideen. Wir gehören der Welt und der Nation an; wir müssen etwas thun, was Ersatz ist für das, was wir thun könnten.“ Er kommt auf die Poesie zu sprechen und weist nach, wie man in den verschiedenen Zeitaltern immer etwas anderes unter Poesie verstanden habe. „Was ist Poesie? Homer wußte es, aber die Homeriden waren schon im Zweifel. Aeschylos wußte es, Euripides tastete. Dante und Boccaccio wußten es: Sacchetti fand sich nicht zurecht. Shakespeare wußte es: Ben Jonson glaubte es besser zu wissen. Die Personen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über das, was Poesie ist, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der Alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war Goethe. Nach solchen in sich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poesie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden, wird dann eine Aufgabe, die sich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt.“ Nun kommt er erst auf die Kritik und auf Menzel. Er hat hier die mildeste, sachlichste und treffendste Auffassung für die Unthaten des letzteren zum Ausdruck gebracht: „Die Kritik, welche nur historische und politische Maßstäbe für das Reich des Ge-

dankens und des Ideals hat, die in einem Athem über Goethe und eine Ständeversammlung spricht, hat kein Recht. . . . Einer solchen von Gott und der Schönheit verlassenen Kritik bleibt in ihrer letzten Verzweiflung nichts mehr übrig, als Staatsmänner und Prediger wahrhaft um Succurs zu bitten."

An den Grad der Wirkung, die Menzels Anklagen bei diesen letztern inzwischen fand, konnte Gutzkow jetzt noch um so weniger denken, als ihre Uebertriebenheit ihm unbedingt lächerlich erscheinen mußte. War doch eine Hauptanklage des Stuttgarter Blitzeschwingers, daß er die Ehe abzuschaffen trachte und Weibergemeinschaft nach dem Muster der Wiedertäufer einführen wolle, und diese Verleumdungen trafen in ihrem Ziel — einen glücklich Verlobten! Seine ganze Freigeisterei in Fragen der Liebe hatte, wie wir sahen, ihre Quelle in den persönlichen Erfahrungen gehabt, daß da, wo sein Herz um Neigung warb, der Mangel an Verständniß seines geistigen Wesens das ersehnte Glück vernichtet hatte. Erst Bigotterie, dann die Furcht vor Zweifelfragen, dann der Indifferentismus in religiösen Dingen hatte wiederholt angeknüpfte Herzensbande zerrissen. Leidenschaft und Verzweiflung, erzeugt durch diese Erfahrungen, hatten seinem Wirken eine besonders scharfe antikirchliche Spitze gegeben. Und nun, als die Folgen dieser übereilten Worte das Gewitter über ihn zusammenzogen, fand er den Gruß der Liebe, die er ersehnte, naive Gläubigkeit, die dem Geliebten — aus Liebe — auch in Glaubens- und Zweifelssachen nur ein edles Wollen zutraut, in den Augen eines Mädchens, dessen anmuthiges Wesen sein Interesse sofort geweckt hatte, als er es zum ersten Male auf der Treppe des Hauses begegnete, das er selbst bewohnte. Amalie Klönne, die Pflegetochter seines Hausherrn, des schwedischen Generalkonsuls v. Freinsheim, war jetzt seine Braut, als ihn nach Menzels Vorgang auch die Frankfurter Journale nicht nur einen Gottesleugner, sondern auch einen Verlästrer der Ehe nannten. Selten ist es freilich einem Dichter so schwer gemacht worden, als Bräutigam glücklich zu sein und mit der Geliebten das Glück eines eigenen Herdes zu gründen. So glücklich war er aber jetzt doch, um noch an die Ausführbarkeit seiner Pläne zu glauben, als ihre Luftgebäude krachend zusammenstürzten, um noch dem Unheil Widerstand zu leisten, als Wienbarg und Löwenthal bereits die Flinte ins Korn geworfen. So bereitete er die Deutschen Blätter vor; doch auch sie wurden noch vor Erscheinen der ersten Nummer von Senat und Rath der Freien Stadt Frankfurt unterdrückt.

Die Zuversicht verließ ihn auch nicht, als die Vorladung auf

das Frankfurter Polizeiamt und die dortigen Eröffnungen ihm kund thaten, daß in Mannheim wegen der „Wally“ ein Strafverfahren eingeleitet sei. In den „Lebensbildern“ (Stuttgart 1871) ist uns später von ihm erzählt worden, wie sich die Ausweisung in die Heimath und die Aufforderung, sich in Mannheim den Gerichten zu stellen, gegen Ende jenes trüben Novembers damals kreuzten. Als aufgeregte Freunde in sein Zimmer stürzten und ihm riethen, dem Beispiele Börne's und Heine's zu folgen und nach Frankreich zu fliehen, beharrte er dabei, auch diesem Sturme die Stirn zu bieten. Baden hatte ja seit einigen Jahren ein liberales, zwar durch die Beschlüsse des Bundestags ziemlich beschnittenes, doch immerhin noch nicht ganz vernichtetes Preßgesetz. Der Minister des Großherzogs Leopold, in seiner Angelegenheit die oberste Instanz, war doch der als „Vater Winter“ im Volksmunde lebende bürgerfreundliche Staatsmann, der als Hort des Liberalismus überall in deutschen Landen gerühmt ward. Direkt zu diesem nach Karlsruhe zu gehen und vor ihm seine Sache zu führen, erschien dem erregten Inkulpaten das Beste. Er hatte nur übersehen, daß seit dem Hambacher Fest und den daran geknüpften Nachweis Metternichs, daß die süddeutschen Verfassungsstaaten durch ihre liberalen Staatseinrichtungen ein Herd der Revolution geworden seien, der österreichische und vor allem der preußische Einfluß in diesem Lande mächtiger waren als der biedere Bürgerminister Winter selbst. Am Bundestag war Blittersdorfs Vertreter, Herr von Gruben, ganz unterthan den Metternich'schen Geboten; in Karlsruhe wachte Baron Otterstedt, der preußische Gesandte, über die Konformität von Badens innerer Haltung mit der inneren Politik des preußischen Hofs.

Das Bild, das Gutzkow mit dichterischer Anschaulichkeit von seiner Audienz bei Winter entworfen, ist werth, hier eingegliedert zu werden. „Vater Winter“ empfing ihn als ein echter Bürgerminister im Schlafrock mit der dampfenden Pfeife im Mund. . . . In dem engen düsteren Zimmer glaubte man das Studirzimmer eines Gelehrten anzutreffen. „So etwa konnte Vater Hebel, der alemannische Sänger, in Karlsruhe gewohnt haben. . . . Der Herr „Statthalter von Schopfheim“ stand vor mir, freili ein gstudirter und ein bisle gscheiter als der andre. Auch net so feist und behaglich. Die Bürger-Excellenz war eine mittlere, gedrungene, magere Gestalt. Rauchend und gelassen hörte sie mein Gesuch und ging dann in dem engen Raume auf und ab, erklärend, den ganzen Anlaß, der mich zu ihm geführt, in seinen Einzelheiten nur obenhin zu kennen. Auf einen provisorischen Chef der Justiz verweisend, sprach er

sich, verdrießlich genug, durch die Tabakswolken hindurch dahin aus: ‚Ich kenne noch nicht einmal das Buch selbst und gestehe Ihnen, daß wir nur deshalb mit einer Beschlagnahme vorgegangen sind, weil eine Rezension im Stuttgarter ‚Morgenblatt' uns darauf aufmerksam machte. Die Sprache in dem Blatt ist so maßlos heftig, der Rezensent ruft ausdrücklich alle Regierungen auf, einem hereinbrechenden Verderben zu steuern, daß wir deshalb in Mannheim haben reklamiren müssen. Nun erlaubt aber die Verfassung keine Beschlagnahme, wenn nicht ein gerichtliches Verfahren damit verbunden ist. Gehen Sie übrigens getrost nach Mannheim. Ich glaube nicht, daß man Ihnen schon eine Untersuchungshaft verhängen wird!' Nichtsdestoweniger wurde ich, kaum in Mannheim angelangt, hinter Schloß und Riegel gesetzt." Fester hat die Richtigkeit dieser Reminiscenz in Bezug auf das über das Morgenblatt Gesagte anzweifeln zu müssen geglaubt, weil das Reskript des Ministers an die Kreisregierungen nicht auf das Morgenblatt, sondern das Frankfurter Journal verwiesen habe, in dessen Nr. 288 vom 18. Oktober ein Artikel über die Staatsgefährlichkeit der Wally stehe. Das ist aber gar kein Einwurf. Der von uns nachgelesene Artikel im Frankfurter Journal war eben eine Zusammenstellung der Hauptanklagen aus den „Abfertigungen" Menzels, aus dem subjektiv-erregten Tohuwabohu des letzteren ein knapp und sachlich, gemeinverständlicher Auszug, sichtlich offiziösen Ursprungs und eigens zu dem Zweck zurecht gemacht, um die Anklage Menzels niedriger zu hängen. In den Aemtern in Mannheim ward nicht das Menzel'sche Literaturblatt, wohl aber das Frankfurter Journal gehalten. In offenem Widerspruch zu der von Gutzkow überlieferten Angabe Winters steht dagegen eine Mittheilung Mundts an Kühne, geschrieben in Berlin mitten aus der Erregung, welche das Vorgehen der preußischen Regierung und des Bundestags in der Welt, der er als Universitätsdozent angehörte, hervorrief. Da heißt es: „Für Gutzkow ist die Sache deshalb so schlimm, weil der König selbst die ‚Wally' gelesen und eigenhändig an den Großherzog von Baden geschrieben hat, dagegen einzuschreiten." Warum sollte aber Friedrich Wilhelm III., von seinem kirchlich-fanatischen General-Adjutanten General Thiele, von Kabinetsministern wie Nagler berathen, nicht in jenem Briefe auf Menzels Kritik hingewiesen haben, auf Menzel, dem in dem Kampforgan der Berliner Hoforthodoxie, der Evangelischen Kirchenzeitung, das Lob ertheilt worden war, daß „er mit großem Muth und großer Macht inzwischen die Schandglocke geläutet habe über den Dr. Gutzkow und seine Genossen". Von diesem Brief des Königs hatte freilich der

badische Minister dem „Inculpaten“ gewiß nichts zu sagen: das war Staatsgeheimniß.

Wie aber kam Friedrich Wilhelm III., altersschwach und geistesstumpf, der Beschäftigung mit der schönen Literatur stets abgeneigt, zu diesem persönlichen Vorgehen gegen den Verfasser der „Wally“, zu diesem persönlichen Zorn über sein Buch? Gerade diese „Wally“ war von den eigentlichen Leitern der damaligen Reaktion in Preußen, die vom politischen Gebiete jetzt auf das kirchliche und das geistige Leben siegreich übergriff, als ein hochwillkommenes Beispiel erkannt worden, um dem König die letzten Konsequenzen klar zu machen seines bisherigen Gewährenlassens einer gottverlassenen Lehrfreiheit gegenüber, wie sie sich unter Hegels Aegide auf seinen Hochschulen eingenistet. Hegel hatte zwar sein im ursprünglichen Wesen geistesrevolutionäres System, dessen Prinzip die Entwickelung war, in Einklang zu bringen gewußt mit dem Stabilitätsprinzip des Absolutismus, aber die Freiheit der Lehre und des Forschens, zu deren Hort die Berliner Universität bei ihrer Gründung berufen worden war, hatte er stets geschützt mit seinem mächtigen Schild und der Geist seiner Philosophie hatte auch in der theologischen Fakultät für eine Weile die Führung übernommen und das logische Denken zur Revisionsinstanz erhoben für den überlieferten Glauben. Nach Hegels Tod hatte der weltgewandte Glaubensfanatiker, Hengstenberg, ein Günstling des Königs und des Generals Thiele, begonnen, dessen Machtstellung an sich zu reißen, als Organ des Kampfes die von ihm 1827 gegründete „Evangelische Kirchenzeitung“ benutzend, mit der er schon bei Hegels Lebzeiten die Zweideutigkeit seines Systems und die Vernunftgläubigkeit seiner Anhänger unter den Theologen, wie sein Kollege Marheineke einer war, mit vielfachem Erfolge bekämpft. Diesen jetzt den Garaus zu machen und das Hegelthum auch aus der von ihm ganz infizirten philosophischen Fakultät zu verdrängen, war jetzt seine Aufgabe. Der kirchlichen Restauration auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens zum Sieg zu verhelfen, eine Herzensangelegenheit des greisen Monarchen, in der sich zugleich sein geistiges Interesse erschöpfte, war die Tendenz dieser Zeitung, die darum in offener Fehde lag mit den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, deren Redakteure jetzt Ed. Gans, der Jurist, und Varnhagen von Ense waren. Sein eigenes System bezweckte, wie Professor Holtzmann treffend gesagt hat, nichts Geringeres als die Umbildung der gesammten modernen Welt- und Lebensanschauung nach der Normaldogmatik des 17. Jahrhunderts. „Er wurde damit,“ sagt dieser licht-freundliche Theolog über Hengstenberg

weiter, „der Begründer jener neupreußischen Orthodoxie, die auch in H. Leo, Stahl und Gerlach gewandte Vertreter auf dem weltlichen Gebiet, in das sie überhaupt gern überschweift, gefunden hat und vielfach direkt an das byzantinische Hoftheologen- und Staatskirchenthum erinnert." Als Heine, Mundt, Gutzkow, Wienbarg, von denen die drei ersten direkte Schüler Hegels, fast gleichzeitig ihre politische Opposition auf das kirchliche Gebiet und das der „christlichen Sitte" verpflanzt hatten, konnte Hengstenberg triumphirend auf die so aufschießende Unkrautsaat des Hegel'schen Geistes, auf die Folgen jener gepriesenen Lehrfreiheit verweisen, vor denen er schon lange gewarnt hatte. Alle vier hatten ja das Gift einer vor nichts Heiligem zurückschreckenden Skepsis auf preußischen Universitäten aufgesogen. Daß sie auch gegen das heilige Sakrament der christlichen Ehe sich schmählich versündigten, wo doch die Ehe und die auf ihr begründete Familie das Fundament des christlichen Staates war, benutzte auch er ganz wie Menzel, um seinem Kampf gegen die Glaubensfeinde ein noch stärkeres Gewicht zu geben. Und er that dies noch früher als Menzel, noch vor Erscheinen der „Wally", anknüpfend an Heine's zweiten Theil des „Salons", der den Versuch über die neuere deutsche Philosophie und die romantische Schule enthielt, sowie an Mundts Madonna. Dieser war Mitarbeiter der Berliner „Jahrbücher", Dozent der philosophischen Fakultät in Berlin, vertrat die junge Literatur in der Berliner Gesellschaft und hatte durch sein Verhalten beim Begräbniß der Charlotte Stieglitz und in seiner öffentlichen Beurtheilung desselben die orthodoxe Geistlichkeit Berlins direkt frondirt.

Gut ein Viertel des Jahrgangs 1835 war von Hengstenberg in der „Evangelischen Kirchenzeitung" diesem Kampfe gewidmet worden. Am 8. August begann der erste Artikel einer Aufsatzfolge, welche den Titel „Ueber die Rehabilitation des Fleisches" erhielt. Am 17. Oktober begann der zweite, am 25. November der dritte dieser Artikel. Am 24. Oktober erschien der Anfang eines weiteren Aufsatzes über Mundts „Madonna", am 25. November der einer Besprechung von Mundts Biographie „Charlotte Stieglitz". Auch diese ganze Polemik lief auf eine Verleumdung hinaus, für die man in den angegriffenen Schriften vergeblich nach Beweismaterial sucht. Was hatte der von Heine und Wienbarg geführte Kampf gegen das fleischabtödtende Nazarenerthum zu Gunsten eines schönheitsfreudigen Sensualismus, was Mundts Madonna, deren unglücklicher Verführer aus Verzweiflung über seinen Fehltritt sich das Leben nimmt, was Gutzkows in der Vorrede zu den Lucindebriefen geführter Kampf für die Unabhängigkeit der Ehe von den kirchlichen Ge-

walten und später der Selbstmord seiner Wally, der bis zum Tode unberührt gebliebenen, oder der von Mundt in seiner rührenden Menschlichkeit erklärte Freitod der Charlotte Stieglitz mit der Anklage zu thun: „man will verführen dürfen ohne Scham, ohne Scheu, ja mit dem Heiligenschein, etwas Gottesdienstliches zu verrichten." Im Uebrigen sind diese Artikel viel sachlicher, logischer und in einem bestechenden Stile geschrieben, dem nichts vom Poltergeist Menzels innewohnt. Mit mildem Priesterlächeln wird hier den Gegnern die Ehre abgeschnitten. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß Menzel und Hengstenberg von der Bonner Studentenzeit her Duzfreunde waren und gerade in dieser Zeit wieder in näheren Verkehr mit einander geriethen, wie aus des ersteren „Denkwürdigkeiten" hervorgeht.

In dem ersten Artikel „Ueber die Rehabilitation des Fleisches" wurde die Reihe der Erscheinungen in Zusammenhang gebracht mit den Saint-Simonisten. Das Dogma von der Gütergemeinschaft habe man verlacht, es sei von der gegenwärtigen Glanzperiode des bürgerlichen Besitzes und Erwerbes abgelehnt worden. Aber für ein anderes Saint Simonistisches Dogma sei diese Zeit empfänglicher, die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches. Dieser antichristliche Funke sei aus der Schule St. Simons übergesprungen in die Welt und habe gezündet „zuerst in Harri Heine, dann durch ihn auf den Höhen des jungen Deutschlands, in den Köpfen einiger Wortführer der funkelnden, neuen deutschen Weltliteratur". „Es ist die letzte Instanz des Bösen, daß sich der Satan verkleidet in den Engel des Lichtes, oder daß der Materialismus, der sich in Voltaire gegen die Religion empörte, in Heine anfängt, sich als Religion zu gebärden." Hegel habe den geistigen Boden bereitet für diese Ideen, auch er habe die Seligkeit des Diesseits gegenüber dem Jenseits betont. Wohl sei das System durch einen gewissen sittlichen Ernst von den frivolen Lehren eines schlechten Pantheismus verschieden. Aber die Betonung des Diesseitigen sei hier und dort dieselbe. Was die Philosophie lehre, das bringe als Stimmung in die Menge. „Die Zeitgenossen haben eine Stimmung für die Stimmen der Zeitführer. Und in die Stimmung einer Zeit bringt nicht bloß das rechte Wort hinein, das ihr zu ihrer Reformation von Gott bestimmt ist, sondern auch die Karrikatur des rechten Wortes, das der wahren Zeitparole so ähnlich lautet, wie das Wort Götze dem Worte Gott. Das machte den Bauernkrieg in der Reformationszeit. Und insofern, als die gegenwärtige Zeit den Beruf hat, zu dem christlichen Begriff und Genuß der Gegenwart zu kommen, zur Verklärung der Erscheinung, zur Veredelung

der Sinnlichkeit, zur Heiligung der Welt, der Kunst, der Industrie, des bürgerlichen Lebens, kann man wohl sagen: St. Simon ist der Thomas Münzer, Heine ist der Knipperdolling unserer Tage, und Börne, dem auch seine Taufe leid ist, gebärdet sich wenigstens ebenso fürchterlich und radikal, wie das Haupt der Wiedertäufer in Münster wüthete, wo man auch schon weiland vermittelst der Gütergemeinschaft und Vielweiberei das Fleisch rehabilitirt hat."

„Im St. Simonismus liegen überhaupt alle die einzelnen Irrlehren zusammen, welche eine Macht haben über die Kinder dieser Zeit, weil sie kräftige Lügen sind. Kräftige Lügen, die einen solchen hinreißenden Zauber haben, daß nur unter der Bewahrung des heiligen Geistes selbst die Auserwählten ihnen widerstehen können, das sind Irrlehren, die mit Macht wirken können, weil sie erstlich den Schein der Wahrheit haben, weil sie zweitens den Sympathien ihrer Zeit entsprechen, weil sie drittens durch ihren Zusammenhang einander verstärken und zu einer poetisch-gewaltigen Anschauung einander verpflichten, und weil sie viertens sich thatkräftiger, geistreicher Weltkinder, verwegener Organe bemächtigen, um durch diese zerstörenden Wind- und Wasserhosen — s. 2. Petr. 2 —, welche reden stolze Worte, da nichts hinter ist, und Anderen Freiheit verheißen, da sie selbst Knechte des Verderbens sind, um durch diese geistreichen, begeisterten Bileamiten und Söhne Bosors erst über das Volk des Herrn der Christenheit geflügelte Segens- und Lobsprüche auszurufen und dann hinterher Tausende dieses Volkes zur Unzucht zu verführen und in's Verderben zu stürzen. Diese Merkmale der kräftigen Lüge hat der St. Simonismus besonders in seinem Grundprinzip, nämlich in dem gemeinen praktischen Pantheismus, den er verkündigt. ‚Alles ist Gott, alles ist göttlich.' Wie das anklingt in unserer Zeit, wie das auch in seinen entwickelten, einzelnen Lehren mehr oder weniger anklingt, wie es im Scheine der Wahrheit schimmert, die Ahnungen der Zeit bewegt, den Erwartungen der Kirche christlich zu entsprechen scheint und antichristlich widerspricht: das Alles kann hier im Einzelnen nicht ausführlich gezeigt werden. Nennen wir nur eins, die Industrie. Die Industrie ist nach dem St. Simonismus ein Leben und Treiben im Göttlichen, ein Gottesdienst zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Diese Lehre hat den Schein der Wahrheit, denn das Geschaffene ist von Gott und der Beruf des Menschen, zu schaffen in dem Geschaffenen, ist auch von Gott, seine Kraft, sein Kunstsinn, seine Erfindung und seine Leistung ist Gottes Segen, und jedes Geschäft des Menschen soll Gottesdienst werden, indem er es thut im Gehorsam,

mit feierndem Gemüth, in Menschenliebe zum Besten der Gesellschaft, und genau besehen im Dienste des Reiches Gottes, dem auch die Kultur und der Wohlstand dienend untergeordnet ist . . . Die Kultur wird Kultus werden. Das will der St. Simonismus nicht, er hat nur den Schein dieser Wahrheit, weil er die heiligende Kraft des Gebetes, die Herzensfeier aus der Wiedergeburt, das Reich Christi und die Zwecke Christi nicht anerkennt, weil er im Gegentheil antichristlich den Früchten des Geistes Gottes die Früchte vom buntbebänderten Baum der Industrie entgegensetzt, und der Welt ihre Beseligung verheißt in dem, was sie wirken oder durch ihre Maschinen bewirken wird. Aber auch dieser Schein der Wahrheit spricht die Sympathie der Zeit mächtig an. Die Industrie mit ihren großen Hebeln, mit ihren Eisenbahnen und Dampfmaschinen ist die Liebe, das Gespräch, der Traum und das Werk dieser Zeit. Sie wird von der Zeit bewundert, als eine hohe Zauberin, die auf Eisenbahnen sausend durch die Länder fliegt, die am Ruder der Dampfschiffe feiernd schwebt, und Lords und Ladys (sic) und alle Gentlemen und das ganze gentile, geistreiche Geschlecht feenhaft versetzt in das neue romantische Land und Leben. So ist sie eine holde, lichte Zauberin, warum denn nicht eine Göttin? Sie ist die Poesie dieser Zeit, wie beinahe denn ihre Religion. Neulich wurde eine Eisenbahn in Belgien eingeweiht und dabei eine feierliche Rede gehalten, die religiösen Anklänge dieses Sinnes waren wohl aus ihr herauszufühlen. So hängt aber das Dogma von der Industrie mit allen Dogmen von der diesseitigen, himmlischen Lebensherrlichkeit zusammen." . . .

Der Verfasser geht in seinen Zugeständnissen noch weiter. Er giebt zu, daß etwas Wahres daran sei, daß die sinnliche Menschennatur innerhalb der christlichen Kirche in ihren Rechten mannichfach gekränkt worden sei, zunächst durch überspannte, schwärmerische Meinungen, dann durch trübe, lebensfeindliche Asketen und ihre Terminologie, am bestimmtesten durch das Mönchsthum. Daß es dahin kam, daran trage aber das weltfreudige Heidenthum mit seiner blutigen Verfolgung die Schuld. In Christi Lehre liege diese Tendenz nicht. Der Kern der neuen Lehre sei aber — und nun kommt die schon oben zitirte Anklage: „man will verführen dürfen ohne Scham, ohne Scheu, ja mit dem Heigenschein, etwas Gottesdienstliches zu verrichten". Die Heiligkeit der Ehe will man als etwas Irreligiöses zu den finstern Satzungen der Vergangenheit werfen. Die Gottlosigkeit, die sich zur Göttlichkeit steigern wolle, sei Wahnsinn.

Nach dieser niederschmetternden Einleitung machte er sich im zweiten Artikel die Besprechung von Heine's Salon, Band II, sehr leicht. Er machte

sich lustig über den frivolen Mephisto, der hier in Fausts Mantel Philosophie dozire, und behauptete, das geistreiche Pamphlet wimmle von Widersprüchen, was er durch aus dem Zusammenhang gerissene Zitate belegte. Noch mehr von oben herab ging's an die Abschlachtung von Gutzkows „Vorrede“: der hatte es ihm durch jene ironisch gemeinten Anreden an Rosalie, als sei diese eine Jüngerin der George Sand, leicht genug gemacht; er brauchte nur als ernst gemeint zu zitiren, was ironisch gemeint war, und der kecke Verächter der Geistlichkeit war lächerlich gemacht. Viel gründlicher ging Hengstenberg bei Mundts „Madonna“ an's Werk. Daß diese gefallene Katholikin am Schluß zum Protestantismus übertritt, hatte ihm sichtlich behagt. Er lobt an dem Buch den schönen Stil und geistigen Gehalt. Es sei auch frei von Widersprüchen. Um so verführerischer wirke darum aber auch hier der Kultus der freien Sinnlichkeit. In demselben Sinne war dann auch die Besprechung von Mundts Biographie der Charlotte Stieglitz gehalten, die übrigens ohne Nennung seiner Autorschaft erschienen war. Das waren die Artikel der „Evangelischen Kirchenzeitung“, nach deren Erscheinen Mundt verzweifelt an seinen Freund Kühne nach Leipzig schrieb: „Daß Du diese Aufsätze nicht lesen kannst, dadurch gehen Dir wichtige Aktenstücke zur Geschichte der Inquisition ab, denn Du hast nie einen Begriff noch Ahnung davon gehabt, was mir diese Leute alles zur Last legen, und ich selbst habe es mir nie imaginirt, daß man mir aus den arglosesten Einzelheiten einen solchen entsetzlichen Zusammenhang aufbürden könne.“ Und weiter: „Man ist jetzt in Berlin wie verrückt, und wenn ich eitel wäre, würde ich mir etwas darauf einbilden können. Der Teufel plagt die Pietisten, daß sie mich für ihren ärgsten Feind halten und mich wirklich mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten. Sie haben jetzt ihre Operationen bis zum König gebracht, und, das ist das Allerschlimmste, General Thiele, der General-Adjutant Sr. Majestät, ist mein erbittertster Gegner, und hat sich in einem Gespräch mit dem Geheimen Rath Schulze sehr bedenklich geäußert. In den unterrichteten Zirkeln ging in der letzten Woche das Gerücht, daß meine Sache durch eine Kabinetsordre des Königs würde beseitigt werden, wodurch ich für immer alle Ansprüche auf eine Anstellung in Preußen verlieren sollte — und eine Kabinetsordre ist entscheidend. Varnhagen kam deshalb in großer Aufregung eigens zu mir gefahren; er rieth mir gleich nach Paris zu gehen. Jetzt haben wir uns aber die Gewißheit verschafft, daß eine solche Kabinetsordre wenigstens noch nicht erlassen ist. Vielleicht will man erst sehen, was der, wie man weiß, zu meinen Gunsten gestimmte Minister (Altenstein) thun wird.

Jedenfalls wird die Angelegenheit im besten Falle so hingeschoben, daß ich sie nicht erwarten kann. Mein Entschluß ist gefaßt. Für unsere Interessen ist kein Heil in Berlin ... Bei der großen Hemmung und Neutralisirung aller Bewegung verkümmert und verstockt hier unser besserer Mensch und verlernt sich zu regen. Die hiesige Atmosphäre hat jetzt etwas Dumpfes, Deprimirendes; man muß nie aufhören für Berlin zu wirken und zu schreiben, aber nicht in Berlin ... Festen Fuß hier zu fassen, wie Du meinst, ist mit unseren Ansichten ein Ding der Unmöglichkeit. In Berlins Adern schleicht — das Prinzip des ganzen Staates — ein ansteckendes Assimilationsgift; man muß sich assimiliren, wenn man hier gedeihen will, aber das ist unsere Aufgabe nicht, die auf das Neue geht. Ich werde auf eine eklatante Weise öffentlich abdanken, solange ich es noch freiwillig kann, in einem ‚Sendschreiben an die philosophische Fakultät zu Berlin'." Varnhagen stimmt darin ganz mit mir überein und sogar manches Einzelne ist verabredet."

* * *

Mundt war zu Besuch bei Kühne in Leipzig gewesen, der dort seit Anfang des Jahres die „Elegante Zeitung" redigirte, als er die Nachricht von der Bannbulle gegen das junge Deutschland durch die Zeitung erfuhr. Durch ihn erfuhr sie Laube, der vierte der Betroffenen. Der hätte nun freilich um diese Zeit noch in Naumburg sein müssen, denn die ihm zuerkannte Ortshaft war noch keineswegs von Seiten der preußischen Regierung für beendigt erklärt worden. Aber der Landrath Lepsius hatte sein Ueberwachungsamt gar so milde geführt, das ihm vom Arzte verordnete Reitpferd hatte so störrigen Hang in's Weite, daß er es gerade damals zum ersten Male gewagt hatte, ganz im Geheimen nach Leipzig zu pirschen. Sein alter Freund Julius Kistner, Wirth des Hotel de Bavière, hatte ihn besucht und ihm so viel von Leipzig erzählt, daß er darüber an ihm zum Verführer geworden. Auch von einer Dame hatte er erzählt, für die sich Laube von seinem letzten Aufenthalt her lebhaft interessirte, eine junge liebenswürdige Wittwe, deren Mann, den Mediziner Professer Hänel, er auch noch gekannt und der ihm freundlich entgegen gekommen war. Und über diesen Gesprächen war die Sehnsucht mächtig in ihm geworden, das alte liebe Leipzig und die junge liebe Frau wieder zu sehen. Das seit der grauen Gefängnißzeit in ihm zehrende Verlangen nach Glück in Frieden, nach Liebe in Ruh' umspann seine Sinne mit ahnungsvollen Träumen. Diese Reise nach Leipzig ward seine Brautfahrt. Dieses Wiedersehen mit der Stätte seiner lite-

rarischen Sturm- und Drangzeit gehört zu den Beweisen, daß das Leben selbst der größte Meister der Dichtkunst ist, es legte den Grund zu Laube's im Jahr darauf geschlossener, überaus glücklicher Ehe mit Iduna Hänel, die ihm mit dem kleinen Sohn erster Ehe, dem späteren Fortschritts-Parlamentarier und Rechtsgelehrten Albert Hänel, auch die Mittel zubrachte, um von seiner weiteren Schriftstellerlaufbahn Sorge und Noth und das heimliche Weh fern zu halten, das der Dienst der Musen bei Nahrungssorgen und der Pflicht, den Unterhalt für eine Familie zu schaffen, dem Dichter bereitet. Aber als Staatsgefangener mußte er diese vom Glück gesegnete Ehe antreten! Und während er in jenen Leipziger Tagen heimlichen Liebesglücks auf nichts sann als auf baldige Ehe, schwebte über ihm bereits die Bannbulle des Bundestages, die ihn verfehmte, weil sein Dichten und Trachten auf Abschaffung der Ehe gehe.

Julius Kistner — ein Bruder übrigens des bekannten Leipziger Musikalienhändlers — hatte bei seinem Besuche in Naumburg versprochen, ihm seinen Wagen geschlossen nach Lindenau entgegenzusenden, bis wohin er über Weißenfels und Lützen auf seiner Graditzer Stute reiten wollte. Und so brach er denn an einem frischen Herbstmorgen auf, ritt über das Lützener Schlachtfeld unter ernstem Gedenken an den Helden seines Jugenddramas Gustav Adolf, dessen Schlachtenglück und frühes Ende ihn an die eigenen Wechselfälle seiner nun zur Rüste gehenden Jugendzeit mahnte. In Lindenau stellte er seine Stute ein, stieg in die geschlossene Kutsche des Freundes, fuhr unerkannt durch das Ranstädter Thor und fand unentdeckt ein verschwiegenes Zimmer im Hotel seines Freundes, wo er in früheren Jahren so viel und gern geweilt hatte. Zur Unkenntlichkeit verkleidet, wagte er sich noch am selben Abend hinunter in die Stadt und wie von guter Vorsehung geführt, die dabei wohl Kistners Rath als Werkzeug benutze, fand er sich plötzlich vor dem großen Brockhaus'schen Haus in der Querstraße, von welchem der Freund ihm schon in Naumburg gesagt, daß es das einzige sei, in welchem die Dame seines Herzens gesellig verkehre. Er selbst war in der Familie des mächtigen Verlegers eingeführt und hatte bis zu seiner Ausweisung zu den gern gesehenen Gästen des Hauses gehört, so durfte er auf ein freundliches Willkommen rechnen. Und wer saß oben am Theetisch: Frau Iduna, und wer wurde hier seine Nachbarin: Frau Iduna. Das war ein Abend, ruft auf ihn zurückblickend der Laube der „Erinnerungen", der die ganze Stadt- und Hausvogtei vergessen machte! Und Frau Brockhaus verstand die Sprache des Glückes, die sich dabei in des Flüchtlings Augen spiegelte. Sie verabredete ein gemeinsames Mittags-

essen zum nächsten Tag. Da der „Confinirte" von Naumburg das Tageslicht aber sorgfältig scheuen mußte, ließ er sich in einer Portechaise — wie eine alte Dame — hintragen. Das war wieder ein Tag, „an dem eine Welle des Glückes die andere trug".

Hold waren die Träume, die ihm am nächsten Morgen umfingen, als er plötzlich sich unsanft geweckt fühlte. Vor ihm steht Mundt, mit dem er am Tag zuvor erst eine Zusammenkunft gehabt und Gedanken gemeinsamer Hoffnung ausgetauscht. Theodor Mundt stand hochgerötheten Angesichts vor seinem Bett, eine Zeitung wie eine Fahne schwingend. Und aus dieser Zeitung las dieser nun vor: daß eine frevelhafte literarisch-politische Verschwörung entdeckt und unter dem Namen „Junges Deutschland" mit Bann und Interdikt belegt worden sei. Was diese „jungen Deutschen" je geschrieben und was sie je schreiben würden, das sei verboten und werde konfiszirt: „Heine, Gutzkow, Wienbarg sind unsere Genossen," fuhr Mundt fort, „der vierte heißt Laube und liegt im Bette, der fünfte bin ich! ... Wir müssen Handarbeiter werden, gedruckt wird von uns nichts mehr. Der Bettelstab ist unser Loos, nicht einmal des Tannhäusers Stab." Laube aber sprang aus dem Bett, bewegt nur von einem Gedanken: das ist Tzschoppe's Geschoß! Dieser kleine schlesische Landsmann mit dem kleinen Marbergesicht und Blick, der ihm schon einmal als Großinquisitor entgegengetreten war, dessen politischer Verfolgungseifer ihn schon einmal so schwer getroffen, nur er konnte die Stricke geflochten haben, die ihn jetzt mit den anderen Vier zusammengekoppelt. Diese vier hatten ja in der That im ablaufenden Jahr Schriften veröffentlicht, die wenn schon wirklich der Kampf mit geistigen Waffen gegen das Herkommen und die Dogmenherrschaft der Kirche nach dem Vorbild der mittelalterlichen Ketzergerichte mit Mitteln der Gewalt, durch Verfolgung und Aechtung im protestantischen Preußen unterdrückt werden sollte, durch diese solch Verfahren herausgefordert hatten. Gutzkow, Mundt, Wienbarg und Heine waren theils von Hengstenberg, theils von Menzel als Feinde des Christenthums und der sozialen Ordnung bezeichnet worden; er — Laube — aber hatte seit zwei Jahren nichts von sich ausgehen lassen, was nicht harmlos in Vortrag und Tendenz, wie seine Novelle „Liebesbriefe" mit der Widmung an den Fürsten Pückler, oder wenn nicht harmlos, so doch jedes revolutionären Ausdrucks sorgfältig entkleidet, wie die „Modernen Charakteristiken", die eben erst der Löwenthal'sche Verlag in Mannheim herausgegeben hatte. Von diesen konnte aber die ausführende Oberinstanz des Berliner Polizeiministeriums kaum schon etwas wissen. Es mußte auf seine früheren

Schriften „Das neue Jahrhundert“, „Das junge Europa“ in seinem ersten Theil, die Reisenovellen zurückgegriffen worden sein, wegen deren ihn Tzschoppe schon einmal in Untersuchung gebracht hatte und aus denen ihm doch kein Vergehen hatte nachgewiesen werden können.

Bezüglich Tzschoppe's war er mit dieser Ueberlegung ganz auf der richtigen Fährte; mit der letzteren Vermuthung aber war er im Irrthum.

Gerade seine Verbindung mit Löwenthal, sein brieflicher Verkehr mit diesem und Gutzkow wegen deren Absicht, die neue Verlagshandlung ganz in den Dienst der jungen Literatur zu stellen, hatte das Bild einer literarischen Verschwörung, deren Mitglied auch Laube, in Tzschoppe's und seiner Vorgesetzten Vorstellung geschaffen.

Ein Satz in den erst 1889 bekannt gewordenen Briefen Mundts an Kühne giebt darüber die unzweideutigste klarste Auskunft. Der Schlußsatz des folgenden Briefes, der bald nach Mundts Rückkehr nach Berlin geschrieben wurde: „Tzschoppe ist ohne Zweifel der mächtigste und wichtigste Mann im ganzen preußischen Staate! Mit ihm habe ich mich jetzt beschäftigen müssen, eine lange Audienz bei ihm gehabt, ihm lange Briefe geschrieben. Er war sehr offen, zeigte mir, wie weit meine Sache war, und las mir den Gesetzesparagraphen vor, wonach ich wegen Aufnahme des Artikels Kalisch (im „Zodiakus“) und einiger anderen Sachen zwei Jahre Festungshaft zu erwarten habe. Jetzt stehe ich so mit Tzschoppe, daß er die Sache nicht in die Hände der Justiz geben will und er hofft, daß es dann auch kein Anderer thun wird! — — Erhebe Dich durch Zorn und Trauer und sei bis aufs äußerste vorsichtig. Ich habe jetzt erst Alles, was uns droht, an der Quelle kennen gelernt. Tzschoppe hat alle unsere Briefe gelesen! Er will das ganze junge Deutschland verderben.“

„Tzschoppe hat alle unsere Briefe gelesen!“

Wie konnte er das?

Durch das schimpflichste Mittel von all den verwerflichen, durch welche das Metternich-Wittgenstein'sche System allein seine Erfolge in Niederhaltung und Tödtung des Zeitgeistes möglich machte. Die Briefe aller politisch verdächtigen Männer wurden je nach Bedarf durch die Post, der sie doch das selbstverständliche Vertrauen auf Wahrung ihrer ersten und obersten Pflicht anvertraut hatte, unterschlagen, erbrochen, gelesen, kopirt und dann erst weiter gesendet. „Perlustriren“ nannte man das.

Das ganze Briefpostwesen gründet sich auf der Voraussetzung, daß die Post als Organ der Allgemeinheit das Briefgeheimniß wahrt, über-

haupt mit den Briefen nichts vornimmt als sie schnellstens mit ihren Mitteln an die vorgeschriebene Adresse zu befördern. Alle deutschen Postordnungen hatten diesen Grundsatz entweder in dem Diensteid ihren obersten Beamten oder in besonderen Strafbestimmungen zum Ausdruck gebracht. Dennoch hat sich in Oesterreich und Preußen zunächst unter dem Drucke der Herrschaft Napoleons, der zuerst die geheime Briefuntersuchung aus politischen Gründen in ein System brachte, dann im Kampf gegen diesen, dieses fluchwürdige Verfahren bis in die vierziger Jahre als Gebrauch eingenistet und ist von der politischen Polizei in einer Weise gemißbraucht worden, die den betreffenden Regierungen zu dauernder Schande gereicht. Ermöglicht wurde dasselbe durch die Einrichtung besonderer Kabinette mit eigenen Beamten, der sogenannten schwarzen Kabinette an den großen Zentralstellen des Postverkehrs. Seit dem Erscheinen der Bände „Aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön" und der „Briefe des Staatsministers, Generalpostmeisters und ehemaligen Bundestagsgesandten Karl Ferd. Friedrich von Nagler an einen Staatsbeamten" ist das Bestehen dieser Einrichtungen in einer Weise authentisch nachgewiesen, daß über deren Thätigkeit nach Zweck und Umfang kein Zweifel mehr statthaft ist. — Im Jahre 1812 verlor der Freiherr von Stein, der große Vordenker von Deutschlands Wiedergeburt zur Einheit und Freiheit, seine Ministerstelle auf Grund eines Briefes, den Napoleons eifrige Postspione erbrochen, für dessen Inhalt der Fremdherr Friedrich Wilhelm den III. verantwortlich machte. Statt daß dieses Ereigniß den tiefsten Abscheu vor der heimlichen Brieferbrechung innerhalb der preußischen Regierung zur Tradition gemacht hätte, wurde es zum Ausgangspunkt der systematischen Nachahmung. Als Stein bei Hofe in Ungnade und seine Gegner am Regieren waren, wurden die Briefe des großen deutschen Patrioten auf Befehl preußischer Minister erbrochen, ja die verschiedenen Ministerien unter einander überwachten ihre Korrespondenzen durch private Postspionage. „Der Brief vom 20. v. M., den Ew. Excellenz erst am 1. d. M. erhielten, ist in Berlin zuvor gewesen. Das ist schon gewiß" schrieb am 31. Mai 1814 der liberale Minister Schön an den Grafen Dohna. „Und die allerhöchste Wahrscheinlichkeit ist auch schon da, daß Sie in Absicht aller Briefe, die an Sie kommen und abgehen, unter strenger surveillance stehen. So weit ist es gekommen! Warum jagt man uns nicht lieber weg?" Und Graf Dohna antwortete: „Ohnerachtet es höchst empörend ist, wenn ein Anderer, als derjenige, für welchen ein Brief geschrieben ist, denselben liest, so würde ich mich ganz gerne darein ergeben, wenn der

König alle meine Briefe läse. Das Abscheulichste ist aber, daß die verrücktesten und verruchtesten Menschen diese geheime Briefleserei treiben, daß diese die boshaftesten und unsinnigsten Extrakte machen und oft aus absichtlicher Bosheit, oft bloß um sich interessant zu machen, zu erdichteten Briefen und Briefstellen ihre Zuflucht nehmen. Dahin hat diese Briefschnüffelei mich doch seit einigen Jahren gebracht, daß ich einige meiner liebsten Korrespondenzen ganz aufgegeben habe. Von noch schrecklicherer Art sind aber die Berichte, welche die heilige Gensdarmerie und die fünf oder zehn ganz verschiedenen geheimen Polizeien an die infamsten Schufte erstatten, wobei Verdrehungen und Erdichtungen ganz nothwendig sind . . ."

Der Mann, der dieses Briefüberwachungssystem in Preußen durchführte und lenkte, war der langjährige preußische Generalpostmeister Fr. von Nagler, durch dessen Anstalten auch nur der Briefwechsel der „jungen" Schriftsteller über die Frage eines engeren Zusammenschlusses, die Briefe Löwenthals an Laube in betreffs eines Almanachs des jungen Deutschlands u. s. w. in die Hände des Geheimrathes von Tzschoppe gelangen konnten. Wie dieser Emporkömmling, war auch er durch Hardenberg in seine glänzende Carrière gelangt, die ihn im Alter von dreißig Jahren aus einem Domänenrath in Ansbach zum vortragenden Rath im Ministerium des Auswärtigen in Berlin machte. Wie Tzschoppe hatte er zum Dank für die Förderung Hardenberg stürzen helfen, gewiß schon jetzt mit Hülfe der Fertigkeit, die der Minister von Schön bereis im Jahre 1808 so treffend charakterisirte: „Er soll sehr vollkommen Briefe öffnen können." Ob dies „Talent" es geradezu war, was ihm 1809 die Stelle des Vize-Generalpostmeisters eintrug, als welcher er eine Zeitlang auch Kabinetssekretär der Königin Luise war, vermögen wir nicht zu entscheiden; sicher haben auch bessere Eigenschaften mitgewirkt um seine Persönlichkeit in den Jahren des Exils die ganz besondere Gunst des Königspaares zu erwerben, aus der ihn auch nicht die Rückkehr seines ehemaligen Gönners und jetzigen Gegners Hardenberg an das Staatsruder verdrängte, wenn er in Folge derselben auch die bis dahin innegehabte Stellung verwirkte. Die Hardenberg'sche Aera von 1811 bis 21 sah ihn als disponiblen Staatsrath viel auf Reisen, die seine werthvollen Kunstsammlungen mehrten; nach dessen zweitem Sturz, nach dem Zusammenbruch von dessen liberalen Reformplänen, kam wieder seine Zeit bei Hofe und im Amte; die Reaktion hatte in ihm einen der eifrigsten, geschicktesten und — das muß man ihm lassen — auch überzeugtesten Führer, der Geist des Fortschrittes auf allen Gebieten einen der hart-

nächigsten Gegner. Bei ihm war die konservative Gesinnung nicht wie bei Tzschoppe Strebertthum, sondern angeerbt und anerzogen; er war der Sohn einer höheren Beamtenfamilie eines deutschen Kleinstaates, loyal nach oben, herrschsüchtig nach unten, voll elementaren Widerwillens gegen jede Neuerung. Diese letzteren Eigenschaften machten ihn seinem König so werth, der ihn 1821 zum Präsidenten des Generalpostamtes, 1823 zum Generalpostmeister, ernannte, in demselben Jahre in den Adelsstand erhob, 1824 neben jenem Amt mit der Vertretung Preußens am Frankfurter Bundestag betraute, welche er bis Mitte August 1835 als treuer Partisan Metternichs versah, der ihn wiederholt auf seine Besitzung am Rhein, den weinumkränzten Johannisberg, zu sich einlud. An allen reaktionären Maßregeln des Bundestages war er anregend und befürwortend betheiligt. Seine Doppelstellung als Bundestagsgesandter und als Chef der preußischen Post benutzend, hatte er diese vollends zum Organ einer Politik gemacht, die allein in der gewaltsamen Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen das Heil des Staates sah. Ein Fortschritt aber hatte sich in Preußen in diesem Zeitraum nicht unterdrücken lassen, der Aufschwung des Verkehrswesens und der Industrie, wie deren Einwirkung auf die Zollgesetzgebung. Während er noch voll Grimm jeden Theoretiker des deutschen Einheitsgedankens bekämpfte, war auf dem Gebiete der Handelsbeziehungen durch die Zollpolitik anderer Minister ein bedeutender Schritt zur praktischen Verwirklichung desselben gethan. Während er die Männer der Bewegungsliteratur als staatsgefährliche Ruhestörer verfolgte, siegte der Bewegungsdrang der Zeit auf technischem Gebiet über ihn. Der Gegner, dem sein System schließlich erlag, war — die Eisenbahn, gegen deren Einführung er sich mit allen Mitteln lange Zeit erfolgreich gesträubt hatte.

Doch dasselbe Jahr, dessen Schluß dem „jungen Deutschland" die tragische Katastrophe brachte, überkam auch diesen Schutzvogt des Rückschrittes schon mit einer Katastrophe tragischer Art, und diese wurde ihm vom jungen Geist der neuen Zeit bereitet. Dies ist bisher übersehen worden, weil dies Jahr 35 ihm äußerlich allerdings eine Beförderung brachte. Er wurde im Juli desselben vom Bundestag abberufen unter Ernennung zum Kabinetsminister und Belassung in seiner Stelle als Generalpostmeister. Kurz vorher war in Straßburg bei G. L. Schüler ein Büchlein erschienen, betitelt „Authentische Aktenstücke aus den Archiven des Deutschen Bundes zur Aufklärung über die hochverrätherischen Umtriebe der deutschen Fürsten." Unter dem irreführenden Titel „Aktenstücke über die Wirksamkeit der englischen Bibelgesellschaften" gelangte

es über die Grenze. Als Herausgeber nannte sich Gustav Kombst. Dieser Kombst, der jetzt in der Schweiz als Flüchtling lebte, war vor einigen Jahren Sekretär auf der preußischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt unter Nagler gewesen. Er hatte die Zeit benutzt, um von einer ganzen Reihe geheimer Staatsakten, welche die egoistischen Triebfedern des reaktionären Systems in Preußen und Oesterreich unmittelbar enthüllten, den Verrath der Interessen des deutschen Volkes an die Interessen Rußlands und der Habsburg'schen Monarchie, Abschrift zu nehmen. Nach seiner eigenen Behauptung in der Vorrede des Buches wäre er nur zu diesem Zweck in den Dienst am Bundestag getreten. Kombst, 1806 nahe bei Berlin geboren, war früher Burschenschafter gewesen und die Empfehlung des Grafen Bernstorff, dessen Vertrauen er zu gewinnen gewußt, hatte ihm 1831 die Stelle bei Nagler verschafft. Nach dessen Zeugniß war er nur in Folge eines Konflikts mit ihm ausgeschieden und die Veröffentlichung der Aktenstücke seine Rache. Daß er von ihnen Kopien hatte nehmen können, war dadurch möglich geworden, daß ihm auf Bernstorffs Empfehlung die Erlaubniß wurde, die Geheimakten des Archivs zu studiren, damit er für die Folge in der Gesandtschaft gehörig zu benutzen sei. Echt waren diese Aktenstücke, das gab Nagler selbst zu, wie aus einem Brief, der sich im Besitz des Dr. Ernst Kelchner befindet, mit voller Bestimmtheit hervorgeht, und daß sie die österreichische und preußische Regierung stark kompromittirten, das wurde von Freund und Feind gleich stark empfunden. Börne gab einzelnen die Verbreitung seines Anti-Menzel, die preußische Regierung suchte sie todt zu schweigen. Daß sie verboten wurden, war selbstverständlich. Am stärksten aber kompromittirt war und fühlte sich Nagler. Seine Briefe darüber spiegeln dies getreulich. Es ist kaum zweifelhaft, daß seine Abberufung von Frankfurt damit im Zusammenhang stand; eine schimpfliche Abberufung hätte wohl die Schlappe der Gesammtregierung vergrößert. Die Gunst des Königs berief ihn zum Mitglied seines Kabinets als Minister. Hier aber hatte er den Widerstand seiner Opponenten in demselben viel stärker zu erfahren als in Frankfurt Hier hatte er seinen Standpunkt als Gegner des Eisenbahnwesens und der unitarischen Zollpolitik in Gegenwart des Königs Mann gegen Mann zu vertreten. Diese Zollpolitik war durch die Enthüllungen Kombsts am meisten geschädigt, denn dieselben hatten dem kaum überwundenen Mißtrauen der Regierungen Bayerns, Württembergs, Badens 2c. in Preußens Geheimpolitik neue Nahrung gebracht. Der König kränkelte, Rochow, der Polizeiminister, Naglers Gesinnungsgenosse, kränkelte gleichfalls, der Fürst Wittgenstein, das Haupt

des Systems, war altersschwach, der Kronprinz und seine Rathgeber waren gegen ihn. Seine Beförderung zum Minister war eine Niederlage. Und wenn er in dem Streite, den das sich bald darauf ihm zum Trotz mächtig entfaltende Eisenbahnwesen mit seinen Ansprüchen an die Post gegen seine Maxime erregte, daß die Post in erster Linie Staatszwecken, erst in zweiter Linie den allgemeinen Interessen als Verkehrsanstalt zu dienen habe, auch bis zum Tode seines Herrn im Jahre 40 die Oberhand behielt: daß er für eine verlorene Sache focht, das fühlte er selbst. Aber auf dieser Maxime beruhte auch alles, was ihn als Staatsmann beglückte, die Macht, die ihm das neue Ohr des Dionysos, das „schwarze Kabinet", über Alles und Alle verlieh, die ihn zu einem „Doktor Allwissend" machte, der den Anderen ihre geheimen Gedanken lesen konnte. Was war ihm die Stellung eines Generalpostmeisters noch werth, wenn sie nicht mehr zugleich das Hörrohr der politischen Polizei war.

Von all den Vielen, die sich Nagler für diesen Geheimdienst herangebildet, genoß der durch ihn nach Möglichkeit geförderte Frankfurter J. A. Kelchner das meiste Vertrauen. Er war ein Genie im Aufspüren von Geheimnissen, von seinem Chef wichtigen Personalnotizen, und von eiserner Arbeitskraft. Seiner Hinterlassenschaft verdanken wir auch die genaueste Kenntniß der Thätigkeit Naglers, denn sobald dieser von Frankfurt abwesend war, von Anfang August 1835 also andauernd, hatte er Kelchner Weisung auf Weisung, Frage und Frage zu senden: er war seine rechte Hand, sein Nachschlagebuch, sein Auskunftsbureau in allen Angelegenheiten politischer Ueberwachung. Die von seinem Sohn Dr. Ernst Kelchner und dem Historiker Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen Briefe Naglers an ihn (Leipzig 1869, Brockhaus) sind daher eine Quelle realistischer Geschichtskenntniß, wie wir deren wenige, namentlich auf dem Felde der Geheimthätigkeit von reaktionären Ministern, besitzen. In diesem Buche finden sich denn auch Notizen, welche bezeugen, wie bereits im August 35 Gutzkow zu den „überwachten" Personen gehörte.

Kelchner hatte als Sekretär von der Pike auf gedient. Sein früh verstorbener Vater war in der Pfalz begütert gewesen, das Gut war von aufständigen Klubbisten zerstört und verwüstet worden. Schon als Schüler hatte er nebenbei beim Frankfurter städtischen Aktuariat Schreiberdienste verrichtet, war dann in der Weinhandlung von J. P. Mauskopf angestellt worden und hatte sich auf seinen Reisen für dieses Haus an der französischen Grenze durch freiwillige Nachrichtenvermittelung an preußische Militär- und Zivilbehörden nützlich erwiesen. So wurde er noch vor seinem Uebertritt in den preußischen Staatsdienst preußischer

Geheimagent. Als die Alliirten nach Frankfurt kamen, beriefen ihn Stein und Hardenberg als Sekretär in das Hauptquartier des Monarchen. Nach dem Kriege wurde er als Chef der Registratur dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz in Köln zuertheilt. Nach Errichtung des Deutschen Bundestags in Frankfurt kam er an die Kanzlei der preußischen Gesandtschaft daselbst. Bald war er die eigentliche Arbeitskraft der Legation. Für den Geheimdienst, zu dem ihn dann Nagler heranzog, war er wie geschaffen, er trat ihn an als ein für ihn besonders ehrenvolles Vertrauensamt. Die moralische Verantwortung überließ er seinem Chef, und dieser erklärte wiederholt, daß er sich an die „albernen Brieferöffnungsskrupel" niemals gekehrt hätte; ihn tröstete die Diplomatenmoral der „höheren Staatsraison". Kelchner las täglich für den Gesandten alle Zeitungen durch und strich ihm alle Stellen und Namen an, die Berücksichtigung verdienten. Während Nagler schlief, wühlte Kelchner in den Massen der Zeitungsblätter, notirte sich Namen oder bezeichnete die betreffenden Stellen, die Stoff zu Berichten und Nachforschungen geben sollten. Den andern Tag war dann die ganze Gesandtschaft in Bewegung. Kelchner ging nach persönlichen Erkundigungen aus und die anderen Beamten waren mit Entwerfen der Berichte oder Abschreiben beschäftigt. Dafür ward dem unablässig Thätigen auch ein großartiges Vertrauen zu Theil. Die Berichte, die von allen preußischen Postämtern an Nagler eingeliefert werden mußten, standen natürlich auch dem Vertrauten Naglers zu Gebot. Und als dieser von Frankfurt abberufen war, in Frankfurt aber durch Kelchner weiter für sich arbeiten ließ, schrieb er, als sich ein Zweifel gegen dessen Befugnisse erhob: „Ein- für allemal steht fest, daß Sie wie früher die Post- und Kourierpakete öffnen." Und weiter: „Herr v. W. darf nicht wissen, daß sein neulicher Bericht den Umweg hierher gemacht."

Das Treiben der jungen Schriftstellerbrut, die sich um Sauerländers „Phönix" seit Anfang des Jahres geschaart, im Besondern die Verkündigungen Gutzkows des unausbleiblichen Völkerfrühlings im Literaturblatt waren natürlich auch von Beginn an ein Gegenstand schärfsten Interesses für Nagler und sein Faktotum. Aus der geheimen Ueberwachung der liberalen Presse hatte sich von selbst eine solche für die liberalen Schriftsteller ergeben, ob sie nun noch im Lande weilten oder im Auslande das Elend des Flüchtlingslebens trugen. Als er nun nach Berlin versetzt worden war, dauerte es nicht lange, daß Kelchner, der ihn wie früher mit Nachrichten versah, welche er jetzt im königlichen Kabinet als Trümpfe ausspielen konnte, ihm auch Neues von Gutzkow zu melden hatte.

Am 28. August schrieb Kelchner an Nagler: „Karl Gutzkow hat soeben den Ersten Theil seiner öffentlichen Charaktere bey Hoffmann und Campe zu Hamburg herausgegeben. Die Vorrede ist aus Frankfurt a. M. Es erscheinen darin nebeneinander die Herren Ancillon, Rothschild ꝛc. — Ob die Preußische Zensur dies Buch dulden wird?“ — Ueber die objektive Methode dieser für die „Allgemeine Zeitung“ geschriebenen Aufsätze hieß es in der Vorrede, daß sich in ihr das Mitleid, welches das Volk sogar mit den Schwächen einer absterbenden Generation habe, offenbare. Nicht um Schäden und Narben zu verdecken, habe er dieses künstlerische Maß gewahrt und den Schmuck der Poesie in Anspruch genommen. „Trauet diesen Rosen nicht, aber rechnet sie mir auch nicht an; denn ich schätze den Blauduft des Himmels und lerne mein deutsches Volk lieb gewinnen, seitdem es freundlich meinen Worten zulauscht, und möchte noch recht lange als fesselloser Frühlingsbote außer dem Käfig mit Euch verkehren in Scherz und Ernst.“ . . . Nagler hatte bereits am 2. September das Buch in Händen. „Ich sah heute ‚Gutzkows öffentliche Karaktere — Ancillon.‘ Dieser Scribent Gutzkow ist immer kein gewöhnlicher Skribler. — Geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht, was und welche Zeitung er schreibt, und was er treibt und mit wem er umgeht.“ Das hieß in Naglers kurzem Bulletinstil: laß seine Briefe anhalten und erbrechen, umgieb ihn mit Spionen! Nun war aber gerade die Zeit, in welcher Gutzkows Briefwechsel mit Löwenthal und seinen literarischen Freunden wegen des Plans der Deutschen Revue und eines engeren Zusammenschlusses in höchstem Flor stand. Ließ also Tzschoppe nicht ohnehin mit Naglers Hülfe Laube's Briefe vor der Ablieferung durch einen Geheimagenten in Naumburg bewachen, so erfuhr er jetzt aus Frankfurt vom Inhalt dieser Verhandlungen. Am 3. September antwortete Kelchner: „Gutzkow werde ich im Auge behalten.“ Nagler notirte auf den Rand des Briefes: „Dieser Mensch ist nicht gewöhnlich.“ Am 5. September schrieb Kelchner weiter — wobei zu beachten, daß die in unserer Quelle mitgetheilten Briefe des letzteren nur die kurzen Begleitschreiben zu den eigentlichen Berichten, Briefkopien und Auszügen waren —: „Obgleich Gutzkow erklärt hat, sich in Stuttgart niederlassen zu wollen, so ist derselbe doch hieher zurückgekommen. Er will nun hier eine ‚Frankfurter Revue‘ herausgeben. Diese drollige Idee wird die hiesige Behörde nicht zur Ausführung kommen lassen.“ Da Nagler gleich auf den Kelchner'schen Briefen seine Antworten in lakonischster Form ertheilte, findet sich auch hier wieder nur ein Vermerk von Naglers Hand: „Ein merkwürdiger Mensch.“ Die eigentlichen Berichte Kelchners über

die Resultate seiner Beobachtungen, was dieser „Merkwürdige“ schrieb und trieb, fehlen uns; das Endergebniß aber kennen wir: als das Verdikt gegen das „junge Deutschland“ spruchreif war, hatte Tzschoppe „alle ihre Briefe“ gelesen. Wie weit Nagler in seinem Bestreben ging, Gutzkow und Wienbarg auszuhorchen, auch neben Kelchner auf eigene Faust, erhellt aus folgender Episode. Unter den Männern der Wissenschaft, von denen diese Beiden in der „Allgemeinen Zeitung“ erklärt hatten, sie hätten ihre Mitarbeit an der „Deutschen Revue“ zugesagt, befand sich auch ein junger Berliner Universitätsdozent Trendelenburg. Dieser Dr. Trendelenburg, später ein namhafter Professor der Philosophie in Berlin, war damals Hauslehrer beim Herrn Minister. Eine Reise desselben, die ihn nach Frankfurt führte, benutzte er, um zu Gutzkow und Wienbarg zu gehen und unter der Maske der Theilnahme sie auszuhorchen. Trendelenburg war bei seinem Aufenthalt in Frankfurt an Kelchner gewiesen, sagte ihm aber nichts von seinem Verkehr mit der Redaktion der Deutschen Revue. Als er nun in deren Erklärung Trendelenburgs Namen fand, war er natürlich sehr erstaunt und fragte bei Nagler über den Zusammenhang an. Dieser antwortete, Berlin 14. November: „Trendelenburg wurde von Gutzkows Socius (einem Kieler) aufgefordert, zur Deutschen Revue beizutreten und verweigerte es bestimmt. Freilich alles mündlich. Dieses in öffentlichen Blättern zu erklären, ist bedenklich, da die bösen Kerle sich rächen, wenn man sie als Lügner darstellt.“ Aber nur in diesem einen Fall erschien dies Bedenken nöthig, die anderen preußischen Dozenten und Professoren dagegen wurden, wie wir gleich sehen werden, von Seiten der Regierung vielmehr gezwungen, öffentliche Erklärungen abzugeben. Die Erklärung in diesem besonderen Fall muß demnach auch ihre besonderen Bedenken gehabt haben. Denn als nach erfolgter Achterklärung über das „junge Deutschland“ eine ganze Reihe der Gelehrten, die ursprünglich mitarbeiten wollten, im Inseratentheil der „Allgemeinen Zeitung“ ihren Rücktritt erklärten, blieb eine Erklärung Trendelenburgs auch weiterhin aus. Der erste, der eine Erklärung dieser Art mit Hinweis auf die von Menzel enthüllte Tendenz des Unternehmens gab, war Professor Ulrici in Halle. Es folgten Ed. Gans, Hotho, Varnhagen, Rosenkranz. Trendelenburg schwieg. Er war ja durch seinen Gönner nach oben geschützt.

Daß aber der Druck von oben die Anderen zu ihren Erklärungen veranlaßt hat, geht aus einem höchst interessanten Brief des Professors Rosenkranz vom 10. Juli 1837 hervor, den uns der Nachlaß Gutzkows erhalten hat. Rosenkranz, einer der begabtesten von Hegels Schülern,

war Professor der Philosophie auf dem Lehrstuhl Kants in Königsberg. Seine altdeutsche Literaturgeschichte war eines der ersten Bücher, an welchen Gutzkow im Jahre 32 seine junge Kritik in günstigem Sinne geübt. Der Bundesbeschluß hatte die daraus sich ergebenden lockeren Beziehungen gelöst. Aber der charaktervolle Gelehrte war in den nächsten zwei Jahren der unentwegten Fortentfaltung des Gutzkow'schen Genius mit inniger Theilnahme gefolgt und zu diesem und seiner Geistestapferkeit von tiefer Sympathie erfüllt worden. Und so schrieb er ihm an einem stillen Sommertag des Jahres 37 aus eigenem Antriebe:

„Ziegelhof vor Königsberg, 10. Juli.

Ich wohne jetzt meiner Frau und Kinder wegen vor dem Thor. Das einzige Journal, welches ich hier draußen mir aus der Stadt mitnehme, wenn ich nach beendigten Vorlesungen zu den Buchhandlungen gehe, die Novitäten zu perlustriren, ist Ihr ‚Telegraph'. Ihre Gedichte sind mir auf meinen einsamen Gängen in Feld und Wald eine Begleitung, für die ich Ihnen großen Dank schulde. Eben habe ich Ihren Artikel über G. Büchner gelesen. Ich hatte so etwas von Ihnen erwartet. Bei dieser Lektüre sind eine Masse Empfindungen und Gedanken in mir wieder rege geworden, die ich endlich gegen Sie ausströmen muß. . . .

„Zuerst will ich bis auf den Sommer 1835 zurückgehen, wo ich mit so reichen Hoffnungen den Prospektus der Revue begrüßte. Sie müssen mich zu den Apostaten rechnen. Ich hoffe aber, daß die Art und Weise, wie ich in der Allg. Zeit. meiner amtlichen Verhältnisse halber einer leicht gereizten Jugend gegenüber und von einer der Politik halber grenzenlos mißtrauischen Regierung streng beaufsichtigt mich ausdrückte, nichts Beleidigendes für Sie gehabt hat. Habe ich Sie verletzt? Sagen Sie es aufrichtig. —

„Als man meinen Namen als Mitarbeiter in der Allg. Zeit. gelesen hatte, bekam ich erst von Halle'schen Freunden nach einander Beschwörungen um Gotteswillen, mich von einem moralischen und relig. Abgrunde zurückzuziehen. Dann erfolgte von Berlin aus der Antrag (sub rosa natürlich), öffentlich zu erklären, daß ich Ihre Ansichten über Kirche nicht theile, oder mich den unangenehmsten Maßregeln preisgegeben zu sehen. Da ich nun, wie meine theologische Enzyklopädie dokumentirt, über Christenthum u. s. w. in der That von Ihnen sehr differire, so entschloß ich mich, um Aufsehen zu meiden, und meine akademische, mir so theure Wirksamkeit nicht zu suspendiren, dies zu thun, wodurch ich weder mich noch Sie compromittirte. — Ich kann in einer ‚Geschichte des Embryo' ganz ruhig mein Unterfutter herauskehren lassen.

Ich bin hier Ihr advocatus diaboli gewesen; gegen Präsidenten, Grafen, Baronessen, Superintendenten, spekulative Referendarien und Lieutenants, habe ich Sie nach Kräften zu vertheidigen, Ihre Natur begreiflich zu machen und Ihre Schriften, die man oft nur dem Namen nach kannte, zu verbreiten gesucht. Ihre Wally und Ihr Maha Guru haben eine große Zirkulation gehabt. Monate lang waren diese Bücher nicht bei mir zu Haus.

„Als ich in der Vorrede zur Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre, auf Sie zu sprechen kam (ich weiß nicht, ob Sie das Büchlein kennen), mußte ich Ihren Namen unterdrücken. Die Zensur hatte den Auftrag damals, Ihr Gedächtniß zu exstirpiren. Ich habe dort über die Lucinde, über die Schamhaftigkeit, über Ihre Auffassung Schleiermachers und über Strauß' Leben Jesu gesprochen.

„Eingekeilt in die ‚Thatsachen' bewege ich mich wie in einem Harnisch. Aber gestehn Sie nur, daß Sie auch oft tolle Dinge machen, so daß man momentan ganz irre werden kann, weshalb auch so Viele in Ihnen nicht den Drang des werdenden Genius, sondern nur den nach Effekt, nach Ruhm und Geld haschenden talentvollen Schriftsteller sehen wollen. Ich bin weit entfernt, dies elende Urtheil zu theilen. Aber warum denn von Christus in so schneidenden Ausdrücken sprechen? . . . Warum Gans vorwerfen, daß er keinen Stil habe, da er doch Charakter hat und ihm also auch diesen absprechen? Warum Varnhagen, der so viel für Sie gethan, was Sie nicht wissen, eines Witzes wegen sich entfremden? Sie haben oft, immer etwas Richtiges im Hintergrunde, aber Sie sagen zu oft einer Lumperei wegen: va banque! . . . Warum so muthwillig ohne Aussicht auf Resultate reizen? . . ."

Wie dieses Schreiben, so sind auch Mundts Briefe, von denen wir schon Proben zitirten, und Varnhagens Tagebuch-Aufzeichnungen beredte Zeugnisse, wie in der Verfolgung des Jungen Deutschlands der Kultusminister Altenstein im ersten Schrecken mit den Zeloten der Orthodoxie und mit den Leitern der politischen Polizei und der auswärtigen Politik gemeinsame Sache machte.

*   *   *

Auch der auswärtigen Politik! Wie diese dazu kam? Zu deren Hauptaufgaben gehörte in jenem Jahr und dem folgenden, als auch Louis Philipp und Thiers in Frankreich die Friedens- und Eintrachtsschalmei in dem europäischen Konzerte bliesen, dessen Kapellmeister Metternich war, die Ueberwachung der Konspirationen all der politischen Flücht-

linge aus Deutschland, Polen, Italien und Frankreich, die in der Schweiz Zuflucht gefunden hatten. Nach dem Tod Lafayette's (20. Mai 1834), der im Jahre vorher noch als Organ der republikanischen Opposition den „Verein für die Menschenrechte“ gegründet hatte, war unter der zunehmenden Reaktion in Frankreich der Schwerpunkt aller republikanischen Propaganda nach der Schweiz gedrängt worden. Diese jetzt durch das Uebergewicht der Großstaaten zur endlichen Auslieferung der von ihr beherbergten Verschwörer zu bringen, war die Aufgabe der Diplomaten, welche die heilige Allianz bei der Schweizer Regierung in Bern vertraten.

Was aber hatte das mit den Schriften zu thun, wegen deren Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg so schwere Verfolgung traf?

„Ironien des Satans“ liebte Gutzkow die Schicksalsfügungen zu nennen, welche menschlichen Bestrebungen so oft als Erfolg das Gegentheil des Erhofften bieten. Eine solche „Ironie des Satans“ war es, welche unsre Schriftsteller gerade zu einer Zeit als Lästerer der Ehe verfolgt werden ließ, als Gutzkow und Laube auf ihre Verheirathung sannen. Eine „Ironie des Satans“ war es, daß sie gerade als sie sich der politischen oppositionellen Schriftstellerei ganz entzogen, um ausschließlich literarischen Aufgaben ästhetisch-ethischen Charakters zu dienen, gerade wegen dieser Wendung zu den sozialen Problemen, die schon unsre Klassiker beschäftigt, Gegenstand der politischen Verfolgung wurden. Eine „Ironie des Satans“ war es aber vor allem, daß sie ihren literarischen Gemeinsamkeiten ohne ein bestimmtes Programm und Ziel, das alle verpflichtet hätte, den Kennnamen „Junges Deutschland“ gaben, während — ohne ihr Wissen — in der Schweiz ein politischer Geheimbund mit sehr bestimmten Zielen den gleichen Namen sich gegeben.

Schon im Jahre 1834 hatte der Name in diesem Sinne die Protokolle des Deutschen Bundestags als Spuk- und Schreckenswort bereichert. Aus der Schweiz waren aufrührerische Schriften, im Besondern die „Glaubensbekenntnisse eines Geächteten an die deutschen Volksfreunde“, wiederholt an deutsche Adressen, namentlich nach Frankfurt a. M. und das in so starker Gährung begriffene Hessen-Nassau gelangt, aber zum Theil von der Polizei, bezw. durch das schwarze Kabinet der Naglerschen Postverwaltung aufgefangen worden. Eine Reklamation des nassauischen Bundestagsgesandten von Marschall führte zum Beschluß scharfer Beschwerden über das Treiben deutscher Flüchtlinge in der Schweiz bei der Berner Regierung und zu einer gesteigerten Ueberwachung derselben durch den preußischen und österreichischen Gesandten in Bern und dessen geheime Agenten. Dem betreffenden Ausschuß ward außerdem Bericht

über die Zustände in der Schweiz aufgetragen. In der Sitzung vom 11. September 1834 erfolgte dann dieser Bericht durch Blittersdorf als Referenten. Darin hieß es nach einem allgemeinen Verweis auf das agitatorische Treiben der deutschen Flüchtlinge Strohmeyer, Rauschenplatt, Lohbauer, Herold, Kunz und Autenrieth: „Sehr gefährlich erscheint uns die von dem ‚Jungen Deutschland' unter den wandernden deutschen Handwerksgesellen zu Bern gestiftete Verbindung, und das am 27. Juli l. J. im Steinhölzchen bei Bern gefeierte Fest, wobei die Fahnen von Württemberg, Bayern und Baden zerrissen und zerstampft sind, ist ohne Zweifel das Werk dieser neuen Verbindung." (Ueber dieses Fest sagte freilich der amtliche Bericht im Schweizer ‚Volksfreund', daß dasselbe mit Vorwissen des Regierungsstatthalters Roschi stattgefunden habe, daß es ein harmloses Fest gewesen sei mit dem Zweck, das Band der Freundschaft und allgemeinen Vaterlands- und Freiheitsliebe unter den Theilnehmern zu knüpfen und daß die kleinen papiernen Fähnchen weggeworfen worden seien als eine etwas größere Fahne, roth, schwarz und gelb, aufgestellt worden, weil hier weder württembergische, bayrische noch badische, sondern nur deutsche Männer gegenwärtig seien. Von deutschen Flüchtlingen habe keiner leitenden Antheil genommen. Vgl. Allgem. Ztg. vom 5., 8. und 11. August.) Dieses sogenannte ‚Junge Deutschland' zähle bereits mehrere hundert Theilnehmer und versammle sich regelmäßig Montags im Geheimen. „Siebenpfeiffer und Gärth sollen den meisten Einfluß auf diesen Verein haben. Die Handwerker, heißt es, würden aufs höchste exaltirt und zu allem fähig gemacht . . . Auch in Zürich ist nach anderen zuverlässigen Angaben eine Verbindung unter den Handwerksgesellen mit gleicher Tendenz gestiftet worden. Es lasse sich nicht verkennen, daß diesen Erscheinungen ein tiefer Plan zu Grunde liege. Die deutschen Revolutionärs haben bei ihren Versuchen, die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutschland umzustoßen, die Erfahrung gemacht, daß es ihnen an Händen zur Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne fehle. Die Verführung des Militärs sei mißlungen, die Theilnahme der akademischen Jugend sei nicht hinreichend. (Hinweis auf die vergeblichen Putsche in Göttingen, Frankfurt ꝛc.) Die breite Masse der Handwerker sei das geeignete Mittel."

Nach diesem Bericht wurde beschlossen, das Wandern der deutschen Handwerksgesellen nach Frankreich, Belgien und der Schweiz bis zu Ende des Jahres 1836 zu verbieten. Ebenso wurde den deutschen Studirenden der Besuch der Schweizer Universitäten verboten, weil die Flüchtlinge Snell und Siebenpfeiffer an diesen als Professoren Anstellung gefunden.

Die weitere Untersuchung mußte aber ergeben, daß jenes „Junge Deutschland“ nicht nur in der Schweiz die Revolutionirung der Handwerksgesellen durch solche Feste und Zusammenkünfte betreibe, sondern auch in Deutschland direkt durch den Zwecken der Propaganda entsprechende Schriften für jene zu wirken suche.

Eine Ironie der Geschichte kann man die Gleichzeitigkeit dieses Unternehmens in der Schweiz und der von uns geschilderten Bewegung nennen, aber sie ist gleichzeitig eine bedeutsame Manifestation des Zeitgeistes, der damals ganz Europa durchströmte. Wirkt es nicht wie der geheimnißvolle Zusammenklang historischer Gesetze, daß fast um dieselbe Zeit, fern von einander und nicht sich kennend, ein deutscher Student in Berlin, Karl Gutzkow, und ein junger genuesischer Rechtsanwalt, Guiseppe Mazzini, der Literatur ihrer Zeit einem politischen Reformzweck zuerkannt und sie als mächtigstes und edelstes Mittel bezeichnet hatten, die Geister für eine nationale Widergeburt ihres Vaterlandes zu erziehen?

Um dieselbe Zeit, da Gutzkow an Georg von Cotta von den „grünen Keimen“ einer jeune Allemagne schrieb, welche der Literatur einen neuen Aufschwung geben sollte, und andeutete, daß ihr ein Organ geschaffen werden müsse, gründete Mazzini als politischer Flüchtling in Marseille ein Journal La giovine Italia, das für Italien den Zweck haben sollte, durch Verbreitung der Ideale, welche der deutsche Protestantismus, die Freimaurer und die Dichter Deutschlands und Italiens verkündigt hätten, Kirche und Volk von ganz Italien zu nationalisiren. Um dieselbe Zeit, da Heinrich Laube seinem ersten Roman den Titel „Das junge Europa“ gab, entwarf Mazzini den Plan für den politischen Geheimbund „Das junge Europa“. Und als Wienbarg seine „Aesthetischen Feldzüge“ mit dem Rufe eröffnete: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten“, trat als Abtheilung dieses Jungen Europas Mazzini's, ebenbürtig der giovine Italia und dem jungen Polen, als Vorbild für ein noch zu gründendes junges Frankreich und eine junge Schweiz der politische Geheimbund „Das junge Deutschland“ ins Leben.

Ein merkwürdiger Gleichlauf, den wir hier zum ersten Mal feststellen.

Und gerade als Gutzkow und Wienbarg sich zusammen gefunden hatten zur Begründung der literarischen „Festung“ im Kampf für ihre „jungen Ideen“ und die „Deutsche Revue“ als Organ des literarischen jungen Deutschlands ankündigten, hatte das politische junge Deutschland

durch Mazzini in der Schweiz auch seine „Festung", sein eignes Organ erhalten, freilich ohne daß es irgendwo gesagt ward, und am 1. Juli 1835 erschien die erste Nummer der zweisprachigen Zeitung „La jeune Suisse, die junge Schweiz, ein Blatt für Nationalität". Gutzkow und seine Gesinnungsgenossen konnten ihr Erscheinen, wenn sie davon erfuhren, als ein weiteres Zeichen auffassen, daß auch in der Schweiz das Bewußtsein einer neuen Zeit, eines jungen Geschlechts mit gleichen Bedürfnissen und Idealen, wie sie hegten, nach öffentlichem Ausdruck verlange. Von Mazzini und seinen hochfliegenden Planen, von dem Geheimbund des Jungen Europa und seiner Gliederung in nationale Zweigvereine hatten sie keine Ahnung. Und bis gegen Ende des Jahres 1836 wußten auch die europäischen Regierungen, deren Organe nach ihm fahndeten, nicht, daß seit dem Frühjahr 1834 der gefährliche Verschwörer in dem kleinen Bad Grenchen im Kanton Solothurn unter dem Namen Strozzi mit seinem Freunde Ruffini in sichrer Hut lebe und von dort aus die Unternehmungen des Jungen Europa wie auch die Journale desselben leite. Wohl forderte die Berner Regierung in einem Kreisschreiben die Ausweisung des Fremden, wenn man ihn beträfe. Wohl verschwendete der österreichische Gesandte Herr von Bombelles Tausende an Geheimagenten, daß sie ihn auskundschafteten. Erst die große Flüchtlingshatz, welche endlich die Mächte mit Hülfe Frankreichs durchsetzten, hat ihn aufgestöbert, aber nicht ergriffen. Mit neuen falschen Pässen entfloh er in die Soutane des geweihten Priesters verkleidet nach England.

Auch Mazzini war damals fast noch ein Jüngling. 1808 zu Genua aus wohlhabender und angesehener Familie geboren, war er kaum 26 Jahr, als er dem in seiner Organisation zerrütteten Carbonarismus einen besseren Ersatz zu schaffen suchte in dem Jungen Europa. Aber schon umglänzte sein bleiches Schwärmerantlitz die Gloriole des Märtyrerthums und der bestrickende Glanz seiner tiefdunklen Augen wurde gehoben durch Schatten, welche geistige Leiden auf seine Züge geprägt. Mit heißer Leidenschaft für die Ideale der patriotischen Jugend erfüllt, war er schon als Student Mitglied des Bundes der Carbonari geworden. Er wurde verrathen und verhaftet und bei dieser Gelegenheit entdeckte ihm ein Zufall, welche Unklarheit über die letzten Ziele selbst in den Häuptern der hohen Venta herrschte. Auf der Bergveste Savona, dessen Gefängnißluke ihn den Ausblick auf das blaue Meer in der Tiefe gewährte, hatte er Muße, den Plan zu einem neuen Bund aller liberalen Patrioten auszudenken, an dessen Gründung er sofort ging, als er nach

der Entlassung aus der Haft verbannt wurde und sich nach einer geheimen Reise durch Savoyen nach Korsika und einem verunglückten Putsch zunächst in Marseille niederließ. Die Carbonari hatten in Italien mit den bestehenden Machtgruppen — Oesterreich ausgenommen — unterhandelt, die partikularistische Zerrissenheit eher vermehrt als vermindert, mit den demokratischen Elementen Frankreichs paktirt. Der neue Bund forderte Befreiung des Bodens und der Geister von fremder Herrschaft. Von den privilegirten Klassen Italiens erhoffte Mazzini nichts, nur im Volke erkannte er die schöpferische Kraft zu einem einheitlichen freien Staate, dessen Grundlage die gemeinsame Nationalität. Er erkannte aber auch — und hierin begegnete er sich mit Wienbarg und Gutzkow —, daß diesem Schöpfungsprozeß erst die Bildung und Erziehung des Volkes zur Freiheit vorausgehen müsse. Der Bund verwarf ferner den alten mystischen Formelkram des Carbonarismus. Nur für die „inneren Operationen“ forderte er strikte Geheimhaltung. Der Bund brauche Apostel für sein Reformwerk, zu solchen seien vor allen die Verbannten berufen, welche ihr Lebensglück bereits verwandten Idealen aufgeopfert. Als höchste Ziele des Bundes bezeichnete Mazzini den Nächststehenden eine neue Versöhnung des Individuums mit der Gesammtheit des Volkes: er soll einen vergeistigten und humanisirten Gottesglauben an die Stelle des Papstthums und des französischen Skeptizismus und Materialismus setzen, soll den alten Zwist zwischen heiliger Ueberlieferung und dem Gewissen des Einzelnen durch die neue Idee der Humanität versöhnen. Die Bekenner des neuen Staats werden weder Protestanten noch Katholiken sein, an Stelle des geoffenbarten Christenthums wird zuletzt der Glaube an den Gott treten, welcher sich unablässig in dem Menschengeschlecht offenbart.

Ist es nicht wunderbar, wie sich diese Gedanken mit den Ideen begegnen, welche Heine in seinen Schriften „über Deutschland“, Wienbarg in seinen „Feldzügen“, Gutzkow in seinen Phönix-Artikeln mit so viel Begeisterung vertraten. Und hier wie da, der Appell an die Jugend! „Es ist wesentlich,“ schrieb Mazzini am 17. Februar 1833 an den Badenser Flüchtling Garnier in Straßburg, „daß die Jugend die Geschicke der Menschheit in die Hand nimmt, denn sie allein besitzt Kraft, Ausdauer und Begeisterung, sie allein ist fähig aus der Freiheit eine Religion zu machen.“

Den Umstand, daß der spätere Minister Badens, Karl Mathy, damals im Flüchtlingselend von Mazzini zum Hülfsredakteur an der „Jungen Schweiz“ geworben wurde, hat Gustav Freytag als Biographen desselben (Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. Leipzig 1870) ver-

anlaßt, das ihm bekannt Gewordene über Mazzini's damalige Bestrebungen und Veranstaltungen in der Schweiz in seiner lichtvollen Weise darzustellen. Zwar hat er nicht das Helldunkel des nur halbgelüfteten Geheimnisses durch volle Klarheit ersetzen können, aber der welthistorischen Bedeutung des „größten, kühnsten, edelsten aller internationalen Demagogen", wie sogar Treitschke den Stifter des Jungen Europa nennt, des Begründers der Einheit Italiens, dem neuerdings Graf Schack ein literarisches Denkmal begeisterter Verehrung geweiht hat, ist er bei Beurtheilung seines Charakters aufs schönste gerecht geworden. Nur hätte er hervorheben dürfen, daß das politische Humanitätsideal, das er praktisch zu verwirklichen strebte, von deutschen Dichtern und Denkern längst verkündet war; daß es in Herders „Ideen" Sprache gewonnen, von Lessing als Weisheit seines Nathan, von Schiller als Begeisterungstrieb seines Posa poetisch gestaltet worden, daß als letzter Wunsch des sterbenden Faust in Goethe's Lebensgedicht als höchstes Ziel alles menschlichen Strebens gepriesen wurde: „Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn". Er hätte hinweisen dürfen auf die gleichzeitigen Versuche eines jungen Geschlechts deutscher Dichter und Denker, in denen ebenso wie in Mazzini die Erkenntniß wirkte, daß die Erfüllung des kosmopolitischen Humanitätsideals auf die Wiedergeburt und Vertiefung des nationalen Lebens sich gründen müsse und daß nicht in dieser Verknüpfung des Freiheits- mit dem Nationalitätsprinzip das Ureigenthümliche von Mazzini's Apostelthum lag, sondern in der Erfindung eines Systems thatkräftig wirkender Assoziation für beide zugleich. Wir haben gezeigt, wie schon in Heine und Börne, Welcker und Rotteck, Wirth und Siebenpfeiffer das internationale und das nationale Prinzip sich zu Gegensätzen in der liberalen Bewegung der Deutschen ausbildete; es ist falsch, wenn Freytag in seinem Buch über Mathy zu Gunsten dieses Einzelnen die deutsche Bewegung in ihrer Gesammtheit heimathlos und international nennt.

Wenn Mazzini in seiner Flugschrift Foi et avenir, die 1835 als Antwort auf die französischen Septembergesetze erschien, neben die allgemeine Jakobiner-Forderung der Menschenrechte die Pflicht gegen das Vaterland als ebenbürtig stellte, so fand er sich im Einklang mit allen patriotischen Reformgeistern der deutschen Freiheitsbewegung seit Herder, Fichte, Arndt; wenn er ein religiöses Prinzip in die Freiheitsbewegung zu bringen suchte, so begegnete er sich darin mit dem Geiste der deutschen Burschenschaft und der sich aus dieser entwickelnden demagogischen Bewegung, deren bedeutendster Leiter der hessische Pfarrer

Weidig von Butzbach war. Mazzini's Bedeutung ist, daß unter all den Vielen, die damals aus Vaterlandsliebe den Regierungen Opposition machten und von einer heiligen Allianz der Völker träumten zur Befreiung derselben vom unerträglichen Joch des herrschenden Systems, er der einzige große Strateg in dem geheimen Kampf der Freiheit gegen Metternich, der thatkräftige Organisator einer Vereinigung der zerstreuten Elemente war, welche jedem Volke, wie jedem einzelnen Menschen freie Selbständigkeit zuerkannte, gemäß der besonderen Aufgabe, die jedem seiner Natur nach geworden, von Allen aber gleichzeitig die Unterordnung forderte unter die allgemeine Kulturaufgabe der Menschheit. Als diese aber bezeichnete die Verbrüderungsakte des Jungen Europa vom 15. April 1834: ohne Aufenthalt vorwärts zu schreiten zu einer freien und harmonischen Entwickelung aller Kräfte und Anlagen und so die Bestimmung zu erfüllen, welche dem Menschen im Universum zu seiner nie stillstehenden Bildung angewiesen ist. In diesem Sinne war den vorläufig gegründeten drei Vereinen der Weg für eine selbständige Entwickelung vorgezeichnet; der deutsche erlag nicht nur der politischen Verfolgung, als die Schweiz vorübergehend aufhörte, den Flüchtlingen ein Asyl zu sein, sondern vorher schon der Unfähigkeit seiner Leiter: Dr. Aug. Breidenstein und sein Bruder Friedrich aus Hessen-Homburg, Carl Theodor Barth aus Rheinbayern, Georg Peters aus Berlin und Christian Scharpff aus Rheinbayern. Die Propaganda des Jungen Italien, dem u. A. gleich im Anfang der Schiffskapitän Giuseppe Garibaldi beitrat, war dagegen sehr erfolgreich und es ist ausgemacht, daß sie den Boden bereitete für das Staatsgebäude Cavours, das konstitutionell in Freiheit geeinte Italien von heute.

Aber auch sonst in Europa hat Mazzini's Lehre reinigend, einigend und befreiend gewirkt. Sie hat in der That, wie Freytag es ausdrückt, in ihrer begeisternden Verkündigung wesentlich dazu beigetragen, den heimathlosen Liberalismus des europäischen Kontinents (soweit letzterer eben heimathlos war) national zu machen. Nicht nur den Italienern, führt der Biograph Mathy's aus, war es ein Gewinn, daß der Patriotismus Mazzini's der französischen Frivolität und Anmaßung den Fehdehandschuh entgegenwarf; auch der Schweizer gewann aus diesen Ideen das Vertrauen, über den reformirten Kantonverfassungen eine neue Staatsverfassung der gesammten Schweiz zu fordern, und mancher verlaufenen deutschen Seele klang es wie eine neue Verkündigung, daß sie, die der Reihe nach für Griechen, Franzosen, Polen geschwärmt hatte, vor Allem verpflichtet sein sollte, recht tüchtig deutsch zu sein. Durch

das Junge Europa wurde das Wort Nationalität zu einer umlaufenden Scheidemünze des Liberalismus und auf Umwegen hat die Lehre von dem Recht jedes Volksthums bis zur Gegenwart und in die fernen Ostländer gewirkt. Sie hat in Landschaften gearbeitet, an welche Mazzini damals noch wenig dachte, sie ist noch jetzt der Schlachtruf stürmischer Jugend unter Slaven, Magyaren, Rumänen, vor allem in dem jungen Rußland. So Freytag. Wir fügen hinzu: mit dem Unterschied, daß Mazzini die Nationalität gepflegt, geschützt und gestärkt sehen wollte als festes Fundament der Verbrüderung der Völker im Genuß der Freiheit und im Geiste der Humanität, nicht aber als Bollwerk gegenseitiger Verfeindung und Bekämpfung. Das war das Endziel des idealen Zukunftsglaubens — foi et avenir! —, an den er sein Leben setzte als Verschwörer und Agitator, mit Heimlichkeit gegen Heimlichkeit, mit Gewalt gegen Gewalt, mit Erhebung gegen Unterdrückung, mit der Ohnmacht einiger tausend geächteter Patrioten hinter sich gegen die Uebermacht der heiligen Allianz, aber auch getragen von dem unzerstörbaren Glauben an den Fortschritt der Menschheit gegenüber einer ideallosen Gewaltherrschaft.

Der idealen Grundstimmung seines Radikalismus entsprach es ganz, daß Mazzini als Mittel der Verwirklichung — im Gegensatz zum Carbonarismus — nicht nur solche der politischen Verschwörung und Intrigue, sondern auch der geistigen Aufklärung und humanistischen Bildung, der Literatur ins Auge faßte. Aus Karl Mathy's Ueberlieferungen und aus Briefen schöpfend, die dessen literarische Thätigkeit unter Mazzini's Oberleitung betrafen, hat uns G. Freytag zuerst eingehendere sachliche Mittheilungen darüber zu bieten vermocht. „Wer ihn nur als Verschwörer kennt, dem entgeht der bessere Theil seines Wirkens. Ein großer Theil der Thätigkeit des jungen Italiens, trotz aller Einseitigkeit der fruchtbarste, war: durch kleine Bücher, durch Uebersetzung und Bearbeitung fremder Literaturwerke Bildung zu verbreiten. Eifrig suchte er bei allen Kulturvölkern, was auf die Italiener wirken könnte, gern dachte er dabei an den niedern Klerus, der sehr wohl für die Bewegung gewonnen werden könne. Nicht in jedem Jahr könne man das radikale Heilmittel einer Revolution anwenden, immer aber sei es möglich, ein politisch verunglücktes Volk durch Bücher zu erziehen. Deshalb arbeitete er in der Schweiz unablässig für die „Volksbibliothek“, welche der Bund in Italien drucken und verbreiten ließ. Und zu diesem Zwecke mühte er sich z. B., wie schwer ihm dies bei seiner unvollkommenen Kenntniß der deutschen Sprache auch wurde, die „Söhne des Thals“ von Zacharias Werner selbst zu übersetzen. Solche Werke ließen sich,

meinte er, ohne Hinderniß in Italien verbreiten. Ein Buch von so ungeheurem Erfolge wie die deutschen „Stunden der Andacht" werde in Italien verbrannt, die Poesie aber habe freieren Eingang, und darum müsse man sie benützen, auf die Seelen zu wirken. Nach dieser Wirkungsfähigkeit schätzte er den Werth der einzelnen poetischen Werke. Wie er sich auch hierin mit den Schriftstellern unseres Jungen Deutschlands begegnete, zeigt der Essay recht deutlich, den er 1837 in dem Monthly Chronicle in London über Byron und Goethe erscheinen ließ (s. S. 128). Die hier durchgeführte Meinung Mazzini's deckt sich fast wörtlich mit Sätzen, die sich bereits in Gutzkows erstem Aufsatze über Menzel im „Forum der Journalliteratur" finden. Dieser idealen Geistesrichtung entsprach es auch, daß in Mazzini's Jungem Deutschland die Zeitdichtung von radikaler Tendenz gepflegt ward, wie ja das ganze deutsche Demagogenthum an einem Ueberschuß von lyrischer Stimmung krankte in Verhältnissen, die ruhige Entschlossenheit, zielbewußte Thatkraft und nüchterne Vorsicht erheischten. So finden sich in den Verzeichnissen verbotener Bücher, die in den Jahren 1834 und 1835 von den Einzelstaaten beim Bundestag eingereicht wurden und in welchen vor allem auch die Werke des literarischen Jungen Deutschlands figuriren, auch solche von den Dichtern des politischen Jungen Deutschlands, z. B. die revolutionären Gedichte von Georg Fein neben verwandter Flüchtlingspoesie von dem Frankfurter Wilhelm Sauerwein und dem Holsteiner Harro Harring neben den Schriften, welche vornehmlich als Agitationsmittel von dem jungdeutschen Geheimbund benutzt wurden: die Hefte der Zeitschrift „Der Geächtete", die der Kölner Flüchtling Venedey in Paris, und „Deutsches Leben, Kunst und Poesie", die der Badener Flüchtling J. H. Garnier in London herausgab, die „Worte eines Gläubigen, von F. von La Mennais" in Börne's Uebersetzung, das Flugblatt „Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers", und Garniers Beiträge zur Geschichte Caspar Hausers.

Diese Thatsache einer literarischen Propaganda des Mazzinistischen Jungen Deutschlands erhöht sehr wesentlich die Wahrscheinlichkeit, daß an dem Bundesbeschluß gegen das literarische Junge Deutschland der „Deutschen Revue" der Verdacht betheiligt war, es bestehe ein Zusammenhang zwischen beiden.

Andererseits widerspricht der Umstand, daß in den betreffenden Bundestagsprotokollen, welche von der letzteren Vereinigung handeln, auch der leiseste Hinweis auf die Möglichkeit solchen Zusammenhangs fehlt, dieser Vermuthung.

Es ist unsere Aufgabe, hier die Frage nach Möglichkeit zu entscheiden.

Da ist vor Allem festzustellen, wie uns nicht nur jedes direkte Zeugniß solchen Zusammenhangs, sondern auch überhaupt des bezüglichen Verkehrs aller in Frage kommender Persönlichkeiten fehlt bis auf die schon zitirten Briefe, die Löwenthal und Gutzkow im Sommer 35 wechselten, und den Brief Mundts, in welchem dieser an Kühne schrieb, daß das Junge Deutschland sich in Frankfurt zu sammeln beginne. Derselbe wird ergänzt von einem anderen Briefe Mundts an letztern aus dem Dezember des ereignißvollen Jahres über Gutzkows Verhaftung. „Der unglückliche Gutzkow ist verhaftet, und ich fürchte, daß man ihn hieher abliefern wird als vor sein Forum. Dies könnte mich in seine Untersuchung verwickeln, obwohl ich, wie Du weißt, niemals Verabredungen noch Zusammenhang in irgend einer Sache mit ihm gehabt habe. Man glaubt aber einmal an eine Konspiration . . . . Verlange ferner keine Briefe von mir, denn „es macht mir Schmerz" und bringt Gefahr. Unsere Kommunikation ist so gut wie abgeschnitten. Nur zuweilen laß uns mit einigen Zeilen Nachricht geben, wie es im Allgemeinen geht und wie wir's treiben." Die Zeugnißkraft der ersten Sätze wird eigentlich durch den Schluß aufgehoben. Sie waren mindestens so gut ans schwarze Kabinet wie an Kühne gerichtet.

Alle fünf Schriftsteller aber, die der Bundesbeschluß in die Acht that, haben so oft, so entschieden und so unabhängig von einander die Versicherung wiederholt, daß niemals irgend ein Zusammenhang geheimer Art sie mit einander verbunden, daß sie jeder politischen Konspiration stets fern gestanden haben, um jeden Zweifel daran als ausgeschlossen zu betrachten.

Für die durch die Analogie der Namen schon gestützte Annahme aber, daß die preußische und auch die österreichische Regierung zu ihrem Glauben an eine Konspiration durch den Hinblick auf Mazzini's Geheimbund veranlaßt und in ihm bestärkt wurden, würden wir uns dagegen um so leichter entscheiden können, wenn irgend ein Zeugniß dafür bestände, daß die Minister und Bundestagsgesandten von den literarischen Tendenzen der Mazzinistischen Propaganda damals schon Kunde hatten.

Die Akten des Bundestags enthalten jedoch kein Zeugniß dafür. Im Jahre 48 hat Schmerling als Präsidialgesandter des Bundestags, wie von noch lebenden Zeitgenossen bestätigt wird, die gesammten Akten der Bundes-Zentralkommission im Hofe des Taxis'schen Palais verbrennen lassen: wahrscheinlich aus nur allzu berechtigter Scham über diese Zeug-

nisse des unerhörtesten Inquisitionsverfahrens gegen deutsche Patrioten. Auch in der Geheimen Registratur, welche sich unter amtlichem Verschluß in der Frankfurter Stadtbibliothek befindet, scheint Schamgefühl oder eine andere Regung die Beseitigung vorgenommen zu haben, die ich bei der mir von dem Reichskanzleramt gestatteten Durchsicht desselben festzustellen hatte und welche die Forschung um die Frucht dieser Mühe betrog. Im Register zum Jahrgang 1835 der Geheimen Registratur findet sich nämlich am Schluß des Sachverzeichnisses zur 30. Sitzung (3. Dezember) der Vermerk „Registratur, aufgenommen in der 30. Sitzung am 3. Dezember, betreffend die Maßregeln gegen die unter der Benennung „die junge Literatur" oder „das junge Deutschland" bestehende Verbindung mehrerer Schriftsteller". Diese Registratur ist im Text nicht vorhanden. Erhalten hat sich dagegen, wie die meisten der Berichte der Zentralbehörde an die Bundesversammlung, in diesem und jenem der lithographirten Exemplare, die an die Bundesgesandten zur Vertheilung gelangten: die „Zusammenstellung der Ergebnisse aus den in Deutschland geführten Untersuchungen bezüglich des politischen Treibens in der Schweiz, insbesondere der Verbindung „das junge Deutschland", nach den der Bundes-Zentralbehörde bis 14. Januar 1836 zugekommenen Akten". Aus dieser Zusammenstellung geht aber sichtlich hervor, daß in den Untersuchungen gegen in Deutschland lebende und aufgegriffene Mitglieder des Geheimbunds der Hauptgesichtspunkt nicht verrückt wurde, der als Aufgabe des „Jungen Deutschlands" die Aufwiegelung der in der Schweiz wandernden deutschen Handwerksburschen und die Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes in Baden erblickte. Obgleich der Bericht in der Einleitung die Stiftung des Bundes auf Mazzini und seinen Austritt aus dem Bund der Carbonari zurückführt, von der Verbrüderungsakte des Jungen Europa wie den Statuten der Nationalverbände Kenntniß giebt und aus der Déclaration des principes mittheilen kann, daß in dieser als Zweck des Bundes der Kampf gegen das alte Europa in Religion, Politik und Literatur zur Realisirung der Freiheit, Gleichheit und Humanität aufgestellt sei, haben die Untersuchungen selbst, die auf dem Hohen-Asperg, in Durlach, Frankfurt, Kiel, Berlin geführt wurden, keine Ergebnisse aufzuweisen, die sich auf Religion und Literatur beziehen. Wohl haben die Akten nach den Aussagen echter und falscher Zeugen viel von Versammlungen, Kränzchen und Lesevereinen der deutschen Handwerksgesellen zu erzählen, die in Bern, Zürich, Lausanne, Genf und vor allem Biel bestanden und in denen Mitglieder des Jungen Deutschlands

aus Zeitschriften und Flugschriften aufreizende Stellen vorgelesen, Ansprachen gehalten und zur Organisation angeleitet hätten, auch hat sie von Bestrebungen einzelner Emissäre, wie Franz Strohmeyer, dem Schwager Mathy's, zu berichten, die schriftlich von Straßburg aus oder auch durch persönliche Besuche in Deutschland, besonders in Frankfurt, Anhänger zu werben und Fühlung mit Vereinen verwandter Tendenz gesucht hätten, wohl verzeichnet die Zusammenstellung eingehende Berichte über den Leseverein in Biel, wo erst der als Lehrer dort angestellte Dr. Ernst Schüler aus Darmstadt, dann Freyeisen und Rottenstein aus Frankfurt die deutschen Handwerksgesellen für den Dienst des Bundes vorbereiteten; aber daß ganz in der Nähe von Biel, im Jurabad Grenchen, Mazzini und seine Getreuen im Hinterhalt lagen, daß die Druckerei der von ihnen zwar erwähnten nationalistischen Zeitschrift „Die junge Schweiz" ausschließlich den Zwecken des Jungen Europa diente, davon weiß die Zentralbehörde nichts zu berichten. Die Untersuchungsrichter hatten nur solche Inquisiten in die Hände bekommen, welche von der Agitation in Arbeiterkreisen Kunde hatten; ein eigentlicher Eingeweihter war nicht unter ihnen. Erst als die Schweizer Behörden unter dem Druck der vereinigten Großmächte sich zu scharfem Vorgehen gegen das Flüchtlingstreiben und zu eigenen Untersuchungen bereit finden ließen, kamen die feineren Zusammenhänge und die mannigfache Verzweigtheit der Bestrebungen zur Kenntniß der Gesammtheit des Bundestags.

Dieses Ergebniß schließt aber keineswegs aus, daß die Regierungen in Berlin und Wien schärfer sahen als die Mitglieder der Bundes-Zentralbehörde. Unterhielten doch diese neben ihren Gesandtschaften in Bern, wie Freytag es ausdrückt, „ein ganzes Rudel Spione" in der Schweiz, darunter die verworfensten Gesellen, welche als agents provocateurs — Lockspitzel heißt ein guter neuerer Ausdruck für dieses Schurkengeschäft — sich unter der Maske von Gesinnungsgenossen in das Vereinsleben der politischen Flüchtlinge mischten. War man andererseits doch in Berlin und Wien keineswegs geneigt, die eigenen Beobachtungen und Ansichten der Kenntniß der anderen am Bundestag vertretenen Regierungen zu erschließen, wenn es der eigenen Sonderpolitik nicht zugleich Vortheil brachte. Das Ministerium: Wittgenstein-Altenstein-Rochow-Kamptz-Nagler-Eichhorn-Ancillon konnte sehr wohl die Vermuthung jenes Zusammenhangs hegen, ohne doch die süddeutschen Regierungen vor vollendeter Feststellung darauf aufmerksam machen zu wollen. Feststeht, daß einige Zeit, nachdem im Frühjahr 1834 Mazzini das giovine

Europa in Bern gegründet hatte, von der preußischen Regierung in Leipzig die Ausweisung Heinrich Laube's verlangt worden war, der sich dann, als er in Berlin von Polizeirath Dunker verhaftet wurde, vor diesem zunächst wegen des Oppositionsgeists in seinen bisherigen Schriften zu verantworten hatte. Zu diesen gehörten die Bände „Das neue Jahrhundert" und der erste Theil des — „Jungen Europa". Das letztere Buch mit seinen kecken Liebesszenen und ernsten Debatten über die Fragen des politischen Fortschritts existirte damals schon ein Jahr. Der Polizei war es in dieser Zeit nicht eingefallen, daran Anstoß zu nehmen. Jetzt hatte das Erscheinen der ersten zwei Bände Reisenovellen mit dem Hinweis auf des Autors frühere Produktion wieder daran erinnert. Laube hat bis ins Alter sich nicht zu erklären vermocht, was die preußische Polizei damals veranlaßt haben könne, und gemeint, daß der Geheimrath Tzschoppe, dessen Wiege in Görlitz so nahe bei der seinen gestanden, aus persönlicher Rankünе darauf verfallen sei, seine kecke Schriftstellerei ihm zu verlegen. Sollte aber nicht Tzschoppe, von der Oberzensurbehörde darauf aufmerksam gemacht, daß die Reisenovellen allerhand Anzüglichkeiten gegen die Polizeiwirthschaft in Preußen enthielten, zu so rigorosem Vorgehen durch den Eindruck veranlaßt worden sein, den der Büchertitel „Das junge Europa" auf ihn machte, wo vielleicht sein Geist ganz erfüllt war von den ersten Nachrichten über die neue Verschwörung, die da auch „Das junge Europa" hieß. Ist es nicht möglich, daß Tzschoppe von da an einen Zusammenhang Laube's mit Mazzini vermuthet und, als herauskam, daß er früher Burschenschafter gewesen, einen weiteren Zusammenhang zwischen der deutschen Burschenschaft und dem Geheimbund aus Laube herausinquiriren zu lassen versucht hat? Als die Untersuchung in dieser Hinsicht resultatlos verlief, Laube's Burschenschafterthum sich als sehr harmlos herausstellte und nur seine Zugehörigkeit zu der verbotenen Verbindung und einige Beleidigungen des russischen Czaren als qualifizirbare Vergehen auf der Liste blieben, wurde er freigegeben, aber nur, um in einer preußischen Provinzstadt eine Confination anzutreten, ohne vorauszusehendes Ende und dem Bescheid, seine Verurtheilung würde später erfolgen. Warum wurde er nicht wie die andern sogleich verurtheilt? Wozu diese Vertagung? Dieser Zustand überwachter Scheinfreiheit? Diese gnädige Bewilligung eines Aufenthalts an einem Orte, der den drei Literaturstädten, zu denen er alte Beziehungen hatte, Leipzig, Halle und Jena, so verführerisch nahe lag? Sollte nicht die Erwartung, auf diese Weise besser zum Ziele zu kommen, den Beschluß motivirt haben?

Sollte die scheinbare Freiheit, die man ihm gönnte, nicht den Zweck gehabt haben, ihn zu ermuntern, seine alten Beziehungen wieder aufzunehmen? ... Und nun schrieb er Briefe nach Stuttgart, Mannheim — gefährliche Orte —, vorsichtige Briefe gewiß, aber von dem Zusammenhalt der „jungen Literatur", von der Gründung eines Almanachs, einer Zeitschrift als Organen des „jungen Deutschland" war darin die Rede und noch viel mehr in den Briefen, die er als Antwort bekam. Und diese Briefe bekam Tzschoppe alle zu lesen; er sagte es selber zu Mundt, und erklärte, in ihnen und anderen das Mittel zu besitzen, „das ganze junge Deutschland zu verderben". Wie er triumphirt haben mag, der kleingestalte Großinquisitor der politischen Polizei, wie sicher er geglaubt haben mag, die Fäden einer europäischen Verschwörung, die nicht nur politische Tendenzen hatte, sondern auch auf eine Revolution in Religion und Literatur auszugehen erklärte, in den Händen zu haben! Und als nun Menzel mit seinen Denunziationen hervortrat und Graf Münch frohlockte, den preußischen Staatslenkern mit deren Ausnutzung zuvorzukommen, da hatte Tzschoppe's Chef, Minister von Rochow, Material genug zu Händen, um durch General Schöler am Bundestag erklären zu lassen, daß diese Erscheinungen „schon seit langer Zeit Gegenstand fortgesetzter Beobachtung in Preußen gewesen seien".

* * *

Wir haben da einen Bau von logischen Schlüssen aufgeführt, deren Vordersatz nur eine Vermuthung ist. Mehr als die Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß die preußische Regierung jenen Zusammenhang allerdings angenommen, können wir danach auch jetzt nicht. Aber eine noch unbenutzte Quelle bietet uns wenigstens werthvolles Material, diese Wahrscheinlichkeit zu erhöhen. Wieder sind es Briefe eines preußischen hohen Regierungsbeamten, geschrieben an Kelchner, den Vertrauten Naglers am Bundestag, welchen wir solchen Aufschluß verdanken. Zum Gesandten Preußens bei der Schweizer Bundesregierung in Bern ward in jener schwierigen Zeit ein Bruder des Polizeiministers Gustav Adolf Rochus von Rochow ernannt. Dieser Oberstlieutenant Theodor Heinrich Rochus von Rochow war nun im September, als der erste Angriff Menzels auf Gutzkow erfolgt war, noch in Berlin. Seine Abreise meldete Minister von Nagler an Kelchner am 1. Oktober: „Der Herr Oberst-Lieutenant und Gesandte von Rochow reist in etlichen Tagen ab, und besucht Sie, wahrscheinlich in Ihrer Wohnung. Er ist brav und mein Freund; Sie wissen, daß ich viel auf ihn halte. Er ist sehr thätig

und schlau. Er will Ihnen einen vertraulichen Brief an mich zustellen." Der dann erfolgte Besuch des Gesandten bezweckte, von Kelchner ähnliche Berichte zu erbitten, wie sie von diesem Nagler empfing. Von da an datirt ein Briefwechsel, der im Jahre 1873 (Frankfurt, Sauerländer) in Druck erschienen ist unter dem Titel „Briefe des königlich preußischen Generals und Gesandten Theodor Heinrich Rochus von Rochow an einen Staatsbeamten, herausgegeben von Dr. Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy." Zweierlei nun tritt hier uns sogleich entgegen: das Interesse des Gesandten an dem, was in Frankfurt gegen Gutzkow und Genossen begonnen wird, und die Thatsache, daß derselbe jetzt gleichzeitig vor seiner Abreise nach der Schweiz sich um Mazzini's und der deutschen Flüchlinge Treiben in der Schweiz und um die Literatur- und Preßverhältnisse in der Hauptstadt des süddeutschen Buchhandels, Stuttgart, zu kümmern hatte. Dort, im Cottaschen Verlag, war ja Gutzkow als Schriftsteller bis vor kurzem persona grata gewesen und sein „Nero" erst kürzlich herausgekommen. Wie kam der Beobachter der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, der mit zunehmender Energie dort auf ihre Ausweisung drang, zu diesem Nebenamte in Stuttgart? Sollte er nicht hier auf Beziehungen zwischen dort und hier gefahndet haben? Wie ja deren auch wirklich bestanden, denn Karl Mathy z. B., der Hülfsredakteur der „Jungen Schweiz", war der Schweizer Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung". Hören wir ihn selber. Am 13. November schreibt er aus Stuttgart an Kelchner: „Höchst wichtig ist die Maßregel des Bundes, das Verbot der jungen Literatur und der übrigen verderblichen Bücher. Solche Verbote sind viel besser als alle Zensur, die in konstitutionellen Staaten nicht durchgesetzt und in andern Ländern doch nur schwer gehandhabt werden kann." Dieser Satz, daß „Bücherverbote viel besser als alle Zensur", verdiente neben dem „beschränkten Unterthanenverstande" seines Bruders unter den geflügelten Worten Deutschlands ein Ehrenplätzchen. — Am 21. November schrieb Rochow weiter: „Ich freue mich sehr über die Ausweisung von Gutzkow und Konsorten." Am 27. November: „Wo wird sich Gutzkow hinwenden?" — Inzwischen hat er allerhand Redaktionsgeheimnisse der „Allgemeinen Zeitung" und anderer Blätter ausgekundschaftet. „Der Korrespondent aus Berlin mit drei Sternen ist Professor Gans. Im Morgenblatt: Wilibald Alexis; im Hamburger Korrespondenten Zedlitz-Neukirch; in allen übrigen politischen Blättern: Hofrath Dorow. Herr von Otterstedt (der preußische Gesandte in Karlsruhe) wird schon bei Ihnen sein." Am 4. Dezember ist er noch in

Stuttgart: „Die Preßverordnung des Ministers der Polizei vom 14. gegen die junge deutsche Literatur ist sehr zweckmäßig, ich fürchte aber, daß sie nicht überall nachgeahmt werden wird. Hier schützt man die Verfassung und das Zensuredikt von 1817 vor. Der hiesige literarische Verkehr ist allerdings sehr bedeutungsvoll und gefährlich, ich habe in dieser Beziehung sehr gute Notizen gesammelt.“ Vier Tage später kann er jedoch triumphirend melden: „Wally von Gutzkow ist heute Abend in Beschlag genommen. Aus Wien sind in dieser Beziehung auch Anträge gemacht worden.“ Er bezeichnet es als seine besondere Mission in Stuttgart, „dem Unwesen einer heillos verderblichen Presse und den ökonomischen Instituten seine Aufmerksamkeit zu widmen“ und ist empört, daß der Schwäbische Merkur den am 3. November in der Schweiz ermordeten preußischen Flüchtling Ludwig Lessing einen preußischen Spion genannt hat. Was es mit diesem Ludwig Lessing in der That für eine Bewandtniß hatte, läßt eine spätere Aeußerung besser erkennen. Die Untersuchung der Berner Regierung gegen einen der aufgegriffenen Flüchtlinge, Namens Eyb, hatte ergeben, daß er ein österreichischer Spion war. Ueber diesen Eyb schreibt Rochow am 8. April 1837: „Eyb ist zu einhalbjähriger Einsperrung und in die Kosten verurtheilt. Dabei ist er öffentlich als österreichischer Spion bezeichnet, sowie Lessing als preußischer, dies zu publiziren war der Hauptzweck. Acht Tage spricht man davon, dann verhallt es.“ ... „Die Dame Eyb dürfte jetzt in Frankfurt a. M. oder Mainz sein. Aldinger (dies war der eigentliche Name von Eyb) schimpft jetzt gewaltig auf den preußischen Flüchtling Erhardt, doch sind wahrscheinlich Cratz und Alban die Mörder. Vielleicht wissen sie auch nur darum und die That ist durch zwei Italiener vollführt. Cratz ist in Frankreich und Alban ruhig in Zürich.“ Am 22. Mai winkt diesem Eyb-Aldinger bereits die Freiheit. „Die Madam Eyb wird jetzt in Ihrer Nähe sein. Ihr Gemahl wird bald folgen, das Ganze ist doch eine grauenhafte Geschichte, hinter der eine Welt von Unrath liegen mag.“ So urtheilte gegen einen Vertrauten ein Staatsmann über die Organe, deren sich die damaligen Regierungen gegen die zur Verzweiflung gebrachten flüchtigen Patrioten bedienten. Die Ermordung des Spions Lessing durch Flüchtlinge war es aber, auf was sich die Mächte vor allem bei ihrem immer schärferen Drängen, die Schweiz müsse sämmtliche politischen Flüchtlinge ausweisen, mit Nachdruck beriefen. Was jedoch Rochows Mission in Stuttgart betrifft, zu der auch gehörte, dem Baron von Cotta unter dem Druck des Bundesbeschlusses gegen die junge Literatur Zugeständnisse an die preu-

ßische Regierung abzugewinnen, so dachte er nach deren Beendigung über die Staatsgefährlichkeit der verfolgten deutschen Autoren schon viel milder. Er fand mit vollem Recht die neuesten Leistungen der kritischen Theologie viel gefährlicher als die Schriften des Jungen Deutschlands. Wenn er in Stuttgart, wie wir vermuthet haben, nach Beziehungen der Schweizer Propaganda zu der „jungen Literatur" gesucht hatte, so war er jetzt darüber beruhigt. Am 18. Januar 1836 schrieb er aus Zürich: „Das junge Deutschland hat überall warme Freunde. Für die Schrift von Paulus danke ich. Münch aus Stuttgart vertheidigt selbige in der „Allgemeinen Zeitung" in einem Korrespondenzartikel aus Karlsruhe. Auch Hormayer nimmt es in Schutz. Menzel dagegen foudroyirt immer zu und fährt in seiner Opposition fort. — Ein gewisser Auerbach aus der Heine'schen Schule giebt in Stuttgart eine Schrift heraus „Das Judenthum und die neueste Literatur". — Das vermeintliche Gutachten von Neander („Das Leben Jesu" von Strauß) scheint überall Beifall gefunden zu haben. Dasselbe wird dem Christenthume mehr schaden, als das junge Deutschland."

Rochow war es auch, den die preußische Regierung als Organ des Dankes benutzte für die ihr von Menzel freiwillig geleisteten Dienste, welche sie voll anerkannte. Wahrscheinlich bot ihr zu einer ersten Aeußerung der gekennzeichnete Aufenthalt schon reichlich Gelegenheit. Menzel selbst, der in Vertheidigung späterer Anklagen dieser Beziehung erwähnt, verlegt dieselbe in das Ende der dreißiger Jahre. Auf S. 389 seiner Denkwürdigkeiten lesen wir: „Ich hatte mich, so lange Friedrich Wilhelm III. lebte, nach Preußen kaum mehr umgesehen. Jede Carriere war mir dort verdorben worden. Nun gab sich aber seit dem Ende der dreißiger Jahre der preußische Gesandte, Herr von Rochow, viele Mühe, sich mir zu nähern, und auf so feine Weise, daß es nur lächerlich oder grob gewesen wäre, wenn ich ihn hätte vermeiden wollen. Ich lernte einen klugen Mann an ihm kennen, der auf das Delikateste meinen Stolz schonte, so daß er sich öfter zu mir bemühte, als ich mich zu ihm. Als wir erst näher mit einander bekannt waren, bestach er mich durch die Offenherzigkeit, mit der er mir Mittheilungen über die Politik des Berliner Hofes machte und mich endlich jahrelang eine Menge Depeschen lesen ließ, die er bekam. Darunter gehörten auch die Protokolle der Berliner Ministerberathungen, die Protokolle der Militärbundeskommission in Frankfurt, des Bundestags selbst, Mittheilungen aus Oesterreich &c. Ich nahm natürlicherweise als Geschichtschreiber lebhaftes Interesse daran, machte mir meine Notizen und bewahrte übrigens das Geheimniß in

diskretester Weise. Herr von Rochow säumte jedoch nicht, für seine Gefälligkeit Gegenleistungen zu verlangen, frug mich hie und da um Rath und bat sich Bemerkungen, ja ganze Auseinandersetzungen von mir aus, die dann in seine amtlichen Berichterstattungen übergingen. Da sein Bruder Minister des Innern in Preußen war, suchte er mich durch diesen nach Berlin selbst zu ziehen und brachte mir einmal in einem rothen Saffiankästchen eine Auszeichnung, die ich aber nicht sehen wollte und die er wieder einstecken mußte, indem ich ihm energisch erklärte, ich verachte die ganze Spielerei mit Ordensbändern, und wenn ich auch den guten Willen meines ehemaligen Königs ehren müsse, so werde er doch begreifen, daß es meiner literarischen Stellung unangemessen und mit meinem Unabhängigkeitssinn unverträglich sei, mir eine moralische Verpflichtung auflegen zu lassen. Rochow hatte Verstand genug, das zu begreifen, und wußte die Sache so zu behandeln, daß sie als ungeschehen betrachtet wurde. Sein Bruder aber ließ noch nicht von mir ab, sondern machte mir den förmlichen Vorschlag, nach Berlin überzusiedeln und unter sehr annehmlichen pekuniären Bedingungen die Hauptredaktion der preußischen Staatszeitung zu übernehmen. Auch das lehnte ich höflich ab. Die Berliner ärgerten mich aufs neue, indem die Nachricht, ich sei nach Berlin berufen, von dort aus schon in alle Zeitungen überging, ehe mir selbst die Einladung vom Ministerium zukam." Jedenfalls hielten die Brüder Rochow Menzel für die geeignetste Kraft für den ihm angebotenen Posten. Von der Kenntniß der ihm mitgetheilten Geheimakten muß er also ganz den von diesen gewünschten Gebrauch gemacht haben.

Hatte Menzel aber jedenfalls aus eigenstem Antrieb und ohne auf Gegenleistung zu rechnen mit seinem Kampf gegen Gutzkow und die „Deutsche Revue" der preußischen Staatspolizei in die Hände gearbeitet, so waren doch andererseits die jungdeutschen Schriftsteller auch nicht von den Intriguen eines von jener Behörde wirklich besoldeten Agenten verschont geblieben. Es gehört zu den verhängnißvollen Lebenseindrücken dieses ereignißreichen Jahres, die Gutzkows Gemüth früh verdüstert haben, daß dieser Spion ein Abtrünniger war, der mit ihm dieselben Bildungsquellen genossen, mit dem er als Student in Berlin freundschaftlichen Verkehr unterhalten und dem zu Ehren er noch im Frühling in Frankfurt, aus Freude über seinen Besuch, einen festlichen Abend veranstaltet hatte. Jener Artikel in der Oberpostamts-Zeitung, von welchem Mundt gemeint, ein hoher Staatsbeamter habe ihn geschrieben, hatte, nach des letzteren fester Ueberzeugung, einen Altersgenossen Gutzkows zum

Verfasser, der mit ihm das Hegel'sche Disputatorium bei Professor von Henning besucht, sich dort ihm angeschlossen und zu einem privaten Durchstudiren der Hegel'schen Enzyklopädie mit ihm vereinigt hatte; er hieß damals Joel, später Franz Maria Jacoby, und war aus Königsberg. Mit „Klagen eines Juden" und einer Schrift über die Zukunft Deutschlands voll demokratischer Aeußerungen war er im Jahre 33 in Leipzig aufgetaucht und hatte sich dort Laube zu nähern gewußt. Dann war er plötzlich verschwunden, wie es hieß, auf preußische Reklamation als Ausgewiesener.

Als Gutzkows Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung", sowie seine Literaturartikel zum „Phönix", Aufsehen zu erregen begannen, war dieser Jacoby plötzlich in Frankfurt aufgetaucht und hatte die junge Berühmtheit als alten Universitätsfreund begrüßt. Dieser hatte damals gerade das Manuskript des Büchner'schen „Danton" erhalten und an demselben Abend, wo er Jacoby bei sich bewirthete, hielt er jene Vorlesung von Bruchstücken aus dem Drama, die zu dessen Inverlagnahme durch den Buchhändler Sauerländer führten. Wie staunte Gutzkow, als Jacoby, der in Berlin noch radikaler als er gedacht, ihm ganz offen gestand, er sei der Verfasser einer Reihe von Korrespondenzen, die neuerdings mit dem Zeichen „† Halle" in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen waren und wegen ihrer reaktionären Tendenz auf Heinrich Leo als Verfasser hätten schließen lassen müssen, wenn der thatsächliche Inhalt nicht auf einen direkt offiziellen Ursprung zurückgedeutet hätte. Und nach dieser Enthüllung hatte er Gutzkow mit aller Entschiedenheit zu einer Umkehr gerathen, zum Abfall von seiner politischen Ueberzeugung, indem er ihm hohe Gönnerschaften in Aussicht stellte, die hinter seinem Rücken ständen. Er selbst befinde sich mit einer geheimen Mission auf dem Wege nach der Schweiz. Auch äußerlich war mit ihm eine große Aenderung vorgegangen; war früher seine unstete menschenscheue Art in Folge der Vernachlässigung seiner Kleidung erst recht in die Augen gefallen, so war jetzt sein Auftreten weltgewandt, seine Erscheinung fast elegant. Jacoby reiste unverrichteter Sache nach der Schweiz; er mußte ein Abgesandter des Kabinets Rochow gewesen sein, sagen die „Rückblicke". Ein Brief Gutzkows an Cotta erwähnte dieses Besuchs: „Man hielt ihn hier für einen preußischen Spion: die Korrespondenten aller Zeitungen, die hier sind, haben sich gegen ihn verschworen, denn alle wissen, daß er das Hallenser Kreuz ist." Es dauerte auch nicht lange und Gutzkow konnte sich klar werden, daß auch der Zweck des Spionirens Joel Jacoby damals zu ihm geführt. Der Halle'sche †-Korrespondent der „Allgemeinen

Zeitung" brachte jetzt Enthüllungen über die verderbliche Richtung der neuesten Literatur, und nun zieh er ihn in Nr. 29 (26. Mai) des Phönix-Lit.-Blatts öffentlich des Verraths. Wie weit Jacoby, der später mit dem Titel eines Kanzleiraths als „Lektor" der politischen Polizei in Berlin angestellt war und sich in diesem Fach auch einige Orden verdient hat, damals an den Untersuchungen gegen die „Jungdeutschen" betheiligt war, können wir freilich nicht mehr konstatiren; sicher ist, daß Gutzkow ihn wiederholt als Verfasser der denunzirenden Artikel in der Oberpostamts-Zeitung bezeichnet hat und daß diese Ansicht um so mehr Glauben verdient, als Gutzkow mit dem Chefredakteur dieses Blattes, dem Hofrath Berly, damals und auch in den nächsten Jahren befreundet war, bis er bemerkte, wie sehr auch dieser persönlich als Kostgänger der Bundestagsgesandtschaften vom Gift des Spionenthums durchseucht war.

Wenige Tage nachdem er in Mannheim zur Untersuchungshaft gelangt war, sandte er seinem Freunde Kolb in Augsburg zur Aufnahme in die „Allgemeine Zeitung" eine Erklärung, welche diese Ueberzeugung mit aller Entschiedenheit aussprach. Das Schreiben kam jedoch zu den Untersuchungsakten, weil dem Gefangenen nicht gestattet ward, derartige für die Oeffentlichkeit bestimmte Kundgebungen abzusenden. Die Erklärung lautet:

„Ueber einen Berliner Korrespondenten.

„Seit einiger Zeit enthält die Frankfurter O.P.A.Zeitung Artikel, welche aus der Feder des ehemaligen Hallenser Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung", des Herrn Joel Jacoby, herrühren und außer meiner Person auch alles, was an Büchern und Menschen mit mir zusammenhängt, in ein gefährliches Licht zu stellen suchen. Viele werden sich über die jüngst angeregten Streitfragen ein eigenes Urtheil gebildet haben, aber jeder billig Denkende wird über den Gebrauch erschrecken, welcher seit einigen Monaten von der Schrift in Deutschland gemacht worden ist. Nicht nur, daß die Kritik statt an Aristoteles und Lessing an den Staat appellirte, sondern auch literarische Windbeutel (wofür man Herrn Jacoby seit Erfindung des Gerüchts vom Aufenthalte der Herzogin Berry in Frankfurt und seit den Erfolgen der großen mysteriösen Reise, die er auf Rechnung eines großen Staates im Anfang dieses Jahres zu machen vorgab, halten muß), nehmen eine offizielle Maske vor und affektiren eine Einweihung und Autorisation, welche ihnen wahrlich kein Staat geben wird. Herr Jacoby hat in einer merkwürdigen Alloprosellie seit einigen Jahren bald auf den Sätteln Börne's und Heine's, bald auf denen Hegels und Leo's geritten und soviel Ver-

kehr mit den von ihm verbotenen Tendenzen gehabt, daß er, um etwas Loyales zu sagen, nur immer das Gegentheil von dem zu behaupten braucht, was er selbst früher geglaubt hat. Schon seit länger als einem Jahre verketzert Herr Jacoby unbefangene und gesetzliche Bestrebungen, indem er nichts thut, als seinen eigenen alten Rock umkehren, wie ein von drüben gefangener Soldat, der in umgewandter Montur in die diesseitige Armee gesteckt wird. Herr Jacoby hat Talent, aber zu wenig Charakter, um einzusehen, welch niedrigen Gebrauch er von dem ersten macht. Es würde ihm weit mehr Ehre bringen, irgend ein wissenschaftliches Werk dem Urtheile des Publikums vorzulegen, als bald in dieser, bald in jener Maske an versteckten Oertern aufzutauchen und durch einen orakelhaften Ton bürgerliche Existenzen maulwurfartig zu unterwühlen.

Mannheim, den 4. Dezember 1835. Gutzkow."

Hatte diese Erklärung nicht den Weg in die Oeffentlichkeit finden dürfen, so war um so rücksichtsloser das Porträt des Verräthers und das Bild seines Reptilienthums entworfen, welches der gefangene Dichter zornentbrannt jetzt seinem halbvollendeten Roman „Seraphine" einverleibte, war um so schärfer die Kennzeichnung, die er ihm angedeihen ließ, sobald er wieder frei über ein Organ der literarischen Kritik verfügte. Und wie er Menzel mit noch studentischem Ehrempfinden seine Herausforderung gesandt, so schrieb er auch direkt an Ehren-Jacoby nach Berlin, sobald er seinen Aufenthalt erfahren, ihm seine Niedertracht auf den Kopf zusagend und den Rest seiner Ehre herausfordernd. Wir erfahren dies aus der Antwort Jacoby's, zu der sich derselbe ziemlich spät, sichtlich durch Laube gedrängt, entschloß, an dessen Fersen er sich inzwischen geheftet hatte. Gutzkow hat das Schriftstück mit besonderer Sorgfalt für seinen Biographen aufgehoben. Jacoby erklärt darin, daß er Gutzkows Schreiben erst so spät erwidere, weil er es ganz unacceptabel gefunden hätte; nur auf Laube's Anrathen entschließe er sich dazu. Er versucht weiter ihn von dem Ungrunde seiner „Verdächtigungen" zu überzeugen, erinnert ihn daran, daß er ihm in Frankfurt sofort reinen Wein über seinen Gesinnungswechsel („Rehabilitation seiner politischen Gesinnungen" nennt er es) eingeschenkt und sich auch als Verfasser der Hallischen Artikel genannt habe. „Sie kannten, woran sie waren, und ich hatte als zartsinniger, als ehrenhafter Freund gehandelt, wie bei so mancher andern Gelegenheit, was Sie freilich erst erkennen werden." Er erklärt: „An und für sich finde ich es in der Ordnung, daß in einer Zeit des fanatischen Parteihasses man von vielen Seiten gegen Jemanden

aufgebracht sein muß, der in der Jugend revolutionäre Interessen vertheidigte und der sich von diesen abgewandt hat." Er nähme an, daß Klatschereien seiner Bekannten ihn bei Gutzkow in ein falsches Licht gestellt und wolle dies durch offene Aussprache beseitigen. An seiner Verfolgung betheiligt gewesen zu sein, stellt er ganz in Abrede; er habe eher zu seinen Gunsten vermittelt. Zum Schluß versicherte er ihm pathetisch, daß er ihn für einen ursprünglich edlen, begabten, sinnvollen Geist halte und sich freuen würde, wenn eine Spur der Verständigung sich zwischen ihnen nun entwickelt habe.

Daß aber Gutzkow sich, in der Hauptsache mindestens, nicht geirrt, das bestätigen die „Erinnerungen" Laube's. Laube war, als ihn die Nachricht von dem Verbot seiner literarischen Zukunft in Leipzig aus all seinen Himmeln gerüttelt, trotz seiner Konfinirung auf Naumburg sofort nach Berlin gereist, um den Geheimrath Tzschoppe zur Rede zu stellen. Die alte Burschenlust am persönlichen Ausfechten der Ehrenhändel war wie erlösend über ihn gekommen. Ein Gefühl, daß die Regierung selbst empfinden müsse, zu weit gegangen zu sein, gab ihm Sicherheit. Er sagte dem bei seinem Anblick entsetzt aufspringenden Polizeihaupt frisch von der Leber weg seine Meinung, sprach von einem Papstthum, das die Polizei in Preußen errichten zu wollen scheine. So etwas aber, wie das Verbot der Zukunft, habe selbst das Papstthum noch nicht dekretirt. Das zu verantworten sei unmöglich in einem protestantischen Staate! Mochte der Kronprinz, der das Eingreifen der Polizei in das Kulturleben mißbilligte, inzwischen bereits diese Ansicht geltend gemacht, mochten die Vorstellungen eines Humboldt beim König und dem im Grunde die Freiheit der Wissenschaft zu schützen bereiten Kultusminister schon gefruchtet haben; Tzschoppe wies diese Vorwürfe nicht kategorisch zurück, sondern ließ sich in eine Rechtfertigung ein. Er entließ den trotzigen „Skribenten", ohne von ihm die Rückkehr nach Naumburg zu verlangen. Und Laube blieb in Berlin, fand Trost und Erholung bei Varnhagen und Gans, auf den Theeabenden des Fräuleins Solmar; sonst sich meist selbst überlassen, denn Mundt mied seinen Umgang, war er auf Arbeiten bedacht, die auch ohne einen Autornamen verkäuflich wären, wozu ihn die Bekanntschaft mit dem liberalen Verlagsbuchhändler Karl Duncker ermuthigte. Bald aber stellte sich Joel Jacoby bei ihm ein, jene älteren Beziehungen anknüpfend, die er als Dichter der „Klagen eines Juden" noch in Leipzig zu Laube gewonnen. Daß Jacoby ein Sendling Tzschoppe's, fiel diesem nicht ein zu vermuthen. In seinem Naumburger Tomi hatte er von dem geheimen Treiben des

zuthunlichen Skeptikers, der immer wieder seine Unterhaltung suchte, nichts vernommen. Nur allmählich erfuhr er, daß er seinen Frieden gemacht habe mit der Regierung; daß sein Liberalismus konservativ geworden, daß er den Rochows und Tzschoppe's diene. Auf Laube's Vorwürfe vertheidigte er sich. Er verfolge ganz dieselben Ziele wie sonst, nur von der andern Seite. Er schüre die Empörung der Liberalen. Und er nütze der guten Sache dauernd, während diese am Ende ganz zur Unthätigkeit verdammt würden, wie Figura zeige. — Renegat! rief Laube. — Er zuckte die Achseln und ging. Nach einiger Zeit kam er wieder. Laube, in allem weit weltkluger als Gutzkow, der sich von den Impulsen seines Empfindens so leicht hinreißen ließ, hatte inzwischen eingesehen, daß die Feindschaft dieses Mannes einem liberalen Schriftsteller, der gern heirathen wollte, unter den obwaltenden Umständen höchst unangenehm werden müsse. Er ging daher vorsichtig auf die erneute Annäherung ein und suchte die Beziehung zu seinem Vortheil auszunützen, um sein Lebensschiff wieder flott zu bekommen. Das war nicht heldenhaft, aber klug. —

Fassen wir all diese Merkmale einer außerordentlichen Thätigkeit der politischen Geheimpolizei zusammen, die damals um verhältnißmäßig doch so wenig gefährlicher Schriftsteller willen ins Werk gesetzt wurde, so muß man fragen: Waren wirklich die Ketzereien in „Wally" ꝛc. der Anlaß zu solchem Aufwand? Wie aber dem immer auch sei, was die Regierung dem Jungen Deutschland gegenüber durchsetzen wollte, hatte sie vollständig erreicht. Sie hatte in der liberalen Schriftstellerwelt eine allgemeine Panik erzeugt und fünf ihrer Koryphäen fürs erste mundtodt gemacht. Hatte sie sich geirrt in der Annahme einer geschlossenen Verbindung, einer förmlichen Konspiration — wohl gar mit dem Ausland —, so hatte sie die wirklich zwischen den Autoren bestehende Verbindung, die geistige Gemeinsamkeit, die sich im Uebermuth als Junges Deutschland empfunden und gerühmt hatte, zerschnitten und vernichtet. Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt waren im innersten Mark ihres Wesens getroffen und auch der Begabteste unter ihnen konnte sich nie ganz von diesem Schlage erholen.

Am leichtesten nahm die Sache zunächst Heine. Ihm — in Paris — blieb ja die direkte Behelligung fern. Er hielt fürs erste den Bundestagsbeschluß für einen Schreckschuß und erfuhr die näheren Umstände sehr allmählich und lückenhaft. Ja im Geheimen freute er sich wohl seines Erfolges, an der Spitze der jungen Literatur als Führer genannt zu sein. Er selbst hatte diese ihm von Börne bestrittene Position schon

längst als die seine betrachtet, sie auch förmlich übernommen in den Zusätzen zur zweiten Auflage der Romantischen Schule, welche jetzt Anfang Dezember erschien. Mitte September war das Manuskript von Paris nach Hamburg gegangen. Daß er hier im dritten Abschnitt im Zusammenhang mit Jean Paul: Laube, Gutzkow, Wienbarg und Schlesier als Vertreter eines jungen Deutschlands genannt, in welchem die Herrschaft neuer Ideen über die Geister die Dichter zugleich zu Tribunen und Aposteln mache, hat danach keinen Antheil an den Beweggründen zur Verfolgung des „Jungen Deutschland". Er nannte sie im Zusammenhang, weil sie derselbe Glaube beseele, den er längst als den seinen bekannt, mit einer Leidenschaft beseele, von welcher die Schriftsteller einer früheren Periode keine Ahnung hatten. „Es ist dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet und siehe, wir haben ausgefunden, daß diese Erde groß genug ist, daß sie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten des Anderen leben will; und daß wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen." Da er sich selber als Derjenige fühlte, der das Thema der Sozialreform — denn das war doch der Kern dieser Gemeinsamkeit — unter den Dichtern Deutschlands angeschlagen, so fühlte er sich aber auch verpflichtet, für die gemeinsame Sache einzutreten. Er schrieb an Laube, der in einem Brief an ihn dagegen protestirt hatte, daß er mit Gutzkow zusammen der gleichen Tendenzen bezichtigt werde, er beschwöre ihn bei Allem, was er liebe, „in dem Kriege, den das Junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten." „Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel' Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist.... Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Zensur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Prinzip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annulliren; hier be-

kömmt man die Zustimmung der Philister . . . Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basirt werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.“

Als Sprecher für die „protestantische Denkfreiheit“ benutzte er auch seine Asylfreiheit in Paris, um — als der einzige von den Fünfen — einen feierlichen Protest an den Bundestag selber zu richten. Während von den in Deutschland befindlichen Autoren jeder mit seinen persönlichen Gegnern im Kampf stand zum Schutz seiner Rechte, setzte er in gehobener, fast heiterer Stimmung sein Schreiben „An die hohe Bundesversammlung“ am 28. Januar auf, das in französischer Uebersetzung im Journal des Débats vom 30. Januar erschien.

„Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer 31. Sitzung von 1835 gefaßt haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne daß Sie mich weder mündlich, noch schriftlich vernommen, ohne daß Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther glorreichen Andenkens durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständniß strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht blos eine neue literarische Schule, benamset Das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter

als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so seien Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimath. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor."

In der ersten Sitzung des neuen Jahres, am 17. März, lag dies Schreiben, dem es weder an Ernst noch an Höflichkeit gebrach, der „hohen Bundesversammlung" vor. Es wurde von den „höchsten Autoritäten" der Heimath brevi manu der Petitionskommission überwiesen und in deren Akten begraben.

XI.

Die Verfehmten.

Ueber das Vorgehen des Bundestags und der preußischen Regierung wider die jungdeutschen Schriftsteller gingen in jener traurigen Zeit geistiger Bedrückung die Urtheile weit aus einander und die Mehrzahl zeigte sich von dem Feuerjoh! Menzels irregeführt. Heute aber ist die Meinung der Gebildeten darüber im Allgemeinen eine im gleichen Maße verurtheilende. Nur dem Gerechtigkeitseifer des Historikers Heinrich von Treitschke war es vorbehalten, noch im Jahre 1890 die Parole auszugeben, daß die Zensur und die Bücherpolizei dem „Jungen Deutschland" gegenüber zu lässig verfahren sei. „Da und dort," ruft er in seiner ‚Deutschen Geschichte', „schritt man ein wider einzelne Bücher der Jungdeutschen; in Preußen wurde sogar der gesammte Verlag der Hamburger Firma Hofmann (sic) und Campe verboten. Aber die Ausführung der Verbote geschah überall sehr saumselig und unterblieb endlich ganz . . . Von einer ernsten Verfolgung war keine Rede; die jungdeutschen Literaten kamen ungleich glimpflicher davon als die Herausgeber der unterdrückten politischen Zeitungen . . . Nur Gutzkow mußte etwas schwerer büßen, er wurde von dem Mannheimer Hofgerichte zu kurzer Haft verurtheilt, weil seine Wally unbestreitbar eine ‚verächtliche Darstellung der christlichen Religion' enthielt."

Wirklich? Ein volles Vierteljahr hat Gutzkow im Mannheimer Stadtgefängniß zubringen müssen, nachdem er in dasselbe ohne vorhergegangene Verurtheilung unvorbereitet aus dem ersten Untersuchungsverhör abgeführt worden war. Nach zweimonatlicher Untersuchungshaft fand dann das Karlsruher Hofgericht, trotz der Staatsanwaltschaft, die auf ein Jahr Zuchthaus erkannt wissen wollte, daß der Gefangene der ihm nachgesagten Verbrechen der Blasphemie und unsittlichen Aufreizung nicht geziehen werden könne und überhaupt nur einen Monat

Gefängniß verwirkt habe. Dieser Monat ward ihm aber nicht von der Untersuchungshaft abgezogen, sondern derselben zugefügt. Und solch Verfahren nennt von Treitschke glimpflich — zwölf Wochen Kerker eine kurze Haft! Ich denke, es war ein gut Stück besten Jugendlebens ... Und war denn Gutzkow wirklich der einzige? Hat Heinrich Laube nach der beinahe einjährigen überstrengen Untersuchungshaft vom Sommer 1834 zum Sommer 1835 in der Berliner Haus- und Stadtvogtei, in die ihn die Anklage auf literarische Staatsverbrechen gebracht hatte, nach der darauffolgenden Konfinirung in einer unliterarischen Kleinstadt wie Naumburg nicht noch ein volles Jahr weiterer Haft erlitten, weil er vier Jahre vorher in seiner Darstellung der polnischen Revolution — anderes nach den Gesetzen Strafbares ließ sich trotz aller Mühen nicht nachweisen — den Kaiser von Rußland, Preußens Verbündeten, beleidigt habe? Und hat nicht Wienbarg, nachdem ihn der Frankfurter Senat ausgewiesen, etappenweise dies gleiche Schicksal in Mainz, Kassel, Braunschweig ertragen müssen, ehe er in seiner Vaterstadt Altona wohl ein Asyl, aber keine Stellung fand, die ihm dann Hamburg nur als Namenlosen, als ungenannten Redakteur an der „Börsenhalle“ gewährte?

Was aber waren überhaupt diese Strafen gegen die Seelenqualen, die allen vier Autoren das gleich dem Schwert des Damokles über sie verhängte Verfolgungsgeheiß bereitete? Auf der Höhe seiner Laufbahn brach Gutzkow, der es mit seinen Idealen allezeit am ernstesten genommen, unter dem Ausbruch grauenvollen Verfolgungswahns zusammen, dessen Keime damals geweckt wurden. Vorher aber war es ihm vergönnt gewesen, die ganze Bedeutung seines ihm so sehr erschwerten Jugendstrebens und der Kämpfe, aus denen trotz alledem sein starker Geist als Sieger hervorging, auszuleben und darzustellen in bedeutenden Dichterwerken, deren eins, sein „Uriel Acosta“, Kern und Wesen dieser Verfolgungszeit in sich aufgenommen. In diesem Lebensdrama ist das tragische Martyrium zu erschütternder Gestaltung gebracht, von dem damals alle die verfolgten, zur Demüthigung vor der Staatsgewalt genöthigten, von Reue über dieselbe gefolterten Sturm- und Dranggeister betroffen worden sind. Welche Einbuße an innerlicher Kraft, an Selbstvertrauen und Lebensfreude, an idealem Glauben und Zukunftszuversicht haben sie damit in der bedeutsamen Zeit, die den Jüngling zum Mann reift, erlitten! Waren sie doch sämmtlich tief erregte, reizbare Jünglingsnaturen, denen das Ueberschäumen von Geist und Gefühl ein natürliches Recht ist. Waren sie doch von der Ueberzeugung erfüllt, daß ihr Schriftstellerthum ihr innerster und ein heiliger hoher Beruf sei! Hatten sie

nicht alle eine poetisch veranlagte Phantasie, die ihnen die Folgen des bundestägigen Vorgehens nach jeder Möglichkeit quälerisch ausmalte? Dazu waren Gutzkow und Laube im Begriff, auf ihre literarische Stellung hin sich einen eigenen Herd zu gründen; Wienbarg und Mundt aber wurden aus der akademischen Laufbahn geworfen, auf die beide von ihrer Begabung als das ihr zusagendste Feld gewiesen waren. Was aber Heine betrifft, der, als er den Ernst der Verfolgung merkte, von der Verantwortung für die erst so stolz beanspruchte Führerschaft sehr bald nichts mehr wissen wollte, so läßt sich aus seinen Briefen vom Jahre 1836 genau nachweisen, daß erst die Folgen des Bundestagsbeschlusses, die ihm dadurch bereitete Nothlage, die Drangsalirung seines Geistes und Talentes jene Erbitterung gegen Deutschland und Hinneigung zu Frankreich zur Entfaltung brachten, die seinen Gegnern in Deutschland die Verkleinerung seines Charakters so bequem gemacht haben. Und wenn er statt in seinen geistvollen Darstellungen und Prophetien der modernen Geistes- und Kulturentwickelung fortzufahren, jetzt wieder ins Gebiet pikanter Unterhaltung zynischer Satire abschweifte, die Florentinischen Nächte und das frechgeniale „Tannhäuserlied“ schrieb, so war das Inquisitionsverfahren der deutschen Regierungen daran ebenso Schuld, wie an der Entmuthigung Laube's, Wienbargs und Mundts, noch fernerhin auf dem Gebiete einer idealen Sozialreform und der realistischen Schilderung des zeitgenössischen Lebens mit fortschrittlicher Tendenz sich dichterische Wirkungen zu ertrotzen, von der sich nur Laube und Mundt in späterer Zeit erholten.

Aber „von einer ernsten Verfolgung war keine Rede“, sagt Herr von Treitschke. Noch im Jahre 1838 — dies sei gleich hier konstatirt — schrieb Minister von Nagler an Kelchner aus Berlin in Bezug auf Gutzkows Beitrag zum rheinischen Kirchenstreit, die Schrift „Die rothe Mütze und die Kapuze“: „Sie ist allerdings wie alles Jungdeutsche verboten.“ Und Cotta mußte nicht nur den bereits im November 1835 angenommenen Roman „Seraphine“, der erst 1837 bei Campe in Hamburg erscheinen konnte, in Folge des Bundesbeschlusses zurückweisen, sondern noch Anfang 1837 unter Ausdruck seines großen Leidwesens einen Beitrag Gutzkows für die „Allgemeine Zeitung“ zurücksenden, „weil der Zensor der Allg. Ztg. Alles streichen wird, was Ihre Feder verräth oder Ihre Unterschrift trägt.“ Wenn Campe von 1837 an doch eine Reihe von Gutzkows Schriften druckte, so trotzte er eben damit dem Verbot seines Verlags im Bundesgebiet, im Genusse der größeren Freiheit, die ihm jetzt der Senat der Freien Stadt Ham-

burg wieder gewährte. Der Kurator der Universität Bonn, von Rehfues, dessen sympathische Aufmerksamkeit Gutzkow durch jene sehr verständnißreiche Besprechung seines anonym erschienenen Romans „Scipio Cicala“ im Cotta'schen Literaturblatt schon 1833 erregt hatte und der sich jetzt in der Zeit der Bedrängniß nach Möglichkeit seiner annahm, hat in seinen Briefen an ihn wiederholt mit Bedauern hervorgehoben, daß vor Ablauf von fünf Jahren an keine Rehabilitation Gutzkows in Preußen zu denken sei. Die beim Thronwechsel im Juli 1840 erfolgende Amnestie hat diesen Termin nur um ein halbes Jahr verkürzt. Offiziell aufgehoben wurde der Bundesbeschluß erst 1842, und wenn auch fast alle Regierungen schon früher von seiner Durchführung absahen, er blieb lange Zeit ein Kautschukgesetz, das man nach Belieben anwenden oder ignoriren konnte, mit dessen Existenz aber die Verleger den Autoren gegenüber immer rechnen mußten. Welche Lage für Männer, welche von der Natur zu Schriftstellern bestimmt und in ihrer bürgerlichen Existenz auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen waren. Und wer hat das Recht, sie zu schmähen, weil sie unter diesen Umständen sich auf ein literarisches Wirken beschränkten, das dem Konflikt mit der für sie errichteten Sonderzensur vorsichtig aus dem Wege ging, wie dies Mundt mit seiner „Kunst der Prosa“, Laube mit seiner „Literaturgeschichte“ ꝛc. that? Nur wer selber Proben größeren Geistesmuths abgelegt, hat ein Recht dazu, hier „mit Steinen zu werfen“.

Nur Gutzkow blieb in seiner geistigen Energie, in dem Drange seines Genius nach Darstellung seiner persönlichen Ideen und Empfindungen, seines Verhältnisses zu den großen Fragen des Fortschritts ungebrochen genug, um gerade unter dem Hochdruck der Verfolgung, ja noch im Gefängniß, die Kraft zu Geisteswerken zu finden, deren Inhalt da anknüpfte, wo das Frankfurter Edikt seine idealen Bestrebungen gewaltsam durchschnitten hatte. In den beiden Schriften „Zur Philosophie der Geschichte“ und „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ bot er nicht nur zwei Proben rein philosophischer und rein literarischer Kritik und Beweise, in wie festem Boden reicher Geschichts- und Literaturkenntniß seine eigenen religionsphilosophischen Anschauungen und literaturreformatorischen Pläne wurzelten, sondern auch klare, übersichtliche, festumrissene Darstellungen dieser letzteren und ihres Zusammenhanges mit den besten Lehren der Philosophie eines Kant und der Poesie eines Goethe. Sein ernstes Suchen nach Wahrheit in Erfassung des großen Gedankens, daß weder die Natur noch die Geschichte Stillstand kennt, sondern ihr eigentliches Wesen in fortschreiten-

der Entwickelung besteht, stellte er in beiden Arbeiten dem Zerrbild entgegen, das Menzel von ihm entworfen. Und ebenfalls noch im Gefängniß vollendete er in der „Seraphine“ den ersten Roman, der von ihm erlebte Zustände modernsten Lebens in rein poetischer Form, ohne romantische Ironie, ohne versteckte Tendenz und ohne didaktische Einschiebsel zur Darstellung brachte. War dieser Roman als ein Erzeugniß von Seelenstimmungen, welche die Tyrannei des Zweifels über ein junges, liebebedürftiges und hoffnungsreiches Gemüth gebracht, und als Spiegelbild der unerquicklichen Berliner Gesellschaftszustände, denen er einst entflohen war, kaum weniger herb und düster als „Wally“, war die Abhandlung „Zur Philosophie der Geschichte“, die später den Titel „Philosophie der That und des Ereignisses“ erhielt, in ihren Resultaten nicht klar genug, um die Fülle selbständiger bahnbrechender Ideen, deren Andeutung sie enthielt, auch zu voller Wirkung gelangen zu lassen, so muß das heiße Ringen nach Wahrheit, das eisenfeste Streben, die Vorgänge seines Geistes und Gemüthes in möglichst klarer Sprache abzuschildern, das beiden Werken zu Grunde liegt, die tiefste Achtung einflößen. Rein erfreulich, bedeutend nach Plan und Ausführung, unendlich fruchtbar in seinen Resultaten und die Offenbarung eines wunderbar feinfühligen Tastsinns für das Wesentliche in Goethe's Genie und Erscheinung, war aber das dritte Buch, das Gutzkow in der Gefangenschaft in Angriff genommen: „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“. Hier ist Gedankengold gefördert, das später hundertfach von Anderen ausgemünzt worden ist. Dieses Buch ließ die Bedeutung des immer noch blutjungen Geistes nicht mehr nur ahnen, sondern offenbarte sie klar und bestimmt. Denkt man sich dazu den Druck einer in ihrer Ausdehnung noch unbestimmten, mit einer Fortsetzung im Zuchthaus bedrohten Gefängnißhaft, die Aufregung eines Prozesses, dessen Anklage alle Freiheit des Denkens und Bekennens in Frage stellte, so muß man die Zähigkeit und unüberwindliche Fruchtbarkeit dieses jungen Geistes staunend bewundern, der — noch immer nicht fünfundzwanzigjährig — mitten im heißen Kampf um die Selbsterhaltung zu solcher Selbstbeherrschung, Selbsterkenntniß und Selbstklärung reifte. Von der Unruhe seines Seelenzustandes, die ihn ergriff, als er im Gefängniß den Bundesbeschluß vernahm, der seine ganze Zukunft in Frage stellte, und die ihn, wie wir zeigen werden, zu mancher Uebereilung trieb, suchte er sich in diesen tiefgreifenden Arbeiten objektiven Denkens zu befreien. Und wenn er in der Vorrede zur „Philosophie der Geschichte“ die Unruhe seiner Schreibart noch zu beklagen hatte und eingestand, er

werde noch lange kämpfen müssen, ehe er der dem Schönheitsgefühle so sanft sich einschmeichelnden Rundung des Stils Meister sein würde, welche das Lesen seiner Bücher zu einer Erholung machen könnte, so hat er sich bereits in seinem „Goethe" in dieser Meisterschaft vielfach bewährt.

Aber nicht nur aus diesem Grunde haben wir das Schicksal Gutzkows in diesem Kapitel in den Vordergrund zu stellen. Der Prozeß, den ihm die badischen Gerichte wegen der „Wally" bereiteten, stellt sich dar als der Mittelpunkt der hochgradigen Aufregung, in welche das gesammte literarische und geistige Leben Deutschlands eine Weile wegen der wahren und vermeintlichen Tendenzen des „jungen Deutschlands" versetzt wurde. Beinah zwei Dutzend Streitschriften sind von dieser Erregung ins Leben gerufen worden, und in den meisten ist für oder wider Gutzkow und sein Buch Partei ergriffen worden unter Bezugnahme auf den Wally-Prozeß. Trotzdem in Preußen die bloße Nennung des Namens Gutzkow den Blättern verboten war und die Mehrzahl dieser Streitschriften sofort nach Erscheinen unterdrückt wurde, war doch das Echo, welches dieser Kampf für oder gegen das Recht der freien Kritik in Deutschland fand, ein allgemeiner. Der Einsichtige, welcher die „Wally" wirklich gelesen — wie viele kamen davon auf die Tausende, die sich jetzt vor derselben bekreuzten! — konnte sich dem Eindrucke kaum entziehen, daß einige Stellen in dem Buch in der Besprechung theologischer Fragen allerdings übertrieben und taktlos, daß aber eine Verfolgung solcher Schriften als Verbrechen gar leicht die ganze Freiheit wissenschaftlicher Forschung in Frage stellen müsse. Was Grillparzer im Capua der Geister damals in sein Tagebuch schrieb, ist von anderen nicht minder bedeutenden Männern öffentlich zur Geltung gebracht worden. Grillparzer, der seinem ganzen durchaus künstlerischen, aber auch weltscheuen Wesen nach eine innere Abneigung gegen die überhastete, unausgereifte Art des Vortrags von noch gährenden Ideen haben mußte, erklärte diese junge Literatur zwar für einen „Unsinn", aber einen, der sich als natürliche Reaktion auf „die faselnd-mittelalterliche, selbsttäuschend-religiöse, gestaltlos-nebelnde, Tieckisch und Menzelisch-unfähige Periode" darstelle. Ganz abgesehen von dem Verwerflichen jedes solchen Bücherverbots, sei das Verfahren gegen die „junge Literatur" auch darum in literarisch-menschlicher Hinsicht ein Fehler und ein Schaden. Ein neues Schlechte sei schon deshalb immer besser als das alte Schlechte, weil wenigstens die Verjährungszeit des letzteren durch den Einspruch unterbrochen werde. Ließen die Menschen nur erst die Natur in ihren Gegensätzen ungestört auswirken, die Uebel fänden bald ihre Heilung in sich

selbst. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Absprechende in diesem Urtheil sich nur auf Berichte über die Werke des jungen Deutschlands, wie die Menzels, und nicht auf eigene Lektüre derselben stützte. Wie hätten diese auch am Regierungssitz des Fürsten Metternich in die Hände eines so vorsichtig zurückhaltenden Beamten wie Grillparzer gelangen können! So wirft er ihnen Irreligiosität vor, während doch ein Blick wie der seine sofort hätte erkennen müssen, wie die Freigeistereien Mundts, Wienbargs und Gutzkows gerade einem tiefen religiösen Bedürfniß nach Erkenntniß der Wahrheit Gottes entsprungen sind. Andererseits rühmt er der Bewegung einen großen Vorzug nach: sie sei gerade und ehrlich, wo doch die ganze Religion der Zeit Selbsttäuschung und Heuchelei sei; „sie sagt, was sie denkt, indeß man in Deutschland häufig nichts denkt bei dem, was man sagt."

Gerade in Bezug auf die auch vom Untersuchungsrichter und Staatsanwalt aufrecht erhaltene Anklage Menzels, daß die „Wally" zur Irreligiosität verführe, kam dem Angeklagten Hülfe von der sachverständigsten Seite. Der streitbare Patriarch der jetzt von Strauß und F. Ch. Baur bereits überholten Nationalistenschule, Kirchenrath Paulus in Heidelberg, der edle Verwalter des Herder'schen Erbes in Weimar, Oberkonsistorialrath Peucer, und etwas später der junge Kirchenhistoriker Karl Hase in Jena, der 13 Jahre zuvor gleichzeitig mit G. Kolb wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft auf dem Hohen Asperg hatte sitzen müssen, führten in der Oeffentlichkeit — letzterer nicht ohne Reserve — seine Vertheidigung. Gingen doch Cäsars Geständnisse in ihrem polemischen Inhalt kaum über Lessings verzweifelten Klageruf hinaus: was er mit einer Offenbarung machen solle, die achtzehn Jahrhunderte lang mißverstanden sei; richtete sich doch die Polemik gegen das „aus traditionellen, historischen und biblischen Ursachen unerhört überladene Kirchenthum", während der Verfasser das Christenthum seinem echten Wesen nach „als unsichtbare Wahrheit, als Idee der stillwirkenden und schaffenden Gottheit" verehrte. War nicht andererseits die „barocke" Form der übertriebenen Ausfälle durch Cäsars Charakter erklärt? Ueberhaupt ist es eine erfreuliche Thatsache, daß gerade die bedeutenderen, früher oder später zu Ruhm gelangten Männer, unter denen, die in dem Streite die Stimme erhoben, für die Verfolgten eintraten, während die Parteigänger Menzels sich zum größeren Theil aus Verlegern und jüngeren Schriftstellern rekrutirten, die z. B. bei Gelegenheit der schnellen Jagd Gutzkows auf einen Verleger für die Deutsche Revue, oder durch die Gründung des Löwenthal'schen Verlags in Mannheim, oder durch

die Kritiken Gutzkows im „Phönix" sich irgendwie beleidigt fühlten, so die Buchhändler Liesching in Stuttgart und Hoff in Mannheim, die Schriftsteller Bacherer und Rohmer in Stuttgart, W. Carové in Frankfurt, wie schon früher die Victor Aimé Huber in Rostock, Grabau-Stephani und Wurm in Hamburg ihre Polemik gegen das junge Deutschland in Vertretung eigener Interessen geführt hatten. Für Gutzkow oder wenigstens gegen Menzel traten, außer den Genannten, Heine und Börne auf: F. Kottenkamp, Berthold Auerbach, G. Kolb, Hormayer, Carus, O. Marbach, Friedr. Daumer, K. Rosenkranz, K. Riedel, A. Jung, G. Rießer, L. Schücking. Einige der betreffenden Streitschriften, so auch Auerbachs „Das Judenthum und die neueste Literatur", hatte Menzels Giftwort, daß das junge Deutschland eigentlich das „junge Palästina" heißen müsse, herausgefordert (s. S. 119). Im Anhang von Holzmanns „Börne" zählt ein Verzeichniß dieser Broschüren 19 Titel auf; wir könnten dasselbe noch um mehrere Nummern vermehren.

Die größte Wirkung übte aber der alte Gegner Menzels, der weithin hochangesehene Kirchenrath Paulus, Vertreter Heidelbergs im badischen Landtag, auf die öffentliche Meinung aus. Nachdem er sich schon vorher Gutzkows in einem „Sendschreiben" angenommen, das noch vor der Verhandlung erschien, faßte er nach derselben das Ergebniß des Prozesses in der Schrift zusammen: „Des Großherzoglich Badischen Hofgerichts zu Mannheim vollständig motivirtes Urtheil über die in dem Roman ‚Wally', die Zweiflerin, angeklagten Preßvergehen nebst zwei rechtfertigenden Beilagen und dem Epilog des Herausgebers." Paulus sprach in beiden Schriften es unumwunden aus, daß Menzels Kritik als wissentliche Injurie und Verleumdung weit eher gerichtliche Verfolgung verdiene, als das vielgeschmähte Buch. Die Behauptung, daß dasselbe zur Unzucht und zur Irreligiosität verführe, sei zwiefach als gerichtlich strafbar aufzufassen. Freilich war zu bedenken, daß, als nach Jahns, des Turnvaters, Einkerkerung und Verfolgung als Demagog dessen Frau seiner Zeit gegen den Minister von Kamptz eine Verleumdungsklage beim Berliner Kammergericht anhängig gemacht hatte, auf Kabinetsbefehl der Bescheid erfolgt war, die Klage sei unstatthaft. Und die Paulus'sche Anklage hat denn auch im Jahre 1836 keinen Staatsanwalt im Großherzogthum Baden gefunden.

Gutzkow selber sah jedenfalls von solcher Rekrimination ab. Doch das Recht dazu hätte er allerdings, wie Paulus eingehend nachwies, auf seiner Seite gehabt. „Ist in dem Buche," argumentirte in dem „Sendschreiben an Dr. Gutzkow" der alte Rationalist, „wenn man, wie

der Kritiker die Pflicht hat, die Schrift im Ganzen umfaßt, nicht nur nichts, was zu jenen beiden Irrwegen verführen sollte, zeigt vielmehr der planmäßige Verlauf, in welche höchst verderbliche Konsequenzen dergleichen Uebertreibungen der Zweifelsucht und des Ringens nach Vorurtheilsfreiheit auslaufen, so ist es nicht nur Unwahrheit, daß Ihr Roman solche Verführung enthalte, sondern auch dies ist Unwahrheit, wenn der Rezensent den Verfasser der Tendenz zu solcher Verführung auf das Bitterste und wiederholt vor aller Welt verurtheilen will. Diese doppelte Unwahrheit ist von der Art, daß der Rezensent nach seiner sonst bekannten Unterscheidungskunst zum voraus sie als unwahr wissen konnte und wissen mußte. Die doppelte Unwahrheit ist demnach eine doppelte Lüge. Sie ist eine wissentlich und öffentlich nicht auf das Aesthetische und auf Ihre Talente, sondern gegen Ihren Willenscharakter gerichtete, soviel möglich auch gegen Ihr bürgerliches Wohl und moralisches Ansehen berechnete Verleumdung. Ganz Deutschland also ist dabei interessirt, daß der argeswollende Sophist einer nach allen Rücksichten qualifizirten Injurie gerichtlich überwiesen, verurtheilt und durch Aktenabdruck vor dem Publikum in seiner wahren Gestalt warnend dargestellt werde.“ . . .

„Wally soll verführerisch zur Wollust und Unzucht sein und das ganze junge und alte Deutschland mit der Ansteckung dazu bedrohen; und doch ist nicht einmal sie selbst wollüstig und ins Liederliche ausschweifend. Sie schildern ein Mädchen, wie sie jetzt nur allzuleicht nach der oberflächlichen Bildungssüchtigkeit der Geldaristokratie aus so manchen nur zur Scheingeisterei und zum Schimmern in der Schmetterlingswelt verziehenden Instituten hervorgehen müssen. Sie ist durch Reichthum rücksichtenlos, und weiß, da sie etwas trübsinnig zu einigem Grübeln und Wissenwollen aufgereizt ist, sich nicht anders zu zerstreuen, als daß sie ihre Schönheit von allen, die es wollen, wie von Frühlingsfliegen umflattern läßt und so die Zeit genießend, sich amüsirt. Kaum kann man sie kokett nennen . . . Der einzige Cäsar imponirt ihr, weil er gegen ihre Flatterhaftigkeit den Kontrast bildet, weil seine abgekälteten und starr gewordenen Raffinements ihr bißchen Denkkraft überflügeln und weil sein Schein von System neben ihrer immer einen Halt suchenden Volubilität wie etwas Solides erscheinen konnte.

„Eingehaucht ist ihr von jener modischen Verziehungskunst her, daß sie, weil die Gebildeten auch vom schönen Geschlecht jetzt nicht mehr empfindsam, dagegen aber über allen Verstand hinaus geistreich sein müssen, schlechterdings frei von Vorurtheilen und bei so

schwach entwickelter Kraft doch eine Selbstdenkerin sein möchte. Daher das sehr vorübergehende Hingeben an Cäsars Ueberredungskunst; daher selbst die so sykophantisch-lüstern gemißdeutete und doch so gar nicht zur Wollüstigkeit führende geheime Scenerie, in der sie, eine Pygmalions-Statue vorstellend, nur ein gemeines Vorurtheil abgestreift zu haben wähnt. Das Schicksal dieser sublimen Vergeistigung ist, daß Beide etwas Halbwahres treffen, aber vom Beigemisch nicht zu scheiden wissen.

„Auch dem Gesandten vermählt sie sich nur, um auf einem größeren Weltschauplatz in ihrer Zerstreuungslust zu glänzen. Aber für Sinnlichkeit ist sie immerfort weder Mittel noch Zweck. Empört vielmehr darüber, daß sie in Beziehung auf den rasend verliebten Italiener auch nur unwissend mit dem Schein davon befleckt hätte werden können, entflieht sie in die Einsamkeit. Und schon ist sie, durch Erfahrungen schnell überreif, nach ihrer Anlage zu Grübeleien durch alles Andere mit Cäsar eher als durch Wollust und Ausschweifung verbunden.

„Welcher halbverständige und nicht maliziöse Ausleger wird behaupten: die Durchführung dieses in der Irre täuschender Grundsätze sich selbst zerreißenden Charakters sei irgend zur Nachahmung verführerisch? Welches weit wollüstigere Mädchen würde sich in die Lagen der bei allen Mitteln zum Glück in Unzufriedenheit und Ueberdruß umhergetriebenen Wally hineinwünschen?“ . . .

„Die verläumderische Injurie, daß Ihre Wally,“ fährt weiter Paulus fort, „zur Wollust verführerisch sein wolle und könne, ist abscheuwerth, weil sie den sittlichen Charakter des Verfassers vor ganz Deutschland verächtlich und verabscheut machen wollte. Die damit in der hämischen Rezension verflochtene zweite Verleumdung aber, wie wenn der fast blos skizzirte Roman durch das, was einzelne Personagen ihrem Gesichtspunkt gemäß aussprechen, aller Religion spotte und die Irreligiosität auf den Thron zu setzen beabsichtige, ist noch strafbarer, weil sie den Verfasser sogar der uralten nothpeinlichen Halsgerichtsordnung preisgeben würde und in Wahrheit nur, um denselben mitsammt der von dem Menzel'schen Literaturblatt wohl gefürchteten, vielseitigeren und lebensfrischeren Revue vom deutschen Boden zu verbannen, das gefundenste Mittel wäre.

„Der zweiten Verleumdung mußte von Menzels verkehrt angewendeter Spürkraft etwas mehr Schein gegeben werden.

„Hang zur Verführungslust ist an Wally offenbar nirgends zu zeigen. Sie ist das Opfer von schiefen, aber über sinnliche Lüsternheit

erhabenen, weit mehr ins Geistreiche verfeinerten Scheingrundsätzen, welche so, wie sie sich von den oberen in die mittleren Bildungsstufen der Gesellschaft gegenwärtig einschleichen, ans Tageslicht hervorzuziehen und durch ihre anschaulichen Folgen poetisch zu bestrafen waren. Die Zweifelsucht, welche aus dem sich so leicht übereilenden Streben nach Vorurtheilsfreiheit entsteht, und bald an metaphysischen Klippen strandet, bald wegen historischer Entstellungen und anderem Mißverstehen religiöser Erscheinungen die Religion selbst und auch ihre Begeisterte mißkennt, mußte tief aufgefaßt und veranschaulicht werden. Der Verfasser mußte sie vieles, was ihr anstößig erscheint, kurz und schroff aussprechen, ja über manches sie nach ihrer Aufreizung laut und wild aufschreien lassen. Die Dichtung soll und will zusammendrängen, was gerade jetzt in der Wirklichkeit, zerstreut, aber unleugbar, da ist. Die Aufgabe war, die Zweifelsucht der Falschgebildeten so reden zu lassen, daß ihre Fehlbegriffe, besonders die Uebertreibungen sich, wenn die Leser weder stumpf noch böswillig voreingenommen sind, bald selbst destruiren müssen, bald auf Berichtigungen hinlenken konnten . . .

„Ein Roman kann nicht wie ein Lehrbuch beweisen oder widerlegen. Wenn die Personen so gezeichnet sind, daß der Leser ihnen nicht ähnlich sein möchte, wenn ihr Betragen als unstät, schwankend, sogar für sich selbst unbefriedigend und verderblich entwickelt wird, wenn aus dem, womit sie sich umtreiben, folgerichtig immer Schlimmeres und endlich das Schlimmste geflissentlich abgeleitet wird, wer kann ihnen nachahmen zu wollen gereizt sein? wer dem Verfasser andichten, daß er dahin zu verführen beabsichtige?

„Fast mehr, als es die Wahrscheinlichkeit zuläßt, ist Wally durchaus oberflächlich und im Denken ungeübt, von flüchtigen Eindrücken abhängig . . .

„Zu solchen weiblichen Extremen, bald trübsinniger Denkvermessenheit, bald des herzlosesten Kokettterietaumels darf dann nur noch ein theilnahmloser egoistischer Dialektiker, ein witzelnder Equilibrist, wie Cäsar kommen, mit der sophistischen Balancierstange, auf welcher das Steigen und Fallen der Begriffe einerlei, und ein wahrheitsleeres bloßes Spielzeug ist; und das allmählich sich verwirklichende Bild der Irreleitung ist vollkommen! Aber gerade so durchgeführt kann eben diese Irreleitung verführerisch weder sein noch sein wollen. Der, welcher sie schildert, und mit den grellsten Farben ausstellt, hat sich zum voraus dagegen gerechtfertigt . . .

„Sogleich im Eingang hat der Verfasser diesen Cäsar als

einen in der Thatlosigkeit sich selbst überlästigen Unzufriedenen, als eine ‚der wissensmatten Seelen charakterisirt, die nur lächeln, seufzen, spotten und die Frauen unglücklich machen können, der mit Begriffsschatten rechnete ꝛc.' Ist denn durch diese Charakteristik nicht auch die einfältigste Lesende — wenn je eine solche es aushält, in dem dritten Buche fortzulesen — nicht wider all das, worin dieser Cäsar gegen die rathlose Wally in Worttäuschungen triumphirt, genug gewarnt? Und der verdrehende Kritiker wagt dennoch die Verleumdung dem Verfasser unterzuschieben, was er durch den Mund, den er es aussprechen läßt, für alle Hörenden als das, worin Irrthum und Unsinn erst vom Wahren geschieden werden muß, hinreichend bezeichnet hat!" — —

Erreichte Paulus mit diesem Appell auch nicht den einen Zweck, den schlimmen Menzel in einen Injurienprozeß zu verwickeln, so doch den anderen, seinem jungen Klienten in dessen Nothlage entschiedene Hülfe zu leisten. Seine Vertheidigung war um so wirksamer, als ihre Einleitung nicht mit ernsten Vorhaltungen zurückhielt, gerichtet an den „Hochüberhinfliegenden", der in so ernsten Fragen, wie die in „Wally" berührten, mit Jugendübermuth sich nur gar zu bereit zeige, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Er verwies dabei nicht auf die Dichtung „Wally", wohl aber auf Gutzkows Vertheidigungsschriften gegen Menzel und das „überstürzte" Vorwort zu den Lucinde-Briefen mit seiner paradoxen Schlußfrage: ob die Welt nicht ohne Glauben an Gott glücklicher geworden wäre. „Blasphem ist die Frage als Frage noch nicht. Aber wie leicht müßte sie es werden, wenn sie in die Antwort überzuleiten schiene: ohne allen Glauben an Gott, auch ohne den wahren und vernünftigen, würde die Menschenwelt besser und glücklicher sein können." So flocht er auch in seine Vertheidigung in Bezug auf Cäsars Ausspruch, daß Religion das Produkt der Verzweiflung sei, die Anmerkung ein, daß sie vielmehr in dem Wunsche der Menschen ihren Ursprung habe, „mit den unsichtbaren Mächten, welche man als Ursächer sonst unerklärter Erfolge ahnete, in Harmonie zu stehen." Gerade durch solche Einschränkungen steigerte er die Ueberzeugungskraft seiner Vertheidigung.

* * *

Minder glücklich war Gutzkow selbst, als er am 30. November sich vor dem Amtmann Gockel im badischen Stadtamt zu Mannheim erstmals zu verantworten hatte. Gleichzeitig mit der „Wally" war auch seine „Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum" und sein „letztes Wort" gegen Menzel, die „Appelation an den

gesunden Menschenverstand" beim Belastungsmaterial. In dieser hatte er sich, nur die Anklage Menzels im Auge, zu Verschiedenem bekannt, was ihm jetzt hinderlich war. Der Untersuchungsrichter vertrat den Standpunkt Menzels, daß der Verfasser für den Wortlaut einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Stellen seines Romans den Paragraphen des Strafgesetzes gegenüber verantwortlich sei. Die Vertretung seines entgegengesetzten Standpunkts, wonach die betreffenden Aeußerungen den einzelnen Figuren des Romans lediglich für die dialektische Entwickelung der ganzen Idee in den Mund gelegt seien, wurde Gutzkow erschwert durch das Bewußtsein, daß die „Geständnisse" Cäsars bis zu einem gewissen Grade ursprünglich eigene Geständnisse gewesen waren, die er freilich für die Zwecke des Romans und dem Charakter Cäsars entsprechend umgearbeitet hatte. Ueber die Grundidee des Romans machte er folgende Angabe.

„Ich wollte ein psychologisches Phänomen schildern, welches dasselbe Recht auf poetische Darstellung hat, wie die Eifersucht, die Liebe, oder irgend eine andere Leidenschaft des menschlichen Herzens. Ich wählte zu diesem Zwecke den Zweifel, nicht um meine Leser dazu zu veranlassen, sondern um die Verirrungen zu schildern, auf welche man stößt, wenn man den religiösen Haltpunkt seines Lebens verliert. Mit dieser rein poetischen Absicht verband ich eine zweite, nämlich, einen Konflikt im menschlichen Gemüthe zu schildern; ich wählte eine Repräsentation meiner Idee, wo ich mir von dem Gegensatze, daß sie, nur zunächst eine unbefangene, kokette, durch die Gesellschaft rauschende Erscheinung dennoch ein Gemüthsleben in sich hatte, was Niemand, der sie beobachtete, und selbst der kalte Egoist Cäsar nicht, bemerkte, eine poetische Wirkung versprach. — Jede einzelne Ausführung in Meinungen, Ansichten und Situationen kömmt auf Rechnung dieser meiner ursprünglichen Absicht.

Frage: Die Geständnisse über Religion im 3. Buch des Romans beginnen mit dem Satze: Ich will über den Glauben sprechen. Hier erscheint keine Person des Romans, sondern der Verfasser selbst als redend, indem der Zusammenhang oder vielmehr die Abgerissenheit des ganzen Kapitels einer andern Auslegung nicht Raum giebt.

Antwort: Ich hatte für den Roman einen Wendepunkt, oder eine Katastrophe nöthig, um hier wie im Drama die Schlußscene oder den 5. Akt zu motiviren und einzuleiten. Hier muß sich der bisher im Roman blos angedeutete oder skizzirte Charakter des zweiten Helden, Cäsar, zusammenfassen; weil seine bisherigen Bemerkungen über Religion

nur beiläufig und wie durch augenblickliche Stimmung erzeugt von ihm ausgesprochen wurden. In den Geständnissen wird sich keine Stelle finden, welche nicht ein Beleg zu dem einmal von mir gewählten Charakter dieses Mannes wäre, er bleibt in ihnen derselbe kalte Anatom, der in allen höheren Dingen immer nur auf den zufälligen Ursprung derselben zurückgeht und nicht im Stande ist, sich auf die Höhe des Christenthums als einer welthistorischen Erscheinung zu schwingen, sondern überall ganz in der Weise der alten materialistischen französischen Philosophie das Zufällige und Anekdotenartige am Christenthume hervorhebt. Ich selbst habe in anderen Schriften solche Ansichten über Religion und Christenthum niedergelegt, daß mir um so weniger die hier vorkommenden Aeußerungen persönlich imputirt werden können.

Frage: Während der den ganzen Roman durchdringende Ton und die spottweise Form, in welcher Sie sich schon in dem historischen Theil über Gegenstände der christlichen Religion äußern, den Beweis geben, daß eine andere als die eben ausgesprochene Absicht der Herausgabe Ihrer Druckschrift zu Grunde lag, sind Sie nicht im Stande, durch Ihre Aeußerungen über die Tendenz des Buches die Meinung zu beseitigen, daß Sie geflissentlich dem Publikum die Moral und Religiosität durch Ihre Schrift verächtlich machen wollten.

Antwort: Die Meinung, daß in dem Roman im Allgemeinen ein frivoler Ton herrsche, eine Meinung, welche im Publikum überall aufgenommen wurde, ist zunächst damit zu rechtfertigen, daß ich einen Kontrast schildern wollte, ein Wesen, welches uns wegen ihrer leichten Art, sich in den gesellschaftlichen Formen zu bewegen, erschrecken macht, und doch zu gleicher Zeit ein inneres Seelenleben hat und ein Bedürfniß, das Rechte zu finden, welches Niemand ahnte. Sodann werden alle die Stellen, welche besonders leicht und dissolut scheinen, nur entweder mit einer Rede, oder mit einer Situation der handelnden Personen zusammenhängen. Ja um zu beweisen, daß der Verfasser selbst eine heilige Scheu vor religiösem Gefühl hat, verweise ich

I. 1) auf bestimmte, nur mir angehörende Stellen, z. B. S. 20 und 21, 2) auf jene Stelle, wo ich sage, daß ein Leben ohne Religion keinen Trost gewähren kann, S. 305, 3) und zuletzt die in christlichen Ausdrücken und mit innerer Zerknirschung abgefaßten letzten Gebete der Heldin;

II. auf die poetische Gerechtigkeit, welche ich, wohl eingedenk, was

man dem Heiligsten der Menschheit schuldig ist, am Schlusse meines Buches eintreten lasse.

Frage: Sie haben S. 35 der „Vertheidigung gegen Menzel“ geäußert, daß Sie dem Anruf „wohinaus!“ Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem Sie einen Zweck für Ihre schroffe Art der Darstellung nicht anzugeben wagen. Finden Sie es nicht angemessen, hier zu erklären, weshalb Sie nicht wagen, diesen Zweck anzugeben?

Antwort: Ich antworte hierauf durch eine Erklärung des ganzen Verhältnisses dieser Vertheidigung zu meinem Buche. Die Vertheidigung wurde geschrieben in einem Augenblicke, wo ich mir die Möglichkeit, für die Erfindung meines Romans selbst verantwortlich zu sein, gar nicht vorstellen konnte und wo ich bei der aufgeregten Meinung des Publikums nicht wußte, wie ich mir bei einer scheinbar eingetretenen Verwirrung aller literarischen Begriffe helfen sollte. Ich nahm in meiner Vertheidigung nicht die Meinungen, sondern nur die Stimmung der Charaktere in Schutz, sagte sogar, daß ich selbst Verwandtschaft mit Cäsar hätte, aber nur, um die Möglichkeit eines Charakters, nicht um die Einseitigkeiten einer Meinung zu rechtfertigen. Daß mir bei jenem „Wohinaus?“ nur die ästhetische Stimmung meines Romans vorschwebte, folgt daraus, daß ich einige Zeilen darauf nur von meiner poetischen Absicht sprach, und daß ich, wenn ich um meinen Zweck gefragt worden wäre, warum ich als Autor so abfällig über die Religion geurtheilt hätte, nicht wüßte, was ich auf einen so wahnsinnigen Zweck erwidern sollte. Demnach beruht voranstehende Frage auf einer gänzlichen Entstellung meiner Worte.

Frage: Der Ausdruck „wagen“ lasse doch auf das Bewußtsein der Sträflichkeit schließen.

Antwort: Der Ausdruck sollte hier nicht mehr bedeuten als „unternehmen“.

Frage: Durch die Frage auf S. 36 der „Vertheidigung gegen Menzel“: „Wird man nicht zugestehen, daß die eingewebten Geständnisse über Religion und Christenthum eine künstlerische Stellung haben?“ ist beurkundet, daß Sie selbst vermutheten, es würde dieser Theil der Druckschrift dem Verfasser zum Vorwurf gereichen und ihm nach seinem Inhalt persönlich zur Last gelegt werden?

Antwort: Diese Ungewißheit und Vermuthung war bei mir nicht vor der Herausgabe des Buches eingetreten, sondern erst da, als es

erschienen war und eine Beurtheilung erfuhr, von der ich früher keine Ahnung gehabt hatte.

Frage: Sie wußten bei Herausgabe des Buches offenbar, daß jener Bestandtheil mit der Natur eines Romans durchaus nichts gemein hat, weshalb anzunehmen ist, der Roman sei nur als Mittel zum Zweck der Verbreitung der im besagten Kapitel über die Religion enthaltenen Aeußerungen gebraucht worden.

Antwort: Diese Annahme, daß ich um das Supponirte gewußt hätte, ist willkürlich, indem keine Stelle meiner Vertheidigungsschrift darauf hinweist und es namentlich bei deutschen Schriftstellern gewöhnlich ist, Abhandlungen dem Roman einzuverleiben. Goethe war kein Pietist, aber er schrieb in seinem Wilhelm Meister die Bekenntnisse einer schönen Seele. Ich bin kein Neolog und schrieb dennoch von meinem dichterischen Indifferenz-Standpunkte aus jene Geständnisse über Religion und Christenthum. Die Form des Romans ist ferner wohl am wenigsten geeignet, die mir inkriminirten Ansichten unter die Masse zu bringen. Mein Stil und meine Darstellung ist nur für Eingeweihte und Gebildete berechnet, und ich hätte, um mein Ziel zu erreichen, direkt ein Buch schreiben müssen, wo ich mich als Redner auf irgend einer Bühne gedacht hätte.

Frage: Die Geständnisse über Religion rc. sind in einem Tone gehalten, der nichts mit einer wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes gemein hat, sondern lediglich dahin strebt, die besprochenen Gegenstände verächtlich zu machen und die bei den betreffenden Religionsparteien darüber bestehenden Meinungen umzustürzen oder zu verhöhnen.

Antwort: Es war nicht meine Absicht, eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, indem solche nicht hierher gehört hätte, und indem es auch ein Verbrechen gewesen wäre, wenn ich durch einen besonderen Aufwand von Gelehrsamkeit und philosophischem Scharfsinn eine Meinung hätte unterstützen wollen, wie sie sich in den Geständnissen ausspricht. Gerade durch diese nachlässige Haltung des Aufsatzes machte ich, daß sich der Verfasser desselben, Cäsar, selbst verurtheilte. Ich konnte nicht glauben, daß so planlos hingeworfene aphoristische Bemerkungen irgend Jemanden in seinem Glauben an Gott und das Christenthum wankend machen würden.

Frage: Sie sprechen hier von Cäsar als dem Verfasser der Geständnisse; das ist wohl nur bildlich genommen, da es sich mit Ihrer Aeußerung S. 37 der „Vertheidigung gegen Menzel“

wörtlich nicht vertrüge („daß ich dasjenige auszusprechen verpflichtet bin, was ihr durch Zerstreuungen in euch begrabt.")?

Antwort: Jene Stelle ist nicht in Bezug auf den Inhalt der Geständnisse über Religion, welche der Roman „Wally" Cäsar ablegen läßt, zu verstehen, sondern nur als Erklärung zu nehmen über eine literarische Parteistellung, welche mir durch meine Gegner aufgedrungen ist, wo ich ohne Scheu und Hehl bekenne, daß ich der philosophischen und poetischen Wahrheit ohne Rücksicht auf fremde Interessen nachstrebe. Diese Partei ist übrigens nur ein Hirngespinnst und löst sich in einzelne Männer auf, welche unabhängig von einander zur Ehre der Nation ihr Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet haben.

Frage: In dem Roman „Wally", der in den Hauptpunkten durch die „Vertheidigung gegen Menzel" von ihnen zu rechtfertigen gesucht wird, sind nicht nur viele Stellen enthalten, welche als Schmähungen der Religion überhaupt, sondern namentlich auch als Blasphemien und Schmähreden in Bezug auf das Christenthum erscheinen. Können Sie diesen Satz widerlegen?

Antwort: Alles Uebrige, was ich im Vorangehenden gesagt habe, um mich wegen der Angriffe auf die Religion zu vertheidigen, geht, da mir Religion und Christenthum identisch ist, auch auf die weitere Anfrage wegen meiner Angriffe auf das Christenthum; sie gehören zu meiner Erfindung und bilden die dialektischen Motive derselben.

Frage: Können Sie behaupten, daß das Gefährliche dieser die Religion herabwürdigenden Aeußerungen bei ihrer Verbreitung unter das Publikum dadurch außer Ihrer Zurechnung fallen muß, weil nur Figuren Ihres Romans und nicht Sie selbst jene Aeußerungen gemacht haben?

Antwort: Ich will keine Vertheidigung, sondern nur eine Entschuldigung geben. Ich habe nicht gewußt, wie sehr man mich mißverstehen würde und billige es, daß, wenn mein Buch Unheil anrichten könnte, die Behörden es außer den Verkehr setzen; ich sage, daß es sogar von ästhetischer Seite sich angreifen läßt, weil man niemals einen Roman schreiben soll, wo die Motive von größerem Interesse sind, als die Fabel selbst, und wo die Motive einen speziellen Beigeschmack haben. Aber ich glaube frei zu sein von dem Vorwurfe einer böswilligen Absicht. Wenn ich einen Irrthum begangen habe, so ist es ein ästhetischer und nur die literarischen Gerichtshöfe sind befugt, mich deshalb zu verurtheilen.

Frage: Für die Aeußerungen der in einem Roman figurirenden

Personen haftet, wie natürlich, der Verfasser (Pr.Ges. § 25. 1). Sind sie von der Beschaffenheit, daß sie unter ein Strafgesetz fallen, so muß ihn, sofern er sich nicht dagegen zu schützen vermag, als gesetzliche Folge der Handlung, die Strafe treffen. Es ist wohl kaum möglich, zu leugnen, daß eine große Zahl der im Roman „Wally" enthaltenen Stellen unter den Rechtsbegriff von Gotteslästerung überhaupt oder unter den Begriff von Blasphemie, oder auch in die Kategorie der Beleidigung christlicher Staatsparteien gehören. — Wodurch vermögen Sie als Verfasser der „Wally" Ihre Strafbarkeit in Abrede zu ziehen?

Antwort: Wenn der obige Grundsatz, daß der Verfasser eines Romans verantwortlich ist für seine Gestalten, gelten soll, so darf man in der Poesie keine Verbrechen und keine Laster mehr schildern, dann muß die Oper Zampa, wo ein Bösewicht ausruft: „Es giebt keinen Gott!" nirgends aufgeführt werden dürfen. („Zampa" war damals gerade das Zugstück der Frankfurter Oper.) Dann mußte man auch Schiller vor vielen Jahren hier in Mannheim den Prozeß machen, weil er in seinen Räubern einen Bösewicht schildert, dem er den Mantel eines großen Mannes, eines Genies giebt, und noch dazu in einem poetischen Kunstwerke, wo nicht einmal das kriminal Strafbare in der Ausmalung eines Straßenräubers durch das Gegenüber einer tugendhaften und reinen Individualität gemildert wurde. Die Kunst kennt nur Extreme, sie darf nichts halb schildern, sondern sie muß mit den stärksten Farben auftragen. In meinem Romane fehlt die poetische Gerechtigkeit nicht. Ich habe ein psychologisches Problem schildern wollen und habe es auf eine Weise gelöst, die Allem, was der Menschheit heilig ist, den Sieg läßt.

Frage: Während diese Antwort auf den Theil des Romans, in welchem Sie sich, wie schon bemerkt, selbst redend eingeführt haben („Geständnisse"), nicht paßt, werden Sie auf § 18, 21 und 22 des Preßgesetzes und § 39 des Strafedikts hingewiesen, worin bestimmt ist, was man Ihnen hier eröffnet.

Antwort: In dem ganzen bisher erfolgten Verfahren erinnere ich mich nicht zugegeben zu haben, daß die „Geständnisse" meine eigene Meinung vertreten und kann ich also für ein nothwendiges Requisit meiner einmal gefaßten poetischen Idee nicht bestraft werden."

Ich habe das Hauptsächliche dieses ersten Verhörs nach dem im Generalarchiv zu Karlsruhe befindlichen Akten hier wörtlich mitgetheilt, nicht nur weil es auf's deutlichste den Gewissenskampf und die Verwicke-

lung Gutzkows veranschaulicht, in welche dieser hier mit seinem Wahrheitsdrange gerieth, sondern auch, weil sie die angezweifelte Frage klarstellen, ob und bis zu welchem Grade der Dichter damals einem peinlichen Inquisitorium unterworfen wurde. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Amtmann Gockel als Untersuchungsrichter bei seiner irrthümlichen Meinung verharrte, in den „Geständnissen" trete der Autor selbst redend auf und dieser sei für die Aeußerungen seiner Gestalten voll verantwortlich, erinnerte in der That an jenes inquisitorische Verfahren, mit welchem einst auch ein Galilei zur Verzweiflung gebracht wurde. Daß das Verfahren des Hofgerichts selbst dann ein viel billigeres und einsichtsvolleres war, konnte der überrumpelte Inquisit nicht vorhersehen, der mit dem Glauben an schnelle Erledigung seines Falls nach Mannheim gekommen war und gleich im ersten Verhör auf kühle Ablehnung seiner Entlastungsargumente stieß. Seine Verzweiflung stieg, als er bei eingetretener Mittagszeit zwar die Erlaubniß erhielt, in den „Badischen Hof", wo er abgestiegen, zum Essen zurückzukehren, aber eine polizeiliche Bedeckung mit auf den Weg bekam, als bei Wiederaufnahme des Verhörs am Nachmittag ihm kurzer Hand eröffnet wurde, daß über ihn Untersuchungshaft verhängt sei und er — ungeachtet seiner Proteste — in das Stadtamtsgefängniß abgeführt wurde. Als der Dichter später mit behaglicher Laune in dem Erinnerungsbild „Zwei Gefangene" („Die schöneren Stunden", Stuttgart 1869) jene lustige Episode schilderte, welche dadurch erzeugt ward, daß der jugendlich-heitere Schauspieler Theodor Döring, der nachmalige bedeutende Charakterspieler des Berliner Hoftheaters, wegen einer Schuld an die Theaterkasse auf einen Tag seine Haft theilte, hat er seine eigene Stimmung als eine resignirt-gefaßte geschildert. In den ersten Tagen seiner Haft, als ihm klar wurde, daß die Anklage auf Blasphemie nicht nach dem liberalen Preßgesetz vom 1. März 1832, sondern nach der Reichspolizey-Ordnung vom Jahre 1577 abgeurtheilt werden würde, als er erfuhr, daß der Staatsanwalt ein Jahr Zuchthaus beantragen werde und die Nachricht vom Edikt des Bundestags, von dem Verbot auch seiner zukünftigen Schriften in Preußen, ohne nähere Auskunft in seinen Kerker drang, und er sich die Wirkung all dieser Schreckensnachrichten auf seine Braut, auf deren Angehörige ausmalte, da war doch auch er fassungslos und sein ganzes Denken war nur der einen Frage zugewandt: wie kannst du wenigstens deine Zukunft retten?

Vor allem sorgte er dafür, daß das frohherzige, an seinen Genius treuselig glaubende Kind, das er für seinen allzusteilen Lebenspfad sich an die Seite gekettet, seine „Wally" gar nicht zu lesen bekam und in ihrer Zuversicht nicht wankend würde. Er that auch Schritte in Berlin, welche seine Rechtfertigung bei den Behörden, deren Verfolgung ihn traf, zum Ziel hatten. Die Zurücknahme des Verbots aller weiteren Schriftstellerei suchte er zu erwirken, indem er versprach, nichts ohne preußische Zensur hinfort drucken lassen zu wollen. Ob er seines früheren Gönners von Kamptz' Hülfe angesprochen und vielleicht durch seinen Vater auf den Bruder des Generals von Schöler zu wirken versucht hat? Gewiß ist nur, daß er aus dem Gefängniß an den badischen Minister Winter schrieb: „Herr Minister Mühler (damals Justizminister Preußens) hat mich angewiesen, mir durch die Karlsruher Gesandtschaft eine fernere Paßbewilligung zu erbitten und an die preußische Regierung direkt ‚über meine Meinungen, Schicksale und Pläne' mich zu erklären. Herr von Schöler in Frankfurt ist durch seinen Bruder, eine hohe, mich besonders begünstigende Militärperson in Berlin bestimmt worden, deßgleichen Erklärungen über meine zukünftigen Vorhaben geneigtest entgegennehmen zu wollen." Zwei Briefe Mundts an Kühne spiegeln die gleiche Stimmung wieder: „Ich kenne Gutzkows Persönlichkeit als eine eiserne, und doch wird mir jetzt von guter Hand geschrieben, daß er im Gefängniß äußerst niedergeschlagen und schon vorher in Frankfurt sehr konsternirt gewesen sein soll. Dies hätte ich auch nie von ihm gedacht. So war es auch mit Laube." Und: „Gutzkow hat mir aus dem Kerker geschrieben! Er hat nicht ganz Recht daran gethan, aber sein Brief, in dem er mich um Verzeihung bittet, ist merkwürdig, und kann mir eben nicht schaden. Es ist auf ein Jahr Zuchthausstrafe beantragt, und Appellation wird die Strafe schwerlich mildern, da man gegen die Leute, die man einmal herausgegriffen hat, zu dem Aeußersten entschlossen ist." Sicher ist andererseits, daß Gutzkow noch im Dezember in sein „Tagebuch" schrieb: „Daß meine Vergangenheit ausgelöscht wird, ertrag' ich wohl; aber daß man mir die Zukunft nehmen will, ist schmerzlich! Den Funken, der in mir brennt, darf ich nicht verglimmen lassen. Wer so weit, wie ich, aus den Fugen der Gesellschaft gerissen ist, kann nicht mehr zurück und der Vorsprung, den er hat, das ist der rechte, um seiner Nation zu nützen ... Strafbar ist es vielleicht, seine Gemüthsumwälzungen öffentlich in Szene zu setzen; strafe man mich. Aber meine Zukunft mache mir Niemand unmöglich! ... Das Bestehende werd' ich nicht lehren; denn dies müßte selbst die beleidigen, die es

schützen und die da wüßten, daß dem Positiven ängstlich aus dem Wege gehen nicht heißt, das Positive billigen. Fühlen werd' ich minder hart, minder dornig. Denken aber und forschen, nach wie vor ... Nein, ich protestire nicht.“ Die letztere Wendung war gegen Laube's öffentliche Protestation gerichtet, er sei fälschlich dem jungen Deutschland zugerechnet worden.

Die beste Hülfe leistete ihm damals die „Allgemeine Zeitung“. Kolb wurde sein Vertheidiger gegen Menzel; Cotta hielt ihm die Zeitung für seine Beiträge — freilich ohne Namensnennung — offen, so lange es irgend ging. Durch das Verbot der „Deutschen Revue“ war sein erster Beitrag in diese frei geworden: eine stimmungsvolle Charakteristik Bernadotte's. Er hatte sie der „Allgemeinen“ zur Verfügung gestellt und eines seiner ersten Schreiben an Cotta aus dem Gefängniß, vom 2. Dezember, war die Bitte an diesen um baldige Aufnahme. „Ich bin krank und unglücklich und grolle mit Allem, was sich meiner nicht annimmt. Sie haben mir immer Theilnahme bewiesen; entziehen Sie sie mir jetzt nicht ...; denn dasjenige, was mich retten kann, ist Achtung vor meinem geringen Talente.“ Zu den literarischen Freunden, die er sich in Frankfurt gewonnen, gehörte der junge Redakteur der Didaskalia, W. Wagner. An diesen schrieb er am 11. Dezember einen Brief, der als konfiszirt zu den Akten kam. „Ich höre,“ schrieb er, „daß Du meinen Bernadotte aus der ‚Allgemeinen Zeitung‘ abdruckst! Thu' mir die Gefälligkeit und setze meinen vollständigen Namen darunter, nicht des Publikums oder meinetwegen, sondern aus Antheil für meine armen Frankfurter Verbindungen, für meine Braut und Schwiegereltern, welche ich durch mein Schicksal so namenlos betrübe. Du wirst wissen, daß ich in Haft bin. — Einst wird mir die Luft der Freiheit wieder zuströmen und wie dankbar werd' ich seyn gegen Alle, die mich in meiner Noth nicht verlassen haben! Nimm Dich meines Rufes an und schütze mich vor den Eseln, welche todten Löwen gerne ihren Fußtritt geben! Löwen! Noch immer stolz! Du wirst lächeln, guter Wagner! — Benutze dies als Notiz: Ich arbeite an einem spekulativen Werke über die Philosophie der Geschichte und werde mich von der Tagesliteratur in Zukunft gänzlich zurückziehen. Meine zerstreuten kritischen Arbeiten erscheinen, durchgeglättet und gefeilt und durch ein Gemälde der jetzigen Literatur eingeleitet, zu Ostern in zwei Bänden. — Behalte lieb Deinen Gutzkow. Versöhne Heller (dies war der andere Redakteur der Didaskalia) und ich meint' es nicht bös' mit ihm.“

Von dem bereits hier erwähnten „spekulativen Werk“ erschienen

schon in den ersten drei Nummern des neuen Jahrgangs der „Allgemeinen Zeitung“ einzelne Abschnitte. Ein jüngerer Historiker vom Fach hat der Arbeit neuerdings eine besondere Betrachtung gewidmet (R. Fester, in der schon angezogenen Schrift: „Eine vergessene Geschichtsphilosophie“), nachdem früher schon der Sozialphilosoph Engels das gleiche gethan. Auch Fester hat unter gewissenhafter Beachtung des ihm zugänglichen Materials den Werth des Buchs für die Biographie des Dichters hervorgehoben. Wenn er aber in der Abschätzung dieses Werthes aus dem Buche eine Abwendung von der „Richtung des jungen Deutschlands“ herausliest, so liegt dies daran, daß auch er diese „Richtung“, soweit sie in Gutzkow vorhanden, in Anlehnung an Menzel und nicht nach der Totalität von des Dichters bisheriger Wirksamkeit beurtheilt. Gutzkow war, wie wir sahen, nie Saint-Simonianer, nie hatte er den Zweck des Lebens im bloßen Genuß gesucht. Fester findet das prinzipiell Neue im Buch, daß jetzt im Gegensatz zu früher der Verfasser sage: „Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe.“ Das hatte er schon als Student gesagt und vielleicht hat kein Student des Jahrhunderts diesen Satz so tiefernst erfaßt wie gerade er. Seine Maxime war stets: daß gerade die freie Erfüllung der Aufgaben des Lebens der größte Lebensgenuß sei. Thatsächlich hat das Buch eine ganz andere Bedeutung als die eines Widerrufs; es ist eine wissenschaftliche Darlegung seiner Ueberzeugungen in Bezug auf die großen Probleme des Zusammenhangs von Welt und Gott; es ist ein mannhaftes Einstehen für das Recht des Denkers, über diese Fragen zu grübeln und seine Resultate zu bekennen, gegenüber den Verdächtigungen, die ihn ins Gefängniß gebracht. Und wo er vor innerer Unruhe bisher unklar gewesen war, ringt er nach Klarheit und Unzweideutigkeit, jene Schwäche seiner bisherigen Arbeiten offen bekennend. „Woher sollte (auch) diese Ruhe kommen. Der Pegasus der Literatur von 1830 lernt jetzt erst Manege reiten.“ . . . Wenn irgend etwas seinen guten Willen darthun könne, dem Vaterlande nützlich, wenigstens erfreulich zu sein, so sei es dieser Versuch. „Ich gebe hier meine Grundsätze zwar nicht in einer einfachen Beichte, aber doch in einer deutlich genug sprechenden Anwendung auf erläuternde Beispiele. Irr' ich mich nicht, so muß Wahrheitsliebe der erste Eindruck sein, den die Lektüre macht.“ Und wahrhaftig! Diese „Philosophie der That und des Ereignisses“ ist die muthige That eines Denkers, widrigen Ereignissen zum Trotz, die dem Leben abgerungene Erkenntniß muthig wie vorher, nur maßvoller, sachlicher zu behaupten. Seine alte Lieblingsidee, daß analog der rastlosen Vorwärtsentwickelung alles Seins, mithin

auch unserer Erkenntniß, auch die Vorstellung von Gott sich entwickeln und verändern müsse, daß kein Religionssystem den Glauben an Gott und das Wissen von Gott in unveränderliche Dogmen bannen kann, ist hier in Einklang gebracht mit einer Anschauung, welche den Gott in der Geschichte nicht in dem Muß eines vorausbestimmten Plans, sondern in der Fülle der individuellen Kräfte und deren Freiheit sucht, ihren Willen der natürlichen Beanlagung wie dem göttlichen Ideal einer Harmonie von Schönheit und Tugend gemäß zu bethätigen. Dies Ideal selbst sei Gott. Die Aufgabe der Geschichte, jedes Zeitalters, jedes Menschen sei, sein Wesen zur Erscheinung zu bringen. Nicht Gott in Bildern, in uns selbst ihn darzustellen, ist höchste Kunst des Lebens. Den Gott, der in uns wohnt, aus dem ungewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unklaren Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortrete, dies sei der höhere Zweck des Lebens der Völker wie der Individuen. Dazu sei allen die Freiheit geworden, die sie innerhalb des ihm von der Natur und ihren Gesetzen gezogenen Kreises entfalten könnten. Er bekämpft darum die philosophischen Geschichtssysteme, welche alle Geschichte nur auf die Nothwendigkeit gründen. Die Philosophie der Geschichte habe mit der That wie mit den Ereignissen zu rechnen. Die That zeige den handelnden, das Ereigniß den leidenden Menschen, beide aber den Menschen in der Autonomie seiner Freiheit. „Die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir durch unsere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unsicheren Brette. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und Niemand scheuten ... Der Zusammenhang, welcher in den objektiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, ist ein relativer; ein Zusammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menschlichen Freiheit steht. Die Freiheit ist der große Faktor der Geschichte. Was die Geschichte bringt, ist die gute oder böse Saat unsrer Handlungen. Gott aber schwebt nicht über der That und dem Ereigniß, er lebt in ihnen. Er ist der Trieb zur Harmonie, zur Vervollkommung, er offenbart sich in jedem Fortschritt. Das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit fordere die Freiheit und den Fortschritt durchaus. Christenthum ist die vollendetste Anregung für Alle zur Tugend, für eine freie Entwickelung unserer Individualität. Freilich nur das Christenthum, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jesus, der höchstens eine Sekte und keine Kirche im Auge hatte, in

jenem Mittler, der deshalb den Kreuzestod litt, daß Jeder sich selber Prophet würde."

Daß er nun selbst die Wahrheit böte, daß er keine Irrthümer und vagen Gleichnisse begehe, fällt ihm nicht ein zu behaupten. Er ist durchdrungen davon, daß nur das Streben nach Wahrheit, nicht die Wahrheit selbst den Menschen in diesen großen Fragen gegönnt ist. Hier haben wir vor allem den Entschluß zu seinem Versuch festzustellen, die Versöhnung mit den gegen ihn aufgeregten weltlichen Gewalten nur auf dem Boden eines offenen Bekenntnisses seiner Ueberzeugung zu suchen. Aus einem Brief an Cotta vom 7. Februar 1836 erfahren wir, daß er diese Arbeit als Manuskript einer Behörde in Berlin unterbreitete. In diesem Entschluß offenbarte er das Heldenhafte seines Charakters. Wie heißt's in seinem „Uriel Acosta": „Den Priestern widerruf' ich nicht!" Aus den inneren Kämpfen, denen diese Bekenntnißschrift entwuchs, stammt auch dies heldische Wort des später zum tragischen Charakter ausgereiften Helden seiner Jugenddichtung „Der Sadducäer von Amsterdam". Im Gefängniß zu Mannheim wurde das poetische Element der bedeutendsten seiner Dramendichtungen erlebt. Dem Uriel der Novelle fehlte — wir sahen es —, wie der Judith derselben, der heroische Zug. Dort giebt Vanderstratens Tochter den Zweifler auf, weil sie sich vor seinen Freigeistereien entsetzt, und dieser kennt nach der nutzlosen Schmach des Widerrufs nur den Selbstmord. Diese Gestaltung entsprach seinem eigenen Zustand. Hatte er aber in jener Judith darstellen wollen, daß selbst das edelste Mädchen, wenn es nicht eine bestimmte Höhe der Bildung erreicht habe, nicht im Stande sei, an der Seite eines geistigen Kämpfers als treue Kameradin auszuharren, so wurde er jetzt eines Bessern belehrt. Seine Braut in Frankfurt hielt bei ihm aus, wurde nicht irr an ihm über all den Lästerungen, die an ihr Ohr zischelten, über den Warnungen, die ihr gewiß auch von den Pflegeeltern zu Theil wurden. Als alle Welt ihn verschrie, als langjährige Freunde ihn verleugneten, als er als Sittenverderber und Gotteslästerer im Kerker saß, bewährte sich dieses Mädchens Glauben an ihn treu und fest. Die Frankfurterin Amalie Klönne bewährte in naiver Unbefangenheit die Größe des Charakters, die er an Rosalie so schmerzlich hatte entbehren müssen. Und dieses Verhalten gab ihm selbst auch Muth und Kraft, den Schritten, die er um der Geliebten willen zur Sicherung seiner Zukunft gethan, statt einem Widerruf eine neue bestimmte Aussprache seines Glaubensbekenntnisses folgen zu lassen. Aus dem Zwiespalt zwischen den Pflichten der Ueberzeugung und den Pflichten des

Herzens, an welchem auch der Acosta der Tragödie zu Grunde geht, ging er jetzt nach beiden Seiten hin als Sieger hervor, er rettete seinem Herzen die Liebe und seinem Geiste den ungebrochenen Stolz der Ueberzeugungstreue. Im Gefängniß zu Mannheim wurde in dem Buche „Zur Philosophie der Geschichte" schöne That, was in dem weltberühmten Monolog Acostas — 3. Akt, 5. Scene — unvergänglich schönen Ausdruck gewonnen und zu einem Denkmal der eigenen Ueberzeugungstreue geworden ist.

„Ob mir die Wahrheit edler als die Liebe?
Wohl kenn' ich Tausende, die jeden Werth
Der Seele, Adel der Gesinnung, ja
Das Vaterland und ihren Glauben opfern,
Um fortzuräumen, was nur irgend zwischen
Dem ersten Kuß von einem Mund wie Judiths
Und allem läge, was sie selber ehrt.
Ich liebe Judith; doch ich müßte mich verachten,
Wenn wie ein blöder Schäfer aus der Fabel,
Wie ein bebänderter Amynt der Bühne
Ich schmachtete und so in Wachs zerflösse!
Erst glauben und dann widerrufen? Feige
Sich selber einen Meineid schwören? Nein!
Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er — fallend — nie unrühmlich fällt.
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.
Mag auch mir raunen eine Stimm' ins Ohr:
Das Herz ist dir gewisser als der Geist,
Die Liebe täuscht sich nicht wie der Gedanke —
Ich kann nicht anders! Ritterstolz ist das,
Was mir die Sporen in die Seite drückt
Und jede blasse Furcht zum Schweigen bringt.
Hab' ich geirrt, so irrt' ich nur der Wahrheit;
Den Priestern widerruf' ich nicht!"

Und damals, als Menzel im Ton eines althebräischen Propheten seinen Fluch über ihn aussprach, ihn als Abschaum des Lasters und

der Frechheit brandmarkte, erlebte er auch die beseligende Wirkung, die er dann in die Worte Judiths bannte, die sie dem Fluch des Oberrabbinen de Santos:

„Nie giebt sich Dir ein liebend Herz des Weibes“

muthvollen Herzens entgegenjauchzt:

„Er wird geliebt! Glaubt besseren Propheten!“

Doch ehe er die künstlerische Freiheit zur Darstellung der poetischen Quintessenz jener kampfdurchschütterten Prüfungszeit gewann, hatte er noch eine lange Zeit mühseligen Ringens auch nach derselben zu durchmessen. Werke der Forschung statt solchen der Dichtung mußten einstweilen für ihn zeugen.

Der Roman „Seraphine“, den er vor der Katastrophe begonnen hatte und an dem er auch im Gefängniß arbeitete, war nicht dazu angethan; hier galt es früheres Erleben dichterisch zu überwinden; aber auch hier handelte es sich um Klärung, um Klärung seiner Ansichten über Liebe und Ehe, um Klärung seiner Ansichten über Zwecke und Ziele des Romans. Er vollzog hier eine Rückkehr zu jener unmittelbaren Schilderungsweise des wirklich Erlebten, wie er sie gleich bei seinen ersten Anläufen als Erzähler, z. B. in der Skizze aus dem Berliner Volksleben „Die Singekränzchen“ angeschlagen hatte. Ja, wie wir in dem Kapitel von seinen Berliner Anfängen gezeigt haben, griff er auf dieselben Lebenseindrücke aus früher Studentenzeit zurück, die er in jener Skizze geschildert hatte. Seine neue Verlobung, in der er Frieden suchte und fand aus den Herzenswirren, die er in „Wally“ wiedergespiegelt, hatte seinen Blick in ernster Selbstprüfung zurückgewendet auf die verhängnißvolle Unruhe seines Herzens, welches bisher in keiner Neigung ein dauerndes Genüge gefunden, weil der vorlaute Verstand den Gegenstand der Liebe auf seine Vorzüge und Fehler so lange zergliedert hatte, bis die frische Aufwallung des Gefühls der Reue gewichen war. Die Zweifelsucht im Lieben sollte das Motiv des neuen Romans bilden, wie die Zweifelsucht im Glauben das Motiv in „Wally“ gewesen war. Seraphine sollte den Halt, den sie von dem Mann ihrer Liebe erwartet hatte, verlieren, weil dieser ihr die eigene Sucht, die Gefühle zu zergliedern, einimpfte und die in ihr selbst zu Tage tretende Skepsis doch als Mangel an Liebe auslegte. Seraphine ist die erste Skizze zu der Lucinde im „Zauberer von Rom“, wie Wally zu Melanie Schlurck in den „Rittern vom Geist“. Am 5. November, noch in Frankfurt, hatte er über das neue Thema an Cotta geschrieben: „Seit einiger Zeit

arbeit' ich an dem versprochenen Romane: Seraphine, die Entsagende. Ich erinnere Sie daran, daß dieser Roman weder religiöse noch politische Fragen berührt, sondern ein psychologisches Gemälde ist, welches sich nur damit beschäftigt, die Geheimnisse des Herzens zu offenbaren. Weder eine Emanzipationsfrage, noch sonst etwas von den Theorien des sogenannten jungen Deutschland kommt darin zur Sprache. Nur die Empfindung soll angeregt werden. Vielleicht erregt das zweite Buch das meiste Aufsehen: es wird eine neue ars amandi aus dem Munde der Heldin enthalten, die rein die Mittheilungen eines Mädchens sind, die, nachdem sie den ersten Mann ihrer Meinung nach unglücklich gemacht hat, darüber reflektirt, wie sie ihn behandeln würde, wenn er jetzt zum zweiten Male um sie werben könnte."

Arthur Stahl ist ein Geistesverwandter Cäsars. Auch er ist ein junger Diplomat, Hülfsarbeiter in einem Ministerium. Seine im vierten Kapitel erzählte Verlobung mit Seraphine, welche zurückgeht, weil sie zu Gunsten ihrer Schwester, die Stahl als die liebenswürdigere erkennt, entsagen will, ist in die Form einer Beichte gekleidet, die der inzwischen zu einem kühlen Skeptiker gereifte junge Regierungsrath der jungen Frau des altersschwachen Ministers von Magnus, zu deren Kurmachern er zählt, erstattet. Die schöne Frau liebt ihn und findet darum diese Beichte höchst langweilig. Den Anlaß zu derselben bot eine Begegnung mit Seraphine, die sie ahnungslos herbeigeführt. Sie ließ sich von Stahl in das Pensionat ihrer Tochter begleiten und in der von allen Mädchen angebeteten Lehrerin erkannte Stahl die frühere Geliebte. Eine eigenthümliche Laune läßt die Ministerin dieselbe in ihr Haus ziehen. Sie soll hier der Erziehung ihres Kindes sich widmen. Ein anderer der Courmacher der Frau Ministerin verliebt sich hier in Seraphine. Auch ihr gefällt derselbe. Und um diesmal sicherer zu gehen, giebt sie sich dem neuen Anbeter nicht so wie sie ist, sondern wie sie glaubt, daß sie den ersten Anbeter gefesselt haben würde. Da der letztere ihre Sentimentalität nicht mochte, unterdrückt sie künstlich ihre Gefühlsweichheit, giebt sie sich skeptischer, realistischer, praktischer als sie ist. Eduard aber hatte gerade sie um des sentimentalen Zuges willen geliebt. Ueber dem Irrthum, ihn nach dem ersten Manne ihrer Neigung zu beurtheilen, verliert sie auch den zweiten Verehrer. Sie wird nach dieser Erfahrung pietistisch und heirathet einen ungeliebten Dritten, unter der Bedingung, daß er, ein Katholik, evangelisch wird. Der Gedanke, sich dem Himmel als ein Opfer darzubringen und der Wahrheit einen neuen Bekenner durch ihren eigenen Schmerz zuzuführen, beseelt sie dabei. Aber er schützt sie nicht

vor einer unglücklichen Ehe. Der Dichter läßt sie am Schluß als Friedensstifterin auftreten, da Arthur und Eduard gerade daran sind, sich wegen der Frau Ministerin zu duelliren, deren Mann inzwischen in Irrsinn verfallen ist in Folge der Verwirrung, welche der Zeitgeist in der Welt seiner politischen Begriffe anrichtet.

Auch dieser Roman, in den Gutzkow — als Cotta ihn wegen der auf dem Verfasser lastenden Acht schließlich ablehnen mußte — noch allerhand politische Aktualitäten verwob, z. B. den Typus Joel Jacoby, den Geheimagenten des Ministers Magnus, war — wie Wally — mehr an- und aufregend als erquickend. Der Autor unterlag auch hier wiederum dem Drange nach grellem Farbenauftrag und allzuscharfer Betonung der dialektischen Gegensätze. Das Buch enthält jedoch wahrhaft poetische Episoden und ist namentlich im Anfang mit echt epischer Anschaulichkeit vorgetragen. Die schlimme Eigenschaft von Wally theilte es aber durchaus, daß in ihm die Charakteristik der Personen konstruirt erschien, während sie doch ihre Vorbilder im wirklichen Leben hatten. Ein Rückzug aber aus der Richtung des psychologischen Realismus, der in „Wally" so falsch verstanden worden, war, und dies ist der entscheidende Gesichtspunkt für unsere Betrachtung, auch dieser neue Roman gewiß nicht.

Die reifste Frucht der heilsamen geistigen Sammlung, die Gutzkow im Gefängniß erlebte, war unzweifelhaft sein Buch über Goethe. Um dessen Bedeutung zu schätzen, muß man es freilich nicht vergleichen mit der bis ins Einzelnste lebensvollen Anschauung des Werdens und Wesens von Goethe, die uns das Beste der späteren Goetheliteratur vermittelt hat, sondern mit dem, was bis dahin in Erkenntniß des größten Dichteringeniums unserer Nation geleistet war, im Guten und Schlimmen, in Anerkennung und Tadel, verglichen mit den aphoristischen Bekenntnissen von Bettina und Rahel, Heine, Wienbarg und Laube, mit der Vertheidigung Goethe's durch Immermann gegen den Verfasser der „Falschen Wanderjahre", mit den Urtheilen, in denen die Nicolai'sche Philistermoral in Gedike's und Biesters Berl. Monatsschrift lange Jahre umging und der patriotisch-moralischen Einseitigkeit eines Görres, Börne, Menzel, wie sie sich noch neuerdings in einem Aufsatz des Ersteren im Morgenblatt, in des zweiten Bettinakritik, in des dritten Rahelkritik in Menzels Literaturblatt ausgesprochen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das Beste in Varnhagens mit sorgsamer Hand zusammengestellter Sammlung „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden", eine Vertheidigung war und das Geistreichste, was bisher über Goethe geschrieben worden, eine Anklage. Man muß nachforschen, wie armselig und verständnißlos

die ersten Sammlungen von Briefen von und an Goethe in der Presse der Zeit aufgenommen worden sind, wo sich doch der Briefwechsel mit Schiller darunter befand, um den Versuch Gutzkows recht zu würdigen, ein Totalbild des Charakters von Goethe's Genie und der Bedeutung seines Beispiels für alle Zukunft zu entwerfen, ein Bild von plastischer Gedrungenheit, das sich riesenhoch über den ästhetischen Dilettantismus der Franz Horn'schen Zuckerwasser-Aesthetik erhob und für die neue Zeit eine ähnliche That war, wie der Brüder Schlegel Goethekritik für die Zeit der romantischen Schule. Hier wurde zum ersten Male Goethe's poetischer Realismus im Zusammenhang dargestellt mit seinen individuellen Eigenschaften, sein Trieb, den Stoff der Dichtung aus dem eigenen Erleben, die Anregungen dazu aus der „Gelegenheit" zu schöpfen, im Zusammenhang mit dem starken Sinn für das Wirkliche, seiner Freude an der Erkenntniß der natürlichen Thatsachen, dem Verlangen seines Geistes, die Gesetze der Natur zu begreifen, das in seinem Faust dichterisch verherrlicht, in seiner Metamorphose der Pflanzen mit dem Genie des Entdeckers bethätigt worden war. Hier war die vom Gang des Jahrhunderts bestätigte Ueberzeugung mit Wärme verkündet: in dieser Richtung, in welcher die Wirklichkeit vom Genie durchgeistigt wird, liegen alle weiteren großen Dichter- und Denkerthaten des aufsteigenden Jahrhunderts. Und als habe er auch schon die naturalistischen Ausartungen des Realismus vorausgesehen, schöpft er die Lehre aus Goethe's Beispiel, daß die Hingabe des Künstlers an die Wirklichkeit der Natur nie zur sklavischen Nachahmung führen könne; das Genie sei und bleibe der höchste, der schöpferische Ausdruck des Individuellen; die individuelle Auffassung des poetisch Schönen darzustellen, sei und bleibe der erste und letzte Zweck der Dichtkunst; den Stoff biete die Wirklichkeit, die Natur: das geniale Individuum die Idee, das Ideal. Rahels Antheil an dieser Auffassung ist andrerseits nicht zu verkennen.

Das Buch war aus der schon in der Streitschrift gegen Menzel zu frischer Aussprache gelangten Empfindung entstanden, daß Goethe's Genius in diesem Streit auf seiner Seite stände. Wir haben gesehen, wie er sich in seinen Kampfartikeln im Phönix wieder und wieder auf Goethe berief. Jetzt faßte er, nachdem er früher nie über Goethe geschrieben, auch an dem Goethekultus des Zelter'schen und des Varnhagen-Rahel'schen Kreises in Berlin nicht theilgenommen, den Entschluß, was die von Wienbarg und den Frankfurter Eindrücken angeregte, intime Beschäftigung mit Goethe an Urtheilen und Vorstellungen in ihm aufgespeichert, in organischem Zusammenhang darzustellen. Eine

äußere Veranlassung, das Erscheinen einer neuen Ausgabe von Goethe's Werken bei Cotta, bot ihm noch Aussicht auf Veröffentlichung der Arbeit in der Allgemeinen Zeitung. Am 2. Januar schrieb er aus dem Gefängniß an diesen: „Wollen Sie, daß ich für Ihre neue Ausgabe der Goethe'schen Werke einen großen und erschöpfenden Artikel über Goethe in die Allgemeine Zeitung schreibe? Mich verlangt's danach und ich weiß, daß ich einem Unternehmen nützen würde, das wenigstens in Süddeutschland durch den von Menzel geschürten Fanatismus mit mannigfachen Hindernissen wird kämpfen müssen. Schon der Titel „Goethe und der Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ kann Ihnen ungefähr sagen, von welcher Seite ich mein Thema fassen würde .... Es versteht sich von selbst, daß ich Goethe nicht als Parteiparole fassen werde, sondern das Wesentliche seiner Poesie, seine Weltanschauung, sein Verhältniß zur Zeit entwickeln. Oder soll ich unter dem obigen Titel die Abhandlung als Buch geben? Oder läßt sie sich für die Zeitung und den weiteren Verkehr zu gleicher Zeit benutzen? Ich bitte, recht schnell mir hierüber Ihre Meinung zu sagen. Die Idee regt mich ungemein auf.“ Schon Mitte Januar war dann die erste Hälfte in Kolbs Händen; die a. o. Beilage der Allgem. Zeitung brachte sie in zwei Hälften in den Nummern 27—29 und 32—34. Entzückt schrieb Kolb am 17. Januar an seinen Chef: „Gutzkows Aufsatz über Goethe hat meine ganze Hochachtung vor seinem eminenten Talent erneuert. Sie werden Ihre Freude dran haben.“

Das Buch verfolgt den doppelten Zweck, den großen Dichter „gegen jene Ausstellungen zu vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus verschiedenartigsten Interessen gegen ihn gemacht wurden; andern Theils die selbst unter den produktiven literarischen Befähigungen der Gegenwart schwankenden ästhetischen Begriffe zu regeln und eine gemeinsame Verständigung zu befördern“. Der Grundgedanke in beiden Abtheilungen ist, daß in der Zeit kurz vor und nach den Befreiungskriegen, in welcher patriotisch-politische Ideale die führenden wurden, in der Literatur eine Unterschätzung der Kunst bei einseitiger Bevorzugung der Gesinnung einriß, die zu einer künstlerischen Verwilderung geführt, aus welcher Goethe, der nachwirkende Genius Goethe's, zum Führer und Retter berufen sei. Goethe sei ein schöpferisches Genie gewesen, bei welchem in elementarster Weise Gesinnung und Talent in harmonischem Zusammenschluß ins Spiel traten. Daß nicht nationalpolitische, sondern kosmopolitische Ideale beider Bildung beeinflußt, habe dem Charakter der Zeit entsprochen, in der er groß ward. Schiller dagegen sei ein

reflektirender Geist mit leicht erregbarem Talent gewesen, dem diese schöpferische Harmonie zwischen Geist und Kunst fehlte und daher die Poesie nicht durch die erste Hand des Geistes, sondern durch die zweite Hand der Gesinnung empfangen habe. Die Nachahmung Schillers und auch Jean Pauls habe dahin geführt, die Darstellung von Gesinnungen an die Stelle der Gestaltung des poetisch Erlebten zu setzen. „Es giebt viele Dichter, welche ihre Nation beglückt haben, wenn sie zur abstrakten Allgemeinheit einer löblichen Idee die positive und konkrete Unterlage eines Faktums suchten. Aber die Größten sind es nicht. Das Genie beginnt mit dem Faktum, und besitzt so viel Kunst und Natur, daß es dasselbe auf die günstigste Weise auch immer unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unser Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, sehr viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit und die Tendenz geben zu müssen, und wäre die Bildung dieses Zeitalters weniger rhetorisch, so würde es für die Besonderheit denselben Instinkt haben, den es nur für die Allgemeinheit zu haben scheint; es wird allerdings die Dichtung Schillers heißer lieben dürfen, als die Goethe's, weil Schiller kühn, und Goethe nur weise war; aber es hätte doch niemals das Genie des Letztern gegen das Genie des Ersteren in Abrede stellen dürfen, da in der Literatur wenigstens das Besondere höher steht, als das Allgemeine." Es ist tragisch zu nennen, wenn man überblickt, was bei Julian Schmidt u. A. von Gutzkows ästhetischem Standpunkt zu lesen ist, wenn man die irrige Nachrede mit diesen klaren Erkenntnißsätzen vergleicht. Auch er hatte, längst vor seinen späteren Gegnern, Goethe's Worte an Schiller über das Verhältniß beider Dichter zum Konkreten und Abstrakten begriffen und beherzigt. Er wiederholt hier diese Sätze und fährt fort: „Wir setzen hinzu: die Initiative der Schiller'schen Dichtung war das Interesse. Er suchte dann für seine Begriffe die persönlichen Spiegelbilder, und Dank seiner Bestimmung! daß er oft die trefflichsten fand. Von einem edlen, feurigen, aber inhaltlosen Instinkte ging er aus, seine glühende Einbildungskraft kam dem suchenden Verlangen zu Hülfe, und gaukelte ihm lange Züge von Gestalten vor, aus denen er wählte, was stark genug war, seine Stärke zu tragen. Je reifer die Anschauung, desto glücklicher die Wahl. So sind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämonisch markirten Bestimmtheit, doch unsere Vorstellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieser Dramen stürzt ihre Erfindung zusammen, und der uns packende Rest ist ein unbestimmtes, leeres, schauerliches Mißbehagen an der Gesellschaft, das,

weil die Weltkopie in ihnen das Original doch wahrscheinlich nicht treu wiedergiebt, auch nicht einmal Entschlüsse in uns bewirken kann. Wie schnitt Schiller am Stoff des Fiesko herum! Wie schwer wird es ihm vom Mittelpunkte der Thatsache aus, die Thatsache zu sichten und zu ordnen! Posa ist vortrefflich, aber für das Hauptinteresse des Carlos, nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Ebenso müssen in der Stuart und Jungfrau immer Repräsentationen von allgemeinen Begriffen auftreten. Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken und die Thatsache nur zum Vehikel beliebiger Vorstellungen zu machen scheinen. Erst Wallenstein und Tell genügen; jener, weil er in der That individuell gehalten ist; dieser, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Besondern zusammenfällt. — Ueber Goethe's Dichtungen schwebt niemals der große Schiller'sche Horizont, sondern sie halten das Interesse streng an der Sache, und offenbaren sich mikrokosmisch. Goethe giebt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perspektiven und Fernsichten in sie. Unermeßliche zwar, aber in einem und demselben Kunstwerke oft nach den entgegengesetzten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der Goethe'schen Besonderheit zeigen sich hier alle Gesetze der Pflanzenmetamorphose; an diesen dünnen Staubfädchen wird man dennoch in das innerste Heiligthum des Naturgeheimnisses gezogen; in diesen bunten, schimmernden Farben sprechen sich die himmelanziehenden Gesetze der großen Sonne aus. Ob uns Tasso eine Gefühlswelt, Carlos ein System der Lebensphilosophie, und die Hölle im Faust den ganzen Himmel erschließt, es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schleppkleide der Gelegenheit, wie sie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch darbeut, zieht der Dichter den Triumph der ganzen Erde nach sich. Wenn Schiller einen größeren Umfang zu haben scheint als Goethe, so ist dies, wie Sterne von Nebelringen umgeben sind. Goethe hat diesen Nebelring nicht; dafür ist aber sein Kern strahlender und wirkt besser in der Finsterniß."

Auch hier sehen wir den jungen Denker mit dem Ausdruck ringen, aber was er zu sagen strebt, dringt auf das Wesentlichste der poetischen Kunst. Der Schwerpunkt seiner Betrachtung ist jedoch seine Erkenntniß, daß die Entstehung des Kunstschönen wie der Genuß der Schönheit psychische Vorgänge sind. Seine Auffassung ist eine naturwissenschaftliche. „Nichts ist schön, das nicht anregt. Schönheit ist ein psychischer Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem seligen Genusse zusammenfallen und nichts in unserem Seyn ohne Erschütterung bleibt, selbst der sinnliche Theil nicht." „Das Schöne ist nichts Abso-

lutes, das nach eigenen Gesetzen konstruirt, regelrecht gefügt, kalt und stumm wie Narziß sich an seinen eigenen Reizen weidete, sondern Sehnsucht, die den Arm verlangend ausstreckt nach einem Auge, in dem sie sich spiegeln, einem Munde, aus dem sie sich selbst verstehen kann. . . . Das Schöne ist Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden selbst zum Künstler. . . . Dies Gebäude, Gemälde, Gedicht ist eine Täuschung; hier wetteifert die Kunst mit der Wirklichkeit, und sagen werden wir: das ist schön! wenn wir jenen Koinzidenzpunkt fassen können, wo das Mechanische plötzlich Organismus zu sein scheint, wo uns die Illusion wie lebendig ins Auge blickt und die fortwährende ästhetische Ueberraschung gleichsam macht, daß uns die Stifte des Kunstwerkes, die Theile einer Sache, die ja nur eine Vorstellung ist, zusammenzufallen scheinen und wir hinzuspringen, nachzubilden, nachzuschaffen und das zu suchen, was, Dank den Göttern! noch nicht verloren ist." So wirke die Schönheit in Goethe's Werken. So werde er sich den Jahrhunderten erhalten. „Die Guten, Reifen und Gebildeten werden immerdar von seinen Zauberschöpfungen gezündet werden und durch sie den in jedes Menschen Brust schlummernden Poeten in sich wecken. Die Produktionen erhalten sich wie ein Saatkorn, das, auf hunderterlei Acker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbste sichert. Und leben in seinen Werken, sichert noch vor'm Tode nicht; aber in seinen Werken zeugen — das ist der Prüfstein."

Der zweite Theil (Abschnitt III u. IV) des Werkes, die Beantwortung der Frage, was im besondern der literarischen Jugend der Zeit das Beispiel Goethe's lehre, geht von der Darlegung des Verhältnisses aus, in welchem der Dichter jeweils zu seiner eigenen Zeit, zur Nation, der Mitwelt stand. Er zeigt den starken Antheil Goethe's, den er an den Zuständen der Wirklichkeit genommen, als seine Kunst sich als Wirklichkeitspoesie glänzend entfaltete, und wie er, je mehr er sich den allgemeinen Interessen entfrembete, zum Eklektiker wurde, zum formalen Künstler, dem das Dichten nur noch ein Akt der Selbstgenüge war. Er zeigt aber auch, daß Goethe sich selbst in jener Blüthezeit nicht von den Tendenzen der Zeit, den Systemen der Philosophie beherrschen ließ, sondern, soweit das Lebendige daran ihn ansprach, sie beherrschte, indem er dieses als Stoff nahm, in voller Wahrung seiner individuellen Eigenart und seines künstlerischen Genies. Darin bestand seine Aneignungs- und seine Ablehnungssucht, die seine Gegner als Egoismus verschrieen haben, die aber nur natürliche Aeußerungen seines besonderen Genies waren. Um diesem die Freiheit zu retten, isolirte er sich mehr und mehr von der

Nation, die ihn darum wieder der Untreue zieh. So gerieth er im Wendepunkt zweier Jahrhunderte in offenen Konflikt mit einer neuen Zeit, die von dem größten Dichter der Nation Aussprache und Verherrlichung ihrer Tendenzen und ihrer Ideale verlangte. „Wüßten wir nicht, daß das 19. Jahrhundert um so viel poetischer ist als das 18. prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie in so kurzer Zeit sich alle Gesichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, sie zu ignoriren im gelindesten Falle; jetzt dagegen wird für die Weihe des Genius gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. Goethe hatte sowohl für seine Beurtheilung, wie für den ganzen Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben.... Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt, wie wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen niemals eine recht lachende nationale Augenweide gehabt haben. Wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen überall anfällt, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar sehr viel Ehre, aber sehr wenig Vortheil zieht, so ist es, weil sich unsere glorreichsten Bestrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten und von einer Masse, die sie kalt von sich wies, eine mit den Umständen disharmonirende Hingebung verlangten. Jene schreiende Dissonanz, als die Kunst und die Geschichte so feindselig zusammentrafen, verwirrte zuerst die Kunst selbst, erzeugte jene Haarspaltungen der ästhetischen Tendenzen und künstlerischen Theoreme, welche besonders in Goethe's und Schillers Briefwechsel sich in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die schöpferische Produktivität unseres größten Dichters, der in einer so unruhigen Zeit, um nicht fortgerafft zu werden, sich entschließen mußte, sich in sich zurückzuziehen und in sich den Dichter nur zu einem Theile des Menschen zu machen. Noch immer hallt diese Dissonanz in unseren Zuständen fort und es wird lange währen, ehe wir aus diesen widersprechenden Thatsachen sowohl die richtigen Urtheile, wie die weiseren Entschlüsse gezogen haben." In die Verwirrung Klarheit zu bringen, habe die Philosophie gesucht, aber sie habe dem geistigen Leben der Nation keine frischen Quellen geöffnet, sondern es vielmehr seit Kant und Fichte der Wirklichkeit und den wahren

Lebensinteressen entfremdet. Das erste Drittel des neuen Jahrhunderts sei verronnen. Nie habe eine Zeit so viel Fragen aufgeworfen, ohne sie zu erledigen, wie die unsere. Die allgemeine Aufklärung habe die Theilnahme großer Volkskreise diesen Fragen zugeführt, aber auch die Begriffsverwirrung vermehrt. Die kriegerischen Ereignisse, welche die neuen Interessen und Ideen weckten, hätten auch in die geistigen Kämpfe eine kriegerische Spannung gebracht. Auch in die Literatur. Denn die Literatur sei die Zuflucht geworden für die Hoffnungen und Interessen, die eigentlich der Staat zu befriedigen habe. In Zeiten der Tyrannei suche man in der Poesie die Garantie seiner natürlichen Freiheit. Die Strahlungen der Ueberzeugung und des freien Gedankens fänden dann in der Literatur ein Medium, das ihr Licht in das milde Farbenspiel einer gebrochenen Reflexion leitet, welches eher Duldung findet. Aber die Klarheit über Wesen und Zwecke der Dichtkunst habe auch dies nicht vermehrt. Da sei Goethe mit seiner gesunden und klaren Weltbetrachtung der beste Helfer. Sein Beispiel und die Weisheit, die er verkündet, lehre: Befreiet euer Denken vom System und den dogmatischen Formen. Laßt auch den Irrthum sich ausleben, wenn er nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat. Nur diejenige Wahrheit ist schön, welche eine individuelle ist. Die Tendenz ist lobenswerth; aber ihren Gedanken, blos als den Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln. Aus Goethe's Geist heraus ließe sich auch weiter sagen: die Tendenz ist kein Spiel, sie muß siegen oder besiegt werden, weil sie auf Interessen beruht, aber in diesem Jahrhundert entscheidet sich erst die eine Frage, ob die Literatur sich aus den Interessen erheben und eine selbst bezweckte Stellung behaupten kann, oder ob sie fortfahren wird, mit den Interessen verwechselt zu werden und mit einer ferneren Unmöglichkeit ihrer selbst enden wird? Ueber Goethe hinaus schreiten könne die Literatur nach einer Richtung. Während bei ihm die Poesie der Abschluß einer Stimmung war, die er durch ihre Gestaltung aufgab, gelte es jene andere innere Triebkraft auszubilden, „die den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht und ihn mit Aufopferung des genossenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft hebt.“ Doch wie sich diese Frage auch lösen mag, die Freude und Genüge an dem unsterblichen Theile des Dichters dürfe sie nicht verkümmern. An seinen Werken solle sich die jüngere Generation schaffender Geister bilden; kein Mittel, das so völlig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das so sicher über die wogenden Fluthen wider-

sprechender Begriffe hinübersetzte! Die Zeit jener Tendenz könne beginnen — damit schließt er — wenn die Talente für sie erstarkt seien; dann könne man anfangen, wieder auf Schillers Beispiel zurückzugreifen.

Dies ästhetische Glaubensbekenntniß des Gefangenen erschien als besonderes Buch noch im Mai in Berlin, Verlag der Plahn'schen Buchhandlung, nachdem es die vom König besonders eingesetzte Zensur für die Autoren des Jungen Deutschlands passirt hatte. Die Vorrede trägt die Angabe: Frankfurt, im April 1836.

* * *

Aus solchen Ideenkreisen heraus war der Verfasser am 12. Januar mit gehobenem Muthe aus seinem Kerker vor seine Richter getreten, um die Vertheidigung seiner Sache selbst zu führen. Die Rede, welche auf das Hofgericht einen sehr starken und günstigen Eindruck machte, ist uns nicht erhalten geblieben. Doch hat uns ein Augen- und Ohrenzeuge der Verhandlung, der mitangeklagte Buchhändler Dr. Löwenthal-Löning mündlich darüber berichtet. Gutzkow sprach über eine Stunde. Lebhaft, pathetisch und doch natürlich. Er besprach seine Angelegenheit nach allgemeinen Gesichtspunkten im Sinne des Paulus'schen Sendschreibens, besprach die „Wally" im Zusammenhang mit seinem gesammten literarischen Streben. Verwies auf Wieland, Schiller, Lessing, in freier Rede wirksame Zitate gegen die Vergewaltigung des freien Worts zur Geltung bringend. Die meist bejahrten und einer konservativen Richtung huldigenden Hofgerichtsräthe waren ursprünglich sehr gegen ihn eingenommen. Menzel hatte in seinem Blatte wenig Tage vor der Verhandlung noch einen Artikel gegen ihn gebracht, um auf die Richter zu wirken. Die öffentliche Stimmung war sehr aufgeregt. Auch im Volke. Als die gutmüthige Frau des Gefängnißwärters eines Abends den Dr. Löwenthal nach einem Besuch desselben bei dem Freunde zum Thore geleitete, blieb sie kopfschüttelnd auf der Stiege stehen: „'s ist doch nicht zu glaube, wie die Leut von em rede, ist's denn wahr, daß er gesagt hat, unser Herrgott wär' ein Nebekind?" Nebenkind nennen die Pfälzer einen Bankert. Es war daher ein großer Erfolg, daß der Spruch des Gerichts so milde ausfiel. Das Urtheil, das sich bei den Akten und abgedruckt in der zweiten Schrift des Kirchenraths Paulus befindet, zeugt von peinlicher Gewissenhaftigkeit der Abwägung. Wir beschränken uns hier auf Wiedergabe des Schlusses: „Aus diesen Gründen wird nach Vorlesung der Anklageschrift und Anhörung des Großh. Staatsanwaltes, sowie der Vertheidigung der Angeklagten und ihrer Anwälte hiermit zu Recht erkannt:

daß die gegen Dr. Löwenthal wegen Verlegung des Romans ‚Wally, die Zweiflerin‘ gerichtete Anklage gänzlich, und die Anklage gegen Dr. Carl Gutzkow wegen Gotteslästerung und wegen Darstellung unzüchtiger Gegenstände ebenfalls zu verwerfen, daß dagegen Dr. Gutzkow der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften für schuldig zu erklären und deswegen zu Erstehung einer Gefängnißstrafe von vier Wochen zu verurtheilen, auch die mit Beschlag belegten, gleich den in inländischen Buchhandlungen noch vorräthigen Exemplaren des Romans ‚Wally‘ zu vernichten, endlich aber die Kosten zu $^{2}/_{3}$tel der Großh. Staatskasse und zu $^{1}/_{3}$tel dem Dr. Gutzkow zuzuscheiden seyen.

V. R. W.

So geschehen Mannheim, den 12ten Januar 1836.

Großherzoglich Badisches Hofgericht.

Freiherr von Stengel. (L. S.) Brunner.
Baumüller.“

Die ihm durch dieses maßvolle Urtheil weiter zudiktirten vier Wochen Gefängnißhaft verbrachte er in friedevoller Stimmung bei fruchtbarster Thätigkeit. Ganz im Gegensatz zu Paulus, der eine Appellation an die höchste Instanz wünschte, weil er sicher glaubte, daß sie eine völlige Freisprechung herbeiführen würde, war ihm selbst für den Preis dieser Hoffnung jede Fortsetzung des Prozesses ein peinigender Gedanke. Er hatte Arbeit die Fülle für diese vier Wochen und sehnte sich nur noch nach Ruhe, um sie zu vollenden und dann auf dem Boden des neu Geleisteten in die Freiheit zu treten. Als daher der Staatsanwalt Rekurs gegen das Urtheil des Hofgerichts erhob, wandte der Gefangene sich an den Minister Winter in einem Gesuch mit der dringenden Bitte, ihm eine Erneuerung der quälenden Verhöre zu ersparen. Es geschah dies in jenem bereits erwähnten Brief vom 15. Januar. Gegen die in Antrag gebrachte Zuchthausstrafe sei das Erkenntniß des Hofgerichts mild, gegen das aber, was als wirklich verbrecherisch ihm nachgewiesen worden, streng genug. Dennoch habe der Herr Staatsanwalt Rekurs erhoben und von der Entscheidung des Ministers sei jetzt abhängig, ob er noch einmal zum Spielball der juristischen Debatte werden müsse. „Ich habe die trübe Zeit, welche ich bis jetzt im Gefängniß zugebracht habe, mir für meine Zukunft redlichst zu Nutze gemacht, mich und meine Kräfte geprüft, in alten klassischen Werken Belehrung gesucht und zugleich Trost gefunden. . . . Die weitere Strafe benutz' ich gern zur Fortsetzung mancherley begonnener Studien; ich bin heiter und zufrieden gestimmt;

denn was mich ermuntert, ist, daß ich endlich einen Schluß dieser trüben Lage sehe und ich hoffen kann, meinen bekümmerten Angehörigen endlich wiedergegeben zu werden." . . . Die Bitte, welche am Schluß an des Ministers Versprechen erinnerte, ihm, wo es möglich sei, Schutz gewähren zu wollen, erreichte ihr Ziel. Wenigstens gab Winter den Brief zu den Akten und der Staatsanwalt verzichtete danach auf den Rekurs, was dem Gefangenen am 4. Februar mitgetheilt wurde. Am 10. wurde er entlassen, nach der Anzeige des Amtschirurgen in krankem Zustand. Der Freigelassene erhielt die Weisung, sich, sobald es seine Gesundheitsumstände erlauben würden, von Mannheim weg und über die Grenze zu begeben.

Daß er trotz des angegriffenen Gesundheitszustands voll gehobener Stimmung und ohne Ahnung des ihn erwartenden Schicksals in die Freiheit zurückkehrte, zeigt uns u. A. jener Brief an Cotta, den er kurz vor Verlassen seines Kerkers schrieb. „Wenn man den Nachrichten der Zeitungen trauen kann, so mildern sich die Maßregeln gegen die Geächteten. Preußen sucht sich auf einen ehrenvollen Rückzug vorzubereiten. Die geheimen Motive dieser Aenderung decken sich gewiß bald auf; ich selbst habe einigen Antheil daran. Denn ein Manuskript von mir (dasselbe, aus welchem die Allgem. Zeitung Auszüge lieferte) zirkulirt zwischen Halle, Magdeburg und Berlin und scheint denn doch die Annahme zu unterstützen, daß eine gänzliche Abolition qua Autor und für alle Zukunft, ein — nicht einmal Justiz-, sondern Polizeimord ist." Dies Manuskript — „Zur Philosophie der Geschichte", in welchem er sich aufs neue offen als Demokraten und Gegner alles dogmatischen Kirchenthums bekannt hatte, fand aber durchaus nicht das Maß von Gnade in den Augen der maßgebenden Instanzen, das er für möglich hielt. Auch seine Darlegungen, daß die von ihm vertretene Literaturrichtung darauf ausgehe, die Dichtung über die Debatten der Tageskämpfe zu heben, fand keine Beachtung. In einer Zeit, wo das „Berliner politische Wochenblatt" schon die konstitutionelle Monarchie für einen „Rückfall in den Paganismus" erklärte, „dessen Prinzipien Betrug, Mord und Unzucht seien, wie das Attentat Fieschi's beweise," verlangte man in Berlin ganz andere Bußbezeugung. Dazu verstand er sich aber auch jetzt, trotz aller Bedrängnisse nicht und doch empfand er es als heilige Verpflichtung, seiner zu gründenden Ehe so bald als möglich die Unterlage eines geregelten Einkommens zu gewinnen. Im Dienst der Journalistik durfte er hoffen, am schnellsten sein Ziel zu erreichen; doch die ehrenvollste Gelegenheit dazu, die Mitarbeiterschaft an der Allgem.

Zeitung sah er sich plötzlich verlegt. Die Mission des Gesandten von Rochow in Stuttgart begann ihre Wirkung zu thun. Daß der Verfasser der „Wally" immer noch, wenn auch anonym Beiträge in das Augsburger Blatt lieferte, konnte diesem nicht entgangen sein. Die Abschnitte aus der „Philosophie der That" und dem Goethebuch verleugneten zu wenig diese Herkunft. Cotta und Kolb waren beim besten Willen nicht mehr im Stande, Gutzkow, selbst als ungenannten Mitarbeiter, zu halten. Das Ministerium Rochow, dessen Leitung an Stelle des erkrankten Chefs Geheimrath Tzschoppe ausübte, dachte an keinen Rückzug. „Seraphine" hatte keinen Verleger mehr. Nur mit Mühe war Campe zu bewegen, der „Geschichtsphilosophie" schon jetzt seinen Verlag zu öffnen. Vergeblich bemühte sich der geächtete Schriftsteller um die vakante Redakteurstelle am Frankfurter Konversationsblatt, die statt seiner ein gewisser Schuster, ein ultramontaner Preßagent, durch den Einfluß des Grafen Münch erhielt. Auf der einen Seite war ihm also der Weg von der Furcht der Verleger vor der Anrüchigkeit seiner Feder verlegt, auf der anderen, wo Regierungsfaktoren mit zu reden hatten, durch seine spröde Zurückhaltung in Zugeständnissen.

Doch — trotz alledem — fand er sein Lebensschiff bald wieder flott. Kolb in Augsburg ersuchte ihn im Einverständniß mit Cotta, statt seiner für dieses Jahr den größeren Theil des Historischen Taschenbuchs zu übernehmen, und er schrieb für dieses eine 20 Bogen starke Abhandlung über „das westliche Europa im Jahre 1834"; Lewald eröffnete ihm seine „Europa" für literarische Uebersichten; für eine Sammlung seiner bisherigen kritischen Aufsätze, soweit sie nicht bereits in den „Soireen" bei Sauerländer erschienen, aber freilich sofort verboten waren, fand er in dem Stuttgarter Balz einen Verleger und die „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" wurden ganz gut honorirt. Als ihm dann Frankfurter Freunde, darunter Wilh. Speyer und wohl auch der Pflegevater seiner Frau, die Mittel für ein eigenes Blatt verschafften, das vom 1. Juli 1836 an als Frankfurter Börsenzeitung erschien, da hatte er den Muth, auf dem schwanken Boden dieses Unternehmens die ersehnte Ehe zu begründen: um dieselbe Zeit feierte er seine Hochzeit. Die Trauung brachte ihm eine Demüthigung; der Pfarrer Meidinger in Rödelheim, ein Vetter seiner Frau, ließ sich die Gelegenheit zu einem Triumph der Kirche über einen ihrer Widersacher nicht entgehen. Sonst fehlte es dem Tage nicht an festlichem Glanz, an Segen der Freundschaft und dem stillen Glück echter Liebe, aber hinter dem jungen Paar zog düsteren Blicks Frau Sorge mit ein in den einfachen kleinen Haushalt am Wall, und

während er noch vor anderthalb Jahren, um seiner Muse die Freiheit zu retten, die glänzende Stelle ausgeschlagen hatte, die ihm Cotta an der verbreitetsten und angesehensten Zeitung Deutschlands geboten, mußte er jetzt alle Mühseligkeiten der Herstellung eines unbemittelten Blattes, das über keine auswärtigen Mitarbeiter verfügte, in harter Frohnarbeit auf sich nehmen, um die Kosten des jungen Haushalts zu decken. Während er in seinen beiden Gefängnißbüchern es wiederholt ausgesprochen, das Heil der Literatur liege in einer zielbewußten Trennung der Journalistik von der Dichtkunst, der politischen Erörterung von der poetischen Gestaltung, sah er sich gezwungen, zunächst alles rein poetische Schaffen als ein Vorrecht der Bessergestellten aufzugeben und mit Beurmann zusammen der erschöpfenden Arbeit in der Redaktion der Börsenzeitung mit ihrem Beiblatte „Telegraph für Deutschland" Tag für Tag obzuliegen. Das wäre an sich kein Unglück gewesen bei seinem lebhaften Interesse für alle Tagesfragen, seiner journalistischen Befähigung und dem Bedürfniß, sich kritisch zu bethätigen, wenn er den hohen Beruf der öffentlichen Tageskritik hätte frei ausüben können. So aber mußte er unter dem Druck doppelter Zensur schreiben; auch Minister Nagler hielt sich das Blatt Zwecks geheimer Kontrole. Er empfand die Arbeit als Zwang und wurde ihrer nicht froh; das Gefühl davon trübte ihm auch das Glück der jungen Ehe, der es bei der jugendlichen Frische und heiteren Sinnesart seiner Frau, die ihm am 28. April den ersten Knaben gebar, an beglückenden Reizen nicht fehlte. Ein gelegentlicher Ausflug — wie der nach Mainz zum Gutenbergfest — war eine Ausspannung, die ihm den inneren Zwiespalt, aber auch sein häusliches Glück, klar zum Bewußtsein brachte. Ein Gutenbergfest in dem Mainz jener Tage, in dessen Kassematten jugendliche Märtyrer des Kampfes für freie Schrift und freie Rede schmachteten, unter Betheiligung von Schriftstellern und Dichtern, denen ein Wort zu Ehren der Preßfreiheit als Staatsverbrechen ausgelegt worden wäre — dreihundert Jahre nach dem Geburtstag des Mannes, der das Fortschrittswort Fiat lux! zum Wappenspruch der Buchdruckerkunst erhoben: mit welchen gespaltenen Empfindungen mußte dies Fest von Gutzkow und seinen Freunden, unter denen sich Heinr. König und G. Rießer befanden, begangen werden! Auf solchem Ausflug kam ihm dann wohl der Gedanke, ob er nicht als verfehmter Schriftsteller weit besser daran sein würde, wenn er, wie einst Heine und Börne, nach Paris oder nach England ginge, zumal nachdem ihm auch Cotta dazu gerathen und reiche lohnende Beschäftigung für seine Blätter in Aussicht gestellt hatte. Aber hierzu wieder konnte sich seine

Frau nicht entschließen und allein? — das durfte er ihr nicht anthun. Ein poetisches Tagebuchblatt hat uns solche Stimmung verewigt.

„So hab' ich einen kurzen Augenblick,
Mich aus dem Wirrwarr wieder selbst zurück!
Der Frühling will hervor; ich kann nicht weilen,
Muß seine Blüthen einzuholen eilen.

Und wie ein Vogel, dem von seiner Haft
Ein blindes Ungefähr Erlösung schafft,
Und der nicht weiß, darf er dem Dinge trauen
Und auf die Freiheit seiner Flügel bauen —

So blick' ich in die freie Welt hinaus,
Ließ Frau und Kind daheim im kleinen Haus,
Und sinne finster nach, wie jenen Bergen,
Ich möcht' entfliehn, die meiner Freiheit Schergen.

Vom Frankenlande weht ein Lüftchen her,
Des Rheines Welle eilt behend ins Meer, —
Die Hand rasch an die Brust, ein wildes Streiten
Tobt drinnen von den Geistern alter Zeiten!

Doch wie die Welle so vorüber rauscht,
Wie oben Wolke sich mit Wolke tauscht,
So fühl' ich wohl, daß ich im Banne liege,
Und nicht mehr weit von meinem Neste fliege.

Es ist ein Zauber, der mich wie Magnet,
Je mehr ich geh', je mehr im Kreise dreht,
So daß ich wohl — nach einer Urlaubswoche
An meines Käfigs Fenster wieder poche."

Aber noch in anderer Beziehung war dieses Verwiesensein auf die Frohnarbeit neben dem Triebrad der Presse verhängnißvoll.

Die neue Gewöhnung brachte ihn, da sein poetisches Talent sich doch nicht ganz unterdrücken ließ, auch wieder zur Aufnahme jener Mischgattung, von welcher er sich bereits glücklich emanzipirt hatte. Der vor zwei Jahren von Liesching angeregte Plan der „Säkularbilder", den er nach Verdrießlichkeiten, in die er mit Cotta darüber gekommen, dann über lockenderen Aufgaben hatte liegen lassen, nahm jetzt unter dem Drucke der Acht eine neue Gestalt an: er beschloß, nach dem

von Bulwer in „England and the English" gegebenen Beispiel, seine Urtheile und Meinungen über die Hauptströmungen im Leben der Gegenwart in Schilderungen von typischen Persönlichkeiten zu verdichten und dieses Werk unter Bulwers Namen in die Welt zu senden. Bulwers Name war Mode; der seine verpönt; Bulwers Art konnte er in Aeußerlichkeiten nachahmen, ohne die seine aufzugeben. Er brauchte Geld. Die Börsenzeitung, deren Vertrieb der Buchhändler Streng übernommen, brachte nichts ein, sondern kostete nur noch Opfer. Das Hauptblatt ging mit Anfang 1837 ein; der „Telegraph" wurde jetzt zu einem selbständigen Blatte erhoben, das Anfangs W. Speyer, dann Beurmann als Redakteur zeichneten: Gutzkows Name durfte auch als Redakteur nicht genannt werden. Hierdurch gewann er Zeit, das neue Buch „Bulwers Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere" rasch hintereinander zu schreiben. Es erschien im „Verlag der Klassiker" in Stuttgart und zwar nach englischer Manier zunächst in Lieferungen. Da aber sehr bald ruchbar ward, wer der Bulwer dieser „Zeitgenossen" war, hatte auch dieser Versuch, das Ohr des Publikums sich zu sichern, mit Verboten zu kämpfen. Eine Fülle von Talent und Wissen ward an das Buch verschwendet, das nicht zur entsprechenden und erhofften Wirkung gelangte, auch dann nicht, als es später unter dem Titel „Säkularbilder" als 8. Band der „Gesammelten Werke" erschien. So geistreich die allgemeinen Analysen der Zeitströmungen sind, mit denen jedes der 12 Kapitel: „Der Mensch des 19. Jahrhunderts", „Die neue Welt", „Die Mode und das Moderne", „Das Leben im Staat", „Die Erziehung", „Sitte und Sitten", „Religion und Christenthum", „Kunst und Literatur" ꝛc. eingeleitet wird, und so treffend und bezugreich einzelne der satirisch gezeichneten Typen sind, die von jenen eingeführt werden, so störend wirkt auf uns heute die Conglomerat-Mischform. Damals, als diese Mischung von Erörterung und Charakterzeichnung noch Mode war, schadete dem Buch, daß hier scheinbar weder der echte Bulwer, noch der echte Gutzkow zu finden war; heute fehlt dem Leser das rechte Verständniß für viele der feineren Bezüge der Satire und der unruhige Wechsel in der Stimmung und der Darstellungsweise widerstrebt dem Geschmacke. Dieselben Gründe, welche die satirischen Kapitel von Immermanns „Münchhausen" jetzt für so Viele unverdaulich machen, die von der einzig schönen Oberhof-Idylle in dem Roman aufs höchste entzückt sind, fallen auch hier in Betracht. Ein großer Unterschied besteht freilich, abgesehen davon, daß Gutzkows Buch eigentliche Poesie überhaupt nicht bot, zwischen

Immermanns und seiner Zeitsatire. Bei Immermann wurzelt sie, wie in den „Epigonen“, in einer bitteren Verzweiflung an der Gegenwart; bei Gutzkow in einem unverwüstlichen Glauben an die Zukunft. Er schildert die Zeit als Epoche des Uebergangs, deren Aufgabe es ist, die Resultate der großen Revolutionen an der Wende einer neuen Zeit auf gesetzmäßige Weise zu sichern. Ihr Liberalismus wird aufgefaßt als die gesteigerte Philanthropie des vorigen Jahrhunderts unter politischen Gesichtspunkten. Alle Errungenschaften der modernen Zeit, die Eisenbahnen, der Industrialismus, das Zeitungswesen u. s. w. werden in ihrer Unzulänglichkeit zwar satirisch beleuchtet, aber doch auch dargestellt als Mittel des Fortschritts zu besseren Zuständen. So wird der Hinweis auf die Zukunft zur Mahnung, sich mit der Gegenwart zu versöhnen, sofern sie nur dem organischen Fortschritt sich zuneigt. Jedenfalls ist das Buch die umfassendste Kodifizirung von Gutzkows bisher errungener Welt- und Zeitanschauung und schon deshalb von bleibender Wichtigkeit. Hätte es die breite Wirkung damals ausgeübt, um derentwillen er es geschrieben, so würde es sehr wesentlich die Entwickelung unserer Geschichte in der Richtung gefördert haben, die sie thatsächlich genommen. Aber er war ja ein Geächteter, ein Verfehmter. Und die einzelnen bedeutenden Männer, die sich das Buch zu eigen machten und in Privatkreisen rühmten — öffentlich durfte es ja nicht besprochen werden — waren ja selber dem herrschenden System gegenüber machtlos. Daß solche Befruchtung stattgefunden, wie sie später auch der Historiker Oppermann, Verfasser der „Hundert Jahre“, bezeugt hat, dafür nur ein Beispiel, entnommen einem Briefe von Karl Rosenkranz, dem Königsberger Philosophen, von dessen Interesse für Gutzkow schon das vorige Kapitel erzählt hat. „Unserm Oberpäsidenten,“ schrieb dieser im Oktober 1837, „Herrn v. Schön, habe ich die Zeitgenossen mitgetheilt und er verschlingt sie. Freilich muß man den höheren Staatsbeamten oft sagen, was sie lesen sollen, da die Geschäfte, das Repräsentiren, die Gesellschaften, so viel Zeit nehmen, daß für die Literatur blutwenig übrig bleibt. Doch ist Herr v. Schön, aus der alten Kant-Fichte'schen Zeit, gern bereit, Neues in sich aufzunehmen. Auch Ihre öffentlichen Charaktere hat er mit dem größten Antheil gelesen.“ Wir haben im nächsten Kapitel daran zu erinnern, welche Mission dieser liberale Staatsmann dann im Jahre des preußischen Thronwechsels ausgeübt hat. Wie so vielfach auf Gutzkows Aufklärungswirken ist in besonderem auf diese „Zeitgenossen“ der Ausspruch anwendbar, der sich in ihrem 4. Kapitel findet: „Was heute die Meinung Aller ist, war

vor zehn Jahren die Philosophie einiger Wenigen.“ Und in Bezug auf gar Vieles läßt sich der Satz dahin ergänzen, daß der Verfasser in jener Zeit der einzige war, der noch wagte, dergleichen Ueberzeugungen von Deutschlands Zukunft öffentlich auszusprechen.

Daß des rastlos vorwärtsstrebenden Autors Geist und Charakter, sein Wollen und sein Leisten aber doch im Geheimen gerade unter den Begabtesten und Besten der Nation stille Anerkennung fand, dafür wurde in diesen und den nächsten Jahren noch manch' anderer Brief ein Zeugniß, der dem Verfehmten zum Trost und Ansporn gereichte. Und mancher von ihnen hätte das Motto verdient, das der eben genannte Rosenkranz thatsächlich einem der seinen gab: „Nikodemus kam in der Nacht zum Herrn“, mit dem Hinweis auf das eigenthümliche Verhältniß eines vom Staat abhängigen Professors zu einem von demselben Staat verfolgten Dichter. Namentlich sein Goethebuch trug ihm viel solchen stillen Beifall ein und bewirkte, daß, als Anfang 1838 Hoffmann und Campe in Hamburg den Verlag des „Telegraph“ übernahmen und nun die Zeitschrift in größerem Stile vertrieben wurde, eine Schaar der Besten unter Deutschlands Dichtern und Denkern, namentlich junge Talente, sich vertrauensvoll um seine Fahne schaarten. Und auf diese Fahne schrieb er aufs neue das gefährliche Wort „Das junge Deutschland“, dem jetzt die Weihe erduldeten Märtyrthums eine weite Kreise der deutschen Jugend bezaubernde Macht verlieh. Oeffentlichen Ausdruck hatte dieses Vertrauen, wenn auch ohne Nennung seines Namens, bereits vorher in einer besonderen Schrift gefunden, welche einen jüngeren Literaturforscher in Königsberg, Alexander Jung, zum Verfasser hatte und als „Briefe über die neueste Literatur“ bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien. Der Hauptabschnitt des Buches hatte die Aufschrift „Fragmente über den Ungenannten“; in ihm wurde Gutzkows bisherige Entwickelung — freilich ohne ihn zu nennen — mit eben so viel Verständniß wie Sympathie besprochen. Seine Irrthümer, Uebertreibungen, Fehlgriffe wurden nicht verschwiegen, aber hinzugefügt, daß es Irrthümer, Uebereilungen gäbe, deren nur der tiefe, von Sehnsucht nach Wahrheit entflammte Mensch fähig sei. Sein jugendlicher Geist leide unter einem Ueberschuß an Temperament: daher dieses immer nur Skizzen entwerfende Darstellen, dieses nicht Zeit haben, dieses Zürnen, welches Haß erscheint, diese Ironie, welche Kälte vermuthen läßt. „Wally“ wird ähnlich gewürdigt wie von Paulus. Hier habe sich die skizzenhafte, kühn nur das Wesentlichste herausarbeitende Produktion gerächt: er sei nicht verstanden, in folgenschwerster Weise mißverstanden worden. Wenn

derjenige Schriftsteller der bedeutendste sei, welcher eigene Ideen habe und darstellen könne, so habe der Ungenannte Anwartschaft eine sehr hohe Staffel des Ruhms zu erklimmen. Sein Geist quelle von Ideen. Daher die Eigenthümlichkeit seiner Form, seines Stils. „Sie drängen ihn so, diese Ideen, daß die halbe Energie seiner feurigen Jugend dazu gehört, sich nicht zu überstürzen, sondern bei allem kühnen, schaffenden, auflodernden Hinausgreifen in die Zukunft, dennoch ein Maß, einen Rhythmus zu beobachten, der auch in dem gebildeten Stile dem Ohre vernehmbar wird.“ Als Grundidee seines Wirkens erscheine ihm: von der Poesie aus, als einer höheren Wirklichkeit, der gemeinen den Krieg zu bieten, selber den Neubau zu beginnen und zu diesem Zweck auch im Kampf womöglich nur der Schönheit, des Witzes, als Mittels sich zu bedienen. Dennoch habe man ihm noch wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bedenkt, ruft der Verfasser, daß auch wir in dieser Hinsicht gut zu machen haben. Bedenkt, daß er die Nation viel geliebt hat, darum sei ihm auch viel verziehen! Und nun habe er in seiner Schrift über Goethe eine so überzeugende Klarstellung seiner Fähigkeiten und Absichten geboten, daß es nicht schwer sei, ihm selbst eine glänzende Zukunft zu prognostiziren. „Auch den Begabten freilich kann, wie gesagt, Unvorhergesehenes hemmen. Und ich lehne es auf das entschiedenste ab, Prophet sein zu wollen. Aber sonst bekenne ich, allerdings unsern Schriftsteller schon längst begrüßt zu haben als einen Glück-Bedeutenden, Hoffnung-Erregenden, der uns aufs neue glauben machen sollte an die unendlich ausgebärende Zeugungskraft unserer Literatur.“

Auch in der Schrift, welche der selbst noch jugendliche, später so berühmt gewordene Kirchenhistoriker Karl Hase in Jena der Bewegung widmete — „Das junge Deutschland, ein theologisches Votum“, äußerte sich der gute Wille, gegen Gutzkow gerecht zu sein. Freilich war diese, ursprünglich in lateinischer Sprache gehaltene Rede, die zu Ostern 1837 bei Hinstorff in Parchim erschien, ein Vermittelungsversuch, der sich von Menzels Ausführungen befangen zeigte, so entschieden er auch dagegen protestirte, den Kriminalrichter und den Gerichtsdiener in Sachen der Poesie und Wissenschaft als Hülfsinstanz anzurufen. Die Bücherzensur stamme von Papst Alexander VI., der sie erfand, um die Blutschande und Giftmischerei seines Hauses zu verhüllen. Er deutet auf die Vertheidigung hin, die dem jungen Deutschland durch zwei angesehene, auch von ihm verehrte Vertreter der Kirche, Peucer und Paulus, geworden. Auch er erkennt an, daß Gutzkows schönes Talent selbst in seinem Mißbrauch zu nicht geringen Hoffnungen berechtige. Wenn er Heine, Mundt

und Gutzkow als Saint-Simons strikte Anhänger bezeichnet, so irrt er sich freilich, wie unsere Darstellung erwiesen. Indem er auf die Heine'sche Unterscheidung zwischen der asketischen und hellenischen Lebensansicht eingeht, giebt er zu, daß die asketische, welche viele Kirchenlehrer gepredigt, eine einseitige sei, die aber im Wesen des Christenthums gar nicht begründet sei. Die christliche Religion, obwohl bisher vorzugsweise einer asketischen Lebensart zugeneigt, sei doch keineswegs in ihrem Wesen asketisch, sondern so beschaffen, daß sie alle Entwickelungsmomente der Menschheit begleite, fördere und heilige. — Aehnliches hatte allerdings zwei Jahre vorher Gutzkow schon selbst, zur selben Zeit, da er die „Wally" schrieb, in einem Aufsatz des „Phönix" ausgesprochen.

Daß aber auch nicht alle Genossen der Sturm- und Drangzeit von ihm abfielen, wie es unter dem ersten Schrecken namentlich Laube gethan, deß sei ein heute noch erfrischend wirkender Zeuge der Brief eines Schriftstellers von weit leichterem Kaliber und doch nicht geringer Bedeutung. Adolf Glaßbrenner, der liebenswürdige Gesell, der den Berliner Gassenwitz literaturfähig gemacht und der Begründer jener politischen Satire ist, die 1848 im „Kladderadatsch" auflebte, schrieb unter dem Eindruck des Goethebuchs an den einstigen Schulkameraden:

„Lieber Bruder! Hoffentlich hast Du, unter der Last des Lorbeers, den Dir die Polizei im Namen des Publikums gebracht, einen alten Jugendfreund nicht vergessen, und ich äußere mich deshalb ebenso herzlich wie früher. Seit Deinem letzten Briefe — welch einen Griff in die Weltgeschichte hast Du gethan, welche Nasenstüber hast Du dem kopfhängenden Deutschland gegeben, wie hast Du unsere soziale Kultur schamerröthen lassen?! Karl Gutzkow! Hast Du denn nie daran gedacht, was Blenz dazu sagen dürfte? Wie kann sich solch ein blöder stiller Junge aus dem kleinen Hause in der Mauerstraße, der mit mir zusammen Maikäber jebuddelt un Knippkieler jespielt hat, unterstehen, Deutschland und die umliegenden Gegenden zu erschüttern, allem Herkömmlichen eine furchtbare Maulschelle, und der Literatur eine neue Perspektive zu geben! ‚Na warte, ick wer'n Dir anzeijen!' Gutzkow, ich liebe und bewundre Dich, und bitte dies nicht so klein zu achten, denn ich bin auch ein Anderer geworden.

„Dein Goethe geht hier sehr gut; er ist trefflich geschrieben, der Stil gebildeter, als in irgend einem anderen Werke von Dir. Laube las mir vor, daß Du zu der Europa ein Literaturblatt schreiben willst; ich sorge soeben daß sie in Preußen frei wird. Du Glücklicher heirathest

bald! Sei glücklich! Vielleicht besuche ich Dich gegen Ende des Septembers, wenn es die Mittel erlauben . . . Lebe wohl, recht wohl, und sei versichert, daß ich immer bleiben werde

Dein Ad. Glaßbrenner."

Ein ungemein charakteristisches Urtheil schrieb in jener Zeit über ihn August Lewald aus Stuttgart in einem Versöhnungsschreiben, mit welchem er in Gutzkows wieder dargebotene Freundeshand einschlug. „Gutzkow, Sie sind mir stets die merkwürdigste Erscheinung der jüngsten Zeit gewesen. Sie gehören halb der jetzigen, halb der jüngst vergangenen Periode an. Ich möchte stark behaupten, Ihr besseres Theil gehört dieser. Welche Mischung! Naiv, sentimental, maliciös, witzig, ernst und tief, leicht und unbesonnen; zu gescheut und zu rasch . . . . Was haben Sie nicht Alles dem Publikum übergeben? Wie vielen Geist haben Sie verschwendet. Sie haben für Andere geleuchtet und sich nicht genützt; Sie haben viel Pulver unnütz verschossen . . . Bei Ihnen kann freilich noch von keinem Abschluß die Rede sein, vielmehr von einer recht glorreichen Bahn, die Ihnen gewiß noch vorbehalten ist."

Vom günstigsten Einfluß auf Gutzkows weitere Schicksalsgestaltung war aber das Fürwort dreier älterer Männer von Rang und Ansehen bei den maßgebenden Instanzen in Berlin. Die Theilnahme von Rosenkranz wurde von uns schon erwähnt, derselbe hatte auch u. A. eine Kritik über Wally für die Berliner Jahrbücher geschrieben, welche, nachdem sie von der Zensur zurückgewiesen worden, in die Hände Altensteins, des Ministers, gelangte, und auf diesen aufklärend wirkte. In gleichem Maße ließen es sich neben ihm der Kurator der Universität Bonn, J. P. v. Rehfues, und der gefeierte Komponist von „Robert der Teufel", G. Meyerbeer, angelegen sein, für eine richtige Würdigung seines Strebens in der geistigen Sphäre zu sorgen, auf welche auch das preußische Ministerium „des Innern und der Polizei" zu achten hatte. Alle drei Männer waren durch Leistungen kritischer Art, die sich auf Werke von ihnen bezogen, von Interesse für ihn erfüllt worden, und als er im Herbst 1837 daran dachte, seine Vaterstadt aufzusuchen, um über die Möglichkeit einer Rücknahme des Allgemeinverbots seiner Schriften zu sondiren, da traf seine Bitte um Förderung bei den Genannten das willigste Ohr. Meyerbeer empfahl von Baden-Baden aus ihn auf das Wärmste seinem Bruder Wilhelm, dem Astronomen, mit der Bitte, ihn mit Alexander von Humboldt, der immer noch beim König Kammerherrndienste leistete, und dem Geheimrath Johannes Schulze, dem Chef des Unterrichtswesens unter Altenstein, in

nähere Berührung zu bringen. Rosenkranz, der mit der philosophischen Fakultät Berlins in intimsten Beziehungen stand und sich der Sympathie des Geheimraths Schulze erfreute, that Aehnliches, und Rehfues, der am besten Eingeweihte, schrieb unterm 30. September zwar zweifelnd, daß „vor Ablauf der fünf Jahre“ sein literarischer Name kaum geduldet werden dürfte, aber doch durch warme Theilnahme ermuthigend: was er thun könne, sei geschehen. Im Uebrigen werde er bei seiner bevorstehenden Anwesenheit in Berlin mündlich das Möglichste wirken.

Rehfues, jetzt nahezu ein Sechziger, hatte selbst auf eine Jugend zurückzublicken, die manchen Anklang an die seines Schützlings aufwies. Hatte auch er doch das theologische Studium aufgegeben, um sich der Literatur zu widmen, und war — seinerseits aus Tübingen stammend — in Stuttgart Redakteur gewesen, ehe er zum Staatsdienst gelangte. Ihm war das Glück und die Zeit günstig gewesen. Seine patriotischen Schwärmereien („Reden an das deutsche Volk“ 1813) hatten ihn dem Freiherrn von Stein empfohlen und noch während des Befreiungskriegs war er Generalgouverneur von Coblenz geworden. In wenigen Jahren war er zu der einflußreichen Stellung eines Kurators der damals neugeschaffenen Universität Bonn emporgerückt. Aber aus der Amtsstube sehnte er sich doch zurück in seine literarische Jugend, die er zum Theil in Hofmeisterstellungen in den schönsten Orten Italiens hatte verbringen dürfen, und diese Sehnsucht wurde ihm zur Muse, welche ihm u. A. den historischen Roman „Scipio Cicala“ eingab. Und wie den Menschen das eigene Schicksal gewöhnlich die Norm für guten Rath an andere liefert, so räth er jetzt dem jungen Freund, sein nächstes Leben doch ja so einzurichten, daß ihm nach Ablauf der fünf Jahre die Möglichkeit offen stehe, — etwa als Professor — in den Staatsdienst zu treten. Eine solche Wirksamkeit sei der Schriftstellerei äußerst förderlich. „Auch kommt mir vor, daß diese als ausschließliche Lebensbestimmung in unserem Vaterland nicht auf eine Weise getrieben werden könne, die dem Schriftsteller eine angesehene Stellung sichert. Ein Journal ins Besondere muß zu sehr auf das große Publikum Rücksicht nehmen, um nicht Vielem Raum zu gestatten, was die Meinung von dem Schriftsteller allmählich herabdrückt. Zudem hat die Schriftstellerei in Deutschland zu wenig Einfluß auf das öffentliche Leben, um ihm eine tiefer greifende Wirksamkeit möglich zu machen, wenn er nicht die materiellen Interessen zu seinem Hauptzweck macht.“ Als Weg empfiehlt er ihm, ein systematisches oder historisch-kritisches Werk auszuarbeiten, das ihm den Zugang auf eine Universität zu öffnen vermöchte. Dann könnte er, wenn nicht in

Preußen, so doch in Gießen oder Heidelberg auf Anstellung hoffen. Jetzt sei noch zu wenig Gras über die Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen über „Lucinde" gewachsen, die ihm weit mehr geschadet hätte, als die „Wally".

Aus diesem wohlmeinenden Briefe geht auch hervor, daß es sich bei Gutzkows Reise nach Berlin um die Frage handelte, ob er den Erscheinungsort seines „Telegraphen" dorthin verlegen könne. Der Versuch schlug fehl, wie sich denn auch im Uebrigen Rehfues' Vorhersage bestätigte. Aber der Telegraph wurde jetzt wenigstens in Preußen unter entsprechenden Zensurverpflichtungen zugelassen. Nun gelang es Gutzkow von Berlin aus, Campe in Hamburg für die Uebernahme des Blattes zu gewinnen, das in dessen Verlag dann schnell an Verbreitung zunahm. Hamburg wurde jetzt für die nächsten fünf Jahre die Stadt seines bleibenden Aufenthaltes; die Vortheile, welche die Privilegien der alten freien Hansastadt schon immer dem Campe'schen Verlage geboten, kamen nun auch seinem literarischen Wirken zu Gut. Von Campe, dem das Verlegen verbotener Bücher sehr gut bekommen war und der damals mit Heine in etwas gereiztem Verhältniß stand, sah er sich auch persönlich wohl aufgenommen. Assings mit ihren beiden jungen, für Kunst und Literatur, namentlich aber für die verfolgte, begeistert schwärmenden Töchtern Ludmilla und Ottilie, sorgten, daß der zunächst allein Gekommene gemüthliche Ansprache fand. Im Uebrigen hatte Lewald Recht mit seinen Zweifeln, wenn er schrieb: „Ich kann mir gar nicht denken, wie Sie in Hamburg leben. Wer nicht ein libertinisches Leben liebt, Austern, good eating und Peter Arhends oder sonstige Amouren, dem bietet Hamburg nichts." Wienbarg sah nicht ohne Neid von dem jüngeren Schicksalsgenossen sich immer mehr überflügelt. Auch sonst erblickte das literarische Hamburg, das meist aus Theaterdichtern, wie Töpfer, oder Theaterkritikern von zum Theil sehr zweifelhaftem Charakter bestand, in ihm einen Eindringling. Doch er bedurfte ihrer auch nicht. Arbeit war sein Element, literarisches Wirken. Sein Telegraph blühte auf. Wie er selbst als Hauptmitarbeiter des Blattes es um diese Zeit verstanden, sein Urtheil zu vertiefen und im Ausdruck zu mäßigen, davon gab dem größeren Publikum die Auswahl von Aufsätzen einen Beweis, die er im folgenden Jahr unter dem Titel „Götter, Helden und Don Quixote" im Verlag von Hoffmann und Campe erscheinen ließ, der freilich auch jetzt noch in Preußen und Oesterreich verboten war, was aber die geheime Verbreitung der Werke auch in diesen Ländern nicht hinderte. Die „Götter" waren

drei jung verstorbene, im Leben von der Ungunst der Zeiten verfolgte Dichter: Shelley, Büchner und Grabbe. Zwei der Aufsätze aus der Abtheilung „Don Quixote", eine Abrechnung mit Steffens, der in dem Roman „Die Revolution" eine Apologie der Demagogenverfolgung geschrieben, und eine Abfertigung des Leipziger Professors Löffler, der ein dickes Buch verfaßt hatte, in dem er für eine bessere Systematik der Zensur und Literaturpolizei plaidirte, trugen ihm einerseits von Rosenkranz, andererseits von Rehfues den Wunsch ein, er möchte sie als Broschüren besonders drucken lassen, damit sie weiteste Verbreitung fänden. Sonst brachte das Buch kleinere, zum Theil polemische Aufsätze über W. Schadow, v. Raumer, Immermann, Rehfues, Varnhagen, Leo, Diesterweg, Heine, Mundt, Laube, Schlesier, Minckwitz und Joel Jacoby. Der Untertitel „Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche" wurde ergänzt durch die Vorrede, die als gemeinsamen Gegenstand aller Artikel die „Mißstellung der Literatur zu dem öffentlichen Leben" bezeichnete. Aber trotz dieser Mißstellung, die er so bitter empfand, vermochte er den Rath des Gönners in Bonn, sich auf eine Dozentenlaufbahn jetzt vorzubereiten, nicht zu befolgen; aus inneren und äußeren Gründen. Er hatte geheirathet und hatte die Verpflichtung, durch sein Arbeiten den Unterhalt für ein bürgerliches Familienleben zu bestreiten. Er hatte aber dann auch als inneren Beruf gerade die Bekämpfung des Zustands erkannt, den Rehfues mit den resignirten Worten bezeichnet, daß in Deutschland die Literatur zu wenig Einfluß auf das öffentliche Leben habe. Dahin zu wirken, daß es anders würde, darauf war seit Jahren all sein Streben gerichtet, und er war nicht gewillt, dies jetzt aufzugeben, nun er sich über schier unüberwindliche Hindernisse hinweg diesem Berufe — trotz Acht und Bann — gerettet hatte. Die Redaktion seines „Telegraphen" machte ihm viel Arbeit, zumal er jetzt auch für dasselbe eingehende Berichte über das Bühnenleben in Hamburg schrieb. Seine Hauptzeit aber gehörte einem Roman, seinem ersten größeren, der noch im Laufe desselben Jahres in drei Bänden erschien, der erste Versuch, Eindrücke seines Lebens und Stimmungen seines Innern in humoristischer Weise wiederzuspiegeln: „Blasedow und seine Söhne."

Dieser Roman ist eine Satire auf die Phrase vom verfehlten Beruf. Die Anschauung, daß nicht derjenige Beruf, der uns anerzogen wird, der unbedingt richtige ist, sondern der, welcher der natürlichen Bestimmung entspricht, lag dem zu locker komponirten, an lebensvollen Genrebildern aber reichen Lebensgemälde zu Grunde. Schon im „Phönix" hatte er sich bei Besprechung von Herbarts „Pädagogischen Briefen"

gegen das Zuvielerziehen ausgesprochen und den Grundsatz vertheidigt, daß es für die Charakterbildung und die Berufswahl des Einzelnen das Beste sei, wenn der Heranwachsende möglichst früh dem Leben als Erzieher ausgesetzt werde. Er selbst hatte dem Erziehungszwang zu trotzen gewagt, war der Stimme seines Innern gefolgt und hatte das zu werden gesucht, wozu er sich berufen fühlte; der Erfolg gab jetzt scheinbar zwar Denen recht, die achselzuckend beklagten: er habe seinen Beruf verfehlt. Aber er spottete ihrer. Seine Phantasie malte sich aus, was aus ihm geworden wäre, wenn er, wie so mancher seiner Jugendfreunde, wider seinen Willen ein vereinsamter Landpfarrer in der Mark geworden wäre, wenn er seine ganze nach Freiheit durstende Thatkraft an einen unfruchtbaren Kampf mit dem ihn schulmeisternden Konsistorium hätte vergeuden müssen. Seine jungen Vaterfreuden legten ihm andrerseits den Gedanken nahe, inwieweit aber doch die Erziehung im Stande sei, die eigenen Kinder durch direkte Beeinflussung vor dem Schicksal eines verfehlten Berufs zu bewahren. Aus dem Wunsch, dies zu können, und der Einsicht, daß es nicht möglich sei, entstand die humoristische Stimmung, welche die Figur des Landpastors Blasedow von Klein-Bethlehem im Fürstenthum Sayn-Sayn gebar, den Helden des neuen Romans. Dieser Pastor, eine energische, kampflustige Natur, hat seine Bestimmung verfehlt und will seine Kinder vor gleichem Schicksal bewahren. Er belauscht zu dem Zweck das Thun und Treiben seiner vier Söhne im frühesten Kindesalter und zieht aus zufälligen Beobachtungen den Schluß auf ihren Beruf. Danach bildet er den einen zum Schlachtenmaler heran, den zweiten zum Bildhauer, den dritten zum Volksdichter, den vierten zum satirischen Schriftsteller. Auf der breiten Basis der Romananlage läßt er sie unter dieser Erziehungsmethode zu höchst ungerathenen Bengeln heranwachsen, die mit einander allerhand Abenteuer bestehen und unter den Einflüssen des Lebens auf ganz andere Dinge gerathen, als der sorgliche Vater gehofft hat. Diese Abenteuer, die im Ton der alten Schelmenromane gehalten sind, setzen sich zu einer Satire auf allerhand Schwächen und Moden der Zeit zusammen, auf die Manie, neue Badeorte zu gründen, auf Kleinstaaterei und Duodezfürstenwesen, auf Schwindel und Lüge in Sitte und Brauch. Zum Schlusse läßt der Verfasser alle vier Söhne nach dem Orient auswandern: der Schlachtenmaler wird Professor am polytechnischen Institut in Kairo, der Bildhauer leitet die Kornmagazine des Vizekönigs, der Volksdichter soll die Funktionen eines Hofdolmetschs bekleiden und der satirische Schriftsteller lobt die Regierung Mehemet Alis in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Der alte Blasedow aber,

der ihnen gefolgt ist, wandert oft in die Wüste und versucht sich unter den Pyramiden im Entziffern der Hieroglyphen. So ist Blasedow der Don-Quixote einer Erziehungsmanie, welche sich anmaßt, der Jugend einen nicht von dieser gewählten Beruf anerziehen zu können.

In einer Zeit, wo man noch Jean Paul mit Begeisterung las und der satirische Theil von Immermanns Münchhausen vielfach höher geschätzt ward als die Oberhof-Idylle, hatte man für die Vorzüge dieser Satire, für die Fülle von Bezügen und Anspielungen, wie für das Geistreiche des Gesammtplans bei weitem mehr Verständniß als heute. „Ihr Blasedow sticht hier den Münchhausen aus und auch besonders die Aerzte lesen ihn enthusiastisch," schrieb Rosenkranz kurz nach Erscheinen des Werks, das er selber „verschlungen". „Nachgerade bin ich so voll von Gedanken über Sie, daß ich beschlossen habe, sobald ich nur erst die Ausgabe Kants im Rücken habe, eine dornichte, undankbare Arbeit, ein Buch zu schreiben: ‚Karl Gutzkow geschildert von Karl Rosenkranz.' Ich werde darin ganz objektiv (abgesehen von allen Verhältnissen zu Menzel, Duller, Carové, Paulus, Mundt, Wienbarg, abgesehen von Staat und Kirche als ‚öffentlichen Thatsachen') Ihre Werke organisch entwickeln. Auch für die Seraphine habe ich einen Mittelpunkt gefunden, sie als eine Natur zu betrachten, die von Haus aus zur Erzieherin bestimmt ist und daher auf Andere eingehen muß, sei dies ein Arthur oder Edmund, ein Philipp oder Ferdinand, Sannchen oder Hr. Magnus, aber nur bis so weit, als sie die Individualität zu fassen nöthig hat: dann stellt sie sich darüber und will ins Allgemeine bilden, was ihr dann die individuellen Subjekte sehr übel nehmen, die eine sehr individuelle Liebe erwartet hatten." ... In dem Brief heißt es weiter: „Warum machen Sie sich denn sichtbar so viel Noth mit Ihrer Anerkennung? Faktisch ist ja gar nicht mehr möglich und ich wenigstens kann Sie versichern, daß hier kein anderer das Zentrum der allgemeineren poetisch-kritischen Literatur ist." Und in einem späteren Brief: „Ich bitte Sie, antworten Sie doch der Opposition gegen Sie gar nicht mehr. Daß Sie zehnmal witziger und tödtlicher antworten können, weiß man. Ihre positiven Leistungen vernichten durch sich selbst dieses Geschrei, das natürlich um so heftiger wird, da „Blasedow" eine zu objektive Gewißheit Ihres Talentes gibt ... Ich kann Sie versichern, daß ... Sie ein großes Publikum haben, das mit ihren eigenen Worten sagen kann: „Am Schönen erfreu' ich mich im Stillen; nur das Häßliche tadl' ich laut." Solcher Zuspruch, solche Anerkennung konnten — wenn auch das Buch „Karl Gutzkow von Karl Rosenkranz" nie erschien — den neu auf-

athmenden Dichter hinlänglich trösten über so manchen Angriff und so manche herabsetzende Kritik, wie sie leider gerade aus den Kreisen seiner früheren Freunde, seiner jetzigen Rivalen, auf ihn eindrangen.

* * *

Am tiefsten von diesen hatte sich Laube unter das kaudinische Joch gebeugt. Traf ihn doch die Acht auch wider alles Erwarten und nachdem er bereits die Sünden, die man ihm anrechnete, an Freiheit und Gesundheit weit über jedes billige Maß gebüßt. Er hatte gerade mit der Mitternachts-Zeitung in Braunschweig, einer Müllner'schen Schöpfung, einen Vertrag gemacht, der ihn zum Redakteur derselben ernannte, und eine Petition an die preußische Regierung, seine Uebersiedelung nach Braunschweig zu gestatten, lag ihm im Sinne. Der Plan seiner Heirath hatte diese Aussicht zur Unterlage. Alle diese Aussichten vernichtete das Bundes-Edikt. Und seine angegriffene Gesundheit hatte doch eine Klärung seiner Lebenslage so nöthig. Eine Stimmung ergriff ihn, ähnlich der, welche die meisten Menschen bei gemeinsamen Unglücksfällen elementarer Art bethätigen: rette dich, wie nur immer es möglich! Er that, was ihm alle seine bisherigen Freunde, auch Heine, damals als Unrecht ausgelegt haben, er erließ gleich den Professoren Ulrici, Gans, Rosenkranz, welche die preußische Regierung dazu nöthigte, in der „Allgemeinen Zeitung" eine Erklärung, die gegen seine Zugehörigkeit zum jungen Deutschland protestirte. Das Datum „Naumburg, den 13. Dezember 1835" tragend, hatte sie folgenden Wortlaut: „Als ich Hrn. Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabsichtigten ‚Deutschen Revue' zusagte, da geschah dies keineswegs in der Art, daß etwaige Tendenzen des sogenannten ‚jungen Deutschland', welche die bestehende Civilisation angreifen oder gar stören und bedrohen könnten, durch meine Beiträge gefördert werden sollten. Im Gegentheile erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus der Art nichts zu schaffen hätte, und eine eigentlich solidarische Theilnahme mir nicht zupaßte. — Diese Erklärung glaubte ich schuldig zu seyn, da ich mich mit jenem ‚jungen Deutschland', dem ich nicht angehöre, solidarisch betroffen sehe." . . . „Statt zu sagen: Es giebt kein junges Deutschland, sagt er: Ich gehöre nicht dazu", schrieb Gutzkow in sein Tagebuch, als er im Mannheimer Kerker diese Erklärung las. Aber nicht nur von Gutzkow wurde ihm diese Erklärung verdacht, auch Heine tadelte dieselbe und Mundt und Wienbarg nannten ihn voll Indignation einen „Apostaten".

Wir haben schon gezeigt, daß er keinen Gewinn von dieser Er-

klärung hatte. Wohl erlaubte ihm Tzschoppe stillschweigend in Berlin zu bleiben, aber sein Schriftstellername blieb wie der der anderen verfehmt. Durch die Dedikationen seiner kleinen Novellen „Liebesbriefe" und „Die Schauspielerin" an den Fürsten Pückler und Varnhagen von Ense, durch liebenswürdig auf ihre Persönlichkeit eingehende Aufsätze in den „modernen Charakteristiken" hatte er sich unter das Patronat dieser beiden liberalen Koryphäen der Berliner Geistesaristokratie gestellt; aber auch ihre Fürsprache vermochte ihm jetzt nicht zu helfen. Seine fertigen Manuskripte „Die Krieger" und „Die Bürger" mußten ungedruckt bleiben. Wie ganz anders würde sich das Urtheil über das junge Deutschland gestaltet haben, wenn jetzt neben Gutzkows Verherrlichung des poetischen Realismus in Goethe der Roman „Die Krieger" als eine Leistung moderner Realpoesie der erstrebten Richtung hätte hervortreten und das von Menzel geschürte Interesse frei und unbeirrt für sich in Anspruch hätte nehmen können. Aber so! Kein Verleger wollte sich für die Fortsetzung des Buchs mit dem anrüchigen Haupttitel „Das junge Europa" finden. Das nach Berlin mitgebrachte Geld reichte nicht lange, zumal er immer auf tadellose Toilette hielt. Er befand sich bald ökonomisch in der bedrängtesten Lage. Mundt mied ihn. Joel Jacoby, dessen Spionenmission er noch nicht durchschaut hatte, suchte ihn im Abfall von den Idealen seiner Jugend zu bestärken; der Umgang mit Glaßbrenner und dem grundehrlichen Demokraten A. Bernstein, dem späteren Redakteur der Duncker'schen „Volkszeitung", dann und wann ein Besuch bei Varnhagen und im Salon des Fräulein Solmar, wo er Gans, Humboldt und andere Liberale von Einfluß begegnete, hielten ihn im Gleichgewicht. Dabei fühlte er sich „in den feineren Gängen geistiger Produktion" ziemlich verstopft, denn die Nachwehen der drückenden Gefangenschaft lasteten immer noch auf seinen Organen. Es war eine hoffnungsarme, trübselige Existenz dort in der Kronenstraße. Die erste Hülfe kam ihm von dem berühmten Eckhause der Französischen Straße, dem Duncker'schen, das schon in den Zeiten der Herrschaft Napoleons den Patrioten Zuflucht geboten hatte. Der älteste Sohn des alten Duncker, der Historiker Max, hatte als Burschenschafter eine längere Gefängnißhaft zu erleiden gehabt, der jüngere Franz gab später dem Verlag eine demokratische Richtung und wurde, als ein freierer Zug in die Preßverhältnisse kam, Gründer der schon genannten „Berliner Volkszeitung". Für diesen Verlag schrieb jetzt Laube eine volksthümliche Darstellung der französischen Revolution, ein ähnliches Werk wie seine Geschichte Polens, die ohne Nennung des Autors unter dem Titel: „Die französische Revolution von 1789

bis 1836" erschien. Es war literarische Handwerksarbeit und oft beschlich ihn dabei der Gedanke, ob es nicht besser sei, noch ein wirkliches Handwerk zu ergreifen, etwa Maurer zu werden, wie es sein Vater, der Bau- und Maurermeister, gewünscht. Da kam wieder ein Hoffnungsschimmer aus Mannheim. Löwenthal hatte seinen Verlag an den dortigen Buchhändler Heinrich Hoff verkauft, der auch politisch einer liberalen Richtung huldigte. Laube's „Charakteristiken" waren gut gegangen und Hoff bat den Autor um eine Fortsetzung seiner „Reisenovellen", deren erste Bände aus dem Verlag Otto Wigands ebenfalls in den seinen übergegangen waren. Diese Reisenovellen waren populär geworden und ihre Fortsetzung hatte Aussicht, nöthigen Falls auch ohne Nennung des Autors zu gehen. Der Antrag brachte Geld und eine Anregung, die dem verstockten Blut des Autors vor allem nöthig war, Anregung zum Reisen. Er sehnte sich an das Meer, das von Heine so hochgepriesene, sein Athem und seine Wellen sollten ihn zu neuer Frische beleben.

Ohne die Polizei um Erlaubniß zu fragen, reiste er über Stettin nach dem Ostseebad Swinemünde, wie er dies im fünften Band seiner Reisenovellen dann schilderte. Am Ausfluß der Oder, des Stromes, der seine Studienjugend in Glogau, in Breslau und den Landsitzen seiner Hauslehrerei begleitet hatte, suchte er sich zu erholen und zugleich zu einem Abschluß seiner Sturm- und Drangzeit zu kommen. „Man übernimmt zuviel," sagte er sich, als er auf dem Steindamm am Haff gelagert seine Vergangenheit Revue passiren ließ, „wenn man in jungen Jahren Politik schreiben will. Dazu gehört ja doch eigentlich eine Kenntniß und Beherrschung aller Wissenschaften. Sie münden ja alle in den Staat, wie alle Wasser ins Meer." Er gedachte seiner poetischen Anfänge, seines Ringens, die Formen der poetischen Kunst zu beherrschen; er vergegenwärtigte sich, wie seine kritischen und politischen Kämpfe als letztes Ziel gehabt hatten, dem eigenen Leben wie dem der Zeit poetischen Werth zu verleihen, die Forderungen der poetischen Kunst zu versöhnen mit den Forderungen des politischen und sozialen Fortschritts. Er sah seine Aufgabe in der Rückkehr zu seinen Anfängen. Der Leichtsinn, mit dem er ohne ausreichende Vorkenntnisse das große Wort geführt, erfüllte ihn mit Reue. Auf literarischem Gebiete wenigstens wollte er die Lücken seiner Bildung füllen. Es drängte ihn aber auch, seine Auffassung vom Wesen und Werden der deutschen Literatur, den Aufgaben der Poesie als bildender Kunst, im Zusammenhang darzustellen, ohne Abschweifungen in die Tendenzfragen des Tags. Die Idee, eine Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben, die er in den nächsten

zwei Jahren zur Ausführung brachte, gab seinen flatternden Gedanken wieder ein festes Ziel. Und je fester sich dasselbe als Aufgabe vor seinen Augen gestaltete, um so freier wurde es in seinem Innern. Doch blieb seine Stimmung eine melancholische. Da bewirkte, was selbst eine Ovation junger Burschenschafter, die auf einer Vergnügungsreise nach Rügen in Swinemünde seinen Aufenthalt hier erfahren hatten, und eine Reise mit diesen fröhlichen Schwärmern nach Rügen nicht vermocht hatte, dann ein Brief, den er bei seiner Rückkehr von dieser Ausfahrt, nachdem er nur mit knapper Noth einem Schiffbruch entgangen, in Swinemünde vorfand. Der Brief war von jener jungen Wittwe, um deren willen er von Naumburg aus heimlich in Leipzig gewesen, um deren Liebe er gerade geworben, als der Ukas gegen das „junge Deutschland" ihn aus dem rosigen Zukunftstraum schreckte. Seine elende Lage hatte ihm dann nicht gestattet, das Wort als Freier zu führen, aber die Beziehung war erhalten geblieben. Jetzt schrieb sie ihm, daß sie zu einer Sommersaison in dem Thüringer Soolbad Kösen angelangt sei, welches er ihr bei jenen Begegnungen in Leipzig so warm empfohlen, nachdem sein eigener Aufenthalt dort, von Naumburg aus, ihm so zugesagt hatte. Dieser Brief bewirkte eine völlige Umwandlung. Laube umging wiederum die Behörden und folgte muthig der Einladung, treu seiner Losung: Wer viel fragt, kriegt viel bericht't. „Ich ging nach Kösen," heißt es in den Erinnerungen, „und wurde ein neuer Mensch. Nicht gerade durch die ‚Salzsoole', welche ich andern Leuten überließ. Es giebt eben ein Etwas im Menschen, welches in letzter Instanz aller bürgerlichen Hindernisse spottet. Man nennt es Poesie und weiß nicht wie. Alles hört plötzlich auf in uns, was Tag und Nacht unser Leben beherrscht hat; wir haben's geradezu vergessen, was uns Tag und Nacht unüberwindlich erschienen. Es ist etwas Höheres über uns gekommen, und wenn uns der Nachbar, welcher unsere Pein mit angesehen, nach Ankunft dieses Höheren mit verblüfften Augen betrachtet, weil wir auf einmal fröhlich und guter Dinge sind, und wenn er uns erstaunt fragt: ‚Ja sind denn die Hindernisse beseitigt?' — so antworten wir lachend: ‚Nein! aber das Hinderniß in der armen Seele ist in die Luft geflogen, die arme Seele ist reich geworden und fragt den Teufel nach bürgerlichen Schulden. Die Welt ist mehr als der preußische Staat und der Herr von Tzschoppe und das verbotene junge Deutschland!'"

In solcher Stimmung reiste der Verfehmte nach Kösen, verbrachte mit der glücklichen Braut eine herrliche Sommerzeit, schrieb in ruhigen Stunden an der Fortsetzung seiner Reisenovellen, denen jetzt nicht mehr

lockere Liebesabenteuer, sondern historische Rückblicke und Jugenderinnerungen den Charakter verliehen, und am 10. November feierte er seine Hochzeit — glücklich trotz Tzschoppe und Bücherverbote! Da er die sächsische Grenze immer noch nicht überschreiten durfte, fand die Trauung in der kleinen Kirche zu Lützen statt, der Leipzig zunächst gelegenen preußischen Stadt, die für ihn — wir wissen es — einen besonderen poetischen Reiz hatte. Auf dem Schlachtfeld zu Lützen hatte er seine erste Schlacht als Dramatiker siegreich beendet. Und am 10. November waren Luther und Schiller geboren, die beiden Geistesheroen, die seinen frühsten dichterischen Anfängen die Bahn gewiesen; wahrlich, diese Hochzeit in Lützen am Luther- und Schillertag des Jahres 1836 hat eine symbolische Bedeutung gewonnen für die Anknüpfung seines späteren erneuten Aufschwungs als Dichter an die poetischen Anfänge seiner Jugend. Hatte doch dann sein bestes Drama Friedrich Schiller zum Helden, und sein bedeutendstes Erzählungswerk „Der Deutsche Krieg“ die Reformationszeit zum Hintergrund.

Vorher war er noch in Berlin gewesen, denn es war sein Plan, den jungen Haushalt dort zu begründen. Er wollte erfahren, ob er dies unbehelligt thun könne. Eine Begegnung mit dem Preßagenten des Ministers von Rochow, Joel Jacoby, hatte ihm folgenden Bescheid eingetragen: „Sie scheinen uns ganz zu vergessen, ei, ei! Man schweigt, weil man Sie in Liebe weiß. Verliebte sind nicht staatsgefährlich. Aber übertreiben Sie Ihre Sorglosigkeit nicht, denn das System ist unverändert dasselbe, und man will unerbittlich aufräumen mit der liberalen Koterie.“ Wenige Tage später war er zu Sr. Exzellenz dem Minister von Rochow beschieden worden. Voll banger Ahnungen stellte er sich zur bezeichneten Stunde im Ministerhotel ein. Und was geschah? Herr von Rochow schlug ihm ein Ziel für seine — Hochzeitsreise vor. Es handelte sich um eine politische Mission nach Straßburg. Prinz Louis Napoleon hatte in Straßburg seinen Putsch gewagt. Man wünschte in Berlin unbefangene Nachrichten über die Stimmung dort für oder gegen den Napoleoniden. Bei der Hochzeitsreise eines Demagogen werde sicherlich kein Mensch daran denken, daß die preußische Regierung beobachten lasse. — „Es ist also eine Aufgabe, welche mit dem Liberalismus oder Nichtliberalismus gar nichts zu schaffen hat?“ — „Gar nichts,“ habe der Minister geantwortet. „Sie sind ja doch ein Preuße und haben wohl noch in Ihrer frühen Jugend unsere entsetzliche Franzosenzeit erlebt, ermessen also, was die Frage bedeutet: ob ein Napoleonidenregiment in Frankreich wieder möglich sei.“ Laube übernahm die Mission. Das

Vertrauen seines Erzfeindes hatte er zu seiner Ueberraschung also gewonnen. Er durfte glauben, jetzt sei es für immer mit aller Gefahr vorbei.

Kaum aber hatte er nach der Rückkehr nach Berlin mit seiner Frau ein schmuckes Schriftstellerheim sich leidlich eingerichtet und von Varnhagen, Gans und Fräulein Solmar gefördert, einen angenehmen geselligen Verkehr sich gewonnen, da zeigte es sich, daß das Damoklesschwert noch immer über ihm schwebte. Gerade als er das Haupt wieder in alter Siegeszuversicht in die Höhe hob, fuhr jenes auf ihn herab. Der Winter 1836 auf 37 war in sorgloser, anregender Weise verflossen, die neuen Bände der Reisenovellen waren in Mannheim unbeanstandet erschienen, Laube's ungemein gewinnende persönliche Eigenschaften wie die heitere Liebenswürdigkeit seiner Frau hatten in der Fürstin Pückler-Muskau — der Fürst selbst machte in jener Zeit seine Semilassoreisen in Afrika — eine einflußreiche Gönnerin gewonnen. Der Himmel hing dem jungen Paar voller Geigen. Aber es hatte die Rechnung ohne die Akten des Untersuchungsprozesses in der Hausvogtei gemacht. Wenn Laube, sich des Glücks der Gegenwart freuend, seinem jungen Weibe das finstere Gebäude zeigte, da hatte er der Gefängnißqualen darin wie einer längst verwundenen Vergangenheit gedacht. Aber die Verhörsprotokolle hatten inzwischen noch unerledigt im Kammergericht gelegen. Jetzt waren sie endlich — das Verfahren gegen ihn nahm sich besonders viel Zeit — zur Urtheilssprechung gelangt. Das Urtheil lautete auf — sieben Jahre Festung. Sechs Jahre Festungshaft war seit der Thätigkeit der großen Mainzer Untersuchungskommission das übliche Strafmaß für die einfache Zugehörigkeit zur Burschenschaft. Die Begeisterung für die Einheit Deutschlands war grauenhaft kostspielig in jenen Zeiten. Das weitere Jahr wurde ihm wegen eines Preßvergehens zudiktirt, wir sagten es schon, wegen der Beleidigung des treuen Freundes der Deutschen, des Zaren Nikolaus, begangen in Laube's erstem Buch vom Jahre 1832, der Geschichte Polens. Seine Reklamation, deren Befürwortung die Fürstin Pückler übernahm, bewirkte aber eine bedeutende Ermäßigung. Weil Laube vor dem Jahre der Julirevolution seine Burschenschaftssünden begangen, also noch vor dem offenen Hervortreten revolutionärer Bestrebungen des Bundes, wurde er zu sechs Monaten begnadigt. Von dem Strafjahre zum Besten des Zaren jedoch wurde ihm nicht ein Tag erlassen.

Das waren trübe Tage im jungen Poetenheim!

Aber wie Laube's Glück sich so oft gerade in Tagen der Heimsuchung besonders glänzend bewährt hat, so geschah es auch jetzt. Wie

er später in dem Roman „Die Böhminger“ mit geringer Veränderung erzählt hat, nahm sich die Einzige, die ihm jetzt helfen konnte, seiner auch weiter in erfolgreichster Weise an. Die Festungen Preußens waren in jener Zeit der Demagogenhetze überfüllt. Man hatte deshalb den Ausweg gut heißen müssen, die Staatsverbrecher in gewöhnlichen Städten gefänglich unterzubringen. Das alte Stammschloß der Pückler zu Muskau war nun gerade seit einiger Zeit zum Amts- und Polizeihaus eingerichtet worden. Ein ganzer Stock desselben war unbewohnt. Die Fürstin bot diese Räume dem Verurtheilten an; er solle ein Gesuch einreichen, daß man ihn dort zur Haft bringe. Laube schüttelte den Kopf. Der Mächtige, von dem die Entscheidung abhing, war Tzschoppe. Die Fürstin aber war hier die Mächtigere. Tzschoppe hatte seine ganze Existenz dem Fürsten Hardenberg, ihrem Vater, zu danken. Er konnte ihr die Bitte kaum abschlagen. Wenn wir einer Andeutung in dem genannten Roman folgen dürfen, so wußte sie auch um kompromittirende Dinge, deren Geheimniß sie als Trumpf gegen ihn ausspielen konnte. Genug, Exzellenz von Tzschoppe kam persönlich in das Hotel, wo Laubes bereits wohnten, um ihm, dem Demagogen, höflichst anzukündigen, daß der Präsident des Kammergerichts seine Befürwortung erhalten habe zu der Wahl von Muskau als dem Ort seiner Haft. Und so war das Gefängniß, das Laube nun auf achtzehn Monate bezog, immerhin ein ausnahmsweise angenehmes, zumal seine Gattin die Haft theilte, die ihm dort auch zu ihrem Söhnlein erster Ehe einen Knaben gebar. Aber achtzehn Monate sind eine lange Zeit, noch dazu, wenn zwölf davon sich auf zwei Winter vertheilen. Wohl hatte er Arbeit vollauf: er lieferte in die „Mitternachtszeitung“ Beiträge, beendete „Die Bürger“, schrieb seine mehrbändige Literaturgeschichte; die neuen Reisenovellen brachte er in seiner Eremitage zu Muskau zu Ende; auch Spaziergänge in dem berühmten Park des Schlosses gewährte ihm sein gutgearteter Argus; aber Körper und Seele ermatteten unter dem seelischen Druck des bloßen Bewußtseins seiner Gefangenschaft. Ein Brief von ihm aus „Muskau in Schlesien, den 19. September 1837“ an Georg von Cotta, der diesem die große Literaturgeschichte zum Verlag anbot, giebt ein lebendiges Bild des Sehnsuchtslebens in seiner Seele und ist uns zugleich ein Anhaltspunkt für die Schwierigkeiten, mit denen auch Laube als Verfehmter zu kämpfen hatte, um für seine Schriften einen Verleger zu finden: erst zwei Jahre später entschloß sich ein Anderer, Karl Hallberger, zum Verlag der vier Bände (1839—40). Der Brief ist voller Pläne und Entwürfe und zeigt ihn als eifrigen Zeitungsleser. „. . . Wenn ich mit

meiner großen Arbeit fertig bin, möcht' ich Ihnen für die ‚Allgemeine' größere literarische Artikel anbieten, welche den allgemeinen Entwickelungsgang der Nation in nicht bloß politischem Sinne, mehr in Bezug auf literarische Aeußerung, aber doch auf die thätige Nationalseele eingehend, schilderten. Es scheint mir, als beachtete Ihr Blatt dies Moment seit einiger Zeit zu wenig. — Ferner hab' ich größere Reisen vor, sobald mir die Hände frei sind, ich möcht' ein paar Jahre von der Bücherschreiberei scheiden und es läge mir daran zu wissen, ob man in irgend ein regelmäßiges Verhältniß zu Ihren Instituten treten könnte. Das liegt indessen nicht zu Heut und Morgen vor der Thür, und es fragt sich vorderhand nur im Allgemeinen, ob die Cotta'sche Handlung ein solch regelmäßiges Verhältniß einzugehen gedächte ..." Dies geschah denn auch, als dem Ungeduldigen die Stunde der Freiheit schlug. Jetzt mit seiner unternehmungsfrischen Frau trat er aufs neue, wie als junger Kandidat, eine Reise nach Frankreich an, die dieses Mal wirklich ihr Ziel und nicht nur Paris, sondern auch die Häfen der Bretagne und Normandie, selbst Algier erreichte und über Jahresfrist währte. Und er machte diese Reise wie auch später eine zweite als feuilletonistischer Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung".

Jetzt aber — als halbfreier Gefangener zu Muskau — litt er an „Heimweh" nach solcher Reisefreiheit. Das Stubenhocken hatte ihm nie ja getaugt und die ihm aufgezwungene Lebensweise würde sich gewiß an seinen damaligen Arbeiten noch mehr gerächt haben, wenn ihm nicht der Rath und die Güte der Fürstin Pückler, die öfter auf längere Zeit im Schloß wohnte, ein neues Gebiet geistiger, aber auch körperlicher Bewähr erschlossen hätte: die Jagd. Der große Muskauer Park bot auch hierzu reiche Gelegenheit und der ihm vorgesetzte Beamte, Justizrath Paschke, sowie der Polizeimeister im Hause, ein gemüthlicher Alter, hatten mehr Respekt vor den Wünschen der Fürstin, als den Befehlen der Demagogenverfolger. Von da an war Laube ein leidenschaftlicher Jäger und der Poet in ihm erhielt einen neuen Stoff: die Reize der sogenannten todten und doch so bewegten und belebten Natur, während ihm bisher die Poesie nur am feurigen Kreisen des Menschenbluts zu haften geschienen hatte. Eine weitere Anregung bot ihm der Verkehr mit Leopold Schäfer, dem Dichter des „Laienbrevier". Der lebte nahebei im Städtchen, wo er geboren, ein stilles Poetendasein, nachdem er Jahre lang die Oberverwaltung der Herrschaft Muskau mit seinen literarischen Neigungen zu vereinen gewußt hatte. Sein Laienbrevier, elegische Ergüsse edler pantheistischer Frömmigkeit, übte damals eine

große Wirkung aus. Im Anschluß an diese Dichtung brachte Laube die Stimmungen und Erfahrungen, die seinem Geist und Herzen das einsame Jägerleben brachte, das Jägerleben eines Gefangenen, nicht ohne Humor und Satire seine scharfen Beobachtungen des Lebens der Thiere verwerthend, zur poetischen Aussprache in seinem „Jagdbrevier“, das auch erst 1840 erschien. Wie Gutzkow mit seinen lyrischen Beiträgen zum Telegraphen, protestirte damit auch er unbewußt gegen die jetzt durch Mundts Buch „Die Kunst der deutschen Prosa“ aufgebrachte Legende, ihr literarisches Streben negire prinzipiell die Bedeutung der gebundenen Form. Aber während Gutzkows Lyrik wie seine Prosa den alten Drang bekundete, sich als Waffe im Kampf für Aufklärung und Fortschritt zu bewähren, wurde Laube's „Jagdbrevier“ der stärkste poetische Ausdruck seiner damaligen Resignation und Abkehr von den allgemeinen öffentlichen Interessen. Nur in Anspielungen auf Aristokratie und Demokratie im Thierreich blitzte die alte Streitbarkeit gelegentlich wieder auf.

* * *

Wir berühren hier einen der verhängnißvollen Irrthümer, welche durch den polemischen Zersetzungsprozeß des Jungen Deutschlands in die Literaturgeschichte gelangt sind, wo sie sich festgesetzt haben zum Nachtheil einer gerechten Würdigung dieser so hoffnungsreichen Epoche. Da heißt es: „Das junge Deutschland wollte die Poesie, wollte die metrisch gegliederte Kunstform ganz abschaffen und an deren Stelle die Prosa setzen.“ Eine Stelle in Wienbargs Feldzügen, welche von der sich vollziehenden Uebergangszeit sagt, daß für die Aussprache ihrer gährenden Ideen die Prosa ein geeigneteres Gefäß sei als die durch Reim und Metrum in der Freiheit des Gedankenausdrucks gebundene Poesie, hat vielleicht dafür außerdem noch als Anhalt gedient. Gleichzeitig bot Wienbarg aber selbst Gedichte und eine begeisterungsvolle Lobrede auf das größte Genie der Epoche, Lord Byron, der doch nur in Versen gedichtet hatte. Und thatsächlich haben Gutzkow und Laube neben der Prosa stets die Formen der nach strengen Schönheitsgesetzen gegliederten poetischen Rede gepflegt, als Gymnasiasten schon, als Studenten, als literarische Anfänger, im Sturm und Drang der geschilderten Zeit, wie Gutzkows „Nero“ und die von Laube in die Reisenovellen und die „Krieger“ eingestreuten Gedichte erweisen, später in ihren formvollendetsten Dramen, in „Uriel Acosta“ und „Graf Essex“. Dennoch hat sich das Märchen, sie seien barbarische Bilderstürmer der Poesie gewesen, erhalten; gestützt allein auf die

Ausnahme Mundts, der aus der Beschränktheit seines eigenen Talents und aus jener von Wienbarg bezeichneten Thatsache in seinem Buch und zwar dem Kapitel „Verhältniß von Poesie und Prosa in der heutigen modernen Literatur“ für einen einseitigen Kultus der Prosa zu weitgehende Folgerungen zog. Im Uebrigen ist dasselbe nichts weniger als eine im Geist der „Bewegungsliteratur“ gehaltene und damit für die jungdeutsche Bewegung charakteristische Schrift. Es ist in der Hauptsache eine in klarem gefälligen Stil geschriebene Kompilation von Urtheilen über deutschen Stil und deutsche Prosa aus älterer und neuerer Zeit, welche von einer geschichtlichen Darstellung ihrer Entwickelung zusammengehalten wird. Ein harmloses Buch der Belehrung, bei dessen Lesung man nicht begreifen kann, wie auch dieses Erzeugniß Mundts Anlaß zu peinlichen Zensurplackereien hat geben können. Und doch war dies der Fall. Der Rothstift des Zensors muß arg gewüthet haben.

So lange Mundt in Berlin blieb und sich dort bemühte, statt des verbotenen „Zodiakus“ eine neue Zeitschrift „Die Dioskuren“ ins Leben zu rufen und über Wasser zu halten, hat er von allen Geächteten den meisten Zensurdruck erfahren. Ohne Beziehungen zu auswärtigen Verlegern, die sich einer freieren Auffassung des Bundestagsedikts Seitens ihrer Regierungen erfreuten, war es ihm hier ganz unmöglich gemacht, irgend etwas nach oben Anstoßendes zu veröffentlichen; wurde doch sogar die von ihm mit Varnhagen veranstaltete Ausgabe des literarischen Nachlasses von Goethe's Freund Knebel verboten. Als auf Spezialbefehl des Königs eine besondere Zensurbehörde für die Schriftsteller des „Jungen Deutschlands“ eingesetzt worden war, hatte Mundt darin anfangs einen Fortschritt begrüßt, „da höhere Beamte damit beauftragt sind, von deren Aengstlichkeit man weniger leidet, als wenn man mit den gewöhnlichen Zensoren, die selbst unter strengster Kontrole stehen, zu thun hat.“ Der „höhere Beamte“, dem Mundt zugetheilt wurde, war der Geh. Hofrath John. Ueber diesen Mann findet sich in Varnhagens Tagebuch vom Jahre 36 folgende Notiz: „Ein Mensch, der die Büberei ausgeübt hat, nach Preußens Besitznahme von Sachsen eine Schmähschrift gegen Preußen zu verfertigen, heimlich drucken zu lassen, in der Provinz zu verbreiten und dann bei der preußischen Behörde die Personen polizeilich anzugeben, bei denen die Schrift sich fand.“ Dies sei nicht nur erzählt, sondern gerichtlich erwiesen und der Anstifter mit namhafter Strafe belegt worden. Dennoch sei er Geh. Hofrath und Ritter des Rothen Adlers geworden. Dieser Zensor „höheren Grades“ hatte natürlich für sein Amt echt Tzschoppe'schen Diensteifer. Eine

Sammlung von Aufsätzen, die schon durchgängig das Imprimatur besaßen, mußte ihm nochmals unterbreitet werden. War doch auch eine neue Ordre gekommen, daß kein preußischer Regent, zu welcher Zeit er auch immer gelebt haben möge, in einer preußischen Druckschrift mehr getadelt werden dürfe. „Was mich betrifft," heißt es in einem seiner Briefe an Kühne, „so plagt mich mein mir eigens beigegebener Zensor jetzt mit meiner ‚Kunst der Prosa' bis aufs Blut. Wie jedes Gewächs seine bestimmte Gattung von Läusen hat, die es fressen, so ist mir dieser Zensor organisch beigeordnet worden und sitzt mir wie ein Eingeweidewurm im Leibe." Etwas weiter heißt es in dem Briefe: „Mit meiner Beschwerde gegen den Zensor John bin ich vom Ministerium an das Oberpräsidium verwiesen worden und habe dort jetzt förmlich um die Erlaubniß nachsuchen müssen, daß ich nur unter preußischer Zensur schreiben dürfe! Mich soll wundern, was sie auf meine ungemein nachdrückliche und heftige Beschwerde erwidern werden. Die „Societät", sowie Kritik, hat sich ihrerseits sehr nobel gezeigt und auf einen in letzter Sitzung gefaßten Beschluß ebenfalls eine Vorstellung an das Obere Präsidium gerichtet, worin sie gegen das Einschreiten des Zensors John in corpore protestirt. Gans hat erklärt, er würde von den Jahrbüchern austreten, wenn nicht mein Name wieder in das Mitarbeiterverzeichniß käme — in der ersten Gluth ist jeder Mensch schön! Varnhagen meint, man sollte die Jahrbücher gänzlich aufgeben; dies würde eine große Sensation in Deutschland erregen, wenn eine so geachtete Gesellschaft dadurch stillschweigend erklärte, mit der Literatur sei es unter gegenwärtigen Verhältnissen vorbei."

Das erste Buch, was Mundt wieder herausbrachte, erschien 1837 in Wismar, die Sammlung: „Charaktere und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur." Auf dem Titel waren nur die Initialen seines Namens angegeben. Der Inhalt spiegelte seinen Entwickelungsgang in zum Theil vorzüglich geschriebenen, noch heute lesenswerthen Zeit- und Charakterbildern. Da war nichts Staatsgefährliches, aber wohl das Lob der Rahel, der George Sand, ein Schwertgang mit Ludwig Tieck, dessen Vittoria Accorombona als viel unsittlicher bezeichnet wurde, als irgend eine Schrift der von ihm verketzerten Jugend, eine Vertheidigung des Nackten in der Kunst — Grund genug, daß die Sammlung in Preußen sofort verboten wurde. Die „Geschichte der deutschen Prosa" erschien in demselben Jahre in Leipzig. Die „Spaziergänge und Weltfahrten" (Altona 1838—40) nahmen das Thema der „Posthorn-

Symphonie“, der Reiselust, wieder auf und boten ungefährliche Feuilletonistik in bunter Folge. Erst 1841, nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung, als eine optimistische Beurtheilung des neuen Monarchen die Hoffnungen des liberalen Bürgerthums schwellte, trat er wieder mit einem Roman hervor, und zwar einem historischen, der voll reicher Bezüge auf die sozialen Kämpfe der Gegenwart und dessen Held bezeichnender Weise „Thomas Münzer“ war. Er fand ein großes Publikum und erlebte drei Auflagen. Wie hier hat er sich auch in seinen späteren historischen, ästhetischen und unterhaltenden Schriften der Tendenz seines Jugendschwärmens als Anhänger demokratischer Prinzipien und sozialreformistischer Ideen treu erwiesen. 1842 durfte er wieder seine Vorlesungen an der Universität aufnehmen, erhielt aber erst 1848 den Professortitel. Vorher — 1838 — hatte er wie Gutzkow als Zeitschriftenherausgeber in Hamburg einen Freihafen gefunden und aus Dankbarkeit sein neues Organ „Der Freihafen“ genannt. Und als er nach dem Scheitern auch dieses Unternehmens 1839 nach Berlin zurückgekehrt war, hatte er wenigstens den Glückshafen erreicht, den eine glückliche Ehe gewährt.

Die Sehnsucht nach diesem Glück hatte bei seiner Opposition gegen das „Bestehende“ in Staat, Kirche, Gesellschaft immer eine große Rolle gespielt. Es war etwas Weiblich-Hingebendes in seinem Wesen, gegen das wiederum jener Impuls, sich als Mann und Held zu bewähren, gelegentlich revolutionirte, der ihn denn auch 1848 in dem großen Märzsturm auf die Berliner Barrikaden getrieben. In seinem Verhältniß zu Charlotte Stieglitz war nicht er, sondern sie die Heldin gewesen; aber die Anempfindungsseligkeit seines Gemüths hatte sich in ihm wie schon vorher in seiner Jugendfreundschaft mit Gustav Kühne als seine eigentliche Stärke offenbart. In dem Daseinselend, das ihm in dem Jahre nach dem Bundestagsedikt das Leben in Berlin zu einem Gefängniß gemacht, bewahrte dies Gemüth seine Glaubenskraft; all die Heimsuchung vermochte nicht, seine Zuversicht in den Beruf der Menschheit, durch Liebe auf Erden glücklich zu werden, seine Hoffnung, daß auch ihm selbst dies Glück noch beschieden sei, zu beugen und zu vernichten. Mitten durch seine Klagen bricht lebenswarm dies Bekenntniß. Der folgende Brief an Kühne spiegelt besser als alles, was er später geschrieben, dies eigentlichste Wesen seines Innern. „Berlin könnte etwas sein, aber es ist nichts! Die Zeit ist in diesem Augenblicke danach, daß wir jetzt alle nur so hinschlendern, ziemlich gleich, wo und wie. Man mache sich Pläsir, man beiße um sich, man juble, phantasire, dichte, denke, stelle sich und die Andern auf den Kopf: das halte ich noch für das Gescheidteste, aber

man bilde sich nur nicht ein, aus dem Sauerteig, in dem Alles eingeknetet ist, genießbares Brot backen zu können. Das ist noch nicht für uns, und gewaltige, himmelschreiende, blutige, weltzermalmende Ereignisse — der Engel der Geschichte, wie er noch nie gedonnert und geblitzt hat — wird kommen müssen, um uns in unsere Rechte einzusetzen. Wer weiß, ob wir es bei lebendigem Leibe erleben, vernünftig zu werden. In den Adern der Staaten so viel unausrottbare Dummheit und Barbarei, in der Kirche ein Gott, der zur Formel geworden, und in den Herzen der Menschen eine so warme Quelle der Seligkeit, so viel Anlage zum Glück, höchsten Genuß und tiefsten Ergreifen jedes schönsten Existirenden — wo soll das hinaus laufen! Ja, das Herz der Menschen, ich kann mir nichts Herrlicheres denken! Ich bin ein unendlicher Menschenfreund, meine Religion liegt darin. Das Herz der Menschen — — ich möchte eine Theodicee des Menschenherzens schreiben, denn ich habe es studirt! Ich kenne es, ich weiß, welche Gaben und Fähigkeiten es hat, wie gesund und stark es ist, und daß es die heutige Epoche nicht verdient, die es mit Gewalt krank machen will, und ihm eiserne Ringe umschnürt, daß es ersticken möchte, wäre es nicht dennoch von Gott! Das alte Raisonnement hat die Phrase gäng und gäbe gemacht: das Allgemeine sei immer das Vernünftige und Gute, und nur der einzelne Mensch das Irre, Verirrte, Böse. Ich denke gerade umgekehrt davon. In unserer Zeit ist die Individualität etwas Vollendetes geworden; wann war die Bildung je schöner entwickelt! Aber der allgemeine Zustand der Epoche, das Bestehende der Weltordnung, taugt nichts mehr und muß über den Haufen gestürzt werden, weil die Individualität so mächtig geworden ist. Wie soll man sich aber retten, alter Freund? Man kann, man muß sich retten vor seiner Epoche! Man muß lieben! Ja, Liebe ist Dir und mir die einzige Rettung! Thu Dein Tagewerk redlich, wie Du nicht anders kannst und darfst, aber liebe! Wirf Dich an eines Weibes Brust! Nicht mich liebe — wir gehören uns doch an! Das Weibliche — jenen edlen Theil der Schöpfung, dem an Kostbarkeit und Eigenthümlichkeit nur das Auge verglichen werden kann, muß man lieben, um sich an ihm wieder, an dem Urborn des unmittelbaren Daseins zu tränken. Eine echte Liebe ist in unserer verworrenen Zeit die einzige Rettung, um auf diesem Wege die Idee der persönlichen Freiheit und Schönheit wieder zu erlangen, die in der Allgemeinheit gebrochen und untergegangen ist. Man kann dann besser und kräftiger auf die Thorheiten des allgemeinen Zustandes, der für nichtswürdig anzusehen ist, zurückwirken, man hat etwas voraus und ist darum ein fördernder Kri-

tiker. Laß die Nachtigallentriebe Deines Herzens ausschweifen und Musik machen! Fange Dir etwas ein, hänge Dein Herz an etwas, sonst wirst Du es am allerwenigsten dort aushalten können! Denn wer giebt heut noch auf literarische Erfolge; die können nicht trösten; es müßte denn die Arbeit selbst sein, und wer keine andere Liebe hat, für den muß die Arbeit allerdings zur Geliebten werden!"

Diese Stimmung gesteigert, bildet den Inhalt der späteren Briefe, die Mundt als glücklicher Bräutigam an den Freund in Leipzig schrieb. Er heirathete die als Romanschriftstellerin in den fünfziger und sechziger Jahren unter dem Namen Luise Mühlbach so bekannt gewordene Tochter eines mecklenburgischen Bürgermeisters, Klara Müller. Das reichbegabte Mädchen, das erst später ihr hübsches Fabulirtalent an die breiten Bettelsuppen jener historischen Sensationsromane verschwendete, die für Retcliffe-Goedsche und Meding-Samarow Vorbild wurden, hatte auf Grund seiner Schriften eine Phantasieliebe für den Biographen der Stieglitz gefaßt, noch ehe sie ihn persönlich kennen lernte. Am 5. Januar 1814 in Neubrandenburg geboren, war sie durch verwandtschaftliche Beziehungen nach Dresden und in den Lebenskreis Tiecks gekommen, der ein besonderes Interesse an dem aufgeweckten Kinde nahm, sie gern seine wilde Hummel nannte und ihre frühen Versuche, auf eigene Faust zu fabuliren, mit Gönnerworten förderte. Ihre Muster aber wurden, ihrem leidenschaftlichen Temperament entsprechend, die jungdeutschen Schriftsteller, und an Mundt, der ihr besonderes Vertrauen einflößte, wandte sie sich dann brieflich, indem sie einige ihrer Sachen ihm zur Beurtheilung sandte. Ein freundschaftlicher Briefwechsel zwischen beiden war die Folge; auf einer Durchreise besuchte sie in Berlin mit ihrem Vater den geliebten Dichter. Verlobung — Hochzeit folgten schnell auf einander. Sie war wie geschaffen, ihm alles zu geben, was ihm als Ideal einer glücklichen Häuslichkeit vorschwebte, ein frohes Liebeleben und einen Salon à la Rahel. Am Tage der Hochzeit schrieb er an Kühne: „In der Zeit der Dampfkräfte wirst Du Dich über meinen raschen Entschluß nicht wundern. Mir ist sehr glückselig zu Muthe. Klara ist ganz für mich geschaffen und lebt nur in mir und meinen Bestrebungen. Wir können es Beide mit einander wagen, die Schwankungen des flüchtigen Daseins Arm in Arm zu versuchen und in diesen wechselnden Stunden das Ewige in uns zu retten. Ich hoffe von dieser wohlthuenden und anregenden Genossenschaft für die Schwungkraft meines Geistes nur Gewinn, und durch die ganze Art dieses Umgangs bin ich vor verweichlichenden Elementen geschützt."

So war auch dieser Dritte im Bunde Derer, von denen Menzel und Hengstenberg behauptet hatten, sie wollten zu Gunsten der freien Liebe die Ehe abschaffen, ein braver Ehemann geworden.

Und Wienbarg?

Es giebt von einem der hafisisch gestimmten Rhein- und Wein-Dichter Deutschlands, Friedrich Hornfeck, ein Lied, in welchem die schwierige Lage eines Dichters erwogen wird, dem der Weg zur Schenke und der Weg zur Liebsten gleich weit erscheint. Wienbarg, schon auf der Burschenschaftskneipe zu Kiel geehrt als „trinkbarer" Mann, entschied sich unter dem Drucke der Verfolgung im Sinne von Hafis. Wohl hat auch er noch im Jahre 1839 geheirathet, aber für das Glück einer Häuslichkeit fand er sich nicht geschaffen. Im Innersten tief verstimmt über die verhältnißmäßig untergeordnete Stellung eines Mitredakteurs und Mitarbeiters an Hamburger Blättern, dessen Name nicht genannt werden durfte, konnte sich sein Geist von der Enttäuschung nicht erholen, die ihm der Zusammensturz der an die „Deutsche Revue" geknüpften Hoffnungen bereitete. Kühne hat uns in einem Aufsatz, den nach Gutzkows Tode Westermanns Monatshefte brachten, von einem Besuche erzählt, den er Wienbarg 1837 in der Redaktion der Hamburger Börsenhalle in Begleitung seines Freundes, des literarisch dilettirenden Fürsten Friedrich Schwarzenberg, abgestattet. Sie hätten den feinen, klaren, ätherischen Stil, in welchem er unter Verschweigung seines Namens in die Börsenhalle schrieb, die kluge, durchsichtige Behandlung der schwierigsten Stoffe und geheimsten Kabinetsfragen gerühmt. Da habe er geantwortet, was er jetzt schreibe, sei ein gezwungener Eiertanz, aber er werde auch unter zurückgedrängtem Herzklopfen Takt halten. „Man hat uns," sagte er, „Alles verdächtigt und verpönt, Alles genommen, unsere heiligsten Ueberzeugungen, unseren sichersten Glauben, die rechtschaffensten Gedanken, unsere wärmsten patriotischen Wünsche — Eines können sie uns nicht verbieten, nicht nehmen: unseren Stil!" Wer ihn jetzt noch im kühnen Geistesmuth der ästhetischen Feldzüge reden hören wollte, der mußte ihn Abends aufsuchen an seinem Stammtisch im Alsterpavillon. Doch es war nur ein gelegentliches Aufflackern; daß er die Versprechen auf größere Dichterwerke nicht zu erfüllen vermochte, dies Bewußtsein lastete drückend auf ihm. Als Gutzkow Anfang 1838 mit seinem Telegraphen nach Hamburg kam, wurde er Mitarbeiter der Zeitschrift; aber es war nicht viel, was er hineinlieferte. Seine Abhandlung über Uhland als Dramatiker fand in ihr durch den jungen Hebbel anregende Besprechung. In seinen selbständigen Unter-

nehmungen hatte er kein Glück: er veranstaltete Vortragszyklen, gründete eine Wochenschrift für die reifere männliche Jugend, 1842 mit Niebour die „Hamburger literarischen und kritischen Blätter", doch sah er sich immer wieder auf die bestehenden größeren Zeitungen, wie die Hamburger Neuen Nachrichten verwiesen. Verstimmt, übelnehmisch, leicht gereizt, vereinsamte er mehr und mehr, theils aus Stolz, unter der Zuchtruthe der Zensur bis auf seinen Stil alle seine Gaben, sein Wissen und seine Grundsätze geächtet zu sehen, theils aus Groll, daß seine Arbeiten so wenig Anklang im Publikum fanden. Rein und edel, aber karg und unfruchtbar, hieß es 1862 in den „Männern der Zeit", schien seine Natur dem Felsen der Insel Helgoland zu ähneln, auf den er sich mit Vorliebe zurückzog, um, wie er, langsam mit seiner einsamen Kraft zu zerbröckeln. Sein farbenfrisches, stimmungsvolles „Tagebuch von Helgoland", das dort entstanden, war das erste Buch, das nach dem Bundestagsedikt (1838) wieder den Weg in die größere Oeffentlichkeit fand. Dem großen Hamburger Brand von 1842 widmete er eine besondere Schrift. Erst der Befreiungskampf seiner Landsgenossen gegen Dänemark in der 2. Hälfte der vierziger Jahre gab seinem Wesen einen neuen Aufschwung, so daß er sich zu Thaten aufraffte, zu schönen Thaten, die denselben Idealen dienten, wie einst seine ästhetischen Feldzüge. Jetzt nahm er am politischen Leben praktisch Theil, an wirklichen Feldzügen mit dem Schwert an der Seite und die Feder gleichzeitig wie ein Schwert führend. Mit seiner glänzenden Beredsamkeit durch literarische Propaganda die Befreiung Schleswig-Holsteins zu einer nationalen Angelegenheit gemacht zu haben, gehört zu Wienbargs bleibenden Verdiensten.

Wir haben schließlich noch Gustav Kühne's zu gedenken, der, seit 1. Juli 1835 in Leipzig als Binzers Nachfolger die „Zeitung für die elegante Welt" in der von Laube eingeschlagenen Richtung redigirte und bis Ende 1842 in dieser Stellung verblieb. In seinem doch den Gutzkow'schen Narrenbriefen und den „Modernen Lebenswirren" Mundts nachgebildeten Buche „Die Quarantäne im Irrenhause" hatte er seine durch Mundt erhaltene Kenntniß von den Schritten zur engeren Konstituirung eines Schriftstellerbunds „Das junge Deutschland" mißbraucht und gegen das „Junge Deutschland" polemisirt. Menzel hatte die Stelle einer seiner pathetischen Kapuzinaden gegen Gutzkow einverleibt und er war dadurch in eine schiefe Lage vor Mundt und seinem eigenen Publikum gekommen. Ein Brief von Börne, als dessen begeisterter Verehrer er sich schon wiederholt in seinem Blatt erwiesen, ermahnte ihn, sich der fünf Verfolgten kräftig anzunehmen. „Wir sind

Alle dabei betheiligt, das ganze Deutschland, die gesammte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt, darum sollen und müssen wir Alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Bund eines „Jungen Deutschlands“ immer weiter und weiter greife.“ Kühne that dies auch, aber freilich auf seine Weise. Und diese Weise war eine selbstgefällig schulmeisterliche. Während die wirklichen Jungdeutschen mundtodt waren, hatte er zu ihrer Vertheidigung das Wort ergriffen; das war tapfer und schön und sei ihm voll anerkannt. Er hatte sich den Verfehmten sogar in vieler Beziehung als Gesinnungsgenosse angereiht; das war erst recht tapfer, und wenn er dafür von dem Ruhm der andern mitgenossen hat, so ist dies um jener That willen ihm zu gönnen. Er hat aber auch — während sie mundtodt waren — in der Rolle ihres Vertheidigers an ihnen herumgemäkelt und ihre literarische Bedeutung verkleinert. Er selber befand sich dabei in dem Wahne, der geplante Bund habe sich wirklich konstituirt gehabt und die Mitglieder hätten sich auf gemeinsame Prinzipien solidarisch verpflichtet. „Alle bedurften eines Korrektors,“ hat er später zur Rechtfertigung seiner Haltung gesagt, „und war dies innerhalb einer Bundesgenossenschaft möglich, so geschah das zum Heil eines gedeihlichen Fortschritts in deutschen Zuständen.“ Dies war ein großer Irrthum. Als Korrektor waltete bereits der Bundestag, die preußische Regierung, die Oberzensurbehörde, der Zensor John; von ihren Freunden bedurften sie in dieser Zeit nur Rechtfertigung, nur Hülfe, nur wirksame Vertheidigung. Die Folge war, daß er sich durch seine Stellungnahme zwar auch den Chikanen der Zensur aussetzte, sein Briefwechsel mit Mundt weiß davon zu erzählen; den Verfehmten aber mit derselben mehr schadete als nützte. Sie protestirten denn auch gegen seine Vertheidigung, sie sprachen ihm das Recht ab, ihr Märtyrerthum zu theilen und — wahrlich mit vollstem Recht — über ihre Gemeinsamkeiten in einem Tone zu schreiben, als sei er ein Eingeweihter. Dennoch ist bis an sein Ende die Zugehörigkeit zum „Jungen Deutschland“ sein Hauptruhm geblieben: auch als ihm durch die Freundschaft der Schwiegertochter Goethe's in Weimar am dortigen Hofe Sympathien bereitet wurden, auch als er 1840 in dem Roman „Die Rebellen von Irland“ sein lebensvollstes Werk bot, auch als aus dem „schneidigen“ Redakteur der „Eleganten“, der „elegante“ Redakteur der „Europa“ geworden war, die er von Lewald 1846 übernahm, auch als er, der glückliche Gatte einer liebenswürdigen Nichte des Leipziger Großindustriellen Harkort, auf einer Villa bei Dresden ein

Leben voll Beschaulichkeit führte und zu den wirklichen Männern vom „Jungen Deutschland“ keine andere Beziehung mehr hatte, als die persönlicher Verfeindung.

* * *

Kühne's Vertheidigung des „Jungen Deutschlands“ und Laube's Protest dagegen, daß er zu einem solchen Bund gehöre, wurden zu Ausgangspunkten von gegenseitigen Befehdungen der unerquicklichsten Art. Statt daß ihre gemeinsame Kraft sich gegen Menzel und die anderen Ankläger gerichtet hätte, zersplitterte sich dieselbe in unfruchtbaren Abrechnungen mit einander. Zum Unglück verquickten sich diese Streitigkeiten mit dem bereits bestehenden Kampf zwischen Heine und Börne (s. S. 154). In der Parteinahme für oder gegen diese spiegelte sich die Animosität gegen einander. Gutzkow, der früher im Phönix Heine gegen Börne vertheidigt, nahm sich nach dessen Tod Börne's an gegen Heine; Laube trat, als er im Sommer 1839 nach Paris gekommen war, für Heine ins Feld. Kühne stellte die „Elegante“ letzteren beiden zur Verfügung, während Mundt es mit keiner Partei ganz verderben wollte, es aber mit allen verdarb. Dieser Kampf hat nur ein Gutes gehabt: er hat in dem Buch „Heine über Börne“ ein vorzügliches Dokument von Heine's witziger Schilderungskunst und geistvoller Zeitcharakteristik, die aber zugleich ein Denkmal seiner niedrigsten Eigenschaft, seiner maßlosen Rachsucht ist, in Gutzkows „Ludwig Börne's Leben“ aber ein Monument der dankbaren Verehrung geschaffen, welche die deutschen Liberalen des vierten Jahrzehnts für Börne hegten und hegen mußten, das zugleich ein Denkmal ist der idealen Wirkungen, die Börne auf die heranwachsende deutsche Jugend ausgeübt. Wir entheben uns der unangenehmen Aufgabe, das traurige Schauspiel dieser Kämpfe im Einzelnen nachzuzeichnen. Für die geistige Bewegung, welche wir hier schildern, haben sie nur die Bedeutung von Episoden, die sie zwar störten, aber nicht aufhielten. Anders war die Wirkung auf Leben und Schicksal der Einzelnen, weshalb auch die Heinebiographie von Rob. Prölß und die Börnebiographie von M. Holzmann ihnen eingehende Besprechung widmen mußten. Was die Einzelfehden zwischen Gutzkow und Laube, Kühne und Gutzkow, Mundt und Laube, Laube und Kühne angeht, an denen sich auch andere jüngere Schriftsteller, Beurmann, Marggraff, Kottenkamp, Wiehl, Schirges betheiligten, so dürfen wir uns begnügen, festzustellen, daß jeder einzelne dieser Autoren schwer gekränkt und geschädigt worden ist durch diese nutzlosen Kämpfe, deren Nachhall später für viele die Verdienste Aller

verdunkelt hat. Die Verfolgung durch die politischen Gewalten hat sie nicht nur geschädigt, sondern schließlich auch gefördert, als der Nimbus des Märtyrerthums sich geltend machte und Gutzkows glänzende Leistungen als Dramatiker und Romandichter noch diesen Nimbus überstrahlten; diese gegenseitigen Befehdungen haben ihnen nur geschadet. Vergeblich warnten ältere Freunde vor diesen Folgen; der Trieb der Verfehmten, sich zu verwahren, sich zu vertheidigen, war mächtiger, er war eine historische Konsequenz aus der Thatsache, daß Jeder glaubte, für die Ausschreitungen und Thorheiten des Anderen mitverantwortlich zu sein, nachdem der Bundestagsbeschluß aller Welt verkündigt hatte, daß sie einer Bundesgenossenschaft angehörten. Und Gutzkow hatte recht, als er in seinem Kerkertagebuch klagte: Nicht Bundesgenossen sind wir, wir sind Rivalen. Er selbst ist nicht freizusprechen davon, daß er als Jüngerer, der von Heine viel gelernt, gegen diesen einen unangemessenen Ton der Bevormundung anschlug, wozu seine Intimität mit Campe, sein Entschluß, Börne's Biograph zu werden, viel beigetragen; ihn hob das Bewußtsein, daß er von Allen jetzt der einzige war, der trotz der Unterdrückung den Ruf ihrer früheren Gemeinsamkeit als einer berechtigten Sache und einer Verheißung wahrte. Doch nicht Neid und Eifersucht waren die wesentlichsten Elemente, welche ihre Blicke für ihre gegenseitigen Schwächen schärfte und sie antrieb, wie Heine es gegen Gutzkow mit witziger Malice ausdrückte, sich gegenseitig auf den Splitter in ihrem Auge aufmerksam zu machen; es war dabei vor Allem das psychologische Gesetz im Spiel, das Emerson in den Satz gekleidet: Der Neuerer haßt immer Den, der noch Neueres will, und der, welcher dem Abtrünnigen abtrünnig wird, ist ihm mehr zuwider als der Papst selbst. Darum war z. B. Gutzkow jetzt blind für den bedeutenden künstlerischen Fortschritt, der in Laube's „Kriegern" hervortrat; die Resignation auf die früheren gemeinsamen Ideale, welche in dieser Fortsetzung des „Jungen Europa" vorherrschte bestimmte zu sehr den Eindruck, den er von ihr empfing. Darum war andererseits Laube unempfänglich für all das rege Wirken Gutzkows im Geist der früheren Gemeinsamkeit: er war zu sehr mit den Idealen seiner Jugend zerfallen. Und so persönlich die Art der Bekämpfung war: als Motive wirkten auch hier die großen Prinzipien, welche den Zwiespalt zwischen Heine und Börne, zwischen dem Politiker und dem Poeten der Freiheit bedingt hatten, ihr verschiedenes Verhalten in dem Rangstreit zwischen der politischen Gleichheit und der persönlichen Freiheit. Der Versuch, in der Poesie beide Prinzipien neben einander

geltend zu machen, hatte eine Zeitlang die so verschiedenartigen Naturen zu der Gemeinschaft vereinigt, die mit vollem Recht den Namen „Junges Deutschland" erhielt. Sie hatten gleichzeitig in der Politik Veraltetes niederreißen, in der Poesie Neues aufbauen wollen und wurden in dem muthigen Ringen nach Harmonie zwischen diesen Antrieben, gerade als jeder einzelne im Begriff war, seine poetische Individualität zu Gunsten einer realistischen Poesie von dem Streben ins Allgemeine zu emanzipiren, von der Acht getroffen und in ihrer natürlichen Entwicklung gestört. Den ersten Versuch einer Darstellung dieses Prozesses machte Gutzkow in dem Aufsatz „Vergangenheit und Gegenwart 1830—38", mit welchem er das „Jahrbuch der Literatur" (Hamburg 1839) eröffnete, das auch einen feinempfundenen Aufsatz „Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830" von Levin Schücking und Heine's „Schwabenspiegel" enthielt. Gerade die an letzterem vorgenommenen Zensurkürzungen, welche Heine zum Theil Campen und seinen Hintermännern Schuld gab, brachten die herrschende Spannung zum offenen Ausbruch. Die entsprechenden Kapitel in Laube's und Mundts Literaturgeschichten zeigen deutliche Spuren verhaltener Polemik gegen die Gutzkow'sche Auffassung.

Aber so sehr sie in jenen kritischen Jahren gegen einander eiferten: daß sie geistig doch zu einander gehörten, bewies der Antheil, mit welchem sie alle Stellung zu den Ereignissen nahmen, die das nationale Bewußtsein in dieser Zeit politischer Windstille erschütterten. Als die Kunde vom Verfassungsbruch des Königs von Hannover durch die Lande ging, als die „Göttinger Sieben" unter Jakob Grimms und Dahlmanns Führung den Muth bewährten, lieber ihre Stellung aufzugeben, ehe sie ihrerseits dem auf die Verfassung gegebenen Eid untreu wurden, als in der Rheinprovinz, Bayern und Posen sich die Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten zu rächen begann und die anmaßenden Machtansprüche der preußischen Erzbischöfe die Staatsregierung zu entschiedenen Schritten gegen sie nöthigten, da war jeder auf dem Posten als Anwalt seiner politischen Ideale, als Verfechter des protestantischen Prinzips der Glaubensfreiheit. In Laube's Literaturgeschichte, in Mundts „Kunst der Prosa" wie dann in seinem „Thomas Münzer"-Roman, in Kühne's „Klosternovellen" und „Deutschen Charakteren" äußerte sich dieser Geist ebenso wie in Gutzkows, Wienbargs, Mundts, Laube's und Kühne's publizistischem Wirken. Und wie sie hier unter einander einmüthig waren, so befanden sie sich in ihrem Kampf gegen das unter Görres' Führung entstehende Ultramontanerthum im Einklang mit der sie selbst verfolgenden heimischen Regierung. Der Gefangene von Muskau konnte seine Streitschrift „Görres und Atha-

nasius" freilich nur anonym ins Feld senden und seine heimliche Mitarbeit an Journalen mußte sich sehr in Zaum halten; in dem literarischen Freihafen Hamburgs hatten Gutzkow, Mundt und Wienbarg größere Freiheit und die Nähe Hannovers, Westfalens, der Rheinprovinz, welche den Hauptschauplatz jener Ereignisse bildeten, machte die Hamburger Presse zu einer Vorhut der freiheitlichen Interessen der Nation in diesen Kämpfen. Gutzkow trat auch hier wieder am weitesten hervor; mit demselben Feuereifer, mit dem er jetzt wie früher gegen die Reaktion in der protestantischen Kirche kämpfte, trat er dem Uebermuth des unter Metternichs Schutze neuerstarkten katholischen Klerikalismus entgegen. War doch auch hier im Spiel, was ihn zu jenen hitzigen Ausfällen veranlaßt hatte; handelte es sich doch auch bei den Ansprüchen der katholischen Kirche auf die Kinder aus gemischten Ehen, um die Einmischung der Kirche im Wohl und Wehe des ehelichen Lebens. Sah er doch vor allem auch durch diese Anmaßungen der Kirche die Erfüllung des Hauptideals seines Wirkens gefährdet: die Wiedergeburt der Nation in Freiheit und Einheit. Aber in der Form, in der Dialektik war er maßvoller geworden. Der erstarkte dichterische Trieb, fremden Zuständen, fremden Individualitäten gerecht zu werden, machte ihn jetzt zu einem objektiven Beobachter des kirchenpolitischen Streits, dem es Bedürfniß war, die Gegner auf ihrem eigenen Terrain aufzusuchen, und als solcher schrieb er nicht nur jetzt seine Streitschrift „Die rothe Mütze und die Kapuze", sondern auch für den Telegraphen eine ganze Reihe von kirchenpolitischen Aufsätzen — über die Entsetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermes'sche Lehre, gegen Droste-Vischering und zur Vertheidigung seines Vorgängers Graf Spiegel von Desenberg, für die deutsch-katholische Bewegung und gegen das Dunkelmännerthum der Kryptokatholiken Friedr. Hurter und Florencourt, gegen neue „Apostaten des Wissens und Neophyten des Glaubens", und sammelte so die Eindrücke, welche ihm später zu Dokumenten wurden, als er daran ging im „Zauberer von Rom" ein kühn komponirtes Lebensbild und Zeitgemälde aus der deutschen katholischen Welt zu entwerfen. Unter dem Einfluß, den die Lektüre des „Telegraphen" damals auf alle Gesinnungsgenossen ausübte, schrieb am 22. März 1839 Ferdinand Freiligrath an Ignaz Hub in Hamburg: „Deiner freundschaftlichen Beziehungen zu den dortigen Literaten freu' ich mich herzlich. Grüß doch vor Allem Gutzkow von mir und versicher' ihn meiner ganzen Hochachtung. Seit ich mich mehr und mehr aus allen Koterien herausgerettet habe und auf eigenen Füßen stehe,

wird mir Gutzkow von Tag zu Tag lieber, und ich verehre sein Streben und seinen enormen Geist von ganzem Herzen." (Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen.)

Schon jetzt war er derjenige auch, der von den jungen Poeten allein es unternahm, das innere Erleben des zwischen Staat und Kirche entbrannten Kampfes, in einem rein künstlerischen Werke widerzuspiegeln. Wie er früher im „Nero" die Verbindung des Absolutismus mit der Romantik symbolisch dargestellt hatte, so griff jetzt sein Geist auf die Uranfänge zurück, welche die biblische Tradition dem obschwebenden Kampfe zwischen Priesterthum und Königthum als Analogie an die Seite zu setzen hatte. In dem Verhältniß von Samuel, dem Hohenpriester, und Saul, dem von diesem gesalbten König, fand er den Gegensatz wieder, der, nachdem er die deutsche Geschichte schon so oft unheilvoll beeinflußt hatte, auch jetzt wieder in den Kölner Wirren zu Tage trat. Samuel hatte den Sohn des Kis zum König gesalbt, damit die Vertheidigung des jüdischen Priesterstaats gegen die Heiden einen starken Führer erhalte. Saul hatte nach Niederwerfung der Feinde, der Philister und Midianiter, sich bestrebt, dem Königthum selbständige Macht und Kraft zu geben, war aber von Samuel daran gehindert worden, der in dem gottbegeisterten Heldenjüngling David, dem Obsieger über den Philister-Heros Goliath, ein Werkzeug seiner Interessen heranzog. Die hochdramatischen Szenen, welche die Bibel in dem Kapitel enthält, die von Sauls Trübsinn, von Davids tröstendem Saitenspiel, von Sauls Wüthen gegen den jungen Rivalen seines Ruhmes, von Davids „Saul, was verfolgst du mich" erzählen, weckten in Gutzkow die Lust zur dramatischen Gestaltung des Stoffes. Es entstand das Trauerspiel „König Saul". Er stellte David als einen Zögling der Priester dar, die ihn den Herrschaftsgelüsten Sauls gegenüber zu ihrem Werkzeug machen möchten, dessen heller Geist aber rechtzeitig erkennt, daß die Rathschläge der Priester nicht Gottes höchsten Willen offenbaren, sondern dem Eigennutz entstammen, und der nach seinem Sieg über Saul das Joch vollends abschüttelt, welches Samuel ihm aufgenöthigt. Er will als König nur der Offenbarung folgen, die aus dem eigenen Gemüthe als Gottes Stimme spricht. Saul aber sieht sterbend eine Zukunft, in der sich die Fürsten mit der Kirche verbinden werden, um das Volk mit vereinter Uebermacht zu bedrücken, statt für Frieden und Glück desselben zu sorgen. Als dramatischer Hebel der Handlung wirkten die Liebe Davids zu Sauls Tochter Michal, der ihm zugesprochenen Braut, und die dämonische Leidenschaft der Tochter des Philisterkönigs Zeruga für den jungen sanges-

gewaltigen Heldensohn des feindlichen Volks der Judäer. Dieser letzteren lieh Gutzkow Züge von Schillers Jungfrau von Orleans und der Judith der Bibel. Sie tödtet den ihr aufgedrungenen Bräutigam, den Philisterfürsten Astaroth, in der Brautnacht und führt dann dessen Heer in seiner Rüstung dem Geliebten ihres Herzens zu, der ihren Tod, ohne sie zu erkennen, herbeiführt. Das Ganze war in fünffüßigen Jamben gedichtet, untermischt mit Liedern, die David singt, ein nach klassischem Vorbild gestaltetes Drama, graziös im Aufbau, kein vollendetes Kunstwerk; ein historisches Drama ohne historisches Kolorit; die Sprache oft markig, nie geschwätzig, zwar mit modernen Ausdrücken und Begriffen durchsetzt, aber die Tendenz der Dichtung doch durch nichts anderes verrathend als durch den Geist, der Personen und Handlung durchdringt. Ein außerordentlicher Fortschritt in künstlerischer Beziehung verglichen mit Nero, aber doch dessen Grundfehler theilend, der aus dem Streben hervorging, die Darstellung historischer Charaktere und Situationen aus ferner Vergangenheit zum „Vehikel“ moderner Zeit- und Streitgedanken zu machen. Der lyrisch-rhetorische Zug, der dadurch in das Stück kam, paßte jedoch gut zur Hauptgestalt des Dramas, dem jungen streitbaren Psalmensänger, und erhielt Lebenswärme durch das subjektive Gefühl, mit welchem Gutzkow sein eigenes Schicksal in dem seiner Helden widergespiegelt sah, den ja auch Staatsgewalt und Priesterschaft darum verfolgten, weil er seinen Genius in den Dienst der Wahrheit und Freiheit gestellt. In dem geächteten David feierte er das geächtete junge Deutschland, in dem Lied Davids „Warum verfolgst du mich“ klagte das junge Deutschland seine Verfolger an, in Davids Triumph, der ihn trotz Acht und Bann doch zum Siege geleitet, triumphirte der Geist, den man in dem Dichter des „König Saul“ vergeblich hatte ertödten wollen. Zur Aufführung gelangte das Drama nicht; wie Rehfues schrieb, hatte es wegen seiner politischen Tendenz dazu keine Aussicht. Aber der Dramatiker in Gutzkow war zum Leben erwacht, in reger Schaffenslust ließ er dem Saul ein neues Stück folgen, kein Epigonenwerk mehr, sondern ein Progonenwerk, bestimmt mit einem Schlage der jungdeutschen Geistesrichtung in der Literatur die deutsche Bühne in ihrem vollen Umfang zu erobern: den „Richard Savage“.

Und noch waren die „fünf Jahre“ nicht herum, da hatte für das gebildete Deutschland der Fehmspruch des Bundestags seine Schrecken verloren, er wirkte nur noch als Brandmal für diesen, als Ehrenzeichen aber für die Verfolgten. Ein Nachwuchs junger Dichter und Denker blickte zu Gutzkow als Führer empor und stellte seine Kräfte in den

Dienst seines Blattes. Der „Telegraph für Deutschland“ wuchs sich immer mehr aus zu dem, was die Deutsche Revue hatte werden sollen, zu einem Organ des geistigen und sittlichen Fortschritts der Nation, zu einer „Festung in den Ideenkämpfen der Zeit“ für das junge Deutschland, die deutsche Jugend, welche von dem Ideale der Wiedergeburt der Nation im Zeichen der Freiheit geleitet wurde. Der Kampf gegen die Rückschrittslehren der Romantik und des Hegelthums, für das Börne'sche Ideal einer fortschreitenden Wechselwirkung zwischen Denken, Dichten und Leben, für die freie Forschung, den freien Staat und die freie Kirche, war jetzt nicht mehr das Wagniß einiger weniger einsamen Sturmläufer Beim Beginn des Jahrgangs 1840 konnte der Herausgeber des Telegraphen mit Recht sagen, daß sein Blatt nicht mehr ein verlorener Vorposten, sondern eine Schlachtlinie im mittelsten Treffen sei. Ueber vierzig Mitarbeiter konnten aufgezählt werden, darunter viele Namen, die damals neu klangen, später weltbekannt wurden. Von den für die Deutsche Revue einst Gewonnenen befanden sich freilich nur wenig darunter, sie waren zum Theil auseinandergesprengt, zum Theil eingeschüchtert durch die Verwarnungen und Bedrohungen. Heine, Laube, Mundt, Wienbarg fehlten in dem Verzeichniß, dafür aber war Immermann in ein Verhältniß der Waffenbrüderschaft zu Gutzkow getreten. Wir haben im Eingangskapitel einen Theil des Briefes mitgetheilt, in dem der Verfasser des „Münchhausen“, im Herbst 1838 die Annäherung vollzog; der großherzigen Erlaubniß, öffentlichen Gebrauch von dieser Erklärung zu machen, hatte Gutzkow in Nr. 169 des Telegraphen entsprochen; dem Briefe war jener dann selber gefolgt und hatte in intimem Verkehr mit dem jüngeren Genossen das Trennende und das Gemeinsame ihres Strebens in Unterredungen zur Aussprache gebracht, die zu inniger Verständigung führten; im neunten Bande von Gutzkows Gesammelten Werken findet sich der Aufsatz mitgetheilt, in welchem Gutzkow diesen Besuch nach des neugewonnenen Freundes nur zu früh erfolgten Tode geschildert hat. Von älteren Schriftstellern waren jetzt Heinrich König, der in seinen „Waldensern“ die Form des historischen Romans in Walter Scotts Manier mit der liberalen Tendenz sehr glücklich vermählt hatte, Julius Mosen, A. Lewald, Theodor Mügge, O. L. B. Wolff, Troxler, Fr. Daumer, J. Braun, Karl Riedel, A. Peucer, E. Koloff Mitarbeiter des Telegraphen. Der eigentliche Zuzug war aber aus der poetischen Jugend: Georg Herwegh, der Schwabe, der Hesse Franz Dingelstedt, der Ungar Karl Beck, die Wiener Uffo Horn und Draxler-Manfred, Friedrich Hebbel, der geniale Bauernsohn aus Wesselburen, W. von

Chezy in München, H. Marggraff und A. Bürck in Leipzig, die beiden Freunde Moritz Carriere und Theodor Creizenach, die als vorgeschrittene Schüler von Dahlmann und Jakob Grimm die Ausweisung der Göttinger Sieben erlebt und in der Begeisterung für diese deutschen Männer den Ansporn zu ihrer ersten poetischen Veröffentlichung gefunden hatten, Berthold Auerbach, der nun bereits dem Plan seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten nachhing, der Rheinländer Levin Schücking, der Königsberger Alex. Jung, G. Kuranda aus Prag, der Begründer der Leipziger Grenzboten, die später aus seinen Händen in den Besitz von Gustav Freytag übergingen, der Oldenburger Starklof, Karl Gödeke und J. H. Detmold, die Hannoveraner, der Westphale K. Grün u. s. w. Als dritter Schwabe, neben Herwegh und Auerbach, ist Siegmund Schott zu nennen, der Sohn des Mitbegründers der schwäbischen Volkspartei, in dessen Hause einst Gutzkow bei seinem ersten Aufenthalt in Stuttgart freundliche Aufnahme gefunden hatte. Der junge Justizreferendär Schott, der als Politiker der ruhmvollen Laufbahn seines Vaters folgte, hatte am 10. Mai 1839 seinen ersten Beitrag, einen sehr schön geschriebenen Artikel über das Stuttgarter Schillerfest dem Telegraphen geliefert, den er bei dieser Gelegenheit als das beste deutsche Journal begrüßte und als Organ erbat für sein Bestreben, Süddeuschland über den Norden und umgekehrt aufzuklären und freundliche Beziehungen einzuleiten. In diesem Bestreben, das von Beginn an dasjenige von Gutzkow gewesen und auch jetzt seiner Thätigkeit als Redakteur den Charakter gab, hat in jenen kritischen Zeiten der „Telegraph“ eine Mission von weitwirkender Bedeutung erfüllt. Ein Brief von Ludwig Wiehl, Gutzkows literarischen Adjutanten in jenen Tagen, hat uns einen Reflex der freudigen Stimmung erhalten, welche dieser Freundschaftsgruß aus dem Süden in der Redaktion des „Telegraphen“ erregte. Er rief in dessen Redakteur die Erinnerung wach an jene journalistischen Anfänge, in denen er die süddeutschen Liberalen über die Bedingungen einer Verfassung für Preußen aufgeklärt, da er für sein eigenes Wirken für die Wiedergeburt der Nation den Grundsatz aufgestellt: nicht über die Form des fernen Ziels ist jetzt zu streiten; die Wege gilt es offen zu halten für organische Vorwärtsentwicklung. Die Wege waren offen geblieben; als die Politiker mundtodt wurden, hatten die Poeten für sie ihres Amtes gewaltet; jetzt athmeten die Parlamentarier und Publizisten wieder auf und dankten den literarischen Wegbereitern den Dienst. Und als die Wahrer der Bewegung in schwerster Zeit haben die Verfehmten vom Jungen Deutschland alle zu gelten, in deren

Namen Gutzkow jetzt das jüngere Geschlecht von Kampfgenossen in folgenden Strophen begrüßte:

„Glücklich seid ihr, jüng're Streiter,
Daß euch schwarze Warnungsblanken
Zeigen, wo einst Roß und Reiter
Vor euch in den Abgrund sanken!

Glücklich, denn so könnt ihr wissen,
Wo im dichterischen Schwärmen
Andern ihre Saiten rissen,
Saiten aus Philisterdärmen.

Eine Welt seht ihr in Trümmern,
Bauen dürft ihr, statt zerstören,
Tempel schon und Kuppeln zimmern,
Die dem Himmel angehören.

Glätter wird die Stirn der Musen —
Ihr könnt schon mit Amor kosen,
Könnt den Jungfrau'n an den Busen
Wieder stecken Liederrosen.

Von dem Speer die Eisenspitze
Dürft ihr stoßen in die Erde,
Daß er nach des Kampfes Hitze
Euch ein schattig Laubdach werde."

XII.

Aufschwung und Ausblick.

„Verehrtester Mann! Ich sinne hin und her, der prosaische Ausdruck meiner Gedanken will mir zu wenig bedünken, wo eine so großartige Produktion, wie Ihr ‚Savage‘, Geist und Phantasie ergreift. Ihr Triumph hat mich selbst in einem Grade aufgeregt, der es mir unmöglich macht, im Augenblicke meine Gedanken in gemessene Silben zu fassen und Ihnen im Namen der echten Dichter und Freunde der Literatur ein jubelndes Wort des Dankes zuzurufen. ‚Leonhard Falk‘ beschäftigt mich Tag und Nacht, seit ich den ersten Wink von der Existenz seines ‚Savage‘ bekommen. Ich hatte das Drama nicht gelesen und kenne bis heute erst das Gerippe, wie es die Zeitungen zeichnen, nun stellen Sie sich vor, mit welcher Angst ich auf den Erfolg der ersten Darstellung harrte. Eine dichterische Schöpfung ist die beste, ist eine gefeyte Waffe gegen die niederträchtigste Verläumdung. Ihr ‚Savage‘ wird Ihre böswilligen Gegner zum Schweigen bringen — hat Mundt, hat Kühne eine Produktion aufzuweisen, die die Sympathie der Masse erwecken könnte? Ihr Versuch ist der erste unserer jungen Literatur, dem Verständniß der Nation sich zu nähern und ein anderes Publikum sich zu schaffen als das bloßer Literaten.

„Was Sie bei Immermanns ‚Epigonen‘ bemerkten, scheint mir auch bei Ihrem ‚Savage‘ der Fall zu sein. Gestehen Sie es, die Stimmung, aus der dieses Werk hervorgegangen, war eine schmerzliche, mißvergnügte. Die Journale loben diese, loben jene Scene, und keines weist auf die symbolische Bedeutung hin, die jede ächte, und somit auch diese Normaldichtung der jungen Literatur κατ᾽ ἐξοχήν haben muß. Ihr Drama ist eine bittere Anklage unserer socialen Verhältnisse, ein Schmerzensruf über die unglückselige Stellung des Dichters in der modernen Gesellschaft.

„Die Heimathlosigkeit des Dichters ist es denn doch, was in so concreter, lebendiger Weise in Ihrem Drama bewiesen werden soll. Oder nicht? . . .

Wie immer mit Leib und Seele

Ihr Herwegh.

Emmishofen, im Kanton Thurgau (Juli 1839)."

„Zürich, den 20. I. 40.

Daß ich Ihnen so lange nicht schrieb, ist nicht Nachlässigkeit, oder Mangel an Theilnahme für einen Freund, der mir unter keinen Umständen gleichgültig werden konnte — noch Flauheit gegen Ihr Geisteswerk, das mich so unaussprechlich interessirt und meine Gedanken in Anspruch nimmt — sondern lediglich der Materialismus des Theatertreibens! Erst wollte ich Ihnen erst nach der Aufführung des Stückes schreiben, um Ihnen zugleich den Erfolg melden zu können, aber da verschob sich die Darstellung von einer Zeit zur andern. — Anfänglich wollten es zwey meiner ersten Mitglieder zu ihren Benefizien haben — als sie aber hörten, was es koste, kamen sie nach kurzer Zeit wieder und hatten sich anders besonnen. — Nun hatte ich es für mich im Januar angesetzt, und studire mit wahrer Wollust — denn lange, sehr lange hat sich mir keine geistige Aufgabe der Art geboten, und lange hat mir nichts solches Interesse eingeflößt, als diese undankbare, gräßlichschöne Lady! Aber — da kam zu Anfang d. M. der Maskenball von Auber in Scene, und nun ist das Publikum wie in einem Rausch, Oper und Ballet ist das dritte Wort, die Oper füllt fortwährend so das Haus, daß Hunderte zurückgehen müssen — alles, was vom Schauspiel in der Zwischenzeit gegeben ist, steht leer — und so habe ich Richard in Mitte Februar hinausgeschoben. Denn die Riesenarbeit, welche diese Vorstellung macht, und das Werk eines Freundes — mag ich diesem, jetzt nur für Sinnliches empfänglichen Publikum nicht vorwerfen. — Ein Streit, der sich über die Rolle des R. entspann, ist von Ihrer Seite mit ein paar Worten geschlichtet! Mein erster ‚Liebhaber' (ein niedliches Dutzend-Männchen, schmachtend und geschniegelt — wie sie eben sind diese jugendlichen Herrchen, die sich für Schauspieler halten, weil sie nicht im Stande sind, einen Carlos, Ferdinand und Max Piccolomini umzubringen) bildet sich ein — er müsse den Richard spielen, das sey seine Rolle. Ich aber habe die Rolle meinem Charakteristiker Wilhelm Gerstel zugetheilt, einem jungen Manne, der ein höchst beachtenswerthes Talent, und viel Verstand besitzt. Ich glaubte dies um so mehr thun zu müssen, als Gerstel vollkommen in den Geist Ihrer herrlichen Dichtung eingedrungen ist, und

weil ich nimmermehr glauben kann, daß Sie Richard von einem schmachtenden Seladon dargestellt haben wollen, der am Ende den göttlichen Trieb dieses Genies, die Liebe zur Mutter — in der Gestalt des Geschlechtstriebes zum Vorschein brächte, eine Farbe, die die Liebhaber neuerer Zeit nur allzu leicht geneigt sind dem Dinge zu geben, was in den französischen Dramen Liebe heißt. . . . Daß ich übrigens bei Ihrem Stück Mehreren eingefallen bin, beweist mir ein Brief des Badischen Gesandten in München, Baron von Rackau, der mir auch jüngst von Ihrem Stück (das er wahrscheinlich von Küstner zu lesen bekam) das Vortheilhafteste schrieb, und auch auf die Rolle, als für mich geeignet, aufmerksam machte. — Nun — ich wünsche, daß Ihr Euch Alle nicht täuschen mögt — vielleicht komme ich dann im Sommer — wenn ich mich von meinen himmlischen Bergen trennen kann — zu Ihnen, und spiele sie Ihnen in Hamburg vor. — Ihr Brief hat mir recht wohl gethan, denn es quälte mich längst, mich über eine Thorheit mit Ihnen entzweyt, und so gänzlich losgerissen zu haben! Ich gedachte Ihrer unzähligemale — Schlesier hätte Ihnen das sagen können, denn nur Ihr Name hat ihm unser Haus geöffnet. Nun sagen Sie mir auch etwas über Ihr Leben — und ob nun Ihr Herz befriedigt ist? — Birch und Louise grüßen Sie innig. — Ihr Stück wird auf das Brillanteste in Scene gehen. — Das erwarten Sie wohl nicht anders von

Ihrer Freundin

Charlotte Birch (-Pfeiffer)."

Das Stück, von welchem in diesen beiden Briefen die Rede ist, war das erste, mit dem sich die jungdeutsche Richtung das deutsche Theater eroberte, war das fünfaktige Trauerspiel „Richard Savage, oder Der Sohn einer Mutter", welches Gutzkow, weil sein Name noch immer ein verpönter war, unter dem Pseudonym „Leonhard Falk" im Sommer 1839 den Bühnen eingereicht hatte. Daß diese Eroberung ein epochemachender Sieg war, die Eröffnung eines Triumphzugs der Gutzkow'schen Muse über die deutschen Bühnen, der den Verfasser zum Regenerator derselben machte, zum Bahnbrecher für eine ganze Generation anderer Dramatiker, zum Hort einer neuen Aera deutscher Schauspielkunst, dürfte kaum lebendiger veranschaulicht werden, als durch die beiden vorangestellten Briefe, von denen der eine die enthusiastische Zustimmung von einem jungen lyrischen Dichter, der nur auf den poetischen Gehalt sah, wie Georg Herwegh, der andere die aufrichtige Bewunderung eines Bühnenpraktikers, wie Frau Birch-Pfeiffer, enthält, welch letztere damals die Direktion des Stadttheaters von Zürich führte. Wir hätten statt dieser

Briefe andere Zeugnisse mittheilen können, die nicht aus der Schweiz, sondern aus deutschen Theaterstädten direkt nach der Aufführung in Frankfurt, Stuttgart, Hamburg, Berlin u. s. w. geschrieben wurden; den weiten Umkreis der Wirkung in seinen polaren Gegensätzen veranschaulichen am besten diese zwei: der Brief des jungen allem Theatertreiben fernstehenden Freiheitsdichters, der als ein Flüchtling in der Schweiz sich aufhält, um dem Dr. Wirth, dem „Hambacher" Wirth, an der Redaktion der „Deutschen Volkshalle" zu helfen, und bisher nur einzelne der Gedichte hat drucken lassen, deren Sammlung ihn bald im Nu zum Liebling der demokratischen Jugend Deutschlands erheben sollte, und der andere, den aus überströmender Seele heraus die Schauspielerin und Theaterdirektorin schreibt, ohne von dem Gedanken befangen zu werden, daß ihr als Schauspieldichterin zugleich ein gefährlicher Rivale erstanden ist. Herwegh fühlt auf einen bloßen Bericht hin: hier ist die Tragödie der jungen Literatur geschrieben, die er, wie alle jungen Dichter der Zeit, als eine Angelegenheit seiner selbst mitempfindet, als eine symbolische Darstellung ihres Schicksals; Charlotte Birch fühlt das echte Theaterblut der Gestalten, die Zeitgemäßheit des Themas, das Neue des Stoffs, das Bühnengemäße der Gestaltung, die Wirksamkeit der Rollen, welche die Eifersucht ihrer ersten Darsteller herausfordern. Sie vergißt über der Freude an dieser Gabe den alten Zwist, sie selbst knüpft Pläne des Ehrgeizes an die ihr zufallende Rolle, und sie kann es getrost, denn um dieselbe Zeit feiern zwei der bedeutendsten Darsteller, die eine neue Generation der Bühne geschenkt, in den beiden männlichen Hauptrollen auf Gastspielreisen Triumphe: Karl Döring und Emil Devrient.

Das Junge Deutschland, wie es als schreckendes Phantom die Gespensterfurcht und das böse Gewissen der am Bundestag vertretenen Staatsweisheit geschaffen, das Junge Deutschland, wie es durch den Federkrieg der Rivalen zu einem Begriff öffentlicher Geringschätzung herabgesunken war, diese Trugbilder sanken jetzt dahin vor der Wahrheit und Wirklichkeit des Geistes, der in früher Jugendzeit ein literarisches Junges Deutschland als Bund der Gleichgesinnten und Organ einer sich frisch erneuenden Nationalliteratur erträumt und unter all den inneren und äußeren Kämpfen, die wir geschildert, das Ziel erreicht hatte, das er erstrebt: durch die künstlerische Gestaltung seiner Ideale die Zeitgenossen hinzureißen und zu begeistern zur Nachfolge auf den Bahnen des Fortschritts, auf welche diese Ideale verwiesen. Der „sprühende blitzende Geist", der in die dumpfe Schwüle der Metternich'schen Triumphzeit gewetterleuchtet hatte, jetzt ließ er sich zum Dienst der Musen meistern.

Wir haben Ursprung, Aufgang, Entfaltung der geistigen Bewegung, die Konflikte, in die sie mit den Machtfaktoren des Staats und der Kirche gerieth, Zusammenbruch und Verfolgung, mit treuestem Eingehen in diesem Buche geschildert, hier sei zum Schluß der Sieg betrachtet und gefeiert, den der Geist der Bewegung im Geistesleben der Nation schließlich doch errungen hat durch „schöne Thaten" in den lebensvollsten Formen der Kunst, denen des Dramas. Und wir haben dabei zu zeigen, daß nicht — wie es jetzt, zu meinen, Uebung ist — diese fruchtbare und erfolgreiche Bühnenthätigkeit Gutzkows die Folge reuiger Abkehr war von dem „ganz verfehlten" Streben seiner literarischen Jugend, sondern das reife Ergebniß eines organischen Wachsthums, die schließliche Frucht seines von kalten Nachtfrösten und vorzeitiger Wärme in schroffem Wechsel gestörten und dennoch so trotzig-triebkräftig gebliebenen Lebens- und Dichtungslenzes.

Dieser Durchbruch zum Sieg, diese dem modernen Schaffen im Allgemeinen zu Gute gekommene Neubelebung der Bühne, welche auch den politischen Aufschwung der Nation mächtig beeinflußt hat, ist Gutzkow allein zu verdanken. Das heutige junge Geschlecht weiß wenig mehr von der Bedeutung dieses Verdienstes. Aber Männer, wie Karl Frenzel, die damals Jünglinge waren und von da an das gesammte literarische Leben der Nation mit durchlebt haben als Stimmführer einer berufenen Kritik, sie haben im Alter nicht mit Uebertreibung von der damals durch Gutzkow herbeigeführten Epoche deutschen Bühnenlebens gesagt, daß sie in unserem Jahrhundert die einzige Zeit gewesen, in welcher das deutsche Theater sich nicht von den Brosamen der französischen Komödie genährt hat. Rudolf Gottschall, Hermann Hettner u. A. sind ihr in gleicher Weise gerecht geworden. „Höhere Wallungen, tiefere Gedanken, edlere Anregungen gingen von diesen Stücken aus, als sie das Publikum seit Jahren vom Theater her empfangen hatte," sagt Frenzel in seinem geistvollen Gutzkow-Nekrolog, der neuerdings im ersten Bande seiner Gesammelten Werke (Leipzig 1890) neu abgedruckt wurde. „Seine Gestalten redeten die Sprache der gebildeten Gesellschaft und waren erfüllt von den Problemen des modernen Lebens. In dem Kampfe der Geister fochten sie mit. Die Vergleichung mit der Arbeit Lessings im vergangenen Jahrhundert ist um so weniger abzuweisen, je inniger ‚Zopf und Schwert' an ‚Minna von Barnhelm', ‚Uriel Acosta' an ‚Nathan' sich in der Tendenz und im Geiste anschließen." An die bürgerlichen Schauspiele Lessings, Goethe's, Schillers anknüpfend, hat es Gutzkow damals verstanden, die Welt der Bühne und das Leben einander wieder zu

nähern. Aber nicht indem er der sklavische Nachahmer dieser unnachahmlichen Vorbilder wurde, sondern indem er dem eigenen Erleben, wo es zugleich ein Erleben allgemeiner Zustände der Zeit war, den poetischen Kern seiner Stoffe entnahm und diesem das Gepräge seines eigenen Empfindens gab, das vom Geist und dem Trachten des von ihm vertretenen Geschlechts deutscher Jünglinge und Männer so mächtig beeinflußt war. Ein Wort aus dem geistvollsten seiner Lustspiele „Das Urbild des Tartüffe" bezeichnet seinen der herrschenden Kunstströmung entgegengerichteten Standpunkt. „Die Bühne," ruft da Lefèvre, „soll das Leben mit der Kunst, die Kunst mit dem Leben vermitteln. Stellt doch Menschen hin, die nicht vergangenen Jahrhunderten, sondern der Gegenwart, nicht den Assyriern und Babyloniern, nein, euren Umgebungen entnommen sind!" Damals diesen Grundsatz zur Maxime eines kraftvollen Schaffens zu machen, war eine erlösende That. Die Zustände des deutschen Bühnenwesens, die einst Börne in der „Wage" bekämpft, waren seitdem nicht besser geworden, trotz einzelner Ausnahmewirkungen, wie die sporadisch von Grillparzer ausgeübten. Tiecks, des genialen Shakespeare-Verdeutschers, verdienstvolle dramaturgische Thätigkeit hatte nichts weniger als belebend auf die neue Produktion gewirkt. „Zweierlei ist an dem Verfall des deutschen Theaters Schuld," hatte noch im April 1837 Karl Immermann, der Dichter der Ghismonda, an Friedrich Halm, den Dichter der Griseldis, geschrieben, aus einer Stimmung heraus, die ihn an seinen eigenen Düsseldorfer Versuchen einer Reform des Theaters hatte verzweifeln lassen, „erstens, daß es sich außer Kontakt mit der Literatur und dem Ideenkreise des Kerns der Nation gesetzt hat, zweitens, daß die Darstellung selbst allen Begriff der Schule und der Kunst verlor und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis in das Kleinste harmonischen Ganzen kaum noch in der abgeschwächtesten Erinnerung kennt." In ähnlichem Sinne mag er sich in Hamburg gegen Gutzkow ausgesprochen haben, als er diesen im folgenden Jahre besuchte und nach einer gemeinsam erlebten Vorstellung von „Kabale und Liebe" auf seine Düsseldorfer Theaterreform zu reden kam.

Schon im Sommer 1833, als Gutzkow mit Heinrich Laube in Wien weilte und dort Grillparzer und Bauernfeld aufsuchte, war er zu der Erkenntniß gekommen, daß der darniederliegenden Bühne und Bühnenkunst allein aufgeholfen werden könne, wenn Ideen und Interessen, welche um ihrer selbst willen sowohl das Publikum als die Schauspieler tief und mächtig ergreifen könnten, also die Ideen und Interessen der Zeit, in neuen Dramen zum Ausdruck gelangten. Wienbarg hatte ferner in

Frankfurt bei Besprechung Raupachs ausgeführt, daß nicht darin die nationale Bedeutung eines Dramatikers bestehe, daß er Stoffe aus der nationalen Geschichte behandle, sondern daß er, wie Schiller, aus dem Geistes- und Empfindungsleben der Nation inneren Gehalt seinen Stoffen gewinne. Im „Nero“, im „Saul“ hatte Gutzkow solche Dramen geschaffen, aber aus Abstraktionen gewonnene, und das Zeitgemäße in ihnen war den Stoffen oft aufgedrungen, den Forderungen der Bühne wenig angepaßt. Wenn auch nicht Assyrier und Babylonier, so waren es doch Römer, Israeliten, Philistäer, welche moderne Gedanken und Gefühle äußerten, ohne moderne Menschen zu sein. Aber das für richtig erkannte Ziel ließ er nicht aus den Augen, das Fehlschlagen der ersten Versuche schreckte ihn nicht. Und je mehr es ihm gelang, das wirkliche Leben in der Kunst zu meistern, je vertrauter er mit den Geheimnissen der Bühnenwirkung durch fleißigen Besuch des Theaters, durch das Studium der Klassiker, durch den Verkehr mit Schauspielern und die kritische Beschäftigung mit der Bühne wurde, um so lebhafter regte sich in ihm auch der Trieb, das Zeitgemäße in bühnengemäßer Form zu gestalten. Seydelmann, Lewald, die Birch-Pfeiffer, Döring, Moritz, Jerrmann lenkten ihn zur Erkenntniß, daß nächst dem Leben die wichtigste Schule für den Dramatiker das Theater, und eine unentbehrliche, sei. Als Kritiker schrieb er jetzt, daß der Verfall der deutschen Bühne nicht nur seine Ursache in der Unfähigkeit ihrer Leiter habe, sondern namentlich auch darin, daß die wirklich dichterische Produktion stagnire. „Zedlitz, Schenk, Immermann bringen nicht durch. Es fehlt das Mächtige, Gewaltige, Große, Herrliche, Freie. Diese Dichter opfern sich nicht.“ Man mißachte die Technik der Bühne, verfalle der Nachahmung, verliere die Fühlung mit dem Leben wie dem Theater. Wie Shakespeare und Lessing müsse auch heute das dramatische Talent unter den Schauspielern groß werden. Er selber befolgte den Rath; namentlich als er in Hamburg zunächst allein war und ihm das dortige Stadttheater unter des alten Friedrich Ludwig Schmidt Leitung eine Fülle von Anregung entgegenbrachte. Und ein gewaltiger Entwickelungssprung führt ihn nun vom Nero zum Saul und vom Saul (im Frühjahr 1839) in der Spanne weniger Monate zum Richard Savage. Auch für diesen letzteren gab ihm die Geschichte den Stoff zur Darstellung seiner Ideen, seines inneren Erlebens, aber ein Kapitel moderner Geschichte, dessen Analogien zur Gegenwart unmittelbar in die Augen sprangen und von einer Art waren, daß sie direkt mit den Bestrebungen, Kämpfen und Leiden der jungen Literatur zusammenfielen, welche Metternich, Tzschoppe, Hengstenberg zu vernichten

bestrebt gewesen. Herwegh traf das Richtige: in diesem Dichterleben aus der englischen Aufklärungszeit, in welcher sich aus den Kämpfen mit Walpole's Polizeiregiment die freie Presse als Waffe des öffentlichen Geistes losgerungen hatte, gestaltete Gutzkow das Schicksal der deutschen Dichtergeneration, der er selbst angehörte. Doch was ihm zum Symbol diente, war ein echter theatermäßiger Stoff voll Spannung und Verwickelung, der auch ohne diese Beziehungen das große Publikum unterhalten und ihm bis zum Schluß ein rein menschliches Interesse eingeflößt hätte.

Auch das historische Schicksal des früh im Elend verkommenen Dichters Richard Savage hat diesen romanhaften Reiz bei typischer Bedeutung für die Zeitepoche, in der es sich abspielt. In Johnsons Lives of English Poets, Gutzkows Quelle, löst es sich vom Bild einer Zeit ab, von welcher Swifts scharfe Zunge gesagt hat: daß damals ein von Zigeunern fortgejagter Betteljunge mehr Aussicht hatte, in Kirche und Staat Carrière zu machen, als Jener, den Phöbus in seinem Zorn mit poetischem Feuer begabt hat. Savage, ein entschiedenes, besonders durch Schwung der Phantasie und leidenschaftliches Temperament hervorragendes Talent, verkam im Elend, weil ihn der Groll über den Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit verführte, sein Leben zwischen arbeitsamer Zurückgezogenheit in kargsten Verhältnissen und Ausschweifungen der Selbstbetäubung in Londons Tavernen zu theilen. Dieser Groll und Zerfall hatten jedoch noch einen besonderen Grund. Savage, in Elend und Armuth als Waise erzogen, war der natürliche Sohn der Gräfin Macclesfield und eines Lords, dem sie ihre Gunst geschenkt hatte, ehe sie dem Grafen die Hand zum Bunde reichte. Die stolze Dame übergab den verhaßten Zeugen eines Verhältnisses, aus dem sie selbst als Verrathene hervorgegangen, der Amme, die ihn als ihren Sohn erzog und später zu einem armen Handwerker in die Lehre gab. Erst nach dem Tode dieser Frau gelangt der inzwischen dem dunklen Trieb seines Genius gefolgte Jüngling zur Kenntniß seiner Abstammung. Er sucht die Mutter auf. Seiner aufquellenden Liebe setzt die Lady jedoch kälteste Ablehnung entgegen. Ja, ihre Abneigung verwandelt sich in Haß, als sie von dem Sohn das erbetene Stillschweigen nicht erzwingen kann, und dieser Haß geht so weit, daß sie sich, als ihr Sohn wegen eines im Verzweiflungsrausch begangenen Todtschlags zum Tode verurtheilt wird, bemüht, die königliche Begnadigung zu hintertreiben.

Der Bericht von diesem Schicksal eines Dichters, den nicht nur seine Zeit und Nation, sondern die eigene Mutter im Elend verkommen ließ, ja zum Tode verfolgte, regte in Gutzkow, als er ihn in Verfolg von

Studien über die englische Literatur des 18. Jahrhunderts las, das Bewußtsein seines eigenen Geschicks in revolutionirender Weise auf. Auch er, auch die Dichter des jungen Deutschlands, waren ja von ihrer Aller Mutter, dem Vaterland, verleugnet und verstoßen worden; und so verschieden die beiden kürzlich verstorbenen deutschen Dichter Graf Platen und Grabbe auch sonst gewesen, darin war ihr Schicksal das gleiche. Aehnlich war es in England auch dem stolzen Byron gegangen, auch Shelley ... Und über Shelley, dessen Leben er um dieselbe Zeit zum Gegenstand eines Aufsatzes erhob, schrieb er aus dieser Stimmung heraus: „Er war ein Sohn der Zeit wie keiner, und seine Mutter, gerade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich, wenn er sich auf sie berief, sich nach ihrem Namen nannte und die Male zeigte, an welchen er erkannt sein wollte.“ Aus dieser Stimmung erwuchs ihm das dichterische Bedürfniß, den Stoff „Richard Savage“ zum Drama zu gestalten, diese subjektive Auffassung ward zur Quelle seines poetischen Schaffens. In dem Schicksal dieses Sohns einer Mutter, die ihn verleugnet und der er sich dagegen innig verbunden fühlt, schilderte er symbolisch sein eigenes Weh.

Mit vielem Geschick wußte er das historisch Gegebene zu verwerthen. Nur erhob er den Wüstling zum naiven Verschwender, der hierin einer geheimen Stimme des Bluts folgt, steigerte er die Bedeutung der positiven Leistungen Richards als Dichter, erfand er die Intrigue eines abgewiesenen Liebhabers der Lady, der aus Rachsucht gegen diese Richards Ansprüche unterstützt und ihn selbst mit Reichthümern ausstattet, von denen er wähnen muß, sie kämen von seiner Mutter, gewann damit für diesen den wirksamen Auftritt, in welchem er dem Lord allen Schmuck und Reichthum, den er von ihm erhalten, stolz vor die Füße wirft, verwandelte den Todtschlag aus Trunkenheit in den siegreichen Ausgang eines Zweikampfs, in den ihn die edle Aufwallung seines Stolzes nach einer Beleidigung verwickelt, die ihm von dem Schwager der Lady zu Theil ward; er vertiefte ferner psychologisch das kalte Verhalten der letzteren und führte eine, jedoch zu späte Versöhnung zwischen Mutter und Sohn vor dessen Ende herbei. Als Savage's tragische Schuld erscheint die Maßlosigkeit seines Eifers, sich eine Mutter zu erobern, die er mit Verblendung liebt. In allen diesen Aenderungen bewährte er, wie auch im technischen Aufbau, einen außerordentlichen Sinn für das theatralisch Wirksame und auch viel künstlerischen Takt. Neben dem genialen Schwärmer, dem die leidenschaftliche Liebe zur wiedergefundenen Mutter so sehr das Herz einnimmt, daß in demselben kein

Raum für die Erwiderung einer rührenden Neigung bleibt, die ihm eine, von Anderen vergötterte liebenswürdige Schauspielerin, Miß Ellen, widmet, hat er ferner die ruhig urtheilende Humanität des geistvollen Steele und die hingebende Liebe der Genannten gestellt, von denen die eine durch ihr Eingreifen im Spectator, die andere durch ihr Fürwort an den Stufen des Throns Richards Begnadigung erwirkt. In Steele, dessen dramatische Verwendung an das Vorbild des Carlos im „Clavigo" erinnert, schuf Gutzkow ein ausgezeichnetes Charakterbild. Dem geisteskühnen Begründer der modernen Presse konnte er so manches seiner eigenen Geisteswelt entstammende Wort über die Sitten und Zustände im damaligen England auf den Mund legen, die haarscharf auf die heimischen Verhältnisse der Gegenwart paßten. Das war ein Mann nach seinem Herzen, dieser Steele, „der die Literatur des Tages erfunden hatte, der jene olympischen Blitze der öffentlichen Meinung schmiedete, die zerschmetternd aus seiner Hand in den Lug und Trug unserer verdorbenen Sitten und Meinungen niederfahren." Dieser Charakter war die eine Hälfte seines Ichs. Steele durfte darum auch sprechen wie er: zu Gunsten der Preßfreiheit, zu Gunsten der Oeffentlichkeit der Gesetzgebung, vom Berufe der Wahrheit, Gemeingut aller Strebenden zu werden. Was in der deutschen Presse zu sagen verboten war, darauf ließ sich durch ihn ganz sachlich und historisch von der Bühne herab anspielen. Und auch die Lady, mit ihren geheimen Sünden, mit ihrer Angst vor dem Urtheil der Gesellschaft, mit ihrem verbildeten Herzen und der Unnatur, welche das höchste Recht des Weibes nicht einmal als Pflicht anerkennt, war sie nicht ein zeitgemäßer Typus jener verlogenen Moralität, die noch immer in der Gesellschaft herrschte? So war es auch sachlich und ganz historisch, wenn Steele als Journalist und Savage als Dichter gegen die konventionelle Lüge zu Felde zogen mit Worten, die in das sittliche Bewußtsein der Zeit mit zündender Kraft trafen. Steele kritisirt diese Sittenzustände mit Witz und Satire, Savage verzweifelt an ihnen und stirbt, den prophetischen Schwärmersinn hoffend der Zukunft zugewendet. Steele aber schließt das Stück mit den Worten: „Zeiten und Sitten, seht eure Opfer! O spränge doch die Fessel jedes Vorurtheils, daß mit dem volleren Athemzuge der Brust die Herzen muthiger zu schlagen wagten und nicht im Getümmel der Welt mit ihrer kalten Bildung und ihren sklavischen Gesetzen auch die Stimme der Natur dem mahnenden Gefühl die Antwort versagte! Glaubt dem Gott, der aus eurem Innern spricht! Denn in der Liebe ist selbst der Irrthum besser, als im Haß die Wahrheit."

An einem heißen Julitage erlebte im Frankfurter Stadttheater dieses Drama und mit ihm Gutzkow seine erste Aufführung. Der Zettel verschwieg des Dichters Namen, er nannte auch den Hüllnamen des Verfehmten nicht; hier folgt er.

Mit Hochobrigkeitlicher Erlaubniß.

Frankfurt a. M. — Montag, den 15. Juli 1839.

(Zum Vortheil des Herrn Döring.)

(Zum erstenmale.)

Richard Savage

oder:

Der Sohn einer Mutter.

Trauerspiel in 5 Abtheilungen.

Personen:

Lady Macclesfield	Demoiselle Lindner.
Viscount Marishal, ihr Schwager ..	Herr Weidner.
Lord Tyronnel	Herr Lußberger.
Lord Berwick	Herr Grahn.
Lord Winchester	Herr Lincker.
Richard Savage, berühmter Dichter ..	Herr von Lavallade.
Richard Steele, Journalist, sein Freund	* . *
Miß Ellen, Schauspielerin	Madame Frühauf.
Lord Oberrichter von England	Herr Wiegand.
Toms, ein Schneider	Herr Meck.
Kitty, seine Frau	Madame Weidner.
Ein Schauspieler	Herr Welb.
Ein Bedienter der Lady	Herr Hallenstein.
Zwei Bediente des Lord Tyronnel ..	Herr Schmidt. Herr Heyl.
Ein Bursche	Herr Fleisch.
Wachen, Masken, Bediente.	

Die Handlung spielt in London, Zeit 172*.
Zwischen den einzelnen Akten liegen immer mehrere Wochen.

*** . * (Gastrolle) Richard Steele . Herr Döring**
kgl. württ. Hofschauspieler.

ABONNEMENT SUSPENDU.

Der Eingangspreis in den Logen ist 1 fl. 12 kr.
Nummerirte Sitze in der Mittelloge { 1. Rang 1 fl. 45 kr. / 2. Rang 1 fl. 24 kr.
Parterre 48 kr., Gallerie 24 kr.

Anfang um 6 Uhr. — Ende gegen 9 Uhr.

Die Nachricht, daß mit „Savage“ ein erstes Bühnenwerk des Führers vom Jungen Deutschland, dem vor $3^1/_2$ Jahren wegen literarischer Kühnheiten in Frankfurt schwere Verfolgung getroffen und der mitten in dieser Zeit eine Frankfurterin geheirathet hatte, jetzt hier seine Erstaufführung

erleben sollte, war ein öffentliches Geheimniß; das Haus trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit bis auf den letzten Platz besetzt. Der Erfolg war ein durchschlagender. In einer der folgenden Wiederholungen, am 26. August, gastirte dann in Frankfurt der auch noch jugendliche Emil Devrient in der Rolle des Savage mit glänzendem Erfolg. Und das Interesse für das neue Stück und die neuen Rollen von Seiten dieser Darsteller, die beide noch im Beginn einer ruhmreichen Laufbahn standen, war typisch für die Aufnahme, welche das Gutzkow'sche Drama überhaupt auf den deutschen Bühnen und in der deutschen Darstellerwelt fand. Zu den Städten, in denen das Drama noch im Jahre 1839 aufgeführt wurde, gehörte auch Stuttgart und es durfte dem Dichter eine Genugthuung sein, daß das Cotta'sche Morgenblatt, in dessen Literaturbeilage er acht Jahre vorher als Kritiker seine literarische Laufbahn vor der größeren Oeffentlichkeit unter so günstigen Auspizien begonnen, vor vier Jahren aber seine ganze literarische Zukunft in Frage gestellt hatte sehen müssen, und das selber damals eine scharfe Ablehnung der „jungen Literatur" gebracht hatte, jetzt die Anerkennung aussprach: daß er, der früher so viel negativ behauptet, es verstanden habe, ein positives Stück Welt hinzustellen, das fesseln, rühren, erschüttern und am Ende befriedigen könne. (Vgl. Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt.)

Was auch im einzelnen von der Kritik gegen das Drama eingewendet wurde, daß hier ein zeitgemäßes Stück der Bühne geboten, das zugleich bühnengemäß, wurde allgemein anerkannt. Und die Bedenken, welche in künstlerischer Beziehung erhoben wurden, beanstandeten mehr gewisse Eigenschaften des Stoffes als Fehler seiner Behandlung. Was wir heute als Hauptschwäche empfinden, die Sentimentalität des Richard und des Schlusses, entsprach dagegen völlig dem Geiste der Zeit. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Aufführung am Wiener Burgtheater nur gestattet wurde, wenn am Schlusse des Stücks die Variante eintrete, daß die Lady Macclesfield thatsächlich nicht die Mutter Richards sei, da nur so dasselbe den Logeninhabern gefallen könne, so erhalten wir von dem maßgebenden Geschmack ein bezeichnendes Bild. Man braucht nur Holtei's Rührstück „Lorbeerbaum und Bettelstab", das auch das Thema des Dichterelends behandelte und gleichzeitig seinen Gang über die Bühne machte, mit dem Gutzkow'schen Drama zu vergleichen, um zu erkennen, welche herbe Kraft des Empfindens und Denkens dieser ins Feld führte gegenüber dem, was in jenen Tagen der großen Menge tragisch erschien. Andrerseits aber hatte er in der strengen Schule eines täglichen Kampfs mit der Zensur wie kein

anderer die Kunst erlernt, im Ausdruck seiner Tendenz die Grenzen des Möglichen, des Erlaubten zu wahren.

Was ihm bisher zum Fluche gereicht hatte, die Acht des Bundestags, gereichte ihm jetzt zum Segen, zumal als im Sommer des nächsten Jahres der Thronwechsel in Preußen eintrat und die ihn begleitende Amnestie den Glauben im deutschen Volke nährte, daß nunmehr auch im Staatsleben der langersehnte Frühling eines gemeinsamen Aufschwungs im Sinne der Freiheit tage. Wie wenn auf einmal die Ventile einer zum Sprengen überheizten Maschine geöffnet werden, so wirkte dieser Umschwung, wirkte die Amnestie, welche viele hundert von Patrioten auf einmal der Freiheit wiedergab, Männer, von denen mancher mit blondem Gelock um die Denkerstirn für seine Ideale in den Kerker geschritten war, der nun mit früh ergrautem Haar wieder ans Licht traten. Nun sah man auch im Geiste, der allgemeinen Freiheit die Kerkerthüren geöffnet und die sanguinischsten Hoffnungen wurden laut in den neu begründeten Zeitungen, in den demokratischen Klubs, in der politischen Lyrik eines Herwegh, Dingelstedt und Hoffmann von Fallersleben. Daß Friedrich Wilhelm IV. im Grund seines Wesens dem auffluthenden Freiheitsverlangen ein geschworener Gegner war, weil er mit dem Fanatismus des Doktrinärs die Ideale der romantisch-historischen Schule im Staat verwirklicht sehen wollte, während sein Vater dieser doch nur aus Abneigung gegen das Neue mehr passiv hatte gewähren lassen, zeigte sich erst allmählich. Ehe er begann, mit seinen Grundsätzen und Plänen scharf hervorzutreten, vermied er es einige Zeit, die an seinen Regierungsantritt geknüpften Hoffnungen allzu herb zu enttäuschen. Auch war er mit seiner hochgespannten Auffassung vom Gottesgnadenthum seiner königlichen Mission von dem Glauben beseelt, er werde durch persönliche Verständigung mit den Vertretern ihm entgegenstrebender Ansichten eine Versöhnung der Parteien anbahnen. Der stärkste Beweis von seiner Bereitwilligkeit, mit sich reden zu lassen, war die Audienz, die er im Jahre 1842 dem Dichter Georg Herwegh gewährte, dessen Brief an Gutzkow über Richard Savage wir an die Spitze dieses Kapitels gestellt haben und der inzwischen mit seinen „Liedern eines Lebendigen" einen Enthusiasmus im gesammten liberalen Deutschland geweckt hatte, dem selbst der Romantiker auf dem Hohenzollernthron Rechnung zu tragen für angezeigt hielt. Auch Gutzkow wurde jetzt von der allgemeinen Volksgunst aufs Schild gehoben, das Schicksal des Jungen Deutschlands schien in seiner Person verkörpert, der Märtyrer der Freiheit wurde im Dichter gefeiert. Daß „Richard Savage", wenn auch gekürzt, vom Grafen

Redern zur Aufführung für das Berliner Hoftheater hatte angenommen werden dürfen, gehörte nicht minder zu den Symptomen der neuen Zeit. Der Ausspruch Rahels, daß die Kunst nicht von oben herab dekretirt werden könne, sondern von unten heraufwachsen müsse, bestätigte sich jetzt zu Gunsten Gutzkows in glänzender Weise. Die Berufung Tiecks' nach Berlin, die Einstudirung von Sophokles' „Antigone" mit der Musik Felix Mendelssohns für die Chöre und ähnliche Aeußerungen der Kunstliebe des Königs führten keine Belebung der deutschen Bühne herbei, keinen Aufschwung; der kam von unten auf, aus dem Volke, dem der Dichter entwachsen war, dessen Wiege in einer ärmlichen Stube zu Berlin gegenüber dem Königsschloß gestanden hatte.

Zur Aufführung des „Richard Savage" im Hoftheater seiner Vaterstadt war dieser wieder einmal nach Berlin gegangen. Die Aufnahme dieses Dramas voll freisinniger Ideen von einem jener Jungdeutschen, denen vor fünf Jahren das Dichten ganz untersagt worden war, in das Repertoire der königlichen Hofbühne wurde als bedeutsames Symptom des Umschwungs der Zeiten im Volke wie in den Kreisen der Vornehmen empfunden. Der nun neunundzwanzigjährige Dichter, der bei seiner letzten Anwesenheit von alten Freunden nur scheu begrüßt, von Geheimpolizisten unheimlich überwacht worden war, fand sich jetzt als Gegenstand ehrenvoller allgemeiner Beachtung, gefeiert in vornehmen Gesellschaften, wo er Ehrensitze neben einem Alexander von Humboldt, einem Meyerbeer erhielt, und Hofbeamte sahen sich genöthigt, ihn mit Ehrerbietung zu begrüßen. Die alte Freundschaft mit Seydelmann führte ihn in das intimere Leben der Berliner Hofbühne ein und wie vorher in Frankfurt, Hamburg, Weimar, Dresden hatte er auch hier die Freude zu sehen, daß gerade die besten künstlerischen Kräfte, vornehmlich die Jugend, es dankbar empfand, daß er in seinem „Savage" mit dem Conventionellen gebrochen und die Sprache des Lebens, die Sprache der modernen Ideen an ihre Stelle gesetzt. Gern, Rüthling, Rott, Charlotte von Hagn wurden ihm befreundet. Auch der Kreis der Theatergelehrsamkeit, in welchem Eduard Devrient, der kluge Bruder des genialeren Emil, herrschte, öffnete sich ihm. In dem „Tagebuch eines alten Schauspielers" von Genast, dem Weimaraner, ist der Eindruck fixirt worden, den der Dichter damals in der Theaterwelt machte. „Die äußere Erscheinung war anziehend und entsprach wohl dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte: lichtblaue Augen und blondes Haar, eine feine, etwas gebeugte Gestalt, die Züge des Gesichts edel geformt. Die Art und Weise, mit welcher er sein Stück vortrug, war markig und

geistreich, besonders gut gelang ihm die feine Nüancirung des sarkastisch-humoristischen Charakters des Steele." Dagegen hat uns Feodor Wehl, der spätere Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, in seinen Tagebüchern „Zeit und Menschen" (Hamburg 1889) ein Bild von der Stellung vermittelt, in die sich jetzt Gutzkow im Berlin des Jahres 1840 versetzt fand. Wehl, der Sohn eines schlesischen Rittergutsbesitzers, der damals gerade seinen Uebergang aus der Offizierslaufbahn in die literarische vollzogen hatte und zu Gutzkow „wie zu einem ehrfurchtgebietenden Oberhaupt" aufblickte, lernte diesen kurz nach der Berliner Premiere des Savage kennen, und zwar wurde er demselben in den Gängen des Berliner Schauspielhauses durch seinen Oheim vorgestellt, der ein Reiteroffizier und Stallmeister des Prinzen Karl von Preußen und ein großer Theaterliebhaber war. Wehl schildert sich selbst als einen Schüler Laube's: edelmännisches Wesen und feiner Umgangston erschienen ihm als wichtige Eigenschaften für den modernen Schriftsteller; er wollte in der guten und vornehmen Welt etwas gelten, in dieser das Ansehen und den Einfluß der Literatur erhöhen. Er erzählt, wie damals in Ermangelung einer sich freibewegenden politischen Presse in Berlin die politisch-literarischen oder „belletristischen" Blätter, wie Gutzkows „Telegraph", Kühne's „Elegante Welt", die 1842 wieder in Laube's Leitung überging, Lewalds „Europa" in den Kaffeehäusern von Stehely, Spargagnani, Kranzler &c. einen so eifrigen Leserkreis fanden, daß sie, in mehreren Exemplaren aufliegend, doch Vormerkungen nöthig machten, um erlangt werden zu können. „Stundenlang warteten die Geheimräthe, die Ministerialbeamten, die Kunstfreunde, die Journalisten, die Studenten, bis die Reihe sie traf und das gewünschte Blatt ihnen zu Händen kam . . . Wenn ein Mann wie Gutzkow in Berlin erschien, konnte es demzufolge nicht ausbleiben, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und der Löwe des Tages wurde." Gutzkow nun hatte bei der Vorstellung etwas spitz auf Wehls äußerliches Zurschautragen des Schriftstellerberufs angespielt und gesagt, es sei erfreulich, das Handwerk in so ansprechender Erscheinung begrüßen zu können. Doch das hielt diesen nicht ab, ihm im „Hotel de Russie", wo er abgestiegen war, seine Aufwartung zu machen, und als ihn einige Wochen später der Zufall nach Hamburg brachte, auch dort zu besuchen. Dies geschah in Begleitung des schon erwähnten Onkels, der für den Prinzen Karl eine Mission nach England hatte. Nach dem Abstieg in Streits Hotel und der Erledigung der Geschäfte wurde ein Besuch bei Gutzkow beschlossen. Dieser wohnte auf der Esplanade in einem oberen Stockwerk, sehr bescheiden, aber

durchaus anständig und anheimelnd eingerichtet. „Er begrüßte uns freundlich, fragte nach unseren Absichten in Hamburg, nach meinen Arbeiten und manchem Andern. Eine halbe Stunde war bald verplaudert und nachdem wir uns verabredet, am Abend im Stadttheater zusammenzutreffen, schieden wir. Nach dem Theater lud mein Oheim Gutzkow ein, uns ins Hotel zu begleiten und hier wurden bei Austern und Champagner ein paar angeregte Stunden verbracht, die mich in eine Beziehung zu dem berühmten Autor setzten, welche bis an sein Ende gedauert hat. ‚Wenn meine erste Begrüßung Sie beleidigt hat,' sagte er auf Wehls entsprechendes Geständniß, ‚so bedaure ich das und bekenne zugleich, daß, wenn sie ein wenig satirisch klang, dies daher kam, weil ich, der ich in meinem allzeit arbeitsamen Leben wenig Gelegenheit hatte, mich gesellschaftlich auszubilden, eine Art von Neid über Ihr gefälliges Auftreten empfand. So ein junger Mensch, dachte ich, hat von Natur, was du vielleicht durch alle Uebung nicht erreichst. Das mag meinem Ton etwas Bitteres gegeben haben; beabsichtigt oder schlimm gemeint war er jedenfalls nicht.' Diese unumwundene Erklärung versöhnte mich und machte mich zum aufrichtigen Freunde Gutzkows auf Lebenszeit." So wie Wehl haben sich in jenen Tagen ihm noch viele jüngere Schriftsteller als Führer angeschlossen, sich um seine Freundschaft beworben und dabei die Schroffheiten seines Wesens in den Kauf genommen, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß er nicht nur einen ihnen allen überlegenen, starken und stets kampfbereiten Geist, nicht nur einen dämonischen Wahrheitsdrang, der im Aufflammen keine Rücksicht kannte, sondern auch ein Herz hatte, in dem neben dem glühendsten Verlangen nach Freundschaft und Liebe doch auch jene weicheren Stimmungen mächtig waren, die der Gutmüthigkeit entstammen.

* * *

Wir haben bei der Mehrzahl seiner Sturm- und Drangschriften, die fast immer nur als Kundgebungen jenes starken kampfbereiten Geistes betrachtet worden sind, zu zeigen gehabt, welch lebhaften Antheil an ihnen dieses hingabebedürftige, leidenschaftliche, reizbare Herz gehabt hat, wie sein Kampf gegen die Geistlichkeit, für die Emanzipation unseres Denkens und Fühlens vom Herkommen aufs innigste mit den Erfahrungen seines Herzens zusammenhing. Und auch jetzt wieder war es ein solches Erlebniß, was sich ihm nach der Rückkehr aus Berlin zum Stoff eines neuen Werkes gestaltete, diesmal eines ganz realistischen Kunstwerks,

eines Dramas, dessen Zeithintergrund die Gegenwart gab, das soziale Zustände schilderte, die er selber erlebt. Gehoben von dem Erfolg des „Richard Savage“, schrieb er ein zweites bürgerliches Schauspiel, das dann sofort von fast allen deutschen Bühnen gegeben wurde, mit einem Erfolg, der vielfach den des ersten in Schatten stellte: am 21. Februar 1840 wurde „Werner, oder Herz und Welt“ zum ersten Male im Hamburger Stadttheater aufgeführt und fand eine enthusiastische Aufnahme. Christine Enghaus, die spätere Gattin Hebbels, spielte die weibliche Hauptrolle mit so hinreißender Wirkung durch einfach herzliches Spiel, daß das Publikum sie immer aufs neue hervorrief. Auch dieses Stück war erfüllt mit Bezügen zu dem Kampf der liberalen Ideen um ihre Verwirklichung; die große Wirkung verdankte es aber diesmal der rein poetischen Darstellung ergreifenden Herzenslebens. War in „Richard Savage“ das eine Hauptthema der jungdeutschen Sturm- und Drangzeit, das Trachten der Poesie nach politischen Wirkungen und ihr Kampf mit der Staatsgewalt auf die Bühne gelangt, so hier das zweite Hauptthema der Bewegung, das Recht des Herzens auf natürliche Entfaltung seiner Triebe im Kampf mit den Fesseln der Konvention.

Schon in seinem „König Saul“ hatte eine Eigenschaft von Davids Braut, Michal, einen Zug aus Gutzkows jungem Eheleben reflektirt: dieselbe ist unfähig, zu begreifen, daß David sie um seiner höheren Aufgaben willen so oft allein lassen kann. Als der Dichter Ende 1837 erst nach Berlin, dann nach Hamburg gegangen war, um für seinen „Telegraphen“ einen besseren Vertrieb zu gewinnen, hatte er seine Frau bei ihren Pflegeeltern zurücklassen müssen. Erst im folgenden Frühjahr war er im Stande gewesen, in Hamburg einen selbständigen Haushalt zu gründen und seine Gattin nachkommen zu lassen. Doch die Hamburger Verhältnisse behagten der verwöhnten Frankfurter Haustochter nicht und zu dem Heimweh gesellte sich die Sehnsucht nach einem minder aufgeregten, kampfdurchschütterten Leben, als ihr an der Seite ihres streit- und reizbaren Mannes unter fremden Menschen gewährte; die Aussicht auf ein neues Kindbett veranlaßte sie zu einer Rückkehr in das Haus der Pflegeeltern nach Frankfurt und nach der Aufführung des „Richard Savage“ blieb sie wieder auf längere Zeit dort, während Gutzkow allein nach Hamburg zurückging — ein Alleinsein, das dem Glück dieses aus reinster Liebe geschlossenen Ehebundes zum Verhängniß gereichte. Natürlich konnte es auch nicht fehlen, daß die Kenntnißnahme seiner früheren Schriften sie verwirrte und daß die ideale Anhänglichkeit seiner Erinnerung an Eine, die er vor ihr geliebt, ihre Eifersucht rege machte. Bei

seinem Aufenthalt dann in Berlin sah er Rosalie wieder; er sprach sie selber nicht, aber wohl besuchte er ihren Vater. Die Wirkung dieser Eindrücke ging ihm in Hamburg nach. Die alte Liebe regte sich wieder in seinem Herzen, das sich doch auch der fernen Gattin in Treue verbunden fühlte. Und die ihm eigenthümliche Norm des poetischen Schaffensprozesses, die sich schon wiederholt aus der retrospektiven Zweifelfrage ergeben: „Was wäre aus Dir geworden, wenn —" gelangte in seinem Geistesleben wieder zur Macht. Dem genialen Schauspieler Jean Baptiste Baison, mit dem er sich intimer befreundet hatte, vertraute er sich an. Er erzählte ihm von dem Besuch bei dem Vater Scheidemantel. „Ich wurde gütig von ihm aufgenommen. Die Angebetete, die zu meiner Beglückung nichts hatte wagen wollen, die sich nicht hatte entschließen können, sich für mich zu bekennen, hat dennoch alle Bewerbungen, die sie reichlich empfing, abgelehnt. Ich gestehe Ihnen bei aller Achtung vor meiner Gattin, daß ich vor dem Vater der ehemaligen Geliebten, einer edlen idealen Mannesnatur, mit Erschütterung stand, ja daß ich noch zuweilen über dies Verfehlthaben eines Zuges meines Herzens vor Schmerz und Wehmuth — doch ich will nicht fortfahren in einem Tone, der vielleicht nur posthume Berechtigung hat" — so bricht diese intime Mittheilung in der Einleitung zu den „Rückblicken" ab. Baison war Feuer und Flamme für eine dramatische Gestaltung dieses Seelenkonflikts und in wenig Wochen entstand — aus einem Guß — das Schauspiel „Werner, oder Herz und Welt".

Das Bedeutsame dieses Dramas und seines Erfolgs für unsere Betrachtung bestand aber darin, daß das psychologische Charaktergemälde mit realistischer Kunst sich vom Untergrund eines aktuell gestimmten Zeitbildes abhob. Die Reue des Heinrich von Jordan über eine Treulosigkeit seines Herzens war dargestellt als Hauptsymptom eines Seelenkampfs, der auf der allgemeinen Untreue eines Hochbegabten gegen die eigene Vergangenheit, gegen die Ideale seiner Jugendzeit beruht. Heinrich Werner, der Sohn armer, aber braver Eltern, den die Auszeichnung, die seinen wissenschaftlichen Arbeiten wurde, verleitet hat, sich dem Staatsdienst zu widmen, der in seinem Amt sich so ausgezeichnet, daß sein erster Chef, Präsident von Jordan, ihn als Schwiegersohn willkommen hieß; der sich bei dieser Gelegenheit bereit fand, dem Wunsche des hohen Beamten nach einem adeligen Schwiegersohn Rechnung zu tragen, indem er sich von ihm adoptiren ließ und seinen schlichten elterlichen Namen Werner zu Gunsten des stolzen „Heinrich von Jordan" aufgab, und den nun doch bei all seinem Glück, seinem Wohlleben, seiner Carrière der

Gedanke an die Ideale seiner Jugend quält, an die Zeit reinen idealen Strebens, freien unbeschränkten Forschens — er war ein Typus jener Zeit, in der tausende begabtere Männer in ähnlicher Weise sich in dem Staat „zurecht gefunden“ hatten, welcher die Ideale ihres besseren Bewußtseins verfolgte. Gutzkow selber hatte die Versuchung wiederholt erlebt und, sie ablehnend, ihre Lockung empfunden. In frechbeleidigender wie ehrendster Gestalt war sie an ihn herangetreten: wie Joel Jacoby hatten erst neuerdings der Pflegevater seiner Frau und der Präsident von Rehfues in dieser Richtung auf ihn zu wirken gesucht. Doch zurück zu Werner: Marie Winter, die Jugendgeliebte, das Opfer seiner Treulosigkeit, wird, ohne eine Ahnung zu haben, wohin sie kommt, von seiner jungen Frau als Erzieherin der Kinder engagirt. Das Wiedersehen zwischen beiden wirkt als ein Rachewerk der geopferten Vergangenheit, indem es ihn wie sie mit der Erinnerung an das ihnen einst gemeinsame, nie verschmerzte Glück so machtvoll überkommt, daß sie dem Zauber nicht zu widerstehen vermögen. „Meinem Weibe bleib' ich treu, ich werde sie nicht betrüben, aber schon glücklich sein, wenn ein vergebender Blick deines Auges mein Gewissen beruhigt.“ Sie will fliehen; er fleht, daß sie bleibe. Sie giebt nicht nach; nur einen Tag wolle sie aushalten, bis ein Vorwand gefunden ist, der ihre Entfernung entschuldigt. Sie findet ihn nicht. Das Engagement hat ein Freund des Hauses, ein Kollege Heinrichs, der Assessor Wolf, vermittelt, der dem Mädchen nachstellt und auf diese Weise Gelegenheit zu gewinnen sucht, der Spröden sich öfter zu nähern. Marie Winter ist zugleich der Gegenstand einer ehrlichen Liebe eines alten Universitätskameraden von Heinrich, des Referendar Fels, der sich ihm nun anvertraut. Eine Zudringlichkeit des Assessors Wolf verleitet Heinrich, durch allzu heftiges Auftreten gegen diesen seine Leidenschaft für Marie zu verrathen, wovon Julie, die Gattin, Zeugin wird. Die darauf folgende Aussprache zwischen dem Ehepaar hat den Entschluß Juliens zur Folge, das Haus zu verlassen und zu ihren Eltern zurückzukehren; Heinrich aber trotzt dem Geschick, das ihn zwingen will, Pflichten des Herzens und die Stimme einer höheren Sittlichkeit dem heuchlerischen Zwange der Rücksichten zu opfern. Die Ankunft des Präsidenten, Juliens Uebersiedelung zu diesem, die Entführung der Kinder bringen Heinrich zur Besinnung. Marie giebt der Werbung des jungen Fels, den sie zwar noch nicht liebt, aber achtet, Gehör, was dessen Vater, ein lebenskluger Arzt, vermittelt, indem er ihr zeigt, daß es der beste Ausweg sei, um Heinrich vor übereilten Schritten, die das Glück seiner Familie vernichten würden, zu schützen. Wolf, der

Intriguant, hat aus Rache für die Abweisung den Verdacht leichtfertiger Amtsführung auf den Rivalen gelenkt. Aus der Verwickelung geht Heinrich als geläuterter Sieger hervor und Julie gewinnt das bedrohte Familienglück zurück durch ein Opfer. Heinrich Werner giebt sein Amt auf, das ihn dem Dienst seiner Ideale untreu werden ließ, er legt den adeligen Namen ab, der ihn um den alten ehrlichen Namen seiner Eltern gebracht hat, er widmet sich der akademischen Laufbahn, um als Lehrer und Schriftsteller die Aufgabe wieder aufzunehmen, wenigstens theoretisch „den Staat mit dem Geist des Jahrhunderts zu versöhnen". Nur wenn Julie unter diesen Bedingungen zu ihm zurückkehren will, erklärt er, wolle er ihr übereiltes Handeln vergeben. Und sie kehrt zurück, um als Frau Julie Werner die Wiedergeburt ihrer Liebe zu feiern. Des beglückten Gatten Schlußworte lauten: „Julie, durch das, was dir begegnete, hast du einen Blick in die Geschichte der Herzen gethan, die euch Liebe schwören, einen Blick in die Region, die wir Männer euch Frauen so gern verborgen halten! In tausend Seelen unserer Zeit schlummert der Widerspruch des Herzens mit der Welt still und schmerzlich verborgen. Wohl dem, der ihn so lösen kann, wie ich — durch dich."

Was an diesem auch heute noch interessanten bürgerlichen Drama damals so mächtig wirkte, war die unmittelbare Anknüpfung der individuellen Seelenkämpfe an die allgemeinen Zustände und die spezifische Zeitfärbung auch der Seelenmalerei. Gerade diese Eigenschaften haben die Dauer seines Bühnenlebens beeinträchtigt. Doch hat die Kunst eines Emil Devrient und eines Sonnenthal lange nachher noch dem Drama eine starke Wirkung gesichert und das gleiche zeigte sich stets, wo die Rolle der Julie eine glückliche Besetzung fand. Bei der Kritik erregte schon damals der schwankende Charakter des Helden Bedenken; mit Recht konnte sich dagegen der Dichter auf Goethe berufen, der eine ganze Reihe Bühnengestalten, wie Weislingen, Clavigo, geschaffen hat, welche dieselbe Eigenschaft theilen. Waren jene sentimental, so ist Werner skeptisch. Für eine historische Beurtheilung des Stückes ist aber gerade dadurch der Charakter des „Helden" für unsre Literaturperiode so typisch. Man vergleiche, was Immermann in seinem Tagebuche zur Rechtfertigung ähnlicher Eigenschaften seiner „Epigonen" gesagt hat. Im Allgemeinen fand denn auch das Drama, das den Bühnen als Zugstück diente, auch bei der ernsten Kritik viel Anerkennung. Die „Halle'schen Jahrbücher", welche in ihrem Jahrgang 1840 über Richard Savage eine absprechende Kritik gebracht hatten, druckten im folgenden (Nr. 48—51) einen größeren

Aufsatz „Dramaturgische Didaskalien bei Gelegenheit des ‚Werner, oder Herz und Welt‘ von Karl Gutzkow“, der, an Diderots und Lessings bürgerliche Schauspiele anknüpfend, dem neuen Drama warmes Lob zollte und es als Sieg des Realismus über die Romantik feierte: „die Macht der Verhältnisse, dieses moderne Schicksal, spielt dabei jene würdige Rolle, die von Zufälligkeiten, die wieder durch Zufälligkeiten gehoben werden, ganz absieht.“

Dies zweite von Gutzkows siegreichen Bühnenwerken übte noch auf vielen deutschen Theatern seine frische Zugkraft, da erschien der Verfasser schon mit einem dritten Stück auf dem Plan: „Patkul, ein politisches Trauerspiel“. Dieses erlebte 1841 seine erste Aufführung im Hoftheater Berlins (mit Seydelmann, Rott, Ed. Devrient in den Hauptrollen) und der Erfolg war ein solcher, daß am nächsten Tag der Generalintendant Graf Redern ihm die Eröffnung machte, er wolle beim König in Sanssouci seine Anstellung als Theaterdichter der königlichen Schauspiele beantragen. Die Rücksicht auf Raupach vereitelte diesen Plan. Der Antrag selbst aber brachte in ehrenvollster Weise zum Ausdruck, was bei der Wahl dieses neuen historischen Stoffs eines der aktuellen Motive gebildet hatte. Der Sieg der jungdeutschen Schriftsteller, die man als politische „Abenteurer“ verfolgt hatte und jetzt doch zulassen und anerkennen mußte als Führer des geistigen Lebens der Nation, lenkte den Blick zurück auf die geistesverwandten Märtyrer, die in noch schlimmeren Zeiten ähnliches Streben mit ihrem Blute besiegeln mußten. Die Idee der Ritter vom Geist, die vom Volke sich loslösen, um als Verfechter der Freiheit in die Welt der Geburtsprivilegien emporzudringen, suchte hier zuerst dramatische Gestalt. Auch Patkul, der kühne Deutsch-Livländer, der, um sein Vaterland von der Herrschaft der Schweden zu befreien, zum politischen Schriftsteller und Agenten, zum Staatsmann und Verschwörer wurde, war ja ein geistiger Vorkämpfer der Demokratie und ein Grübler über theologischen Zweifeln gewesen, ehe er als russischer Gesandter an den Dresdner Hof Friedrich Augusts von Sachsen und Polen kam. Aber das eigentlich dramatische Motiv für diese Tragödie des politischen Märtyrerthums lieferte dem Dichter ein anderes Merkmal der von ihm selbst durchlebten Zustände: Patkul, der Demokrat, konspirirt, um sein Livland zu befreien, mit dem Auslande, mit Rußland und Polen, und diesen politischen Irrthum, den in Bezug auf Frankreich seit 1830 ein starkes Element der deutschen Demokratie theilte, erhob der Biograph Börne's hier zum Motiv von Patkuls tragischem Schicksal. Es war ja dasselbe Schicksal, das Heine

und Börne der Heimath entfremdet hatte, und dies ward, ohne besonderen Hinweis darauf, vom Publikum mit empfunden. Die Liebe einer sächsischen Hofdame, Anna von Einsiedel, für den ritterlich-genialen Freiheitsmann, dessen Befreiung sie bei Friedrich August, der sie umsonst zur Maitresse begehrte, mit Erfolg durchsetzt, ohne jedoch dies Ziel selber erreichen zu können, verliehen dem „politischen Trauerspiel“ ein Element rein menschlichen Interesses. Die politische Tendenz aber herrschte vor, sie blitzte auf mit satirischen Spitzen in der Schilderung der Hofkamarilla des schwächlichen Tyrannen, den die Geschichte August den Starken nennt, und auch hier äußerte sich am Schluß der liberale Grundgedanke des Dichters als Sentenz: „Die Pflugschar der Tyrannei,“ sagt der verhaftete Patkul, „muß in den Erdboden tiefe Furchen reißen, damit die Freiheit daraus erblühe! Nicht der erste bin ich; noch werden andere kommen, bis sich die Nachwelt unserer Saaten freut! Kein Ach, kein Tropfen Blutes, so vergossen, geht verloren! Jedem Freiheitsseufzer aus dem kleinsten Erdenwinkel antwortet donnernd einst der Jubel der Jahrhunderte!“ Die Vereinigung der liberalen mit der patriotischen Tendenz, welche das ganze Stück durchdrang, macht seine Annahme zur Aufführung im Hoftheater Berlins wie die jubelnde Aufnahme desselben erklärlich. Die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich hatte gerade in jenem Jahr dem nationalen Bewußtsein einen bedeutenden Aufschwung gegeben; Thiers drohte mit Rüstungen, Sänger der Freiheit und Führer des Freisinns feierten wieder die Einheitsidee als Hauptmotiv des Freiheitsverlangens: in demselben Jahr ließ in Köln Nikolaus Becker sein Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben“ ertönen, sandte Hoffmann von Fallersleben sein „Deutschland, Deutschland über Alles“ von Deutschlands nördlichstem Felseneiland über die Wogen der Nordsee.

Mit „Richard Savage“, „Werner“ und „Patkul“ hatte Gutzkow schnell hinter einander die Hauptrichtungen der geistigen Bewegung seiner Jugend auf der Bühne zum Ausdruck verholfen, der literarischen, der sozial-ethischen, der politischen. In allen drei Stücken hatte er gleichmäßig den ästhetischen Prinzipien entsprochen, welche in den Jahren vorher Wienbarg, Laube und er als diejenigen bezeichnet, aus denen sich eine neue Nationalliteratur der Deutschen entwickeln könne. Wenn Savage dem stolzen Lord all seine Geschenke vor die Füße warf, weil er diesen nur als Zeichen der Liebe seiner Mutter vorher geschätzt hatte, wenn Heinrich Werner alle Vortheile seiner Heirath von sich wies, um zu einem wahren Glück der Ehe zu gelangen, wenn Patkul alle Vorsicht außer Acht ließ, weil all sein Denken von dem Wunsche, sein Volk zu befreien, geleitet

war, so trat hier jene „schöne That“ in die Erscheinung, welche Wienbarg als Ideal für die moderne Poesie aufgestellt hatte. Die hier entfaltete Poesie war ferner „modern“ nach der Auffassung Laube's, der als solche jene Dichtung bezeichnet hatte, die „aus Gefühlen, Leidenschaften, Ideen und ihrem Zusammenhang mit der realen Erscheinungswelt, dem Leben, eine Gestaltung erstehen läßt, welche den Charakter ihres Urhebers trägt.“ Und schließlich trug hier auch die Muse der Bühne jene „Blendlaterne des Ideenschmuggels“, welche Gutzkow als Attribut jeder bahnbrechenden Dichtung gefeiert hatte, und der skeptische Hang seines Geistes, den Fortschritt aus seinen Gegensätzen zu begreifen, löste sich auf in dem rein künstlerischen Element des dramatischen Dialogs. Diese Dramen waren das folgerichtige Kunstergebniß der ästhetischen Errungenschaften der jungdeutschen Uebergangsepoche. Hier erfüllte sich, was den Schluß des Buchs über „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ gebildet hatte, die Vorhersage: die Kunst der Tendenz kann beginnen, wenn die Talente für sie erstarkt seien; dann könne man anfangen, wieder auf Schillers Beispiel zurückzugreifen. In den drei Stücken hatte er aber auch in schneller Folge die poetischen Grundtöne markirt, auf denen der weiteres Schaffen gestimmt blieb. Der Steele seines „Richard Savage“ wuchs sich in den nächsten Jahren aus zu der mächtigeren Gestalt seines Molière im „Urbild des Tartüffe“, Steele's Mahnung an Savage, der Bühnendichter der Zeit müsse jetzt satirische Lustspiele schreiben, fand hier durch ihn selbst die Erfüllung. „Uriel Acosta“, dessen Stoff wir in den Kapiteln dieses Buchs vom Leben selber gestalten sahen, bis er nun in dem Drama das erhöhte Leben des echten Kunstwerks gewann, hätte ebenso gut den Nebentitel „Herz und Welt“ tragen können wie der „Werner“, denn, steht auch die Tragik des Wahrheitssuchers, der im Kampf mit seinen eigenen Zweifeln erst widerruft und dann doch der Wahrheit vollen Lauf läßt, im Vordergrund des Interesses, so wirkte auch hier die Rücksicht des edlen Denkers auf die Stimme des Herzens, die Mahnungen der Welt, wirkte das Mitleid mit dem unterdrückten Volk seiner Stammesgenossen, mit dem von seiner That auf Mutter und Brüder heraufbeschworenen Unglück, als Hauptmotor der Verwicklung. „Das weiße Blatt“ und „Ottfried“, zwei nach Problem wie Stoff ganz moderne Stücke, in welchem der Dialog sich immer mehr dem Vorbild der Wirklichkeit näherte, standen dem Werner noch näher. An Patkul schlossen sich: „Zopf und Schwert“, „Pugatschew“, „Wullenweber“. Alle diese Dramen, denen nach 1848 noch andere folgten, in denen aber mit dem machtvollen Bezug zur Zeit auch die Frische und

Kraft der früheren vermißt wurde, haben in dem Jahrzehnt ihres Hervortretens mächtige, zum Theil außerordentliche Wirkungen ausgeübt. Und fördernd, anregend und befruchtend hat er mit ihnen gleichzeitig auf die Produktion anderer Talente gewirkt, sowohl durch ihre Vorzüge, als auch durch ihre Schwächen. Denn was ihnen den Feuerathem lebendiger Wirkung lieh, ihr Zusammenhang mit den Interessen der Zeit, was als Frucht und Blüthe des jungdeutschen Frühlings hier von den Zeitgenossen bejubelt wurde, was als offenes Bekenntniß in seines Molière's Ausruf ins Wort sprang: „In der Poesie suche ich eine Waffe zu finden für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge“, das nährte auch ein unkünstlerisches Element in diesem Schaffen, das Element rhetorisch sich äußernder Tendenz, und auch dies war ein Erbe aus den „vergangenen Tagen“. Gegen die Mächte des Wahns, der Konvenienz, der politischen und kirchlichen Unterdrückung waren alle diese Dramen gerichtet. Und er überließ den Ausdruck dieser Tendenz nie ganz der unmittelbaren Wirkung der Handlung und Charakteristik. Neben dem Poeten schlummerte in ihm der Agitator, der Vorkämpfer für politischen, sozialen, religiösen Fortschritt. Der erwachte bisweilen zur Unzeit und ergriff das Wort, während es dem Dichter noch zukam. „Seine Gestalten waren bewegt von den Problemen der Zeit“, wie Frenzel sagt, und das ist ihr großer unveräußerlicher Vorzug; sie debattirten aber auch über sie, und das war ein schon damals von der Kunstkritik empfundener Fehler. „Im Kampfe der Geister fochten sie mit“: für die damalige Generation war dies ein Genuß und Gewinn, dem heutigen Geschlecht muß ein Theil dieser Gedanken und Mahnungen als Gemeinplatz und Ueberlebtes erscheinen.

Wenn aber dieses Hervordrängen der Tendenz ihm, schon damals, und später mit wachsender Opposition, von der ästhetischen Kritik so ausgelegt ward, als hätte er sich mit ihr aus Berechnung wohlfeile Triumphe bereitet, so geschah ihm das bitterste Unrecht. Sichtlich war er in seinem Weiterschreiten bemüht, sich von der Neigung, deren künstlerische Schwäche er selbst empfand, möglichst ganz frei zu halten; ganz hätte er es nur auf Kosten der Beseelung des Stoffes gekonnt. Sein Leben und seine Geschichte, die Geschichte des jungen Deutschlands, hatten diese Tendenz zur Seele gemacht seines Schaffens, sie war historische Nothwendigkeit in ihm, die Erfüllung seines Jünglingstraums von dem Berufe der Literatur, die Wiedergeburt des zerstückelten und in seinem geistigen Leben brutal unterdrückten Vaterlands vorzubereiten. Noch vor Beginn seiner dramatischen Laufbahn hatte er diese ihm zum Geisteselement gewordene

Auffassung in jenen Gesprächen mit Immermann scharf zum Ausdruck gebracht, wie uns des letzteren Tagebuchaufzeichnungen, die Putlitz 1870 herausgegeben, überliefert haben. Immermann sagte: „Die Literatur und Poesie erzeugen die Zustände nicht, sondern sie gehen aus denselben hervor.“ Gutzkow aber „hielt dafür, daß eine Umbildung oder vielmehr Belebung der zartesten Nerven des sozialen Organismus von großen Dichterwerken ausgehen müsse. Die Phantasie der Menschen müsse durch zeitgemäße Bilder und Töne erst aus dem Schlummer erweckt werden, dann werde von selbst eine Erweichung der in Stockung gerathenen Organe folgen.“ Adolf Stern, der in seiner Geschichte der neueren Literatur auch auf diese Stelle Bezug nimmt, knüpft daran die Bemerkung: „Gutzkow hatte die ganze Geschichte der poetischen Literatur für sich, wenn er annahm, daß das, was in einer Generation Empfindung der am stärksten Fühlenden, Bildung der Freiesten ist, in der nächsten auf größere Kreise übergehe. Allein die unerläßliche Vorbedingung solcher Wirkung des Dichters auf das Leben bleibt die innige Verbindung eines poetischen, empfindenden und gestaltenden (nicht reflektirenden) Idealismus mit der Natur, die Wärme und Leidenschaft der Hingebung an die Welt, die er fortreißen und erheben will, und darum geht diese Wirkung immer nur von den Werken aus, welche energisch gestalten, energisch widerspiegeln und darstellen oder das innerste Geheimniß einer poetisch gestimmten Seele in schwungvollen Formen aussprechen.“ Da wo Gutzkow seinen Gestalten Lebensvoraussetzungen und Lebensstellungen verliehen, in denen die Bildungselemente, der Antheil der Reflexion am Dasein vollberechtigt sind und Bedeutung haben, sei darum dieser auch zu echten poetischen Wirkungen gelangt. Und dies trifft denn auch gerade bei denjenigen Schöpfungen zu, welche wie „Zopf und Schwert“, „Uriel Acosta“ und das „Urbild des Tartüffe“ sich als bühnenmächtig bis in unsere Tage und als in ihrer Art klassische Werke erwiesen haben, die — in vielen Sprachen übersetzt, in zahlreichen Auflagen verbreitet — ihrem Dichter einen bleibenden Ehrenplatz im Pantheon der Weltliteratur sichern.

Die Jahre 1843 bis 46, in denen er diese Dramen schrieb und ihre ersten Aufführungen erlebte, sind als Gutzkows glücklichste Zeit zu bezeichnen. Wohl haben die Jahre des sechsten Jahrzehnts, in denen die großen Zeitromane „Die Ritter vom Geist“ und „Der Zauberer von Rom“ in Dresden entstanden, ihm ähnliche Stunden begeisterten Schaffens und ähnliche Erfolge gebracht, die er noch dazu in der Hut eines glücklichen Familienlebens an der Seite seiner zweiten Frau, Bertha, geb.

Meidinger, der Cousine seiner früh am Typhus verstorbenen ersten, genießen durfte. Aber durch sein Dichten ging nunmehr wieder, nach den politischen Enttäuschungen des Jahres 49, die Wehmuth der Resignation, sein ideales Hoffen als Dichter zehrte von der Erinnerung. In diesen vier Jahren aber, während deren er eine Freiheit genoß, die er bisher nicht gekannt, und die er sich selbst zu danken, seiner Kunst zu danken hatte, während deren sein poetischer Genius sich in die heiteren Höhen des Humors und jene seligen Gefilde reinsten Kunstschaffens aufschwang, von denen er sich mit seinem Grüblergeist schon als ausgeschlossen betrachtet hatte, während deren ihm das Leben der Weltstadt Paris in all seiner Großartigkeit aufging, er Wien und Italien unter den angenehmsten Lebensbedingungen besuchte und die Gunst der Verhältnisse, die Größe seiner Erfolge ihm die in der Jugend mit seltsamer Ahnung erträumte Führerrolle im Literaturleben der Nation wirklich zuwies, da war's ihm wie dem Wanderer, der nach langem Klimmen über weglose Pfade durch Nebel und Thalfinsterniß auf freier Höhe ins Licht hinaustritt und vor sich den ersehnten Gipfel erblickt, hoch ins Blau emporragend, aber klar zu überschauen und nunmehr geraden Wegs zu erreichen. Das Jahr 1842 hatte ihm zuvor eine demüthigende Niederlage gebracht — sein viertes Bühnenstück, das satirische Lustspiel „Die Schule der Reichen", war um dieselbe Zeit, als es in Wien einen schönen Erfolg erlebte, in Hamburg von einer feindlichen Koterie ausgezischt worden. In der tiefen Mißstimmung, welche dieser Schlag in dem Einsamen hervorrief, wurde ihm ein Erlebniß zu Theil, welches in sein verdüstertes Gemüth belebenden Sonnenschein brachte und ihm selbst — wonach sein Naturell lechzte — poetisches Erleben. Während er im Abenddämmer trübseligen Stimmungen nachhing, klingelte es an seiner Thür. Ein Diener in eleganter Livree, den betreßten Hut ziehend, brachte ein gefälteltes Billet und bat um sofortige Antwort. Eine Dame der höheren Gesellschaft Hamburgs, die als schriftstellerische Dilettantin ein Reisetagebuch veröffentlicht hatte und mit dieser originellen Bekenntnißschrift vorher schon Gutzkows Interesse geweckt hatte, bat ihn in liebenswürdigster Form, sie zu besuchen, um in ihrem Hause sich über die Niederlage zu trösten. Sie sei entrüstet über die Machinationen der siegreichen Partei und ihr Gatte und sie seien gewillt, dieser zu opponiren. Am besten, wenn er sogleich am nächsten Tage zu Tisch käme. Diese Dame war Therese von Bacharacht, die Tochter des russischen Gesandten von Struve, die Gattin des russischen Generalkonsuls. Gutzkow folgte der Einladung und — so lautet die kurze An-

deutung in den Rückblicken — erlebte, daß sein Hamburger Schicksal der „Schule der Reichen“ der Anlaß zu einer durchgreifenden Neugestaltung seiner Lebensbeziehungen wurde. Er lernte durch sie die höhere Gesellschaft kennen, Diplomaten, die in späteren Jahren zu hohen Stellungen kamen, Senatoren, Bürgermeister, durchreisende Staatsmänner. Als er bald darauf zum ersten Mal nach Paris ging, eröffnete ihm sein Bezug zur Familie der so romantisch gewonnenen Freundin die ersten Kreise der französischen Hauptstadt und eine Fülle von nicht leicht zu gewinnenden Eindrücken, die er in seinen ebenso geist- wie lebensvollen „Briefen aus Paris“ dann schilderte. Therese von Bacharacht war eine junge, unglücklich verheirathete Frau, von fesselnder Schönheit und bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie dies alle, die sie bis zu ihrem früh erfolgten Tod kennen lernten, in Worten des Entzückens bekundet haben. Diese Frau, ganz aufgehend im Interesse für Literatur und Kunst, erfüllt von den Idealen der George Sand'schen Liebesromantik, warb sich Gutzkow zu einer Seelenkameradschaft, die in einer tiefen Begeisterung für seinen Genius ihre Quelle hatte und in diesen ersten Jahren beglückend, beschwingend und befruchtend auf diesen wirkte. Was diese Freundin ihm im Laufe der Jahre gewesen: zwischen den Zeilen so manchen Kapitels der „Ritter vom Geist“ steht es geschrieben, welche Konflikte aber auch ihre Liebe seinem Innern bereitete, ist im „Ottfried“ dramatisch gestaltet worden.

Er hatte nach dem Hamburger Brand die Redaktion des „Telegraphen“ einem jüngeren Freund, Georg Schirges, übertragen und sein Heim wieder ganz nach Frankfurt verlegt, wo er bis zu seiner Berufung nach Dresden als Dramaturg des Hoftheaters (Ende 1846) in angenehmen Verkehrsverhältnissen wohnen blieb. Für die Literarische Anstalt, welche der Jugendfreund Löning mit dem Buchhändler Rütten gegründet hatte, ordnete er hier seine Schriften für die erste Gesammtausgabe. Auch fehlte es ihm nicht an anregendem Umgang: da war die „Ganges-Gesellschaft“, zu deren Mitgliedern die Künstler Moritz v. Schwind, Rustige, Hessemer, die Musiker Schnyder v. Wartensee und Wilh. Speyer, die Schriftsteller H. Hoffmann, L. Braunfels, Th. Creizenach zählten; da war das offne Haus von Marie Belli-Gontard, in welchem dem jungen Talent Friedrich Stoltze's Gelegenheit wurde, bei Anwesenheit Laube's und Berth. Auerbachs als Gästen diese mit Gutzkow als Führer des jungen Deutschlands in schwungvollen Versen zu feiern. An Besuchern fehlte es nicht; auch Rosenkranz stellte sich ein. Dies Leben in der Mainstadt wurde zudem gar viel von Reisen unterbrochen. Und wenn wir

lesen, daß „Zopf und Schwert“ mit seinem gutmüthigen Spott auf den altbrandenburger Zopf und dem kraftvollen Hinweis auf das Schwert, das unter der Herrschaft dieses Zopfes für die Hand des großen Fritz geschmiedet wurde, 1843 während eines Frühlingsaufenthalts in Mailand geschrieben wurde, daß im Jahre darauf ein anregender Aufenthalt in Wien das „Urbild des Tartüffe“ erstehen sah, worin ohne kleinlichen Bezug auf kleinliche Tagesereignisse das Walten der Zensur mit ihren kleinlichen Rücksichten in die Beleuchtung jenes überlegenen Humors gerückt wurde, dessen helle Reflexe über das ganze Menschheitsbild blitzen, daß im Winter von 1845 zu 1846 das Trauerspiel „Uriel Acosta“ in Paris in jener klaren Künstlerstimmung gestaltet wurde, mit der ein Meister der Plastik einem wiederholt skizzirten völlig beherrschten Stoff mit sicher arbeitender Hand die von ihm gewollte Form der Vollendung giebt, so haben wir uns Erholungsstunden dazu zu denken, in denen die Freundin Therese mit feinfühligem Takt bemüht war, durch ernstes Eingehen in sein Planen und heitere Anregungen, des Dichters Schaffensstimmung in freudigem Schwung zu erhalten.

Wohl hob in diesen Jahren die Reaktion in Preußen aufs neue das Haupt empor. Der König, der im ersten Uebermaß seines Selbstvertrauens mit dem bureaukratischen System seines Vaters gebrochen, so manche drakonische Bestimmung zurückgenommen, zu ständischen Reformen sich bereit erklärt, die unentbehrlich gewordenen Eisenbahnen genehmigt und die kühne Schrift des Oberpräsidenten der altpreußischen Provinzen von Schön, „Woher und wohin“, mit dessen Berufung ins Ministerium beantwortet hatte, änderte sehr bald diese Richtung und suchte das alte Bündniß von Autokratie und Hierarchie aufs neue zu befestigen. Schön wurde wieder entlassen und die „Vier Fragen“ des Königsbergers Johann Jakoby mit einem Hochverrathsprozeß beantwortet. Metternich bekam wieder freie Hand. Diesmal aber ließ sich die Volksbewegung nicht unterdrücken. Der Mechanismus des Bundestags klappte nicht mehr. Das Bedürfniß nach zeitgemäßen Reformen beherrschte jetzt auch die Beamtenwelt. Die alten Mittel wollten nicht mehr verfangen. Die Presse mit ihren neuen Organen, in Köln, in Bremen, in Leipzig, die fester organisirten Parteien waren jetzt zu mächtig. Die patriotische Lyrik, von Herwegh herausgefordert, wurde auch in Hoffmann von Fallersleben, in den rheinischen Sängern, in Freiligrath revolutionär und in hunderten von deutschen „Liederkränzen“ schwellte sie die Brust hoffnungsfreudiger, zur Thatenlust erstarkender Männer. Wohl

hatte jetzt Heine, zerfallen mit den Hoffnungen einer früheren Epoche seines Lebens, von Paris her voll Resignation in den Liederjubel Herwegh's gesungen:

„Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland in Blumenflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren — nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst."

Wohl mußte Herwegh den Uebermuth, zu dem ihn das Entgegenkommen des preußischen Königs verleitet, mit erneutem Exile büßen. Im Volke aber war jetzt dieser Frühlingsglaube, den Heine's und Börne's revolutionäre Prosa schon vor Jahren gepredigt und in ihrer jetzt erst recht wachsenden Verbreitung schürte, eine unzerstörbare Macht, die nach Thaten drängte, und die Regierungen fühlten dies wohl und suchten mit ihm zu paktiren. In Württemberg, Baden und Sachsen behielt der politische Freisinn die Oberhand, während in Kurhessen freilich ein Sylvester Jordan als muthmaßlicher Verfasser einer Reichsverfassung im Kerker schmachten mußte, in Rheinhessen der von Weidig im Gefängniß begangene Selbstmord blutige Schatten auf das herrschende Regime warf, in Hannover der Verfassungsbruch des Königs nach Sühne schrie, und in Bayern erst die Reaktion unter Abel und dann die Mätressenwirthschaft der Lola Montez die drohende Macht des neuerwachten Volksgeists mißachtete. So konnte auch die an jeder deutschen Bühne mit anderen Bedenken und Rücksichten arbeitende Theaterzensur nicht verhindern, daß die neuen Dramen Gutzkows, wenn auch nicht in München und Kassel, zur Aufführung gelangten, um so weniger, als das Theaterbedürfniß einmal geweckt und in der angeregten Richtung nun auch befriedigt sein wollte, um so weniger auch, als in diesen Dramen die politische Tendenz nichts von dem Geiste direkter Aufwiegelung hatte, der immer hitziger in der Presse, in den Parlamenten, in Liedern und Flugschriften zum Ausdruck gelangte.

Wie diese Dramen aber nun bei ihrem Hervortreten wirkten, gleichzeitig hellen Enthusiasmus für ihren Geist wie echte Bewunderung für

die in ihnen offenbarte Kunst weckend, darüber ließe sich ein Band zusammenstellen von Briefen und Kritiken aus allen Theilen Deutschlands, der ein schönes Zeugniß abgäbe für die ideale Empfänglichkeit jener Zeit. Gerade die Vielheit der deutschen Bühnen, dies Produkt der deutschen Kleinstaaterei, machte das Theater für den liberalnationalen Ideengehalt dieser Dramen zu einem Organ der Verbreitung in allen Theilen Deutschlands. Urbild und Acosta haben damals Triumphe gefeiert, welche als mächtiges Erlebniß in das Bewußtsein der Nation übergingen. Da wurden selbst skeptische Geister, persönliche Neider hingerissen, wie Aeußerungen von Rötscher, von Hebbel u. v. a. beweisen. „Was sind Sie für ein prächtiger Kauz!" schrieb spontanem Impulse folgend Laube's damaliger Intimus Robert Heller nach der ersten Aufführung des „Urbild des Tartüffe" in Leipzig (2. Januar 1844). „Und wie schön ist uns das Stück vorgestellt worden. Marr ist ein Lemoignon, wie Sie sich keinen besseren wünschen können. Ein übermäßig gefülltes Haus, das Orchester deshalb geräumt, was sonst niemals geschieht, und der rauschendste Beifall für alle Szenen. Marr hatte mir schon vorher von dem Stück gesagt und daß er es als ein Meisterstück betrachte und bewundere. Er hat recht gehabt. Seit gestern bewundere ich es eben so sehr, da ich es nun kenne. Sie haben eine Leichtigkeit der Bewegung, eine Straffheit der Handlung, eine Sicherheit der Charakteristik darin, daß ich beim Zuschauen und Zuhören ordentlich den Athem in mir zurückgehalten habe, weil ich immer voll fröhlichen Erstaunens war." So schrieb ein Berufskritiker von scharfer Feder, den Laube in seinen Erinnerungen als verwöhnten Epikuräer anführt. Und als zweites Beispiel ein Bild aus Frankfurt (wo übrigens auch in späterer Zeit der Bundestagsgesandte Herr von Bismarck-Schönhausen aufmerksamer Zuhörer einer Gutzkow'schen Premiere war), uns übermittelt vom treuherzig-ehrlichen Freiligrath. Der war im Januar 1844 in der Mainstadt gewesen, in der jetzt Gutzkow bis zur Berufung ans Dresdner Hoftheater lebte, und war diesem zum ersten Mal persönlich nahe getreten. „Ich habe bei dieser Gelegenheit," schrieb er an einen seiner Landsleute, „nicht nur ‚Zopf und Schwert', ein prächtiges Stück voll echter wirksamster Komik, über die Bretter gehen sehen, sondern auch Gutzkows persönliche Bekanntschaft gemacht. Wir haben uns gut verstanden, ich bin ohne Vorurtheil an Gutzkow herangetreten und gestehe gern, daß der Eindruck, den er mir zurückgelassen hat, ein reiner und erfreulicher ist . . . Den letzten Akt von ‚Zopf und Schwert' war ich bei ihm in seiner Theaterloge. Es war in der That eine Lust, diesen Applaus zu erleben. Ich bin, Gott-

lob, in solchen Fällen so durchaus Kind, so durch und durch unblasirt, wie vor 15 oder 20 Jahren, und war auch bei dieser Gelegenheit so miteleKtrisirt, daß ich noch diesen Augenblick mit Freude daran denke. 'S war übrigens ein Stück Literaturgeschichte, wie Heinrich Laube sagen würde. Vorne der herausgerufene Gutzkow, dankend und vor dem donnernden Publikum sich verneigend — hinten im Schatten der Lyriker Freiligrath, über den Erfolg des Dramatikers neidlos sich freuend und innerlich jubelnd, daß er wieder einmal aus voller Seele etwas Gutes anerkennen konnte. Unten im Parterre dann B . . . . und anderes nergelndes Gesindel.“ . . . Im Sommer desselben Jahres entstand dann zu Aßmannshausen am Rhein Freiligraths „Glaubensbekenntniß“, mit dem er in die vorderste Reihe der Freiheitsdichter der Zeit trat, um sie bald alle zu überflügeln an hinreißendem Schwung zornentfesselnder geistentzündender Lyrik . . . Und drittens einen Gruß vom Rhein als Dank für den „Uriel Acosta“. Ihn sandte Levin Schücking vom Redaktionspult der „Kölnischen Zeitung“. „Erst heute komme ich dazu, Ihnen meine Begeisterung für Ihren Uriel auszudrücken; meinen heißen Dank für die Emotionen, die mir dies Stück gemacht hat! Ich habe nur einmal im Leben — als ich Eßlair in Wallensteins Tod sah, solch einen Eindruck mit aus dem Theater genommen und die ganze Nacht nicht schlafen können. Durch dies Stück haben Sie sich den Besten unserer geistigen Welt an die Seite geschwungen, und es ist gewiß Niemand in Deutschland, der Ihnen freudiger dazu Glück wünscht als ich. Ich habe meinen Enthusiasmus schwarz auf weiß drucken lassen und er hat sich wie ein elektrischer Funken dem Publikum mitgetheilt. Ich habe nie so viel Redens von einer meiner Arbeiten vernommen; alle Blätter drucken nach — du lieber Gott, über solche Werke ist es leicht interessante Kritiken zu schreiben.“ — Freilich fehlte es, neben den kleinlichsten Zensurchikanen, auch nicht an Stimmen, die sich schon jetzt an den im Stoff und Gutzkows Auffassung bedingten Schwächen des Dramas stießen. Und daneben übten gerade solche, welche den Geist dieses Stückes mit doppeltem Dank hätten begrüßen sollen, an ihm ihren in Saphirs Schule gezüchteten Witz, wie jener Alexander Weill, der sich, als Gutzkow das Stück im Hotel Bergère der Cité Bergère schuf, an ihn geheftet und ihm aus seiner Kenntniß der Synagoge sachliche Rathschläge hatte ertheilen können, und der gleichzeitig hinter seinem Rücken den Börsenwitz in die Welt setzte: „Nur Juden und doch keine Handlung!“

* * *

Aber nicht nur die Kritik der Rivalen forderten diese Erfolge heraus; auch ehrliches Schaffen und ehrlichen Wettkampf. Wie Laube, Mundt und Kühne, fühlte sich eine ganze Schaar junger Schriftsteller, die bisher auf dem Gebiete der Lyrik und Erzählung, der ästhetischen oder politischen Kritik sich als Verfechter der Fortschrittsideen bewährt hatten, durch Gutzkows Erfolge verlockt, auf den von ihm gezogenen Bahnen seinem Beispiel als Dramatiker zu folgen. „Alles drängt zum Theater," schrieb 1842 Mundt an Kühne, mit dem er sich wieder versöhnt hatte, und machte ihm gleichzeitig die Mittheilung, daß er ein Drama „Rosaura von Kastilien" beendet habe, worauf auch dieser an den Stoff für ein Drama („Die Prüfung") schritt. Probleme aus dem Leben der Gegenwart mit Beziehungen zu dem Kampf zwischen Demokratie und Feudalismus, historische Stoffe, in denen sich die noch in Gährung begriffene Gegenwart auf eine bereits vollendete Vergangenheit zurückspiegeln ließ, wie dies Heinr. König als Tendenz seiner historischen Romane bezeichnet und Lenau in den „freien Gesängen" der „Albigenser" bethätigt hatte, wurden zum Gegenstand eines lebhaften Wettbewerbs vor den Schranken der Bühne. Da schrieb Dingelstedt „Das Gespenst der Ehre", A. Dulk, E. Duller, U. Horn, Fr. Fröbel warben im Dienst von Zeitideen um die Gunst der tragischen Muse. Rob. Prutz bearbeitete seinen Moritz von Sachsen neu, Rud. Gottschall machte Ulrich von Hutten, Robespierre, Byron zu Helden von Dramen, Otto Müller: Rienzi, Messenhauser: Demosthenes, Levin Schücking: Maria Theresia, Herm. Marggraff das „Täubchen von Amsterdam", und während die Muse Grillparzers verstummte, erstarkte unter dem Anhauch der modernen Geistesströmung das heitere Talent Bauernfelds und die ernste Muse eines Friedrich Halm, Hebbel und Mosen.

Von Allen aber gelang es zunächst Heinrich Laube allein, in ebenbürtigem Wettkampf mit Gutzkow sich den heißen Boden der Bühne zu erobern. Er folgte hiebei seinem Beispiel, aber durchaus dem inneren Drange seiner selbständigen Persönlichkeit gemäß. Sein eigenes Schicksal bot auch ihm die Lebenselemente für die zeitgemäß gestimmten Spiegelbilder geschichtlicher Charaktere und Katastrophen; Ideen der Zeit, die ihn selbst bewegt hatten, machte auch er zum bewegenden Prinzip dramatischer Handlung. Wir haben im 4. Kapitel dargelegt, wie Laube als Breslauer Student sich viel früher dem Theater und dem Drama zugewandt hatte als der politischen Schriftstellerei. In der Einleitung zum 1. Bande der 1. Ausgabe seiner dramatische Werke (Leipzig 1845) ist ferner erzählt, daß er als Gefangener in Berlin und in Muskau allerdings

wiederholt die Lust verspürt habe, vereinzelte poetische Visionen dramatisch zu gestalten, aber Verzweiflung an den bestehenden Zensurverhältnissen solche Gedanken immer wieder zurückgedrängt habe. Jetzt, nach fast zweijähriger Abwesenheit, in welcher ausgedehnte Ausflüge von Paris aus ihn in die Bretagne, die Normandie, ja bis Algier geführt, war er, von den freieren Zuständen ermuthigt, welche der Thronwechsel in Preußen gebracht, in die Heimath zurückgekehrt. Anfangs nahm er die ihm dargebotene Gastfreundschaft des Fürsten Pückler im Jagdschloß zu Muskau — jetzt ein Freier — in Anspruch, dann richtete er sich mit seiner Familie in Leipzig häuslich ein, wo er bald der Mittelpunkt des literarischen Lebens wurde, das jetzt in der von Gustav Julius, H. Franck und Fr. Bülau redigirten Brockhaus'schen „Deutschen Allgemeinen Zeitung", in Kuranda's Grenzboten neue, weithin beachtete Organe des Freisinns besaß und im Schutz günstiger Preßgesetze und Zensurbestimmungen einen frischen Aufschwung genommen hatte, an welchem, neben Laube und Kühne, die Literaten des „jungen Böhmen" mit Kuranda, J. Kaufmann und Moritz Hartmann an der Spitze, Alfred Meißner, dem Ziskadichter, als gelegentlichem Gaste, ferner die Altpreußen Wilhelm Jordan, dessen „Glocke und Kanone" kräftig in die Freiheitslyrik der Zeit eingestimmt, und Otto von Corvin, der mit Held das demokratische Volksblatt „Die Lokomotive" herausgab, Robert Blum, der noch als Sprecher der deutschkatholischen Bewegung sich der Vaterlandsblätter bediente, O. Marbach, W. Wuttke, Rob. Heller, die Brüder Marggraff Theil hatten. In Paris hatte ihn die wirkliche Welt, in welche Heine's Freundeshand ihn eingeführt, weit mehr interessirt als die Bretter, die die Welt bedeuten; weder das Spiel der Rahel noch die lebendige Erinnerung an die Tage, da er in Leipzig als Redakteur der „Eleganten" die Aufführung von Victor Hugo's „Marie Tudor" durchgesetzt und in Naumburg den „Bug Jargal" für die deutsche Bühne übersetzt hatte, vermochte hier seinen schlummernden Sinn für die dramatische Kunst mächtiger zu beleben. Seit ihm im Gefängniß Ranke's Geschichte der Päpste durch ihren Realismus zum inneren Erlebniß geworden, seit er bei seinem Versuch einer Geschichte der französischen Revolution den Mangel persönlicher Kenntniß des modernen Paris empfunden, war ihm das Studium der Geschichte Frankreichs unter dem Eindruck seiner Wirklichkeit ein Bedürfniß geworden, das sich ihm nun ausweitete zu Aufgaben theils schildernder, theils erzählender Natur, für welche er auf der Nationalbibliothek die Dokumente, auf Spaziergängen und Reisen die Monumente der Wirklichkeit studirte: den Kulturbildern „Französische Lustschlösser", den Romanen

„Gräfin Chateaubriant“ und „Der Prätendent“. Das Vaudevilletheater, das ihm Einblick in die Volkssitten gewährte, erschien ihm interessanter als das Théâtre français. Wohl übersetzte er auch jetzt ein französisches Bühnenstück; es war aber keine Novität höheren Stils, sondern eine Posse, über die er sich so amüsirt hatte, daß er, spontanem Drange folgend, sie für seinen Landsmann, den Komiker Beckmann, übersetzte; aus „Passé minuit“ entstand der Schwank „Mitten in der Nacht“.

Die Anregung, an die dramatischen Anfänge seiner Jugendzeit anzuknüpfen, kam ihm allein durch den Aufschwung des deutschen Theaters, den er nach seiner Rückkehr vorfand und mit dem er das Beispiel des einstigen Genossen seines Jugendschwärmens so innig verwachsen sah. In Gutzkows „Savage“, in „Werner“, in „Patkul“ fand er ein Element, das an das Hauptmotiv seiner „Poeten“ anklang und diese Gestalten verwandt machte mit seinem Valerius, der kraft seiner überlegenen Persönlichkeit die Kluft überbrückt hatte, welche die Sphäre seiner Herkunft von den Höhen des Lebens trennt. Im besonderen Werner, der aus Armuth und engen Verhältnissen mit Hülfe des Glücks als Vertreter des Freisinns in die Kreise des Wohllebens und der Priviligirten tretende Bürgerliche, aber auch Patkul, der „Demokrat bei Hofe“, berührten in ihm Saiten, die seit den Jugendtagen auf Jäschkowitz den Grundton seiner eigenen Poesie angegeben hatten. Gleichzeitig forderten auch diese Stücke seine dichterische Eigenart, die auf sinnlichen Reiz, auf plastische Schönheit ausging, welche Abenteuerlichkeit, Farbenpracht, das Walten sinnlicher Leidenschaft als wesentliche Elemente der Poesie geltend machte, zum Andersmachen heraus. Was — wie er empfand — die Stücke Gutzkows entbehrten, erotischen Reiz, ein stärkeres Hervortreten des weiblichen Elements, das schien ihm ein Stoff zu besitzen, mit dem er sich eben in Paris als schildernder Historiker beschäftigt hatte, als Verfasser des Werks „Die Lustschlösser der französischen Könige seit Franz I.“ In der Geschichte des Schlosses Fontainebleau spielt eine Hauptrolle der in der Hirschgallerie daselbst am 10. November 1657 vollzogene Mord an dem Günstling der unglücklichen Christine von Schweden, Monaldeschi, den diese selber veranlaßt. Auch Monaldeschi war wie Patkul ein abenteuerlicher Verfechter der Freiheit an fremdem Hof. Er hatte seinen Untergang aber nicht durch Intriguen politischer Gegner gefunden, ihn hatte die Liebe einer Königin auf die Bahn des Verhängnisses getrieben, einer Königin, die ihn durch ihren Geist angezogen, aber als Weib nicht zu fesseln vermocht hatte, einer Königin, die aus Sehnsucht nach rein mensch-

lichem Glück sich ihm hingegeben und auf Krone und Szepter verzichtet hat, während sein stolzer Abenteurersinn gerade in ihrer Liebe als der einer Königin einen bestrickenden Reiz empfunden. Im Wesen dieser Königin Christine, der grüblerischen Schülerin eines Grotius und Descartes, welche die Freiheit höher schätzt als die Macht, aber ohne die Macht, die sie aufgab, auch nicht das Glück zu finden vermag, das sie in der Freiheit gesucht, die in Männertracht nach Frankreich aufbricht und, von Monaldeschi verrathen, diesen ohne Landesherrenrecht zum Tode verurtheilt, zitterte etwas vom Drange der modernen Frauenemanzipation, für welche Laube als „Jungdeutscher" eingetreten. In ihrer Abneigung gegen den nüchternen Protestantismus, deren sich Geheimagenten der Jesuiten zum Vortheil der katholischen Kirche bemächtigten, lebte andererseits bereits jener romantische Zug, dessen politische und literarische Ausschreitungen das Junge Deutschland bekämpft hatte. Mit der Wahl dieses Stoffs zu einem Bühnenwerk knüpfte Laube an alle Hauptrichtungen seines bisherigen Wirkens an; war doch nebenbei auch Königin Christine die Tochter Gustav Adolfs, des Helden seiner ersten dramatischen Jugendarbeit. Daher der warme Lebensathem, der von dem Trauerspiel „Monaldeschi, oder die Abenteurer" ausging, als es am 12. Nov. 1841 auf der Stuttgarter Bühne zuerst erschien, daher die lebendige Wirkung, die es trotz seiner mancherlei künstlerischen Schwächen entfaltet hat. Die kräftigsten Bezüge seiner Empfindungswelt zu den Geistesströmungen der Zeit wirkten in diesem Trauerspiel als bewegende Mächte. Seiner Lust an Szenen voll Sinnenreiz hatte er in der Ausmalung des berückenden Zaubers genügen können, welchen der italienische Abenteurer gleichzeitig auf das naive Gemüth der Tochter des Kanzlers Brahe und auf die abenteuerliche Phantasie der sich ihm hingebenden Königin ausübt.

Auch in der Stoffwahl für seine nächsten Dramen, das historische Lustspiel „Rokoko, oder die alten Herren", das Schauspiel „Die Bernsteinhexe", das sich auf Meinholds Erzählung gleichen Namens stützte, offenbarte sich seine jungdeutsche Eigenart wie seine jungdeutsche Geistesverwandtschaft mit Gutzkow. Auch hier Kritik an dem absterbenden Absolutismus, dem Höflingswesen des alten Regimes, der Verfolgungssucht gegenüber der Neuerungskühnheit des Geistes als Tendenz von künstlerisch gestimmten dramatischen Lebensbildern. Am eigenthümlichsten offenbarte er seine Eigenart aber in jenen Dramen, wo er das bezeichnete Lieblingsthema seiner ersten Sturm- und Drangzeit wieder aufnahm, wo der von unten mit keckem Muth auf die Höhen des Lebens stürmende Mann

durch geniales oder heldisches Wesen die Liebe gesellschaftlich über ihm stehender Frauen gewinnt und durch sie entweder in Konflikte mit seinem Mannesstreben geräth oder aus solchen Konflikten befreit wird. Seine erfolgreichsten und besten Stücke: „Struensee“, „Die Karlsschüler“, „Essex“ haben diese Gemeinschaft. In „Struensee“ wird der Held, ein bürgerlicher Posa am dänischen Königshof, durch seine Liebe zur Königin seiner freiheitlich-politischen Mission entfremdet. Im „Essex“ wird die Liebe der Königin Elisabeth zum Werkzeug eines ehrgeizigen Strebers, bis diese sein Spiel durchschaut und in maßlos beleidigtem Stolze zur Rache schreitet. In den „Karlsschülern“ verwandelt sich das keimende Interesse Franziskas von Hohenheim für Schiller in mütterliches Wohlwollen, die schüchtern-naive Neigung Lauras in echte leidenschaftliche Liebe und dieses Wohlwollen, diese Liebe heben den vom Herzog Karl gedemüthigten und verfolgten Dichter der „Räuber“ aus Verzweiflung und Noth zum frohen Glauben an sein Talent, zu heldenhafter Zuversicht empor. Die „Karlsschüler“ Laube's, die 1847 unter dem Einfluß der wachsenden Begeisterung für Schiller als Verkündiger der nationalen Einheit und politischen Freiheit entstanden, sind Laube's gelungenstes Bühnenwerk. Sie bilden das lichte Gegenbild zu Gutzkows „Uriel Acosta“. Beide Dramen sind die Gipfelpunkte der Entwickelung des jungen Deutschlands im Bereiche der Bühne. Dort: die Liebe als Fessel des Wahrheitskämpfers, aber der Sieg der Ueberzeugungstreue umstrahlt von der Gloriole des Märtyrerthums und getheilt von einer opferfreudigen Mädchenseele. Hier: die Liebe als helfender Genius des Freiheitsdichters und der Sieg des neuerungskühnen Talents, anerkannt von dem Gewaltherrn einer überwundenen Zeit. In beiden hat das Streben, Wagen und Leisten des Jungen Deutschlands nicht nur sein künstlerisch verklärtes Sinnbild, sondern auch harmonisch schöne, wirksame Gestaltung gefunden. Was sie als junge Geister im unruhvollen Kampf um Erweiterung und Vertiefung des Lebens an Leiden und Freuden erfahren, brachten sie beide in diesen Werken als dramatische Dichter zu begeisternder Darstellung, und in der Apotheose des jungen Schiller fand dieser künstlerische Sieg berechtigte Spiegelung. Es ist daher falsch, Gutzkows Gelegenheitsstück zur Feier des hundertsten Geburtstags von Goethe, „Der Königslieutenant“, weil es den Knaben Goethe zum Helden hat, als dessen Gegenleistung zu Laube's Karlsschülern aufzufassen, wenn auch die Thatsache dieser Analogie für das Verhältniß der Dankbarkeit beider Dichter zu unsern beiden größten Klassikern ein beide ehrendes Denkmal ist. Der „Königslieutenant“, dessen Haupt-

rolle noch heute die beste Leistung eines Fr. Haase u. A. bildet, hat für unser Geschichtsbild keineswegs die gleiche Bedeutung wie Laube's „Karlsschüler". Nein, in „Uriel Acosta" ist Gutzkows ernstenergische, tragisch-dämonische Apostelnatur ebenso übergegangen, wie in die „Karlsschüler" Laube's fröhlicheres Gemüth, sein Glaube an das Glück, seine Lust am fröhlichen Wagen. Der Erfolg der letzteren ebnete diesem auch den Weg zu der Laufbahn, auf welcher er von 1849 an die reichste Gelegenheit fand, seine praktischen und poetischen Talente zum Heil der deutschen Bühne in harmonischer und fruchtbringender Weise zu entfalten, der Laufbahn des artistischen Theaterleiters, als welcher er nunmehr für die Entwickelung des modernen deutschen Theaters ebenso richtunggebend gewirkt hat, wie Gutzkow vorher als dramatischer Dichter. Seine Berufung an das Wiener Hofburgtheater im Jahre 1849, deren nähere Besprechung außerhalb des Rahmens unseres Buches fällt, war für das von Metternich befreite Oesterreich und sein Bildungsleben ebenso eine weithin sichtbare amtliche Besiegelung des mit dem modernen Zeitgeist eingegangenen Friedens, wie es vorher schon die Berufung Gutzkow's zum Dramaturgen an das Dresdener, Dingelstedt's an das Stuttgarter, Mosens an das Oldenburger Hoftheater gewesen. Auch in dem heute noch schwebenden Kampf für die Emanzipation des deutschen Theaters aus der Abhängigkeit, die seine Eingliederung in das Interessengebiet der fürstlichen Hofhaltungen verursacht, sind die jungdeutschen Dramatiker Vorbereiter gewesen. Als 1848 Gutzkow's Königsberger „Nikodemus", Professor Rosenkranz, in Berlin vortragender Rath im neuen Kultusministerium wurde, reichte er diesem einen ausgearbeiteten Plan für eine durchgreifende Theaterreform ein, die jedoch mit so vielem anderm von der neuhereinbrechenden Reaktion vereitelt wurde.

In jenen beiden Dramen hat aber auch ein Element der Geschichte des jungen Deutschlands wie der deutschen Freiheitsbewegung ein dauerndes Denkmal erhalten, dessen Ruhm in diesen Kapiteln deutscher Geistesgeschichte wiederholt zu verkündigen war: die opferfreudige Liebe und Freundschaft deutscher Frauen und Mädchen. Weil die Dichter, denen wir diese Mädchen und Frauen Liebe, Freundschaft, Schutz oder Förderung widmen sehen, Verfehmte und Verfolgte waren, Verfechter von Ansichten, deren Bekenntniß Gefahr brachte und bei den Lenkern des Staatslebens anrüchig machte, so sehen wir fast alle diese weiblichen Naturen verschönt und verklärt durch eine Eigenschaft, die aller Charaktertugenden höchste ist — den Muth. Den Herrinnen der berühmten Pariser Salons wie den Frauen, welche unsern großen

Dichtern die Liebe spendeten, die diese in ihren schönsten Schöpfungen dargestellt, in ihren berauschendsten Liedern gefeiert haben, brachte der Verkehr mit den Denkern und Dichtern gleichzeitig Ehre und Ruhm ein; in der Epoche der „Demagogenverfolgung" erheischte das Sichbekennen zu den öffentlichen Bekennern freier Ansichten über Religion, Staat und Gesellschaft von Seiten gleichempfindender Mädchen und Frauen Opferfreudigkeit und fast immer auch Opfer. Der Muth, sich selbst treu zu sein und sich selbst einzusetzen für das, was man für gut und heilig, schön und begehrenswerth erkannt, vor allem für die Liebe des eigenen Herzens — wie dieses in Gutzkows „Uriel Acosta" die geliebte Schülerin des Denkers thut — er ist in jener Zeit politischer Verfolgung patriotischer Dichter durch eine ganze Schaar hochherziger starkempfindender Vertreterinnen des „schwachen" Geschlechts vielfach reiner und nachhaltiger bethätigt worden, als von der Mehrzahl der über dem Jammer der allgemeinen Zustände den Muth verlierenden Männer ihrer Wahl. Diese waren an sich, an ihrer Zeit, an ihrem Wollen und Können unter dem Druck der Verfolgung irre geworden, aber wie sie von der Poesie dieses Frauenmuthes zum Kampf begeistert worden waren — Rahel Varnhagen, Bettina v. Arnim und die unglückliche Charlotte Stieglitz hatten sie ihnen in entscheidendem Moment offenbart — so war diese Poesie des weiblichen Muthes auch wieder die Kraft, welche den gescheiterten eigenen Lebensmuth ihnen zurückgab und stählte. Sie alle, die Vertreter des „Jungen Deutschland" und die ihren Bahnen folgenden Männer der patriotischen Freiheitslyrik, haben bis auf wenige Ausnahmen diese Poesie am eigenen Herzen erfahren; ihre Geschichte hat mit leuchtenden Lettern diesen Ruhm des deutschen Frauenthums zu buchen, wie ihrerseits diese Dichter selbst zu Darstellern desselben geworden sind in ihren glückgesegnetsten Schaffensstunden, in den anmuthendsten Kapiteln ihrer Dichtung. Aus der Erinnerung an das treue Einstehen der Braut Amalie für ihn, da er als „Gottesleugner" verschrieen und wie ein Verbrecher behandelt wurde, erstand dem Dichter des „Uriel" die arielhafte Lichtgestalt seiner Judith; aus der vor allem seinem Genius geltenden Freundschaft der Therese von Bacharacht entstammt der Glaube an eine Geistesgemeinschaft so inniger Art, wie sie dieselbe Judith mit ihrem ernsten Lehrer theilt; nach dem Bilde derselben Therese, die ihm in trüber Verzweiflungsstunde seines Lebens als Engel des Trostes zur Seite getreten war und sich als solche bewährte, bis ihre Leidenschaft sie für ihn zur Furie werden ließ, hat er die Gräfin Helene in den „Rittern vom Geist" gestaltet. Eine wirk-

liche Fürstin, die Gattin des Fürsten Pückler-Muskau, war es, die für den jungen Heinrich Laube als guter Schutzpatron wirkte, wie er es in seinem Roman „Die Böhminger" geschildert hat, während ihn die Liebe seiner Braut Iduna die Wonnen kennen lehrte, die er dann den verfolgten Schiller in seinen „Karlsschülern" nachempfinden ließ. Auch Henriette Harkort, Luise Mühlbach, die Bräute von Kühne und Mundt, haben ihren Männern das Glück solcher Liebe geboten, wie es in der Form höchsten geistigen Antheils von fördernder Wirkung Börne von Jeanette Wohl, Heine von Rahel Varnhagen, Mundt von Charlotte Stieglitz, Kühne von der Wittwe Augusts von Goethe, Ottilie, zu Theil ward, welche Ende der dreißiger Jahre die Versuche begann, Weimar aufs neue zu einem Musenhof zu erheben, die dann der Großherzog Karl Alexander nach seiner Thronbesteigung mit unbeirrter Energie aufnahm. Johanna Kinkel, Emma Herwegh, Ida Freiligrath, Helene von Corvin, Dor. von Lieven sind bekannte Beispiele von ungezählten andren deutschen Frauen, die in den Jahren der politischen Freiheitskämpfe des deutschen Volks sich als hochsinnige Gefährtinnen ihrer Männer bewährt haben, wie auch schon der Redner von Hambach, Dr. Wirth, und der in unserem fünften Kapitel besprochene Wilh. Schulz von ihren Frauen aus dem Gefängniß befreit wurden. Auch der markige Konrad Bolz in Freytags „Journalisten" und die Liebe der Adelheid Runeck, welche dem Resignirten das Selbstvertrauen zurückgibt und ihn mit dem heimlichen Ankauf der „Union" überrascht, deren Redakteur er mit Leib und Seele, sind geschaffen in solchen Weihestunden eines dankerfüllten Dichterherzens.

Daß auch Gustav Freytag (geb. 1816), der Landsmann Laube's, bei seinem Uebergang von der realistisch-gestimmten Romantik seines ersten Bühnenwerks „Die Brautfahrt" zu dem modernen Realismus der „Valentine", vom Gelehrtenberuf zu dem des Publizisten, ganz im Banne dieser Bewegung gestanden und im direkten Sichmessen mit Gutzkow zu dem künstlerischen Realismus erstarkte, in welchem er ihn später eine Zeitlang übertroffen, daß letzteres ebenso bei Hebbel und Otto Ludwig der Fall war, an deren beste Leistungen sich später ein erbitterter Kampf gegen das jungdeutsche Tendenzdrama knüpfte, dies läßt sich ebenso aus ihrem Jugendschaffen wie aus ihren Briefen an Gutzkow nachweisen, doch würde dieser Nachweis die Grenzen, die unserm Buche gesteckt sind, weit überschreiten. Der Geist des Jungen Deutschlands war über ihnen, als sie selbst aus Sturm und Drang sich mit ihrem Genius in der Welt zurecht zu finden suchten, und was ihnen als Schwäche ihrer Vorläufer auffiel, erkannten sie und pflegten sie als ihre

Stärke. Das hielt sie aber nicht ab, sich mit ihren Anfängen Gutzkow als Führer zu nahen und für dieselben seine starke Hülfe zu erbitten und zu empfangen. Die erste wahrhafte Würdigung seines Erstlingsdramas „Judith" (1840) hatte Hebbel nach seiner vorher an Gutzkow ergangenen Bitte diesem zu danken, und das Hauptmotiv desselben findet sich in dessen „König Saul". Die Initiative für die Erstaufführung von Freytags „Valentine" (1847) ergriff Gutzkow als Dramaturg des Dresdner Hoftheaters und sie scheiterte nur an dem Widerstande des Intendanten von Lüttichau, der das Stück für unmöglich erklärte. „Dieser Erbprinz," jammerte die Exzellenz in ihrem Ablehnungsschreiben, „der des Nachts mit Hülfe seiner Helfershelfer auf der Strickleiter bei einer anständigen Dame einsteigt, mit den entschiedensten Absichten, wo wir hier den Prinzlichen Hof mit jungen Prinzen haben, die das Theater besuchen und sich ein schlechtes Beispiel nehmen könnten, wenn sie an sich nicht schon gesitteter erzogen wären!" Mit solchen Rücksichten hatten noch Gutzkow, Laube, Mosen und Dingelstedt als Dramaturgen zu kämpfen. Otto Ludwig aber wandte sich mit seinen Erstlingsdramen, noch ehe sie gedruckt waren, am 9. Februar 1847 an Gutzkow, indem er diesen an die Hülfe, die er einst Georg Büchner erwiesen, erinnerte. „Ich muß Ihnen gegenüber meinen ganzen Stolz zusammenraffen, damit ich nicht zu sehr im Nachtheil stehe. Der Stolz ist wenigstens der Stoff der Thaten und am Platze, wenn man zum Bescheidensein noch kein Recht hat. Den Gedanken, an Sie mich zu wenden, hatt' ich, seit ich las, wie freundlich Sie sich des verstorbenen Büchner angenommen. Jede edle That eines Mannes ist ein Versprechen." Der Brief schloß: „Doch ich will mich nicht länger an Ihrer Zeit und Geduld versündigen. Berufsgeschäfte rauben Ihnen von ersterer, die der Produktion ganz gehören sollte, schon zuviel. Daß der kleine Rest von beiden durch zahlreiche Ansinnen von der Art des meinigen noch unbillig geschmälert werden mag, kann ich mir zu gut denken, als daß ich, wenn Sie mir meine Arbeiten ungelesen oder auch gelesen, aber ohne Trost für mich zurücksendeten, Ihnen dies verdenken dürfte. Was Sie, verehrter Herr, thun mögen, die Hochachtung wird es nicht vermindern, mit welcher ich mich schreibe — Ihren ergebensten Otto Ludwig aus Eisfeld." Freytag schließlich schrieb, als er im Januar 1847 von Breslau aufgebrochen war, um aus der „Gelehrten"-Stube „ins Volk zu gehen" und seinen Beruf ganz im Schriftstellerthume zu finden: „Ich habe an dem großen Erfolg des Uriel in Leipzig große Freude gehabt, denn der Geist des Stückes hatte mich von Breslau aus

auf meine Reise begleitet, es war die letzte Vorstellung, welche ich im dortigen Theater sah; die Darstellung war nur mittelmäßig, aber die Wirkung eine ungeheure. Es war da so recht der Boden für das Stück, wir haben eine starke jüdische Gemeinde und Sie wissen, wir Schlesier kämpfen in allen Konfessionen denselben Kampf für das Leben mit angestammter Lebhaftigkeit durch."

* * *

Wenn sich trotzdem schon während der Periode des Siegs eine wachsende Bewegung gegen die „Zeittendenz" im jungdeutschen Drama erhob und diese nach dem Bankrott der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt und der ihr folgenden allgemeinen Enttäuschung auf dem Gebiet der politischen Interessen, nun ihrerseits wieder zur Herrschaft gelangte; wenn ferner in ihr als Führer gerade Hebbel und Freytag hervortraten, während andere Otto Ludwig, den Makkabäer-Dichter, aufs Schild hoben, so ist dies damit zu erklären, daß hier sich wiederum eine natürliche Reaktion auf prinzipielle Einseitigkeiten vollzog, wie die Bewegung des Jungen Deutschlands vorher eine gewesen. Auch sie hatte berechtigte Bestrebungen auf die Seite gedrängt, das höchste Freiheitsrecht der Dichtkunst, das der Persönlichkeit, erschien durch ihre Herrschaft gefährdet, die künstlerische Phantasie, von dem Kampf gegen die Romantik mitbetroffen, suchte ihre Provinzen zurückzuerobern. Nach der Ueberfluthung des politischen Interesses auf alle andere Interessengebiete war ein entsprechendes Zurückströmen unausbleiblich. Was Börne im Anfang seiner Laufbahn Angesichts der Nachwirkungen der großen Erhebung des Nationalgeistes gegen Napoleon der Literatur als wichtige Aufgabe zuerkannt, die Leser „von der bestäubten Heerstraße der Politik in die freundlichen Gärten der Kunstblüthen und der Früchte des Wissens" zu locken, auf daß man sich „von dem Bürger an dem Menschen" erhole, wurde jetzt wieder ein Bedürfniß, für welches neue führende Geister in die Schranken traten. Der von Börne eingeleitete Prozeß der Durchgeistigung der schönen Literatur mit politischen Ideen hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Hülfe, welche die Literatur dem politischen Fortschritt darin geleistet, den allgemeinen Interessen in Tribüne und Presse die unentbehrlichen Machtmittel zu erobern, war jetzt entbehrlich geworden, die Mission des Jungen Deutschlands, das Geistesleben der Nation aus den Fesseln und Knebeln des Metternich'schen Polizeistaats zu befreien, war erfüllt. Und wie Gutzkow im „Phönix" bereits gegen den Börne der „Balance" geäußert, es sei eine unhaltbare Einseitigkeit, die

ganze Literatur auf die konstitutionelle Frage beschränken zu wollen, so erklärten jetzt neue Elemente ähnliches von einer Literatur, in welcher die poetische Gestaltung ausschließlich auf politische Wirkungen auszugehen schien.

Daß die parteipolitische Tendenz mit dem Wesen eines rein künstlerischen Realismus im Widerspruch stehe, hatten Gutzkow und Laube ja selbst längst erkannt, als sie aus Journalisten zu Dichtern geworden waren, wie wir an den „Modernen Charakteristiken" des Einen, dem Goethe-Buch des Andern gezeigt haben. Der Geist der Zeit, dessen bevorzugte Organe sie waren, hatte sich aber mächtiger erwiesen, als ihre ästhetische Einsicht. Und als die politischen Ideen, die sie zu Schriftstellern gemacht, gerade in der Zeit zum Siege drängten, in der sie dahin gelangt waren, in den Formen des Dramas gleichzeitig der Kunst und ihren Idealen zu dienen, da erfüllten sie eine historische Mission, indem sie diesem Geist der Zeit als Dichter dienten, ohne danach zu fragen, ob sie der dauernden Wirkung ihrer Werke damit nicht Abbruch thäten. Sie hatten in der Jugend gelernt, die Poesie als das mächtigste Mittel zu schätzen, das eine Wiedergeburt der Nation, ein in Freiheit geeintes Deutsches Reich herbeiführen könne. Sie hatten sich nicht geirrt. Der Literatur fiel in diesem Prozeß eine gewaltige Aufgabe zu, und wozu sie sich berufen gefühlt hatten im Sturm und Drang ihrer Jugend, dafür erwiesen sie sich als gereifte Talente auch auserwählt. Patriotische Begeisterung und politisches Wollen hatten einst das Ziel und das Maß ihrem poetischen Wirken vorgeschrieben und als die Zeit des Handelns kam, als ihre Ideale diejenigen des gebildeten Bürgerthums geworden waren, als die Nation ihre Vertreter nach Frankfurt sandte, um die Grundlagen einer Reichsverfassung festzustellen, da war von den Jungdeutschen auch jeder dabei, für die gemeinsamen Ideale auf seine Weise mit der That einzustehen. Gutzkow riskirte seine Dramaturgenstelle in Dresden durch den Freimuth seiner Schrift „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe"; als Redner von Arbeiterschultern herab unter den Fenstern des Königsschlosses zu Berlin bewirkte er in den Märztagen die Volksbewaffnung zur Einrichtung einer Bürgerwehr; unter Gagerns Vorsitz nahm er im Hotel de Russie an den Verhandlungen Theil, welche eine organisatorische Verwerthung der Errungenschaften bezweckten. Laube trat auf der Reise von Karlsbad nach Leipzig in Ellbogen als Kandidat für die Frankfurter Nationalversammlung auf und wurde als Mitglied der großdeutschen Erbkaiser-Partei ihr Historiograph („Das erste deutsche Parla-

ment“). Wienbarg wirkte im Freiheitskampf seiner schleswig-holsteinischen Heimath als Stabsadjutant in einem Freikorps und verfocht mit der Waffe, was er vorher in seiner Flugschrift „Der dänische Fehdehandschuh aufgenommen“ mit flammender Rede verfochten hatte; dann wurde auch er Darsteller dieser Kämpfe. Der Berliner Märzaufstand fand Mundt unter den Barrikadenkämpfern, als Redner in den Volksversammlungen; sein „Katechismus der Politik“, seine „Staatsberedtsamkeit“, sein „Machiavelli“, seine Geschichte der deutschen Stände spiegeln seinen leidenschaftlichen Antheil wieder. Und Kühne, der mit Robert Blum und Wuttke nach Frankfurt gegangen war, stellte seine „Europa“ in den Dienst der Freiheitsbewegung.

Von allen bewährte sich auch hier wieder Gutzkow als der bedeutendste und konsequenteste, als der umsichtigste und weitsichtigste. In seiner Schrift „Deutschland“ stellte er als Ideal für die Zukunft einen deutschen Bundesstaat auf, der durch Verträge und Abkommen, im Nothfall durch gewaltsame Krisen, befreit sein sollte vom Fluche der Kleinstaaterei. Alles was die Wiedergeburt des Reichs so lange verhindert, die dynastische Eifersucht, die habsburgische Hauspolitik, aber auch die falschen Hoffnungen der Liberalen auf ein Bündniß mit Frankreich und den Polen, suchte sein Plan zu beseitigen. Sieben, etwa gleich große, konstitutionell verfaßte Königreiche, von denen eines Deutschösterreich, sollten in einer Zentralgewalt ihr Regierungsorgan, in einem Reichstag ihre Volksvertretung finden; im Zusammenwirken mit beiden sollte als Vertreter der sieben Könige ein verantwortlicher Reichskanzler die Geschäfte des Reiches leiten. Dem berufenen und erprobten Geist, nicht dem Zufall der Geburt, wollte er die Leitung des Reichs anvertraut wissen. Die Führung des deutschen Reichsheeres aber sollte das Vorrecht der preußischen Könige sein. Er bekämpfte ferner den Irrthum, als sei mit einer parlamentarischen Reichsvertretung die Wiedergeburt des Vaterlandes erreicht; mit der politischen Reform müsse die der Kirche, der Schule, der sozialen und wirthschaftlichen Einrichtungen Hand in Hand gehen. Mit dem scharfen Blick für die sozialen Fragen, der ihn von Jugend an ausgezeichnet, sagte er die Bewegungen voraus, welche unsere Gegenwart erschüttern. „Der Sozialismus,“ führte er aus, „wird mit der zunehmenden Bildung der unteren Volksklassen eher zu- als abnehmen, aber er wird mit dieser Bildung, wenn es eine wahre ist, auch anfangen minder gefährlich zu werden.“ Nicht das Eigenthum, aber das Privilegium des Eigenthums werde fallen. Mit einer tüchtigen Volksschule, einer gereinigten, allgemein freien Religion und einer aufrichtigen Demokratisirung des

Staates würden die sozialistischen Forderungen nicht mehr in so bedrohliche Extreme ausarten, wie es nothwendig die Folge des alten mittelalterlich-hierarchisch-bureaukratisch regierten Polizeistaates war. Auch der politische Fortschritt, dies war sein Grundgedanke, ist ein Prozeß der Bildung, und auch in Machtfragen spreche das letzte Wort immer der Geist des Fortschritts. Seine Vorschläge befriedigten damals freilich weder die großdeutsch-demokratischen, noch die kleindeutsch-monarchischen Parteien; aber daß von den vielen hundert Programmen, die damals aufgestellt wurden, dieses die weiteste politische Voraussicht verrieth, dürfte heute wohl Niemand leugnen.

Als dann aber auch diesmal dem großen Aufschwung der Nation eine Zeit trostloser Reaktion folgte, als in der Literatur jene ästhetische Gegenbewegung auf die Herrschaft der politischen Ideen entstand, die ihm mit persönlicher Spitze entgegentrat und der er als persönlicher Herausforderung begegnete, da raffte sich sein Geist empor, um in der Form des Romans und in streng realistischer Ausführung ein großkomponirtes Spiegelbild der Bewegung zu geben, die er mit so leidenschaftlicher Antheilnahme von Jugend auf prophezeit, erstrebt, durchlebt und die er nun gescheitert sah an dem Mangel praktischer politischer Einsicht, an dem Mangel an Macht zur Durchführung der siegreichen Ideen. Die an strenge Zeitfolge gebundene Form des Dramas genügte diesem dichterischen Drange nicht. Es entstand in den Jahren 1850 und 1851 in Dresden der Roman „Die Ritter vom Geist". Hier schilderte er mit anschaulicher Kraft den Kampf der liberalen Ideen mit den Grundsätzen des Feudalismus und der geistigen Stagnation; er verfolgte das Parteigetriebe und das Wirken der Hofkamarilla bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel; in einer Reihe von Herzensbündnissen und Herzenskonflikten schilderte er die einigende Macht der Liebe in ihrer Mission, das Trennende der Vorurtheile und Stände zu überbrücken, wie auch die sittenzerstörenden Wirkungen des Polizeistaats auf die Verhältnisse in Familie und Ehe. Die reiche Fülle seiner Personenkenntniß in allen Schichten des Volks, seiner Anschauung von Berlin bis hinaus auf die Tempelhofer Haide und in die verlorensten Gäßchen, benutzte er als Material für ein reich gegliedertes, sich lebensvoll vorwärts entwickelndes Nebeneinander von typischen Vertretern der einzelnen Richtungen, aufgefaßt in charakteristischem Handeln; er reflektirte die Zustände am preußischen Königshof und in den Höhen und Tiefen der Berliner Gesellschaft, verfolgte das Wirken der Freiheits- und Fortschrittsideen in den Köpfen und Herzen rauhhändiger Arbeiter und Arbeiterinnen, in Vertretern des

Staats, der Kirche, der Künste, des Heers. Aber die bunte Folge von Szenen durchdrang er mit einer Idee und diese Idee war die Essenz der Bestrebungen des Jungen Deutschlands: die Wiedergeburt des Vaterlandes und der Befreiungsprozeß der Menschheit muß eine Sache der Bildung sein. „Mit der Isolirung ist es nichts, mit der breiten Masse und Zahl auch nichts, die Elite muß sich finden — die Ritter vom Geist — aber rascher finden, rascher erkennen als bisher und sicherer handeln," so bezeichnete er gegen Schücking die Grundidee des Romans. Nicht Armuth und Reichthum, nicht Geburt und Erbe, nicht Talent und Wissen entscheidet dies Ritterthum, sondern die Fähigkeit, den Geist uneigennützig hinzugeben an die Ideale des nationalen und menschlichen Fortschritts. Einen „politischen Wilhelm Meister" hatte er schreiben wollen und als solcher wurde das großartige Werk von Männern begrüßt wie A. W. Riehl, M. Carriere, K. Rosenkranz, Fr. Dingelstedt, G. Kolb, R. Gottschall, Fallmerayer, Zabel, Levin Schücking u. A. Es wurde als eine hochragende Grenzsäule der deutschen Literatur gefeiert und als solche wirkt es noch heute. Alexander Jung in Königsberg, der eben erst ein Werk über Goethe's Wanderjahre und deren modernen Ideengehalt geschrieben, widmete den „Rittern", die im Laufe der nächsten drei Jahre trotz ihres vorherigen Erscheinens im Feuilleton der Deutschen Allgemeinen Zeitung und trotz ihrer 9 Bände drei Auflagen erlebten, ein ganzes Buch. Eine besondere Genugthuung für Gutzkow, in Erinnerung an seine Anfänge, bildete die warme Aufnahme, welche der Roman auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung fand.

Freilich erhob sich gleich damals gegen die bewundernden und anerkennenden Stimmen auch eine leidenschaftliche Opposition, deren wirksamster Sprecher Julian Schmidt in den „Grenzboten" wurde und die aus ästhetischen Gründen dem Dichter auch jetzt wieder den frischen Lorbeer vom Haupt zu reißen suchte. Und gerade in dem, worin Gutzkows Eigenart sich am schärfsten offenbarte, ward er am wenigsten verstanden, in der Symbolik und der Ironie des Romans: die eine auch jetzt das Organ seines Idealismus, die andere das Organ seiner nie ganz erschweigenden Skepsis. In der realistisch durchgeführten Symbolik der Gründung eines Bundes der Ritter vom Geist, wie er ihn in Anwendung eines Heineschen Wortes nannte, schilderte er das Ideal, das ihm in den Tagen des eigenen burschenschaftlichen Schwärmens in der Gartenwirthschaft bei Naumann neben der geheimnißvollen Freimaurerloge in der Seele erstanden, zeichnete er die Wiedergeburt der alten Templerei im Sinne des politischen und sozialen Fortschritts: das

Werden eines freien Geister-Bundes, dessen Phantom Metternich und Tzschoppe in dem „jungen Deutschland“ gesucht, um dessen willen die jungen Geister verfolgt worden waren und der doch nur bestanden hatte in Gutzkow's und seiner Freunde Phantasie — eine Schöpfung des deutschen Idealismus, geträumt von einem deutschen Idealisten als Organ für die Erfüllung seiner Ideale. Aber zu dem Idealismus gesellte sich die Skepsis des Autors. Aus den Stimmungen der Enttäuschung des Jahres 1849 heraus war der Roman erwachsen. Der deutsche Idealismus hatte schwere Niederlagen erlitten; hunderte, tausende seiner begeistertsten Anhänger waren im Kampfe gefallen, schmachteten in den Kerkern, irrten im Exil. Das blinde Walten einer unorganisirten, aufgeregten, kopflosen Menge, die Anarchie brutaler Instinkte hatte den Kampf der organisirten Revolution entschlossener Patrioten um seine Früchte betrogen, „That und Ereigniß“ hatten sich wieder einmal auf Kosten des Ideals befehdet, die Gewalt mechanischer Gesetze hatte edelstes Wollen vernichtet. Was war das Ergebniß all der Anstrengungen, die ihrem Ziele schon nahe geschienen? Die erneute Reaktion des Polizeiregiments! Eine „Ironie des Satans“! Diese weltgeschichtliche Ironie verlangte in seinem poetischen Zeitbild eine symbolische Spiegelung. Wir finden sie in der scheinbar unwichtigen und darum vielen Lesern zu breit erscheinenden Geschichte von dem Schrein, der die Dokumente des großen Vermögens enthält, auf das die Brüder Wildungen Anspruch haben und das sie nach gewonnenem Prozeß dem Bunde der Ritter vom Geist überweisen wollen. Diese Geschichte vom Schrein, über welche Julian Schmidt seine plumpen Späße nicht oft genug wiederholen konnte, hat nicht nur die technische Absicht geschaffen, eine stoffliche Spannung im Gang zu erhalten; in dem Schicksal dieses Schreins, der nach langer Verschollenheit im alten Templerhaus zu Neurode von Dankmar Wildungen gefunden, auf der Reise nach Berlin verloren, vom Justizrath Schlurck gestohlen, von den Eigenthümern vergeblich gesucht, und nach endlicher Wiedererlangung von dem Sohne der Tiefe, dem elenden Hackert, im Nachtwandeln den Flammen überantwortet wird, sollte sich die Unzulänglichkeit aller vereinzelten Versuche spiegeln, ideale Aufgaben zum Besten Aller zu lösen, sollte symbolisch die Mahnung sich aussprechen, daß der fortschreitende Geist nicht durch Inanspruchnahme privilegirter Rechte, sondern nur aus eigner Kraft durch das Recht der Wahrheit seine Siege erringen kann. Darum den zerstörenden Flammen zum Trotz erstrahlt nur leuchtender die Idee des Fortschritts, das Ideal der „Ritter vom Geist“, an dem sie festhalten, auch nach dem Verluste,

und das — so ist ihr und des Dichters unerschütterlicher Glaube — auch durch Flammen der Nation und der Menschheit voranschreitet, um schließlich doch die Verwirklichung auf Erden zu finden.

Was Wienbarg in seinen „Feldzügen" als die Aufgabe des modernen Romans bezeichnet, was Laube in seinen „Kriegern" auf seine Weise in dem gegebenen Rahmen der zyklischen Anlage des „Jungen Europa" erprobt, die Darstellung der die Zeit erschütternden Kämpfe und in ihr sich vollziehenden idealen Bestrebungen in dem Schicksal von Zeitgenossen, die an ihnen betheiligt sind, auf dem Untergrund und in innigem Wechselbezug mit der Wirklichkeit der sozialen Verhältnisse, der Oertlichkeit, des Bodens, der dem Verfasser vertraut ist; aber auch der in „Wally" gescheiterte Versuch, die Darstellung des realen Lebens mit einer in die Zukunft hinausweisenden Idee so zu durchgeistigen, daß das Ganze als Symbol der Wandlung dieser Idee zur Wirklichkeit erscheine, das war in den „Rittern von Geist" in einer Weise Erscheinung geworden, die alle ähnlichen Versuche weit hinter sich ließ. Wir können hier nicht verfolgen, in welch außerordentlichem Umfang Gutzkow's Beispiel auch jetzt wieder bahnbrechend und anregend wirkte. Mundt's „Matadore", Laube's „Böhminger" (die er unvollendet liegen ließ, bis er sie im Alter vollendete), Kühne's „Freimaurer" sind Beispiele einer ganzen Literatur von Tendenzromanen, als deren Eckstein die „Ritter vom Geist" zu gelten haben, auch insoweit das Neue mit bewußtem Gegensatz zu diesen ins Leben trat. Der innere Widerspruch zwischen den von der Romantik ererbten Elementen der Ironie und Symbolik in Gutzkows Roman und den Prinzipien des Realismus, weckte diese Gegenbewegung. Sie machte sich bald genug geltend. Freytags „Soll und Haben", das drei Jahre später erschien, war denn auch in der Komposition klassischer gefügt, gleichmäßiger gearbeitet, in der Darstellung des wirklichen Lebens frei von jenen Elementen, und die drei Bände lasen sich bequemer als die neun Bände der „Ritter": aber was Originalität der Schöpfung, Fülle der erschaffenen Gestalten, Reichthum an Beziehungen zu den allgemeinen Interessen, Tiefe des Griffs in das Volksleben und Höhe des idealen Ausblicks betrifft, so überragt Gutzkows Werk das Freytag'sche hoch. Frei sich haltend von optimistischer wie pessimistischer Einseitigkeit, hat er zum ersten Male unsrer Nation gezeigt, wie viel Armuth und Elend, Verführung und Laster, aber auch wie viel Tüchtigkeit und Tugend in den Dachkammern und Kellerstuben der deutschen Großstadt haust, über welche die vornehme Welt sich bis dahin gewöhnt hatte, kalt hinweg zu sehen. Und ohne Zwang hat er das

Leben in diesen tiefsten Schichten des Volks verflochten mit den idealen Bestrebungen, die dem Aufschwung des Gemeinwohls und der nationalen Gesammtheit gelten. Wo Freytag's Realismus mit Behagen an den Einzelheiten der äußeren Erscheinungen weilt, drang Gutzkows Forscherauge in das Wesen der Menschen und Zustände. So in den Rittern vom Geist — so im „Zauberer von Rom" (1859, 60), dessen neun Bände uns in gleicher Weise das Walten alter und neuer sich bekämpfender Ideale im katholischen Kirchenthum dargestellt haben, in Schicksalen und Personen, deren Lebenswahrheit ihre Bewunderer selbst im damaligen katholischen Klerus fand, und in welchem er, wie in den „Rittern" das ideale Streben nach einer Wiedergeburt der deutschen Nation, das ideale Streben nach einer Wiedergeburt des Christenthums als Organisation der bethätigten Nächstenliebe — wie sie auch Mazzini erstrebt — zur leitenden Idee der Handlung gemacht hat. Er brachte dieses Bild idealen Strebens wiederum auch hier in engsten Zusammenhang mit spannenden Verwicklungen und erschütternden Konflikten, die episch an den Folgen veranschaulichten, was er früher kritisch bekämpft, den Eingriff der Kirche in das Herzens- und Familienleben der Menschen, an den Folgen des Zölibats, der Unauflöslichkeit der katholischen Ehe, des Verbots und der Bevormundung der gemischten Ehen. Das individuelle Glück stellte er als Zweck hin aller allgemeinen Bestrebungen zum Wohle der Menschheit, aller politischen, sozialen, kirchlichen Reform — als etwas Werdendes, organisch Wachsendes, das nun und nimmer selbst zum Dogma erstarren dürfe. Wie Lessing sich beschied auf das Streben nach Wahrheit, so lehrt er, daß auch die Freiheit nicht Sache des Besitzes, sondern des Strebens sein und bleiben müsse und offenbarte sich in dieser seiner Mission als ein Lessing der Freiheit. Und war er einst in seiner Polemik mit der Geistlichkeit weit über das Ziel hinausgeschossen, hatte er dann als Verfolgter seinen Anklägern stolzen Muthes den Widerruf geweigert, so glich er jetzt mit künstlerischer Freiheit und Wahrheit die Fehler seines Jugendübermuths aus, indem er in beiden Romanen mit dichterischer Objektivität neben die typischen Gestalten scheinheiligen Streberthums und befangenen Glaubenswahns liebenswürdige Vertreter des geistlichen Standes, edle Apostel eines werkthätigen Christenthums stellte: das schöne Dichtergemüth des protestantischen Oleander und katholische Priester wie den geistesmilden Dechanten von St. Zeno und den gottbegeisterten Reformgeist Fra Federigo. Und weil diese, einen großartig reichen Bildungsstoff bergenden Romane in ihrer Konzeption und Durchführung,

im Realismus ihrer Darstellung wie im Idealismus ihrer Tendenz so überaus zeitgemäß waren, so können sie freilich in Manchem nicht dem Geschmack ganz anderer Zeiten entsprechen, darum werden sie aber auch andererseits als die charakteristischsten literarischen Denkmäler eben jener Zeit bestehen und der Zukunftsdrang in ihnen wird auch späteren Geschlechtern wie ein Prophetengruß aus ferner Vergangenheit in die glücklichere Nachwelt klingen. Die „Ritter vom Geist" im besonderen werden, wie heute uns, auch unseren Enkeln in poetischem Abbild eine Vorstellung von dem idealen Gährungsprozeß im Geistesleben der Nation vermitteln, der dem praktischen Einigungswerk der Bismarck'schen Politik vorausgegangen ist und vorausgehen mußte, um deren entscheidende Siege möglich zu machen.

Wir Heutigen aber, die Erben der positiven Errungenschaften jenes Jungen Deutschlands, dessen Leistungen und Wirkungen wir hier bis zu ihrem Höhepunkt verfolgt, wir wollen die Worte beherzigen, welche Gutzkow am Schlusse seiner Vorrede zum Neudruck der „Wally" an die Nation gerichtet: „Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die des Morgens in der Winterfrühe, wenn kaum noch die Hähne gekräht haben, schon auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußstapfen eindrücken müssen. Ihr habt Mittags gut spazieren wandeln! Gedenket derer, die zwischen Feld und Wald und Weiler im ersten Morgengrauen auf zuweilen doch unübersehbaren Schneeflächen zuerst die Wege wieder suchen mußten und dabei keinen andern Führer hatten als den Rauch aus jenen fast unsichtbaren, weiß verhangenen Schornsteinen, wo dem so Bequemgebetteten schon in aller Frühe der labende Mokka dampft." Was die Patrioten des Exils, das politische junge Deutschland durch Verschwörung hatten erreichen wollen, hatte das literarische junge Deutschland zum Bildungsprozeß gemacht. Und als dann im Jahre 1870 die Kriegserklärung Napoleons die deutschen Stämme zur Abwehr vereinigt fand, schrieb Venedey, einst der Herausgeber des „Geächteten" in Paris, an Gutzkow: „Ist es nicht eine große Genugthuung, daß die Einheit Deutschlands — die wir vor 40 Jahren kaum zu Hunderten predigten und dafür auf die Festung kamen, endlich doch zur That wird und die Bluttaufe erhalten soll." (Stuttgart, am 23. Juli). So begegneten sich die Geister beider Richtungen jetzt in derselben gehobenen Stimmung.

Unser Ausblick hat die Grenzen der uns gesteckten Aufgabe weit überschritten. Die Andeutungen, die er geboten, müßte ein anderes Buch deutscher Geistesgeschichte ausführen, dessen Mittelpunkt „das Jahr 1848"

mit seinen literarischen Voraussetzungen und Ausstrahlungen, seinen geistigen Revolutionen und Reaktionen zu bilden hätte. Uns galt es nur, die Wirkungen hier zu verfolgen, welche als das direkte Ergebniß der Bewegung des Jungen Deutschlands zu betrachten sind. Es kamen auf dem Gebiete der Politik klügere Denker, praktischere Führer, mächtigere Geister; die Kritik der kirchlichen Dogmatik fand neben D. F. Strauß gewaltige Systematiker in Ludwig Feuerbach und Bruno Bauer; die radikalen Konsequenzen der Hegel'schen Entwickelungsidee fanden in den Männern der Halle'schen Jahrbücher, in Arnold Ruge u. A. energischere Verfechter, wie andererseits diese selbst auf dem Gebiete der Geistesgeschichte in Kuno Fischer, Herm. Hettner, M. Carriere, Friedr. Vischer, Meister historischer Darstellung und theoretischen Aufbaus. Die besiegte Romantik fand neben schärferen Kritikern ihrer Schwächen, neben Neubelebern des Echten in ihr, in R. Haym ihren klassischen Darsteller; der erstarkende Realismus setzte die Naturwissenschaft auf den Thron des gesammten geistigen Lebens und bahnte jenen Aufschwung der Technik an, der den ganzen gesellschaftlichen Organismus von Grund aus verändert hat; der sozialen Reformideen bemächtigten sich einsame Denker und weitgegliederte Parteien; die Ehe ward zur bürgerlichen Institution erhoben, die Presse entwickelte sich in freier Entfaltung zu einer allumspannenden Kulturmacht, das Reich erstand und der deutsche Reichstag: für all dies geistige Wachsthum war die von uns geschilderte Bewegung die keimtreibende Frühlingszeit. Auch die poetische Kunstblüthe, welche der Herrschaft der politischen Ideen in der deutschen Literatur folgte, hat, wie wir zeigten, jene Sturm- und Drangzeit junger Geister zur Voraussetzung. Als versöhnte Rivalen, wenn auch auf getrennten Bahnen, haben Gutzkow und Laube an dieser Fortentwickelung persönlichen Antheil genommen. Laube, leichten Muths, seine Hauptkraft dem Theater zuwendend und diesem noch einige seiner besten Dramen darreichend, rüstig bis in ein hohes Alter, in dem er seine „Erinnerungen" mit einer fröhlichen Seligpreisung seines Lebens schloß; Gutzkow, auch weiterhin mit bitterem Ernst seine Dichtermission als Apostelberuf auffassend, immer bestrebt, mit den Wirkungen seines Geistes und seines Talents den menschlichen und bürgerlichen Fortschritt zu fördern, bis aus dem Zwiespalt seines Idealismus und seiner Skepsis, seines Glaubens an die Menschheit und seiner Verzweiflung an den Menschen, den Menschen, die ihn von früh an verfolgt und sein bestes Wollen verlästert, ihm jenes tragische Schicksal erwuchs, das ihn den Tod als Erlöser begrüßen ließ. In der Hingabe des Lebens an große ideale

Aufgaben leuchtende Beispiele, als Verfechter ihrer Grundsätze — trotzalledem — echte Ritter vom Geist, haben beide ihr kühnaufstrebendes, fruchtbares Wirken an die Läuterung der hohen Ideale gewandt, das Leben mit der Kunst, die Kunst mit der Wirklichkeit, die Wahrheit mit der Schönheit, die Freiheit mit dem Gemeinwohl zu versöhnen, der Ideale, für die ihre Jugend froh und verwegen ihre frische Kraft eingesetzt, um ihnen, im Morgennebel einer tagenden neuen Zeit zur einstigen Verwirklichung neue Wege zu bahnen.

„Voran, voran, ihr Bittern,
In segenden Gewittern!" —

hat auch ihnen Gottfried Keller in seinem schönen Versöhnungslied „Denker und Dichter" zugerufen, in welchem er ausführte, daß solch bahnbrechende Geister, die mit der Fackel in die Finsterniß der Zukunft dringen, denen die Dichtkunst Kampf, die Kritik Aufklärung, das Wort reinigendes Feuer ist, nicht „mit hellgestimmten Zithern" ihres Berufs warten können.

Die Leser werden gebeten, die folgenden Fehler zu beachten:

Es ist zu lesen:

Seite	12.	Zeile	4	von	oben,	H. Mielke statt F. Mielke.
„	16.	„	10	„	„	dessen „ deren.
„	34.	„	16	„	„	Georg „ Ludwig.
„	34.	„	18	„	„	Guizot und Jener statt Mercier und Beyle.
„	44.	„	9	„	„	vorletzten Kapitel „ Schlußkapitel.
„	59.	„	6	„	„	Jarcke statt Jarke.
„	59.	„	10	„	„	1834 statt 1832.
„	68.	„	10	„	„	Hamburg statt Stuttgart.
„	123.	„	8	„	„	1837.
„	180.	„	16	„	„	Philosophie statt Geschichte.
„	209.	„	5	„	„	Riempitsch statt Riempsch.
„	261.	„	17	„	unten,	Jacoby statt Jakoby.
„	504.	„	15	„	„	wie jener „ wie dieser.
„	511.	„	11	„	„	beschäftigen statt beschäftigten.
„	521.	„	14	„	„	da statt als.
„	528.	„	14	„	„	die von statt von.
„	568.	„	2	„	„	und „Rückblicken" statt „Erinnerungen".
„	569.	„	10	„	oben,	noch statt nach.
„	571.	„	4	„	„	Rückblicke statt Erinnerungen.
„	573.	„	1	„	unten,	angeborenen statt anerzogenen.
„	579.	„	8	„	oben,	verkündeten „ verkünden.
„	587.	„	11	„	„	ist Lenz mit Klinger verwechselt.
„	641.	„	11	„	unten,	seiner statt seine.
„	642.	„	5	„	oben,	Eigenschaft statt Eigenschaften.
„	653.	„	3	„	unten,	wo ihm seine statt dessen 2c.
„	667.	„	1	„	„	Gutzkows statt des letzteren 2c.
„	736.	„	4	„	„	„Bürger" „ „Krieger".